Lieferung
No. 3.

MÆRCHENSAAL
aller Völker.

Verlag von Carl Reimarus in Berlin,
Firma: Grevino'sche Buch- und Kunsthandlung.

Stich und Druck von Eduard Hænel in Berlin.

3 1761 06586566 9

brief
PN
0041962
v.3

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mrchensaalmr03klet

DRITTER BAND.

Märchensaal.

Märchen aller Völker

für

Jung und Alt.

Gesammelt, übersetzt und herausgegeben

von

Dr. H. Kletke.

Dritter Band.

Mit einem Stahlstich und einem Anhang: Die Literatur der Märchen.

Berlin.
Verlag von Carl Reimarus,
Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung, Königliche Bauschule Nr. 12.

1845.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt des 3. Bandes.

Seite

Mongolische Märchen.

Die Vogelfrau 1
Die sechs Gefährten 3
Chan Kindersinn 5
Der Maler und der Holzkünstler 7
Der Wunderman 9
Der Talismann 10
Die mißgünstige Stiefmutter 13
Die treuen Thiere 16
Die Krokodillfrösche 19

Indische Märchen.

Harasvami 24
Geschichte des Siva und Madhava 25
Des Holzhauers Tochter 30

Malayisches Märchen.

Die Prinzessin von Ledang 44

Jüdische Märchen.

Die gebrochnen Eide 43
Der Muhel 50
Das Mazikpferd 53

Morgenländische Märchen.

Amin der Kluge 54
Heldenthaten und Tod des Hauptmanns Bergspalter 58
Der König und sein Sohn 82
Das Land der Betrüger 86
Der Goldschmied und der Zimmermann 90
Geduldvater 92
Der arme Teufel 94
Der Prinz, der Frosch und die Schlange 95

Seite

Der Kaufmann und die Stute 97
Der Brahmine und das Meer 98
Geschichte des Prinzen Kalaf 103
Geschichte des Aly Baba und der vierzig Räuber 177
Geschichte Sindbads des Seefahrers... 207
Erste Reise Sindbads des Seefahrers.. 209
Zweite „ „ „ „ .. 214
Dritte „ „ „ „ .. 219
Vierte „ „ „ „ .. 226
Fünfte „ „ „ „ .. 233
Sechste „ „ „ „ .. 238
Siebente und letzte Reise Sindbads ꝛc. 245
Geschichte Aladdin's oder die Wunderlampe 250
Suleiman 340
Wer ernstlich will, kann viel 357
Fettich 358
Die beiden Freunde 360
Die beiden Geizhälse 363
Der Kläger und der Richter 364
Geschichte von dem Diebe und der Frau 365
Geschichte von den Listigen, die den Geldwechsler betrogen 367
Die vier Harthörigen 368
Der Löwe und der Sijahgusch 371

Amerikanische Märchen.

Beoban und Siegwun, oder Winter und Frühling 373
Der rothe Schwan 374

Afrikanische Märchen.

Der Mord des Maßiloniane 386
Der kleine Hase 389

Mongolische Märchen.

1.

Die Vogelfrau.

Vor Zeiten lebte in einem blühenden Lande ein Hausvater mit drei Töchtern, welche täglich abwechselnd die Kälber zu hüten hatten. Einst war die älteste Schwester während der Hütungszeit eingeschlafen, und ein Kalb ging verloren. Da stand die Dirne auf, um das Kalb zu suchen, und gelangte zu einem großen Hause mit einer rothen Hofthüre. Sie ging hinein und kam zu einer goldenen, von dieser zu einer silbernen, von dieser zu einer ehernen Thüre. Nachdem sie auch diese Thüre geöffnet hatte, fand sie beim Aufmachen derselben einen Käfig mit Gold und andern Kostbarkeiten geschmückt. Innerhalb stand ein weißer Vogel auf einem Tische. „Ich habe ein Kalb verloren," sprach das Mädchen, „und bin gekommen, es zu suchen." Auf diese Worte sprach der Vogel: „Wirst du meine Frau, dann zeig' ich dir das Kalb, sonst nicht!" Das Mädchen sprach aber: „Dies geschieht nicht, weil unter den Menschen die Vögel zu dem Vieh gezählt werden. Find' ich auch das Kalb nicht, so werde ich doch nicht deine Frau." So sprach sie und kehrte zurück.

Am folgenden Tage hütete die mittelste Schwester. Es ereignete sich mit ihr das Nämliche, aber auch sie wurde keine Vogelfrau.

Endlich hütete auch die jüngste Schwester die Kälber, und weil es ihr nicht besser erging, so sprach der Vogel zu ihr: „Wirst du meine Frau, dann zeig' ich dir das verlorene Kalb." Auf diese Worte sprach das Mädchen: „Es geschehe nach deinem Willen." So sprach sie, und wurde die Frau des Vogels.

Nach einiger Zeit geschah es, daß bei einer großen Pagode ein dreizehntägiges Fest gefeiert wurde. Es versammelten sich zum Zusehen eine Menge Menschen und auch die Vogelfrau ging dahin. Unter den Weibern war sie die Erste, aber unter den Männern ward ein rüstiger Mann bemerkt, der auf einem Schimmel um die Versammlung dreimal herum ritt. „Der ist der Erste!" riefen Alle.

Als die Frau zurückgekommen war, fragte sie der weiße Vogel: „Welche waren wohl die Ersten unter den versammelten Männern und Weibern?" Da sprach die Frau: „Der Erste vom männlichen Geschlechte saß auf einem Schimmel, aber ich kannte ihn nicht. Die Erste vom weiblichen Geschlechte war ich selbst."

Eilf Tage nach der Reihe geschah das Nämliche. Am zwölften aber, als die Vogelfrau ebenfalls in der Versammlung zugegen war, saß sie neben einem alten Weibe. „Wer," sprach die Alte, „ist wohl heute die Erste in der Versammlung?" Auf diese Frage erwiderte die Frau: „Unter den Männern ist der Reiter auf dem Schimmel über alle Vergleichung. Unter den Weibern bin ich es. Wäre ich doch mit diesem Manne verbunden: aber mein Gemahl gehört zum Vieh, ist ein Vogel."

So sprach sie weinend, und die Alte versetzte dagegen: „Sprich doch nicht dergleichen Worte. Unter den versammelten Weibern bist du allerdings die Vornehmste. Der Reiter auf dem Schimmel aber ist dein eigener Gemahl. Morgen ist der dreizehnte Festtag. Geh' morgen nicht in die Versammlung, sondern bleibe hinter der Thüre, bis dein Gemahl das Vogelhaus öffnet, den Schimmel aus dem Stalle zieht, und in die Versammlung reitet. Dann nimm das geöffnete Vogelhaus und verbrenne es. Hast du dieses gethan, dann wird dein Gemahl in seiner wahren Gestalt dich begleiten."

Die Frau handelte nach diesem Befehle, und nachdem das Vogelhaus geöffnet und der Mann weggegangen war, verbrannte sie das Vogelhaus auf dem Heerde. Als sich die Sonne nach Westen neigte, kam der Vogel zurück und sprach zu seiner Frau: „Wie? du bist früher gekommen?" Die Frau antwortete: „Ich bin früher gekommen." Da sprach der Mann: „Wo ist mein Vogelhaus?" Die Frau versetzte: „Ich habe es verbrannt." Der Mann sprach aber: „Barama*), das ist was Schönes! Das Vogelhaus war meine Seele." Die Frau sprach hierauf: „Was ist jetzt wohl anzufangen?" Auf diese Worte versetzte der Vogel: „Es bleibt kein anderes Mittel, als dich hinter die Thüre zu setzen, und dort Tag und Nacht mit dem Schwerte zu rasseln. Hört das Rasseln auf, dann reißt mich der Tschädkürr mit sich fort. Sieben Nachtzeiten kämpfe ich gegen Tängäri**) und Tschädkürr."

Nach diesen Worten nahm die Frau das Schwert, und sperrte ihre Augenlider mit Hölzern auseinander, und durchwachte sechs Nachtzeiten. In der siebenten Nachtzeit nickte sie nur einmal mit dem Auge, aber plötzlich rissen Tängäri und Tschädkürr den Vogelmann hinweg. Jammernd, ohne Nahrung, lief die Frau sinnlos umher, und rief unaufhörlich: „Ach mein Vogelmann! ach mein Vogelmann!"

Als sie Tag und Nacht, ohne ihn zu finden, gesucht hatte, vernahm sie von der Höhe eines Berges die Stimme ihres Gemahls. Sich nähernd, hörte sie die Stimme aus einem Flusse. Sie lief auf den Fluß zu und erblickte ihren Gemahl neben einem Tängärigreise, mit einer Ladung zerrissener Stiefel auf dem Rücken. „Ueber dein Wiedersehen," sprach der Mann, „ist mein Herz sehr erfreut. Ich muß für Tängäri und Tschädkürr Wasser schleppen, und habe so viel Stiefel durch diese Arbeit verbraucht. Willst du mich wieder haben, dann

*) Ein Ausruf des Schreckens.

**) Tängäri sind göttliche Wesen, es giebt deren männlichen und weiblichen Geschlechts; Tschädkürr böse Geister.

geh' zurück, und bau' mir ein neues Vogelhaus, und weih' es zur Seele: dann komm' ich zurück."

Mit diesen Worten verschwand er im Winde. Die Frau aber begab sich wieder nach Hause, machte ein neues Vogelhaus und weihte es zur Seele. Da erschien der Vogelmann und setzte sich auf das Dach des Hauses.

2.

Die sechs Gefährten.

Vor Zeiten lebte in einem großen Reiche ein begüterter Jüngling, ein Rechner, ein Schreiner, ein Maler, ein Arzt und ein Schmied, und Alle verließen ihre Eltern und zogen in die Fremde. Als sie nun zur Mündung eines großen Flusses gelangt waren, pflanzte jeder für sich einen Lebensbaum, und jeder ging seinen eigenen Fluß hinauf, um seinen Unterhalt zu suchen. „Hier," sprachen sie unter einander, „wollen wir uns wieder versammeln. Sollte einer von uns fehlen, und dessen Lebensbaum verwelkt sein, dann suchen wir ihn nach der Gegend wo er hinging."

So sprachen sie und trennten sich von einander. Der begüterte Jüngling aber, traf an der Quelle seines Flusses einen Lusthain mit einem Hause, wo neben dem Eingange ein Alter mit einer Alten saßen. „Jüngling," fragten ihn diese beiden, „woher kömmst du? wohin gehst du?" Der Jüngling antwortete: „Ich komme aus einem fernen Lande, und suche meinen Unterhalt." Die beiden Alten sprachen darauf: „Gut, daß du hergekommen bist. Wir haben eine Tochter von schlankem Wuchs und reizender Bildung. Nimm sie und sei unser Sohn."

Als sie so gesprochen hatten, kam die Tochter zum Vorschein, und der Jüngling sah sie und dachte bei sich: „Wohl mir, daß ich Vater und Mutter verließ. Dies Mädchen ist wundervoller als eine Tängäritochter*). Ich nehme das Mädchen und wohne hier." Das Mädchen aber sprach: „Jüngling es ist gut, daß du herkömmst." Sie sprachen darauf hin und her, gingen in's Haus und lebten ruhig und froh.

In demselben Lande herrschte ein großer Chan. Als dessen Diener einst im Frühlinge ausgegangen waren, sich zu baden, fanden sie neben dem Ursprunge des Flusses im Wasser köstliche Ohrgeschmeide, welche der Frau des begüterten Jünglings gehörten. Weil diese Geschmeide so wunderschön waren, brachten sie solche zum Chan, aber der Chan sprach erstaunt zu seinen Dienern: „Am Ursprunge des Flusses lebt sicher eine Frau, der diese Geschmeide gehören. Geht und schafft sie zu mir."

Die Diener gingen, sahen die Frau, und staunten über den Anblick. „Diese Frau," sprachen sie bei sich, „sättigt die Blicke nicht." Zur Frau aber sprachen sie: „Auf und nahe dich dem Chan." Hierauf führte der begüterte Jüngling

*) Siehe Anmerkung Seite 2.

seine Frau in die Nähe des Chans, aber der Chan sprach bei ihrem Anblick: „Dies ist ein Tängärimädchen. Meine Gemahlinnen sind, gegen diese gehalten, nichts als Hündinnen.

So sprach er, und ward von Liebe zu ihr durchdrungen, und ließ sie nicht mehr aus dem Hause hinaus. Weil sie aber treu blieb dem begüterten Jünglinge, sprach der Chan zu den Dienern: „Schafft mir den Jüngling aus dem Wege."

Auf diesen Befehl gingen die Diener, führten den begüterten Jüngling zum Wasser, legten ihn in eine Grube am Flusse, deckten ein Felsstück darauf, und tödteten also den Jüngling.

Es geschah hierauf, daß sich die übrigen Wanderer von allen Seiten zu ihren Lebensbäumen versammelten, und da der begüterte Jüngling fehlte, und sein Lebensbaum verwelkt war, so gingen sie suchend längs dem Flusse, aber fanden ihn nicht. Hierauf sah rechnend der Rechner, daß der begüterte Jüngling getödtet unter einem Felssteine lag. Weil sie aber den Stein nicht wegräumen konnten, so nahm der Schmied den Hammer, zerschmetterte den Stein und zog den Leichnam hervor. Da mischte der Arzt ein lebenbringendes Getränk, reichte dasselbe dem Todten und brachte ihn in's Leben zurück.

Als sie nun den Auferweckten gefragt: „Auf welche Art warst du gestorben?" da erzählte er die Veranlassung, und die Gefährten sprachen unter sich also: „Wie rauben wir wohl dem Chan das vortreffliche Weib?" Der Schreiner aber verfertigte einen hölzernen Garudin (Wundervogel), welcher von innen nach oben bewegt, sich in die Höhe erhob; nach unten bewegt, zur Erde hinabstieg; seitwärts bewegt, gerade dahin flog. Nach geendigter Arbeit bestrich der Maler den Vogel mit bunten Farben von reizendem Anblick.

Nun setzte sich der begüterte Jüngling in den hölzernen Vogel, flog durch die Luft, und umschwebte das Dach der fürstlichen Wohnung; aber der Chan und die sämmtlichen Diener sprachen, erstaunt über des Vogels Gestalt: „Von so einem Vogel haben wir weder gehört noch gesehen." Zu seiner Gemahlin sprach der Chan: „Begieb dich auf das Dach des Palastes und reiche mancherlei Speisen dem Vogel." Als sie hinaufgestiegen war, um die Speisen zu reichen, ließ sich der Vogel hinab, und des Vogels Thüre öffnete der begüterte Jüngling. Da sprach voll Freude die Chanin: „Nicht einmal in Gedanken hofft' ich dich wieder zu sehen, und dennoch hab' ich dich wieder gefunden. Dies hat der Wundervogel gethan." Nachdem jetzt der Jüngling Alles umständlich erzählt, sprach er also: „Du bist zwar die Gemahlin des Chans, doch fühlst du noch Neigung zu mir, so steig in diesen hölzernen Garudin, daß wir durch die Lüfte davon eilen, und künftig nichts mehr besorgen."

Nach diesen Worten sprach die Gemahlin: „Dem ersten Gatten, den mir das Schicksal verlieh, bin ich noch immer gewogen." So sprach sie, trat in den hölzernen Garudin, und stieg in demselben zum Himmel hinauf. Der Chan sah dies und sprach: „Weil ich dich hinsandte, um den reizenden Vogel zu speisen, hast du dich zum Himmel erhoben." So sprach er voll Gram und wälzte sich klagend auf der Erde umher."

Der begüterte Jüngling drehte jetzt den Zapfen im Vogel nach unten, und ſtieg neben ſeinen Gefährten zur Erde hinab. Als er nun aus dem Vogel heraus trat, fragten ihn die Gefährten: „Haſt du dein Geſchäft gehörig vollbracht?“ Der Jüngling ſprach: „Ich habe es gehörig vollbracht.“ Da trat auch die Gemahlin hervor, und Alle wurden von glühender Liebe entflammt. „Ihr, meine Gefährten!“ ſprach der begüterte Jüngling, „ihr habt mir Hülfe gebracht, mich vom Tode erweckt, mir Mittel geſchafft, meine Gattin wieder zu finden. Da ihr mich alſo beglückt habt, ſo raubt mir doch nicht wieder die Holde.“

So ſprach er, und der Rechner begann dieſe Worte: „Hätte ich nicht berechnet, wo du lagſt, ſo wärſt du niemals zu deiner Gemahlin gelangt. Gieb mir alſo nur die Gemahlin.“

„Vereitelt,“ ſprach der Schmied, „wäre die Rechnung geweſen, wenn ich ihn nicht unter dem Felſen hervorzog. Durch den zerſchmetterten Felſen haſt du deine Gemahlin erlangt. Die Gemahlin gehört alſo mir.“

„Eine Leiche,“ ſprach der Arzt, „kam unter dem zertrümmerten Felſen hervor. Daß dieſe Leiche in's Leben zurückkehrte und du zu dieſer Gemahlin gelangteſt, dies haben meine Mittel bewirkt. Alſo nehm ich die Gemahlin.“

„Ohne den hölzernen Garudin,“ ſprach der Schreiner, „wäre man wohl nie zu der Gemahlin gelangt. Dem Chan dienen zahlreiche Heere. Niemand naht ſich den Mauern der chaniſchen Wohnung. Durch meinen hölzernen Garudin ward die Gemahlin erlangt. Laßt alſo mir die Gemahlin.“

„Dem hölzernen Garudin,“ ſprach der Maler, „hätte wohl niemals Speiſe die Gemahlin gebracht. Dadurch, daß ich ihn mit den reizenden Farben beſtrich, ſeid ihr zu dieſer Gemahlin gelangt.“

Nachdem Alle geſprochen, zogen ſie ihre Meſſer und tödteten ſich untereinander.

3.

Chan Kinderſinn.

Vor langer Zeit war einmal ein blühendes Land, von Sandeln und Amiribäumen eingefaßt. Es wuchs darin mancherlei Obſt und Getreide, und hellrieſelnde Bäche wäſſerten es. Mitten in dieſem Lande war eine Stadt, die goldene genannt, und Chan Köbööñ ojuh (Kinderſinn) herrſchte darin. Unter dem Volke deſſelben befand ſich auch ein Mann Namens Gägään uchatu (verſtändiges Antlitz). Der Chan aber ſprach zu dieſem Mann:

„Du heißeſt wohl Gägään uchatu; doch ſollſt du wirklich ſo heißen, ſo entwende mir meinen Lebenstalisman. Gelingt dir dieſer Diebſtahl, ſo wirſt du reichlich belohnt. Gelingt er dir nicht, ſo wird dir Alles genommen und deine Augen werden geblendet.“

„Ich vermag dies nicht!“ sprach wohl der Andere, aber der Chan versetzte: „Ich verlange solches; und in der Nacht des Vollmondes geschehe der Diebstahl!“

Der Chan hing den Talisman über drei zusammengebundene Pfähle, und stellte Wächter an den Eingang der Wohnung. In der Nacht des Vollmondes kam der verständige Mann mit theurem Arrak zu den Wächtern und sprach: „Umsonst sprach ich zum Chan, „„den Talisman kann ich niemals entwenden!““ der Chan verlangt dies durchaus.“

So sprechend, machte er die Wächter trunken, füllte darauf mehrere Blasen mit Steinen, und flocht Mützen von Gras. Um Mitternacht ging er mit Steinsäcken an die Thüre der chanischen Wohnung, zog die taumelnden Wächter von den Pferden, legte die Wächter in eine Grube, und setzte die Steinmänner zu Pferde.

Von hier begab er sich in die Hütte des Chans, und fand die chanischen Diener am Herde liegend und schlafend. Dem nächsten am Feuer setzte er eine Mütze von Gras auf. Dem andern daneben band er drei Steine in den Aermel, ging darauf in das chanische Schlafzimmer, zog über den Kopf des Chans eine Blase mit Steinen, und entwich mit dem Talisman. Den schlafenden Dienern aber hatte er vorher die Haarzöpfe paarweise an einander gebunden. „Ein Dieb ist gekommen!“ riefen alle. Die Diener sprangen auf, aber weil ihre Haare zusammengebunden waren, sagten sie zu einander: „Zerr mich nicht! zerr mich nicht!“ Der Chan aber sprach: „Geschwind Feuer gemacht! der Talisman ist gestohlen! auf meinem Kopf liegt ein Felsstück!“ Der Diener wollte das Feuer durch Blasen anfachen, allein die Mütze von Gras ward entzündet. Der Gefährte wollte das Feuer löschen, und schlug jenem drei große Beulen an die Stirn. Die Uebrigen riefen den Wächtern zu: „Ein Dieb ist gekommen!“ Weil die Wächter aber eingeschlafen waren, gingen die Diener hinaus, zerrten an den Steinen, und der Dieb entkam.

Den andern Morgen begab sich der Dieb mit dem Talisman nach der chanischen Wohnung. Der Chan saß zürnend, und der Mann sprach: „Das chanische Angesicht zürne nicht! Hier ist der Talisman.“ Der Chan versetzte hierauf: „Mit dem Talisman mache was du willst. Deine nächtliche That konnte wohl mit andern geschehen: daß du mir aber die Blase auf den Kopf legtest, war nicht recht.“ Nach diesen Worten befahl der Chan: „Führt diesen Menschen auf den Richtplatz, und haut ihm den Kopf ab.“ Der Mann dachte bei sich: „Der Chan handelt nicht gut.“ So denkend schlug er mit dem Lebenstalisman auf einen Stein. Da floß Blut aus der Nase des Chans, daß er starb.

4.

Der Maler und der Holzkünstler.

Vor langer Zeit lebte in dem Reiche Güjaßmün ein Chan, Namens Güniß-chang. Der Chan starb, und sein Sohn, Chamuk Sakiktschi Chan, wurde an seine Stelle erwählt. Es lebte aber unter dem dortigen Volke ein Maler und ein Holzkünstler, welche beide gleiche Namen führten, und feindlich gegen einander gesinnt waren.

Einst trat der Maler Günga in die Nähe des Chans und sprach: „Dein Vater ist im Tängärireiche geboren worden und hat zu mir gesagt: „Komm zu mir!" Ich ging dahin, und fand deinen Vater in großer Macht und Herrlichkeit, und erhielt diesen Brief für dich." — Mit diesen Worten überreichte der Maler einen falschen Brief folgenden Inhalts:

Dieser Brief werde meinem Sohne Chamuk Sakiktschi gereicht.

„Indem ich das Leben verließ, ward ich im Tängärireiche geboren. Es herrscht hier wohl Ueberfluß an allen Dingen, da ich aber eine Pagode zu errichten wünsche, und hier keine Holzkünstler finde, so sende mir den Holz-künstler Günga herauf. Das Mittel, wodurch er herauf kömmt, kann er von dem Maler erfahren."

Nachdem er den Brief gelesen, sprach der Gügaßmünsche Chan: „Wurde mein Vater wirklich im Tängärireiche geboren, so ist dies sehr gut. Ruft mir den Holzkünstler her." Der Holzkünstler erschien, und der Chan sprach zu ihm: „Der Chan, mein Vater, ist in dem Tängärireiche geboren. Weil er eine Pagode errichten will, und keinen Holzkünstler hat, so läßt er dich fordern." Mit diesen Worten zeigte der Chan den falschen Brief, und nach Lesung desselben sprach der Holzkünstler bei sich selbst: „Diesen Streich spielt mir gewiß der Maler Günga: doch dagegen sind Mittel."

So denkend, sprach er zum Maler: „Wie kann ich denn wohl zum Tän-gärireiche gelangen?" Auf diese Worte versetzte der Maler: „Hast du alle deine Geräthe beisammen, dann setz dich auf einen Scheiterhaufen, und feierliche Worte singend zünde den Scheiterhaufen an; so steigst du zum Tängärireiche hinauf." So sprach er, und nach sieben Nachtzeiten ward die Reise beschlossen.

Als der Holzkünstler zu Hause gekommen war, sprach er zu seiner Frau: „Der Maler hat gegen mich Böses im Sinn; doch dagegen sind Mittel."

Der Holzkünstler grub jetzt unter der Erde einen heimlichen Weg, welcher mitten auf dem Felde hinausging. Auf den Ausgang im Felde aber setzte er einen Stein und bedeckte diesen mit Erde. Nach Verlauf von sieben Nachtzeiten sprach der Chan: „Heute begiebt sich der Holzkünstler in die Nähe des Chans, meines Vaters." Nach dem chanischen Befehle brachte jeder vom Volke eine

Handvoll Günsafett. Es wurde ein großes Feuer angezündet. Der Holzkünstler sang die feierlichen Worte, und ging darauf durch die Oeffnung nach Hause zurück.

Der Maler aber war voll Freude, zeigte mit den Fingern hinauf, und sprach: „Dort reitet der Holzkünstler zum Himmel.“ Alle begaben sich nach Hause und dachten: „Der Holzkünstler ist gestorben, und zum Chan hinaufgegangen.“

Der Holzkünstler blieb aber einen ganzen Monat zu Hause, ließ sich von keinem Menschen sehen, wusch täglich den Kopf mit Milch, und hielt sich immer im Schatten. Er zog hierauf ein weiß seidenes Gewand an, und nahm einen Brief, worin diese Worte standen:

Dieser Brief werde meinem Sohne Chamuk Sakiktschi gereicht.

„Daß du dein Reich in Ruhe beherrschest, ist sehr gut. Da der Holzkünstler seinen Bau gehörig vollendet hat, so ist es nöthig, ihn nach Gebühr zu belohnen. Da es aber zur Zierde der Pagode bunter Malereien bedarf, so sende mir auch den Maler nach der vorigen Weise herauf.“

Der Holzkünstler ging mit dem Briefe in die Nähe des Chans. „Ei,“ rief der Chan aus, „du bist aus dem Tängärireiche zurück! ist der Chan, mein Vater, gesund?“ Der Holzkünstler überreichte den Brief, und sprach: „Ich bin im Tängärireiche gewesen, und von da kehre ich wieder zurück.“

Der Chan war voll Freude, und belohnte den Holzkünstler mit köstlichen Sachen. „Weil es jetzt,“ sprach der Chan, „zu den Malereien der Pagode des Malers bedarf, so rufet den Maler.“ Der Maler nahte sich, sah den Holzkünstler glänzend weiß, im weißen Gewande, mit Geschenken behängt, und sprach also bei sich selbst: „Der ist also nicht todt!“ Der Chan überreichte dem Maler den falschen Brief mit dem Siegel, und sprach: „Du mußt gehen.“

Da dachte der Maler bei sich: „Daß sein Leben der Holzkünstler verlor, dies haben Alle gesehen. Wie soll ich jetzt nicht gehen, da jener zuerst ging!“ So denkend, versprach der Maler nach Verlauf von sieben Nachtzeiten die Reise anzutreten.

Nach Verlauf von sieben Nachtzeiten trug wieder das Volk einen Vorrath von Günsafett herbei. Mitten auf dem Felde wurde ein Scheiterhaufen angezündet. Der Maler setzte sich mit Malergeräthen, mit Brief und Ehrengeschenken an den Chan Günißchang in's Feuer, und sang die feierlichen Worte. Weil ihm aber das Feuer immer lästiger fiel, so erhob er ein lautes Geschrei, aber der Lärm der Instrumente übertäubte seine Stimme, und das Feuer verzehrte ihn.

5.

Der Wundermann.

Es lebte einmal in dem Lande Barschiß ein wilder, hochmüthiger Mann, der Niemand über sich leiden wollte. Da sprach der Chan dieses Reichs voll Unwillen zu ihm: „Fort mit dir, du Nichtswürdiger! fort in ein anderes Reich.“ So sprach er, und der wilde Mensch entfernte sich aus dem Reiche.

Auf seinem Wege erreichte er eines Mittags einen Wald, fand dort ein umgekommenes Pferd, nahm von demselben den Kopf, knüpfte sich diesen an den Gürtel, und kletterte auf einen Baum. Gegen Mitternacht versammelte sich aber ein Haufen Tschädkürr, die auf Pferden von Rinde saßen, und auch Mützen von Rinde auf hatten, und sich um den Baum lagerten. Nachher versammelten sich noch andere Tschädkürr, die auf Pferden von Papier saßen, und Mützen von Papier auf hatten, und sich ebenfalls um den Baum lagerten. Während die Versammelten mancherlei Speisen und Getränke genossen, blickte der Mensch ängstlich vom Baume, und weil hierdurch der Pferdekopf vom Gürtel herabfiel, entsetzten sich dergestalt die Tschädkürr, daß sie mit großem Geschrei hierhin und dorthin entflohen.

Am folgenden Morgen stieg der Mensch vom Baume und sprach: „Diese Nacht waren hier so viele Speisen und Getränke, und jetzt ist Alles verschwunden." So sprechend fand er eine Branntweinsflasche, und weil er trinken wollte, legte er die gefundene Flasche an den Mund. Da stürzten aber plötzlich Fleisch und Kuchen und andere eßbare Dinge heraus. „Diese Flasche," sprach er, „ist ein Wünschelgefäß, das Alles, was verlangt wird, herbeischafft. Ich nehme die Flasche mit.

Nach diesen Worten verfolgte er seinen Weg, und fand einen Mann, der ein Schwert in der Hand hielt. „Wozu fragte jener, „wozu hältst du dies Schwert in der Hand?" Der Mann antwortete: „Dies Schwert heißt Kreisschwinger. Wenn ich zu demselben spreche: „„Kreisschwinger, dort hat mir einer meine Sache entwandt, geh und hole sie zurück;"" so geht Kreisschwinger, tödtet den Menschen, und holt die Sache zurück." Auf diese Worte versetzte der Erste: „Alles was du begehrst, kömmt aus diesem Gefäße hervor. Laß uns tauschen." Nach geschehenem Tausche hieß es: „Kreisschwinger, geh und hole meine Schaale zurück." Das Schwert ging, tödtete seinen vorigen Herrn, und holte das goldene Gefäß zurück.

Weiter fortgehend fand er einen Menschen, welcher einen eisernen Hammer in der Hand hielt. „Wozu," sprach er, „hältst du diesen Hammer in der Hand?" Auf diese Frage versetzte der Andere: „Schlag' ich neunmal mit diesem Hammer die Erde, dann entsteht eine eiserne Mauer von neun Kreisbogen." Da sprach der Erste: „Laß uns tauschen!" Nach geschehenem Tausche hieß es: „Kreisschwinger, hole mein goldenes Gefäß zurück."

Nachdem Kreisschwinger das Gefäß, den Menschen tödtend, geholt, traf der Mann einen andern Menschen, der einen Sack von Ziegenfell auf dem Schooße hielt, und fragte: „Wozu hältst du diesen Sack?" Auf diese Frage versetzte der Andere: „Dieser Sack ist ein wunderbares Ding. Schüttelt man ihn, dann regnet es. Schüttelt man ihn derb, dann regnet es sehr." Hierauf hieß es: „So laß uns tauschen!" Der Tausch geschah, und das Schwert ging, tödtete den Menschen, und kehrte mit der goldenen Schaale zurück.

Da sich der Mann mit allen diesen Dingen versehen hatte, sprach er bei sich: „Der Chan meines Landes ist wohl ein grimmiger Mann, aber ich kehre

doch nach seinem Reiche zurück." So dachte er, kehrte zurück, und verbarg sich in der Nähe des Palasts. Um Mitternacht aber schlug er neunmal mit dem eisernen Hammer, daß eine eiserne Mauer von neun Kreisbogen entstand.

Am andern Morgen sprach der Chan: „Diese Nacht war hinter dem Pallaste ein gewaltiges Tok, Tok." Die Chanin blickte hinaus und sprach: „Hinter dem Palaste ist eine eiserne Mauer von neun Kreisbogen entstanden." So sprach sie, und der Chan versetzte voll Grimm: „Dies hat sicher der wilde Bösewicht angerichtet; aber wir wollen sehen, ob er oder ich unterliege?"

Nach diesen Worten befahl der Chan dem Volke, Kohlen und Blasebälge zu nehmen, und die eiserne Mauer von allen Seiten in Gluth zu setzen. Es ward hierauf ein großes Feuer angezündet, aber der Wundermann befand sich mit der Mutter innerhalb der eisernen Mauer: er selbst im obersten Kreisbogen, die Mutter im achten. Als jetzt die Gluth zuerst zur Mutter hinaufstieg, da sprach diese zu dem Sohne: „Das Feuer des Chans zerstört die wundervollen Mauern, und wir sterben beide." Der Sohn aber versetzte: „Sei ohne Sorgen Mutter, ich finde schon Mittel."

Nach diesen Worten schüttelte er den Sack von Ziegenfell, daß ein Regen entstand, und das Feuer erlosch. Hierauf schüttelte er den Sack mit größerer Macht, daß rings umher von dem Wasser Kohlen und Blasebälge hinweggeschwemmt wurden, und ein großer See entstand.

So behielt also der Wundermann die Oberhand.

6.

Der Talisman.

In dem Mittelpunkte eines Landes, in einer alten Pagode, stand das Bild des Choschim Bodißadoh von Erde geformt, und nahe bei dieser Pagode stand ein kleines Haus, wo ein herrliches Mädchen mit ihren betagten Aeltern lebte. An der Mündung des dortigen Flusses aber wohnte ein armer Mann, welcher sich dadurch nährte, daß er einen Kasten mit Obst zum Verkauf den Fluß hinauf trug. Einst, da dieser bei seiner Rückkehr neben der Pagode übernachtete, horchte er an der Thür der beiden Alten und vernahm, daß die Frau zu dem Manne sprach: „Wir sind beide steinalt, und könnten wir noch unsere Tochter versorgen, so wäre dies sehr gut."

Der Alte sprach darauf: „Daß wir Alle so zufrieden leben, verdanken wir unserer Tochter Talisman. Laß uns aber das Bild des Bodißadoh opfernd befragen, welchem Stande, dem geistlichen oder dem weltlichen, unsere Tochter Sjuwarandari zu Theil werden soll. Morgen, am achten des Neulichts, bringen wir dem Burchan das Opfer."

„Jetzt weiß ich, was ich mache," sprach der Horchende, begab sich darauf zur Nachtzeit in die Pagode, machte in den Rücken des Bildes eine Oeffnung, und versteckte sich darin. Als am folgenden Tage die beiden Alten mit der Tochter gekommen waren, und das Opfer darbrachten, da sprach der Vater sich verbeugend mit folgenden Worten: „Göttlicher Bodißadoh! Soll diese Dirne dem geistlichen oder weltlichen Stande zu Theil werden? Wofern sie dem weltlichen Stande zu Theil werden soll, so geruhe entweder jetzt gleich, oder nachher, durch ein Traumgesicht zu entscheiden, wer sich wohl für sie schickt zum Gemahle."

Da versetzte der Versteckte aus dem Kopfe des Burchans: „Es ist besser, daß deine Tochter dem weltlichen Stande zu Theil wird. Welcher Mann zuerst morgen an der Thüre eurer Wohnung erscheint, der schickt sich für sie zum Gemahle."

Durch diese Worte erfreut, warfen die Alten sich mehrere Male zur Erde, und wandelten um das Bild des Burchans herum. Am folgenden Morgen aber, ging der Mensch aus der Pagode, und klopfte an die Thüre. Die Alte ging hinaus, sah, kehrte zum Alten zurück und sprach: „Die Rede des Burchans ist erfüllt: der Mann ist gekommen." „So laß ihn hereintreten," sprach der Alte. Der Mann trat herein, wurde mit Speisen und Getränken bewirthet, und als man ihm Alles erzählt, da nahm er das Mädchen mit dem Talisman.

Als er fortwandernd in die Nähe seiner Wohnung gelangt war, dachte er bei sich: „Ich habe mit List den beiden Alten die Tochter entwandt. Jetzt steck' ich in den Kasten das Mädchen, und verscharre den Kasten im Sande."

Er verscharrte den Kasten, ging, und sprach zu den Leuten: „Habe ich gleich immer redlich gehandelt; so bin ich doch niemals zu Vermögen gekommen. Darum will ich jetzt milde Gaben durch meine Gebete genießen." So sprach er, und wiederholend das Zokagebet, erhielt er Speisen und Gaben und sprach: „Morgen geh' ich wieder umher, bete das verdienstliche Zokagebet, und suche abermal Speisen."

Damals geschah es, daß ein Chansſohn und noch zwei andere Leute, mit Bogen und Pfeilen in der Hand, einen Tiger führend, unbeschäftigt vorübergingen, und nach dem Sandhügel der Sſuwarandari zeigten. „Dorthin zielet!" So sprachen sie, und zielten, und verloren den Pfeil im Sande. Als sie nachsuchten, fanden sie den Kasten, öffneten ihn, und das Mädchen mit dem Talisman stieg hervor. „Wer bist du Mädchen?" fragten sie. „Ich bin die Tochter von Lu." Der Chansſohn sprach aber: „Komm mit mir, und werde meine Gemahlin." Das Mädchen versetzte: „Ich geh' nicht eher, bis ein Anderer in den Kasten gelegt ist." Jene sprachen: „So laßt uns den Tiger hinein legen." Als der Tiger hineingelegt war, da nahm der Chansſohn das Mädchen sammt dem Talisman mit sich fort.

Indessen endigte der Bettler seine Gebete, und dachte bei sich: „Wenn ich den Talisman nehme, das Mädchen tödte, den Talisman aber verkaufe, so dürfte ich wohl noch reich werden." So denkend nahte er sich dem Sandhügel, zog den Kasten hervor, trug ihn nach Hause, und sprach zu seiner Frau: „Diese Nacht verbringe ich im verdienstlichen Zokagebete. Hört ihr mich auch noch so laut beten, so kommt doch nicht herein."

Aus Besorgniß, daß die Dirne entwischte, warf er sein Obergewand ab, und brachte Alles, was er brauchte, in Ordnung. Er öffnete darauf den Deckel und sprach: „Mädchen, dir ist doch nicht bange gewesen?“ So sprechend sah er den Tiger. Der Mann schrie laut, aber die Frau und die Kinder sprachen lachend unter sich: „Der Vater ist recht eifrig bei seinem Zokagebete.“ Als sie aber den andern Morgen hinein gingen, fanden sie einen Tiger mit Schnauze und Klauen voll Blut, und den Körper des Vaters in Stücke zerrissen.

Die Chanin gebar dem Chan drei Söhne, und lebte im Ueberfluß aller Dinge. Die Minister und das Volk aber sprachen murrend: „Es war nicht recht vom Chan gehandelt, daß er aus der Erde seine Gemahlin hervorzog. Hat sie gleich Chanssöhne geboren, so bleibt sie doch ein geringes Geschöpf.“ So sprachen sie, aber die Chanin empfand keine Freude darüber. „Drei Söhne,“ sprach sie, „gebar ich, und bin doch nicht geachtet. Jetzt geh' ich zu meinen Aeltern zurück.“

Sie verließ den Pallast in einer Nacht des Vollmonds, und gelangte zur Mittagszeit in die Gegend ihrer Aeltern. Wo vorher gar nichts zu sehen war, erblickte sie einen Haufen Arbeiter mit dem Landbau beschäftigt, und unter denselben einen bedeutenden Mann, der Speisen und Getränke bereitete. „Woher bist du Mädchen?“ fragte dieser Mann. „Ich komme weit her!“ versetzte die Chanin: „an diesem Berge aber wohnten ehemals meine Aeltern. Sie zu besuchen kam ich hierher.“ Nach diesen Worten sprach der junge Mensch: „Du bist also ihre Tochter?“ und erhielt zur Antwort: „Ich bin es.“

„Ich bin ihr Sohn!“ sprach jener: „Man hat mir gesagt, daß ich eine älteste Schwester hätte, und diese bist du also! Setze dich denn und genieße von diesen Speisen und Getränken, und dann gehen wir beide zusammen.“

Als die Chanin hierauf den Berg hinaufgestiegen war, fand sie an der Stelle der alten Pagode eine Menge herrlicher Gebäude, mit goldenen Thürmen voll Glocken. Die Hütte der Aeltern aber war in einen herrlichen Palast verwandelt. „Dies,“ sprach der Bruder: „gehört uns Alles, seit du weggewandert bist. Die Aeltern leben gesund und ruhig.“

In dem Palast waren Pferde und Maulthiere und kostbare Sachen in Menge. Vater und Mutter saßen auf prächtigen Polstern von Seide, und sprachen, die Tochter bewillkommend: „Du bist doch gesund und ruhig! daß du noch vor unserm Hinscheiden herkömmst, ist wahrlich sehr gut gethan.“

Nachdem von beiden Seiten mancherlei Reden über die vorgefallenen Dinge geführt worden waren, sprachen die Aeltern: „Laßt uns solches dem Chan und den Ministern kund thun.“ Der Chan und die Minister wurden mit Geschenken überhäuft, und drei Nachtzeiten hindurch mit Speisen und Getränken auf's Beste bewirthet. Der Chan aber sprach: „Ihr habt fälschlich gesagt: die Chanin hat keine Aeltern.“ Der Chan entfernte sich nun mit seinem Gefolge, aber die Chanin sprach: „Noch bleibe ich eine Nacht bei den Aeltern, und kehre morgen wieder zurück.“

Am folgenden Morgen befand sich die Chanin auf einem harten Lager, ohne Polster und Decken. „Was ist das?“ rief sie aus. „War ich nicht diese

Nacht bei Vater und Mutter, und ruhte auf Decken von Seide?" Sich erhebend sah sie die zertrümmerte Hütte ihrer Aeltern. Vater und Mutter waren todt, und ihre Gebeine vermodert: ihre Köpfe lagen auf einem Steine. Jammernd sprach sie bei sich: „Jetzt will ich noch die Pagode besehen!" Sie sah blos die Trümmer der Pagode und des Burchans. „Eine göttliche Schickung," rief sie aus, „hat meine Aeltern erweckt. Jetzt, da der Chan und die Gefährten beruhigt sind, geh ich wieder zurück."

Bei ihrer Ankunft kamen die Minister und das Volk ihr entgegen, und gingen um sie herum. „Diese Chanin," sprachen Alle, „stammt von vornehmen Aeltern, hat edle Söhne geboren, ist selbst vollkommen, ansehnlich und reizend." So sprechend, begleitete man die Chanin zum Palaste.

7.

Die mißgünstige Stiefmutter.

Es herrschte vor Zeiten in einem glücklichen Lande der Chan Güchanaßchang. Dieser Chan hatte eine Gemahlin, und von derselben einen Sohn Namens Sonnenschein (Narrani Gärräl). Nach dem Tode dieser ersten Gemahlin heirathete der Chan eine zweite, und bekam einen Sohn, Mondschein (Ssarrani Gärräl). Als beide Söhne herangewachsen waren, dachte die Chanin bei sich: „So lange der ältere, Sonnenschein, lebt, gelangt der jüngere, Mondschein, niemals zur chanischen Herrschaft. Aus Zärtlichkeit will ich ein Mittel ersinnen, daß mein eigener Sohn zur Herrschaft gelange.

Einige Zeit stellte sich die Chanin krank an, und wälzte sich mit vorgeblichen Schmerzen auf dem Lager umher. Der Chan aber sprach: „Was fehlt dir, du meine herrliche Gemahlin?" Auf diese Worte versetzte die Chanin: „Schon bei meinen Aeltern war ich dieser Krankheit unterworfen, aber jetzt ist sie gar zu unerträglich geworden. Ich weiß zwar ein Mittel dagegen, aber da dies Mittel sehr schwer ist, bleibt mir nichts als der Tod." Der Chan sprach hierauf: „Nenne doch nur dieses Mittel. Und sollte dies Mittel mein Reich kosten — wessen bedarfst du?" So sprach er, und die Chanin versetzte mit folgenden Worten: „Reicht man mir von einem der Chanssöhne das Herz in Gänsefett geschmort, dann ist die Krankheit beruhigt. Du vermagst es aber nicht Sonnenschein zu geben, und weil ich Mondschein selber gebar, so dringt nicht dessen Herz durch meine Kehle. Es bleibt mir also jetzt nichts als der Tod." Der Chan sprach: „Zwar ist Sonnenschein mein Sohn, und mir unendlich theuer: aber damit ich dich nicht verliere, übergebe ich ihn morgen den Jargatschi (Polizeidienern)."

Mondschein vernahm diese Worte, und eilte zu seinem älteren Bruder und sprach: „Dich will man umbringen morgen." Nachdem er Alles erzählt, versetzte der Bruder: „Wenn dem also ist, so bleibe ehrend Vater und Mutter zurück.

Die Zeit meines Fliehens ist da." Mondschein sprach jetzt mit bekümmertem Herzen: „Allein bleib' ich nicht: dir folg' ich, wohin du auch gehst."

Weil am folgenden Tage der Mord beschlossen war, nahmen beide einen Sack mit Balingkuchen von dem Altare, wanderten eine Nacht des Vollmonds aus dem Pallaste, zogen Tag und Nacht durch eine Berggegend und gelangten zuletzt zu einem ausgetrockneten Flusse. Weil ihre Nahrungsmittel verzehrt waren und der Fluß kein Wasser hatte, sank Mondschein kraftlos zur Erde. Da sprach voll Zärtlichkeit der ältere Bruder: „Ich gehe und suche Wasser, aber du warte einen Augenblick, bis ich von der Höhe zurück bin." Nach vergeblichem Suchen kam Sonnenschein wieder, und fand seinen Bruder verschmachtet. Nachdem er voll Zärtlichkeit die Leiche des Bruders mit Steinen bedeckt, und den Segen des Wiedersehens gesungen, wanderte er über zwei Anhöhen, und gelangte zur Thüre einer Höhle. Innerhalb der Höhle saß der alte Arschi. „Woher kömmst du?" fragte der Alte, „deine Gebehrden verrathen tiefe Rührung." Als der Jüngling alles erzählt, nahm der Alte Heilmittel zur Erweckung vom Tode, ging mit dem Jüngling zum Grabe und brachte Mondschein in's Leben zurück. „Werdet beide meine Söhne!" so sprach der Alte, und die beiden Jünglinge wurden seine Söhne.

Nicht weit von dieser Gegend herrschte ein großer Chan von furchtbarer Macht. Nahte sich in dessen Lande die Zeit, wo die Aecker gewässert wurden, dann verhinderten dies die Krokodille. Diese Krokodille wohnten an den Quellen des Flusses in einem Sumpfe und ließen das Wasser nicht eher strömen, bis ihnen ein Sohn des Tigerjahres zum Fraße gebracht war. Einst, da man vergebens nach einem Sohne des Tigerjahres gesucht, berichteten einige Leute dem Chan: „An den Quellen des Flusses lebt der alte Arschi, und hat einen Sohn des Tigerjahrs bei sich. Wir tränkten dort unser Vieh und sahen denselben."

Nach diesen Worten sprach der Chan: „Geht und holt ihn."

Zehn Boten wurden gesandt, und als diese an Arschi's Thüre geklopft, kam Arschi selber heraus. „Was habt ihr zu suchen?" fragte der alte Arschi. „Der Chan," erwiederten jene, „spricht also zu dir:" „„Du hast einen Sohn des Tigerjahres. Mein Reich bedarf desselben. Sende ihn zu mir."" Arschi aber sprach: „Wie könnt ihr so reden? Wer lebt wohl bei dem alten Arschi!"

So sprechend ging er hinein, verschloß die Thüre und versteckte den Jüngling in ein steinernes Gefäß, legte den Deckel darauf und verklebte die Ritzen wie zum Arakbrennen mit Erde. Die Boten aber drangen, zertrümmernd die Thüre, hinein, suchten und sprachen: „Weil der Gesuchte nicht hier ist, so bleibe auch nichts in dem Hause." So sprechend zogen sie ihre Schwerter, aber der Jüngling sprach aus Zärtlichkeit: „Haut meinen Vater nicht — ich bin hier."

Als der Jüngling hervorgekommen war, nahmen ihn die Boten mit sich, aber Arschi blieb weinend und klagend zurück. Als jetzt der Jüngling in die chanische Wohnung trat, da sah ihn die Tochter des Chans, gewann ihn lieb und schlang um dessen Nacken ihre Arme. Die Diener aber berichteten dem Chan: „Heute ist der Tag, den Sohn des Tigerjahres in's Wasser zu werfen." Der Chan sprach hierauf: „Werft ihn hinein." Da man ihn nun fortführen wollte,

sprach die Tochter des Chans: „Werft ihn nicht, oder werft mich mit ihm in's Wasser.“ Dieser Worte wegen sprach der Chan: „Weil so wenig dies Mädchen besorgt ist für das chanische Reich, so werde es mit dem Sohne des Tigerjahres zusammengebunden in's Wasser geworfen.“ Die Diener versetzten: „Es geschehe nach dem Befehle.“

Als jetzt der Jüngling zusammengebunden mit dem Mädchen in's Wasser geworfen war, da sprach er die Worte: „Da ich ein Sohn des Tigerjahres bin, so mochte man mich immer hineinwerfen, aber warum stirbt das reizende Mädchen, das mich liebt?“ Das Mädchen aber sprach: „Da ich ein niedriges Wesen bin, so mochte man mich immer hineinwerfen, aber warum wirft man den reizenden Jüngling hinein?“

Die Krokodille hörten diese Worte, fühlten Mitleiden, und setzten die beiden an's Ufer zurück. Kaum war dies geschehen, als das Wasser wieder anfing zu strömen. Indem sie zurückkehrten, sprach das Mädchen zum Jüngling: „Komm jetzt mit mir nach dem Palaste.“ Der Jüngling versetzte: „Habe ich meinen Vater Arschi besucht, dann komme ich, und ungetrennt leben wir als Mann und Frau mit einander.“

Der Jüngling ging nach der Höhle des alten Arschi, und klopfte an die Thüre. „Ich bin dein Sohn!“ sprach er. „Meinen Sohn,“ versetzte der Alte: „hat der Chan genommen und getödtet: darum sitze ich hier und jammere.“ Auf diese Worte sprach der Jüngling: „Ich bin wahrlich dein Sohn. Der Chan ließ mich zwar in's Wasser werfen, aber weil die Krokodille mich nicht fraßen, bin ich wieder gekommen. Jammere nicht Vater.“ Arschi öffnete die Thüre. Arschi aber hatte seinen Bart und sein Haupthaar wachsen lassen, und hatte die Gestalt eines Todten. Sonnenschein wusch ihn mit Milch und mit Wasser, und erweckte ihn durch zärtliche Reden vom Jammer.

Als nun das Mädchen wieder nach dem Pallaste zurückgekehrt war, wunderten sich der Chan und das Volk. „Die Krokodille,“ sprachen sie, „haben wider ihre Gewohnheit Mitleiden gefühlt, und das Mädchen entlassen. Das ist wahrlich ein Wunder.“ Sich verbeugend ging das ganze Volk um das Mädchen herum. Der Chan aber sprach: „Daß du Mädchen wieder zurück bist, dies ist sehr gut. Doch der Sohn des Tigerjahres ist wohl umgekommen?“ Auf diese Worte sprach die Tochter: „Er ist nicht umgekommen. Seiner Milde wegen, ward mir das Leben geschenkt.“

So sprach sie, und Alle waren verwundert. „Auf,“ sprach der Chan zu den Ministern, „ladet den Jüngling her.“ Mit dem Befehle eilten die Minister zu dem alten Arschi. Beide, Arschi und der Jüngling, erhoben sich, und als sie die chanische Wohnung erreicht, da sprach der Chan: Dieser Jüngling hat uns eine so große Wohlthat erzeigt, daß wir verbunden sind, ihm entgegen zu gehen.“ So sprach er und ging ihm entgegen, und führte ihn in das Innere des Palastes, und setzte ihn auf einen herrlichen Sessel. „Wundervoller Jüngling!“ sprach der Chan, „bist du wohl der Sohn des Arschi?“ Der Jüngling antwortete: „Ich bin der Sohn eines Chans. Weil meine Stiefmutter aus Zärtlichkeit

gegen ihren eigenen Sohn mich zu tödten beschloß, entfloh ich, und von meinem jüngeren Bruder begleitet, gelangte ich zu dem alten Arschi."

Als der Chanssohn Alles erzählt, da überhäufte ihn der Chan mit Ehren, und gab den beiden Brüdern seine Tochter zur Gemahlin, und sandte sie mit vielen Geschenken und großer Begleitung nach dem chanischen Reiche zurück. Sie zogen hin, gelangten in die Nähe des Palasts und schrieben diesen Brief: „Zu dem chanischen Vater sind zurückkehrend beide Brüder gekommen."

Seit vielen Jahren hatten Vater und Mutter über ihre beiden Söhne gejammert, und der Jammer hatte sie so verfinstert, daß sie immer allein blieben. Nach Erblickung des Briefs sandten sie voll Freude einen Haufen Leute den Söhnen entgegen. Weil aber die Chanin beide Söhne mit vielen Schätzen und Leuten sich nähernd erblickte, ward ihre Mißgunst so groß, daß sie Blut spie und starb.

8.

Die treuen Thiere.

Vor Zeiten lebte in einer Gegend ein Birmanssohn*). Dieser verkaufte seinen Acker für drei Klaftern Tuch, belastete damit seinen Esel und begab sich nach einem andern Lande. Auf dem Wege sah er einen Haufen Kinder, die eine Maus, um den Hals mit einem Strick gebunden, in's Wasser warfen und wieder heraus zogen, und hatte Mitleiden und sprach: „Handelt nicht so, Kinder! laßt doch die Maus lieber laufen." Die Kinder aber antworteten: „Wir lassen sie nicht laufen. Du hast dich darum nicht zu bekümmern." Hierauf sprach der Birmanssohn: „Was soll ich euch geben für die Maus?" Nachdem er eine Klafter Tuch gegeben hatte, ließ er die Maus laufen.

Indem er weiter fortging, sah er wieder einen Haufen Kinder, welche einen Affen gefangen hielten. „Springe doch!" sprachen sie zu dem Affen, und schlugen ihn. Der Mann hatte Mitleiden mit dem Affen, und sprach zu den Kindern: „Laßt den Affen laufen." Weil die Kinder ihn aber nicht laufen ließen, gab er noch eine Klafter Tuch hin und ließ das Thier in einen Hain laufen.

Als der Birmanssohn hierauf seinen Weg verfolgt hatte, fand er nicht weit von der Stadt einen Haufen Kinder, welche einen jungen Bären gefangen hielten, und durch Reiten sehr peinigten. Aus Mitleiden gab er sein übriges Tuch hin, und ließ den Bären im Walde los.

Weil nun alles Tuch weggegeben war, dachte der Birmanssohn, seinen Esel treibend, bei sich: „Ich kam hierher um zu handeln. Da meine Waaren weg sind, so geh' ich in den Pallast des Chans und stehle."

So denkend, band er den Esel im Dickicht des Waldes an, ging in die Vorrathskammer des Chans, nahm einen Ballen seiden Zeug auf den Rücken und

*) Die Volksklasse der Birman ist wie ein geistlicher Stand zu betrachten.

machte sich davon. Die Chanin erblickte ihn aber am Eingange und rief laut: „Der Palast ist bestohlen!“ Sogleich kamen Leute zusammen, der Dieb ward gefangen und vor den Chan geführt. „Weil du so eine ungeziemende That begingst,“ sprach der Chan, „so lege man dich in einen Kasten, verschließe den Kasten mit einem eisernen Nagel und werfe ihn in's Wasser.“

Nach diesen Worten ward zwar der Kasten in's Wasser geworfen, blieb aber an einem Holzstücke hangen. Da nun die Luft im Kasten sehr eng ward, so fehlte nicht viel, und der Birmanssohn wäre erstickt, als oben etwas am Nagel zu zerren anfing. Indem der Birmanssohn durch die entstandene Spalte blickte, ward er die Maus gewahr, die er gekauft und losgelassen hatte. Die Maus sprach aber: „Warte, bis ich meine Gefährten herbeirufe.“ Da der Birmanssohn wieder Luft schöpfte, so erstickte er nicht. Die Maus führte aber den Affen herbei und erzählte ihm den Vorfall. Der Affe erweiterte die Spalte, und der Bär öffnete den Kasten mit Gewalt, daß der Mann heraus kam und sich auf einem Grasplatz niederließ. Alle Drei brachten ihm hierauf Obst und mancherlei andere Speisen und Getränke. Am andern Morgen erblickte der Mann außerhalb des Flusses einen hellen Schein, und sandte den Affen hin. Der Affe brachte ihm ein Vogelei, und dies war ein Wunderstein.

Da wünschte sich der Birmanssohn aus dem Wasser, und erlangte seinen Wunsch. Mitten auf einem großen Platze stieg ein Palast hervor, mit Ställen für Pferde und Maulthiere und andern Gebäuden. Mancherlei Bäume wuchsen umher. Die Brunnen füllten sich mit Arschaanwasser. In dem Palaste aber waren kostbare Sachen in Ueberfluß. Was der Birmanssohn gewünscht, ward Alles bei wachenden Augen erlangt.

Einige Zeit darauf kamen angesehene Kaufleute nach dieser Gegend, sahen und staunten. „Was ist das?“ riefen sie aus, „sonst war hier ein wüster Platz, und jetzt hat sich so wunderbar Alles verändert.“ Der Anführer der Kaufleute begab sich zu dem Birmanssohn und befragte ihn über dies Wunder. Als ihm dieser die Ursache erzählt und den Wunderstein gezeigt, da sprach Sfardawagi: „Nimm Alles, was wir haben, aber gieb uns dieses. Alle unsere Pferde und Lastthiere mit allen Ladungen sind dein: nur diesen Talisman überlaß uns.“

Auf diese Worte nahm Sfardawagi den Wunderstein. Der Birmanssohn aber fand sich beim Erwachen mitten im Flusse auf dem vorigen Grasplatze. Alles war verschwunden.

Indem er dort trauernd saß, kamen die drei Gefährten und fragten: „Was ist dir geschehen?“ Als er Alles erzählt, sprachen jene: „Wahrlich, du bist ein unglücklicher Mensch. Wohin aber ging der Mann mit dem Steine? Wir Drei wollen ihn suchen gehen.“

Als nun alle Drei anlangten bei dem mächtigen Sfardawagi, sprachen Bär und Affe zur Maus: „Für uns Beide ist wohl der Eingang versperrt, aber du Maus schau umher, wo der Wunderstein liegt.“

Die abgeschickte Maus kroch durch das Schlüsselloch in die Wohnung, sah in einem geschmückten Gemach den schlafenden Sfardawagi, und an dem Ende

des Pfeils den Wunderstein. Der Pfeil aber war in einen großen Reishaufen gesteckt, neben welchem zwei angebundene Katzen lagen. Der Katzen wegen wagte es die Maus nicht, sich dem Wunderstein zu nahen, kehrte daher zu ihren beiden Gefährten zurück und erzählte, was sie gesehen hatte. „Nun, so ist kein Mittel mehr!" sprach der Bär, „laßt uns also zurückgehen." Der Affe aber sprach: „Es ist wohl noch ein Mittel vorhanden. Maus, geh' zurück zu Ssardawagi und benage sein Haar, und in der folgenden Nacht sieh zu, wer neben dem Kissen angebunden sein wird."

Die Maus ging und benagte das Haar. Als aber Ssardawagi am Morgen aufwachte und sein Haar benagt fand, da ward er unwillig und sprach: „Diese Nacht haben die Mäuse mein Haar benagt. Damit solches nicht wieder geschehe, bind' ich die Katzen hier an."

Der Bär und der Affe fanden sich gegen Abend vor der Thür ein und sprachen zur Maus: „geh' und entwende den Wunderstein." Die Maus ging und war froh, daß am Reishaufen keine Katzen lauerten, aber der Pfeil war so hoch, daß sie den Wunderstein gar nicht fassen konnte. Sie ging also leer wieder zurück. „Nun so ist kein Mittel mehr," sprach der Bär, „laßt uns also zurückgehen." Der Affe aber sprach: „Es ist wohl noch ein Mittel vorhanden. Maus! geh' und wühle im Reishaufen, bis der Pfeil umfällt, und dann nimm den Wunderstein und hole ihn im Munde hierher."

So sprach der Affe und sandte die Maus fort. Die Maus nahm darauf den Talisman und brachte ihn bis zum Schlüsselloch, aber nicht weiter, denn der Wunderstein war zu groß. Sie ließ daher den Wunderstein liegen und ging zu ihren Gefährten zurück. „Nun, so ist kein Mittel," sprach der Bär, „der Affe und ich, wir Beide können nicht durch das Schlüsselloch kriechen: darum so laßt uns wieder zurückgehen." Der Affe aber sprach: „Es ist wol noch ein Mittel vorhanden. Maus, habe ich am Schwanze dir einen Faden befestigt, dann geh' und fasse den Wunderstein mit allen vier Füßen, ich ziehe dich durch den Faden herauf."

Durch den angebundenen Faden wurde der Wunderstein durch das Schlüsselloch gebracht, aber die Maus war sehr müde. Der Affe nahm den Wunderstein in den Mund und setzte sich auf den Bären, die Maus aber legte sich in das Ohr des Bären. Der Bär wanderte seinen Weg fort, setzte durch einen Fluß und sprach: „Wunderstein, Affe, Maus, ich trag' euch alle Drei — bin ich nicht stark?" Die Maus schlief und der Affe wollte nicht reden, um nicht den Wunderstein zu verlieren. Da sprach der Bär zürnend: „Wollt ihr nicht antworten, so werf' ich euch Beide in's Wasser." Nun sprach der Affe: „Wirf nicht!" So sprechend, ließ er den Wunderstein aus dem Munde in's Wasser fallen.

Als sie über den Fluß waren, da sagte der Affe: „Du Bär bist doch wahrlich ein dummes Geschöpf." Die Maus vernahm dies und fragte: „Was giebt es?" Der Affe erzählte hierauf, was sich ereignet und sprach: „Aus dem Wasser den Stein zu schaffen, ist schwerer als alles Andere. Darum so laßt uns nur zurückgehen." Die Maus aber versetzte: „Ich will doch versuchen, den Stein aus dem Wasser zu schaffen. Ihr Beiden setzt euch weiter hinauf."

Da lief die Maus längs dem Fluß hin und her, und die Wasserbewohner sprachen: „Maus, was beunruhigt dich?“ Die Maus erwiderte: „Habt ihr nicht vernommen, daß ein großes Heer anrückt, und daß ihr künftig nicht länger im Wasser wohnen sollt?“ Auf diese Worte sprachen die Wasserbewohner: „Sprich doch, was jetzt zu thun sei.“ Die Maus sprach: „Es bleibt kein anderes Mittel, als eine Mauer am Flusse aufzuführen.“ So sprach sie, und die Wasserbewohner brachten Steine aus dem Flusse. Die Maus nahm diese Steine und machte daraus eine Mauer. Als die Mauer schon eine Spanne hoch war, brachte ein Frosch den Wunderstein im Munde heraus und sprach: „Das ist ein schwerer Stein.“

Die Maus zeigte den Stein den Gefährten und sagte: „Da ist er!“ Voll Freude sprach der Affe: „Diese Maus ist ein kluges Geschöpf.“ Die Maus legte sich darauf wieder in's Ohr, der Affe setzte sich auf den Bären, und alle Drei erreichten den Birmanssohn, der kaum noch am Leben war. Nachdem der Affe den Wunderstein ihm gegeben hatte, sprach der Birmanssohn: „Ihr Gefährten habt mir eine große Wohlthat erzeigt.“ Nach diesen Worten wünschte er sich wieder aus dem Flusse, und es entstand wieder eine chanische Wohnung. Mancherlei Obstbäume und Blumen wuchsen umher. Mancherlei Arten von Vögeln ließen ihre angenehme Stimme hören. Der prächtige Palast war mit Pferden und Maulthieren angefüllt. Als Alles dies wünschend erlangt war, sprach der Birmanssohn: „Wenn der Wunderstein wirklich große Kräfte besitzt, so entstehe mir eine Gemahlin aus dem Reiche der Aessuri Tängäri.“ So sprach er wünschend, und sogleich entstand eine Tängäritochter, von einem zahlreichen Gefolge begleitet. In Wohlsein und Freude lebte der Birmanssohn, und bekam hundert holde reizende Söhne.

9.

Die Krokodillfrösche.

Vor Zeiten herrschte ein mächtiger Chan über ein Land voll Marktplätze. An den Quellen des Flusses war aber ein großer Sumpf, und zwei Krokodillfrösche wohnten in dem Sumpfe, und ließen das Wasser nicht austreten. Weil kein Wasser auf die Aecker kam, jammerten alle Jahre gute und schlechte Leute, bis ein einzelner Mensch den Fröschen zum Froschmahl gegeben war. Einst, als den Chan selbst das Loos traf — und wie nothwendig auch der Chan dem Reiche war, so half doch kein Weigern dagegen — da sprachen Vater und Sohn trauernd zu einander: „Wer geht von uns Beiden?“

„Ich bin schon alt,“ sprach der Vater, „und mich beklagt niemand mehr. Ich gehe also. Bleibe zurück, mein Sohn, und herrsche du noch viele Jahre nach dem Gesetze.“

„O Tängäri!“ rief der Sohn aus, „dies ist wahrlich nicht schicklich. Du hast mich mit Sorgfalt gepflegt, mein Vater. Wenn Chan und Chanin zurückbleiben, wozu bedarf es des Sohnes? Ich gehe also und diene den Fröschen zur Nahrung.“

So sprach er, und jammernd wandelte das Volk um ihn herum und begab sich wieder zurück. Der Chanssohn aber hatte eines armen Mannes Sohn zum Begleiter gehabt, und ging zu diesem und sprach: „Wandle nach dem Willen der Aeltern, und bleibe gesund und ruhig zurück. Ich gehe zum Besten des Reichs und diene den Fröschen zur Nahrung.“ Auf diese Worte sprach des armen Mannes Sohn weinend und klagend: „Von Jugend auf hast du, Chan, mich mit Sorgfalt gepflegt. Ich gehe und theile dein Schicksal.“

Beide machten sich auf und gingen zu den Fröschen. Am Rande des Sumpfs hörten sie den gelben und den blauen Frosch sprechen. Die Frösche sprachen aber: „Wüßten der Chanssohn und der Begleiter, daß wenn sie uns einzeln den Kopf mit dem Schwerte zerspalten, und der Chanssohn mich gelben Frosch verzehrte, und des armen Mannes Sohn dich blauen Frosch — Beide Gold und Erz speien: dann brauchte man nicht mehr die Frösche zu füttern.“

Weil der Chanssohn aller Geschöpfe Sprachen verstand, so begriff er die Rede der Frösche, und er und der Begleiter spalteten die Köpfe der Frösche mit dem Schwerte, und als sie die Frösche verzehrt, speien sie Gold und Erz nach Herzenslust. Der Gefährte sprach nun: „Die Frösche sind beide getödtet. Der Lauf des Wassers wird nicht mehr gehemmt. Laß uns also nach unserm Lande zurückkehren.“ Doch der Chanssohn verstattete dies nicht und sprach: „Kehren wir nach unserm Lande zurück, dann wird es heißen: es sind Gespenster gekommen! Daher wollen wir lieber uns noch etwas weiter begeben.“

Als sie darauf, wandelnd über einen Berg, zu einer Branntweinhütte gelangten (zwei Weiber von reizender Bildung, Mutter und Tochter, wohnten darin), da sprachen sie also: „Wir wollen Branntwein kaufen.“ Die Weiber versetzten: „Was habt ihr für den Branntwein zu geben?“ Jene speien jetzt Gold und Erz, aber diese fanden Gefallen daran, ließen die Wanderer in die Hütte, reichten ihnen Branntwein in Menge, machten sie trunken, bereicherten sich mit dem Gold und dem Erz und warfen die Trunkenen aus der Hütte hinaus.

Beide erwachten, zogen bis zu der Mündung des Flusses, und wurden in einem Haine einen Haufen zankender Kinder gewahr. „Worüber,“ sprachen sie, „zankt ihr euch wol?“

„Wir haben,“ hieß es, „hier im Walde eine Mütze gefunden, und jeder begehrt sie.“

„Wozu,“ fragten jene, „dient denn die Mütze?“

„Diese Mütze hat die Eigenschaft,“ versetzten die Kinder, „daß, wer sie aufsetzt, weder von Tängäri, noch Menschen, noch Tschädkürrn gesehen werden kann.“

„Nun, so begebt euch denn an die Gränze des Waldes und kommt laufend zurück. Ich verwahre indessen die Mütze und reiche sie dem Ersten von euch.“ So sprach der Chanssohn und die Kinder liefen, aber fanden die Mütze nicht,

denn ſie war auf dem Kopf des Begleiters. „Eben war ſie da,“ ſprachen die Kinder, „und jetzt iſt ſie weg.“ Nachdem ſie, ohne zu finden, geſucht, gingen ſie jammernd zurück.

Jene zogen weiter und fanden in einem Walde einen Haufen zankender Tſchädkürr und ſprachen: „Worüber zankt ihr euch wol?“

„Ich,“ riefen Alle, „habe mich dieſer Stiefel bemächtigt.“

„Wozu,“ fragte man, „wozu dienen dieſe Stiefel?“

„Wer dieſe Stiefel anzieht,“ verſetzten die Tſchädkürr, „erreicht das Land, das er wünſcht.“

„Nun, ſo begebt euch denn nach jenem Wege, und wer zuerſt laufend hierher kömmt, ſoll dieſe Stiefel bekommen.“

Nach dieſen Worten des Chansſohns liefen die Tſchädkürr, aber die Stiefel waren in den Buſen des Begleiters geſteckt und auf dem Kopf war die Mütze. Die Tſchädkürr ſahen die Stiefel nicht mehr, ſuchten vergebens und gingen zurück.

Hierauf zogen Fürſt und Begleiter jeder einen Stiefel an und wünſchten ſich nach dem Wahlplatz eines chaniſchen Reichs. Sie wünſchten die Reiſe und legten ſich ſchlafen, und früh am Morgen erwachend, befanden ſich Beide in der Höhlung eines Baums mitten auf dem Wahlplatze des Reichs. Es war eben der Tag einer großen Verſammlung, um unter Leitung der Tängäri einen Baling*) zu werfen. „Auf deſſen Kopf der Baling fällt, der ſei unſer Chan.“ So ſprachen ſie werfend, aber den Baum traf der Baling des Schickſals. „Was iſt das?“ ſprachen Alle, „erwählt zum Chan iſt ein Baum!“

„Laßt uns ſehen,“ hieß es von Andern, „ob nicht der Baum etwas Fremdes verberge.“ Als ſie nachſahen, traten Chansſohn und Begleiter hervor. Noch ſtanden aber die Leute in Zweifel und ſprachen unter ſich alſo: „Wer das Volk dieſes Landes beherrſche, dies ſoll Morgen das Speien entſcheiden.“ So ſprachen ſie und Alle gingen auseinander.

Am nächſten Morgen hatten einige Waſſer getrunken und ſpieen Weiß, andere Gras gegeſſen und ſpieen Grün. Kurz, dieſer ſpie ſo, jener anders. Weil aber der Chansſohn und der Begleiter Gold und Erz geſpieen hatten, ſprach das Volk: „der Eine ſei Chan dieſes Volkes, der Andere unſer Miniſter.“ Beide wurden erwählt zum Chan und Miniſter. Die Tochter des vorigen Chans aber ward zur Gemahlin erwählt.

In der Nähe des chaniſchen Palaſts war ein hohes Gebäude, und jeden Tag begab ſich die Chanin dahin. „Warum,“ dachte der Miniſter, „geht wol jeden Tag in dieſe Wohnung die Chanin?“ So denkend, ſetzte er die Mütze auf und folgte der Chanin durch die geöffnete Thüre von einer Treppe zur andern bis zum Dache hinauf. Die Chanin häufte hier ſeidene Decken und Polſter zuſammen, bereitete mancherlei Getränke und Speiſen und brannte zum Wohlgeruch Weihrauch und Kerzen. Der Miniſter aber ſetzte ſich mit der unſichtbar machenden Mütze neben die Chanin und blickte dann mit großer Aufmerkſamkeit nach allen Seiten umher.

*) Eine heilige Teigfigur, die meiſtens die Geſtalt einer Pyramide hat.

Bald darauf entschwebte dem Himmel ein reizender Vogel. Die Chanin empfing ihn mit duftenden Kerzen. Der Vogel setzte sich auf das Dach und zwitscherte mit lieblicher Stimme; aber aus dem Vogel kam Solangdu, der Tängärisohn von unvergleichlicher Bildung, zum Vorschein, und lagerte sich auf die seidenen Polsterdecken und genoß von den Speisen. Da sprach der Tängärisohn: „Du bist morgen bei dem Gemahle, den dir das Schicksal beschied. Doch was hältst du von ihm?“ Die Chanin antwortete: „Ich kenne den Fürsten zu wenig, um von seinen Vorzügen und Mängeln zu sprechen.“ Der Tag ging vorüber und die Chanin hüllte sich in ihre vorigen Kleider, und begab sich wieder zurück.

Am folgenden Tage folgte der Minister der Chanin wie das vorige Mal, und vernahm vom Tängärisohn diese Worte: „Morgen will ich, als Paradiesvogel gestaltet, deinen Gatten besuchen.“ Die Chanin aber sprach: „Es sei so.“

Der Tag ging vorüber und der Minister sprach zum Chan: „In jenem Palast lebt Solangdu, der reizende Tängärisohn.“ Der Minister erzählte Alles und sprach: „Morgen früh besucht dich der Tängärisohn, wie ein Paradiesvogel gestaltet. Laß morgen ein großes Feuer anzünden. Ich will den Vogel an dem Schwanz fassen und in's Feuer werfen. Du aber zerhackst ihn dann schnell mit dem Schwerte.“

Am andern Morgen saß der Chan mit der Chanin zusammen, als der Tängärisohn, in einen Paradiesvogel verwandelt, auf der Treppe erschien. Die Chanin blickte den Vogel mit Wohlgefallen an, aber der Minister hatte die unsichtbar machende Mütze auf, und faßte den Vogel plötzlich an dem Schwanz und warf ihn in's Feuer. Der Chan hieb wol nach dem Vogel mit dem Schwerte, aber die Chanin ergriff die Hand ihres Gemahls, daß blos der Flügel dem Vogel versengt ward. „Ach, du Armer!“ rief die Chanin aus. Halbtodt erhob sich der Vogel in die Luft.

Den andern Tag ging die Chanin wieder in's Haus, aber auch dies Mal folgte ihr der Minister. Sie häufte, wie gewöhnlich, seidene Polster zusammen, aber länger wartend als sonst saß sie mit starrenden Blicken. Endlich nahte sich mit langsamen Fluge der Vogel, und kam mit Blut und Beulen bedeckt aus dem Vogelhause hervor, aber die Chanin weinte über den Anblick. „Weine nicht,“ sprach der Tängärisohn, „dein Gemahl hat eine mächtige Faust. Das Feuer hat mich so zugerichtet, daß ich künftig nicht mehr kommen kann.“

So sprach er, und die Chanin erwiderte: „Thue nicht also, sondern komme wie vorher, und wenigstens am Tage des Vollmonds.“ Jetzt erhob sich der Tängärisohn wieder zum Himmel, und die Chanin begann von ganzem Herzen ihren Gatten zu lieben.

Da setzte der Minister die Mütze auf den Kopf, und sich nahend einer Pagode, sah er durch eine Spalte der Thüre einen Menschen, der ein Eselsbild ausbreitete, sich auf dem Bilde hin und her wälzte, darauf die Gestalt eines großen Esels erhielt, umher lief und schrie wie ein Esel. Da wälzte er sich von neuem und erschien in seiner Menschengestalt. Zuletzt faltete er das Papier und steckte es in die Hand eines Burchans. Der Mann kam heraus, der Minister ging

hinein, und eingedenk der ſchlechten vorigen That begab er ſich zu der Branntwein verkaufenden Mutter und Tochter und ſprach mit verſchlagenen Worten: „Euch für eure Wohlthat zu lohnen, bin ich zu euch gekommen.“ Mit dieſen Worten reichte er drei Goldſtücke den Weibern, und die Weiber ſprachen: „Du biſt wirklich ein guter Menſch, aber wie biſt du wol zu dem Golde gekommen?“ Der Miniſter antwortete: „Hin und her mich wälzend auf dieſem Papiere bin ich zu dem Golde gekommen.“ Nach dieſen Worten ſprachen die Weiber: „ſo vergönne, daß wir uns ebenfalls wälzen.“ Beide wälzten ſich und wurden Beide in Eſel verwandelt. Der Miniſter führte die Eſel zum Chan, und der Chan ſprach: „gieb ſie hin, daß ſie Steine und Erde tragen.“

So ſprach er, und die beiden Eſel mußten drei Jahre Steine und Erde tragen, und ihr Rücken ward wund und mit Blut und Eiter bedeckt. Da ſah der Chan ihre Augen voll Thränen und ſprach zum Miniſter: „quäle die armen Thiere nicht mehr.“

Hierauf wälzten ſich Beide auf dem Papiere, aber nach dem Wälzen waren ſie zwei zuſammengeſchrumpfte Weiber geworden.

Indiſche Märchen.

1.

Harasvami.

Am Ufer der Ganga liegt die blumenreiche Stadt Pataliputraka, dort lebte einſt ein frommer Büßer, der viele heilige Wallfahrtsörter beſucht hatte, Namens Harasvami. Er bezog ſeinen Lebensunterhalt von Almoſen, wohnte in einer Laubhütte an dem Ufer der Ganga und flößte allen Leuten durch ſeine ſeltene Frömmigkeit Vertrauen und Ehrfurcht ein. Eines Tages ſah ihn Jemand, als er, um Almoſen zu ſammeln, ausging, von weitem, und neidiſch auf ſeine Tugend, ſagte er zu den Umſtehenden: „Wißt ihr auch, was für ein heuchleriſcher Heiliger das iſt? Er frißt hier in der Stadt alle kleinen Kinder.“ Als ein Zweiter, dieſem ähnlich, dies hörte, rief er aus: „Ja, es iſt wahr, ich habe dies auch ſchon von andern Leuten ſagen gehört!“ Ein Dritter, dies beſtätigend, ſagte: „Ja, ſo iſt es!“ Auf dieſe Weiſe ging das Gerücht immer ſich vergrößernd von einem Ohr zum andern in der ganzen Stadt umher, und die Einwohner alle hielten gewaltſam ihre Kinder in den Häuſern zurück, indem ſie ſagten: „Harasvami führt alle Kinder fort, um ſie zu verzehren.“ Die Brahmanen, den Untergang der Nachkommenſchaft fürchtend, kamen darauf zuſammen und beſchloſſen, den Harasvami aus der Stadt zu verbannen; da ſie aber aus Furcht, daß er, in Zorn geſetzt, ſie ſelbſt auch verzehren möchte, nicht wagten, ihm gegenüber dieſen Beſchluß zu verkündigen, ſo ſandten ſie Boten an ihn ab. Die Boten gingen zu ihm hin, redeten ihn aber ſchon in weiter Ferne alſo an: „Die Brahmanen machen dir bekannt, daß du dieſe Stadt verlaſſen ſollſt.“ Erſtaunt fragte Harasvami: „Aus welchem Grunde?“ Die Boten antworteten hierauf: „Du raubſt hier die Kinder und ißt ſie.“ Nach dieſen Worten ging Harasvami, aus dem Wunſche, darüber ſelbſt Gewißheit zu erlangen, zu den Brahmanen hin, während die Leute ihm ängſtlich auswichen; als die Brahmanen ihn ſahen, ſtiegen ſie erſchreckt raſch auf den Altan ihres Kloſters, und Harasvami, untenſtehend, rief jeden einzelnen bei ſeinem Namen und ſagte dann zu den obenſtehenden: „Welch ein Wahnſinn hat euch, Brahmanen, erfaßt, daß ihr nicht einer den andern genau befragt? Wie viele und weſſen Kinder ſind von mir verzehrt worden, und ſeit wann iſt es geſchehen?“ Als die Brahmanen nach dieſer Aufforderung der eine den andern

ausforschte, fand es sich, daß Allen ihre Kinder lebend zu Hause waren; auch die übrigen Einwohner, der Reihe nach aufgefordert, gestanden dasselbe ein; da sagten Alle, die Brahmanen und Kaufleute: „Wehe uns Thoren! ungerechter Weise haben wir diesen frommen Mann beleidigt! es leben die Kinder aller Einwohner, wessen Kinder sind also von diesem verzehrt worden?“ Indem Alle so sprachen, beschloß Harasvami, dessen Unschuld nun bewiesen war, die Stadt zu verlassen; denn wie könnte ein Verständiger Vergnügen daran finden, in einem Lande zu leben, dessen Bewohner ohne Ueberlegung handeln und, sich auf Gerüchte stützend, die von schlechten Menschen erfunden sind, lieblos gegen den Unschuldigen sich benehmen? Da warfen die Brahmanen und Kaufleute sich ihm zu Füßen und baten ihn flehentlichst zu bleiben, bis er endlich einwilligte, noch ferner unter ihnen zu wohnen.

2.

Geschichte des Siva und Madhava.

Es giebt eine herrliche und reiche Stadt, Ratnapura genannt, dort lebten einst zwei Schelme, Siva und Madhava, die, von andern Betrügern unterstützt, alle reichen Leute der Stadt durch mancherlei betrügerische Mittel lange Zeit hindurch beraubt hatten. Einst kamen Beide zusammen und überlegten also: „Diese ganze Stadt ist von uns Beiden gehörig geplündert worden, wir wollen jetzt nach Ujjayini gehen, um daselbst zu leben; dort nämlich wird der Hauspriester des Königs, Namens Sankarasvami, für einen sehr reichen Mann gehalten, und wenn wir diesem durch List seine Schätze rauben, können wir zum Genuß der lieblichen Anmuth der Malavafrauen gelangen. Die Brahmanen nennen ihn allgemein geizig, da er, obgleich er seine Schätze nach Scheffeln messen kann, nur mit unwillig gerunzelter Stirn ihnen die Hälfte des ihnen zukommenden Ehrensoldes bei den Opfern darreicht. Auch ist es bekannt, daß er eine wunderschöne Tochter besitzt, die Einer von uns, wenn wir uns ihm anschließen, sicher von ihm zur Gattin erhält.“ Die beiden Schelme, Siva und Madhava, faßten hiernach ihren Entschluß, und nachdem sie unter sich verabredet hatten, was ein jeder einzeln thun solle, verließen sie die Stadt Ratnapura und kamen bald nach Ujjayini. Madhava blieb mit seinem Gefolge, sich als Rajput verkleidend, außerhalb der Stadt in einem Dorfe, Siva aber, in allen Listen erfahren, betrat allein zuerst die Stadt, ganz genau die Kleidung und das Wesen eines frommen Büßers annehmend, und bezog an einer erhöhten Stelle am Ufer der Sipra eine Zelle, vor der er, so daß Alle es recht sehen konnten, eine Rehhaut, den Topf um Almosen zu sammeln, Darbhagras und Lehmerde ausbreitete. Zur Zeit der ersten Morgendämmerung rieb er sich den ganzen Leib dicht mit Lehmerde ein, dann ging er in den Fluß und blieb lange mit dem Kopfe unter dem Wasser und stand

dann, wenn er aus dem Bade kam, lange unverwandt das Antlitz gegen die Sonne gewendet da; darauf ſetzte er ſich vor dem Bilde des Gottes nieder und murmelte, ein Büſchel Kuſagras in der Hand haltend, ſeine Gebete her, dann pflückte er geheiligte Blumen und opferte ſie dem Siva, und wenn er ſein Opfer vollendet, begann er wieder zu beten und ſaß dann noch lange in tiefſter Andacht verſunken. Am andern Tage durchwanderte er, um Almoſen zu ſammeln, nur mit dem Felle der ſchwarzen Gazelle bekleidet, auf einen Stab geſtützt, in ſtetem Schweigen verharrend, die Stadt, und theilte dann die aus den Häuſern der Brahmanen empfangenen Almoſen in drei Theile; den einen Theil gab er den Krähen, den andern dem Erſten, der bei ihm vorüberging, und mit dem dritten Theile füllte er ſeinen Leib, dann drehte er wieder lange unter ſtetem ſtillen Gebete ſeinen Roſenkranz; die Nacht aber brachte er ohne irgend eine Geſellſchaft in ſeiner Zelle zu, die ſchwierigſten Fragen der Philoſophie, um damit die Leute zu blenden, überdenkend. Indem er ſo tagtälich dieſe harten Bußübungen vollzog, gelang es ihm, den Sinn aller Einwohner von Ujjayini zu täuſchen, und in frommer Demuth ſich vor ihm verbeugend, verkündeten ſie überall laut ſeinen Ruhm: „Ha, dies iſt ein heiliger Büßer!“ Unterdeſſen hatte ſein Freund Madhava durch ſeine Kundſchafter dies Alles erfahren und zog nun, als Rajput verkleidet, ebenfalls in die Stadt ein; er nahm ſeinen Aufenthalt in einem entlegenen Tempel und ging dann an das Ufer der Sipra, um ſich in dem Fluſſe zu baden; nachdem er ſich gebadet hatte, ſah er den Siva, der ganz in ſeinem Gebete verſenkt vor dem Bilde des Gottes ſaß, und fiel ihm mit ſeinen Begleitern demuthsvoll zu Füßen. Er ſagte dann zu den Leuten, die um ihn herum ſtanden: „Es gibt keinen ſo frommen Büßer weiter als dieſen, mehr als einmal ſchon habe ich ihn geſehen, wie er die heiligen Teiche und Wallfahrtsörter beſuchte.“ Aber obgleich Siva ihn wol bemerkt hatte, ſo verharrte er doch in ſeiner Stellung, ohne den Nacken zu drehen. Darauf kehrte Madhava in ſeine Wohnung zurück. In der Nacht kamen Beide an einem einſamen Orte zuſammen, wo ſie aßen und tranken und dann mit einander beredeten, was nun weiter zu thun ſei; in der letzten Nachtwache kehrte Siva in ſeine Zelle zurück, und Madhava befahl einen der ihn begleitenden Schelme, als es Tag geworden, alſo: „Nimm dieſe beiden Gewänder und bringe ſie als ein Ehrengeſchenk zu Sankarasvami, dem Hauptprieſter des Königs, und ſage folgendes zu ihm: „Ein Rajput, Namens Madhava, von ſeinen Verwandten beſiegt und aus ſeinem Reiche vertrieben, iſt mit den reichen Schätzen ſeines Vaters aus dem Süden hierher gekommen und wünſcht, von mehreren anderen ihm an Tapferkeit gleichenden Rajputs begleitet, in die Dienſte eures mächtigen, an allen Orten verehrten Königs zu treten. Er hat mich daher zu dir geſandt, o Meer des Ruhmes, um dich beſuchen zu dürfen.“ So von dem Madhava befehligt und abgeſandt ging der Schelm, das Ehrengeſchenk in der Hand haltend, in das Haus des Prieſters; als er den günſtigen Augenblick erſpäht, wo der Prieſter allein war, und ihm ſich nahend das Geſchenk überreicht hatte, meldete er ihm genau, was Madhava ihm aufgetragen; der Prieſter nahm ein würdevolles Anſehen an, und nach weiteren

Geschenken begierig, bewilligte er das Begehren. Als nun der Schelm zurückgekehrt war, ging Madhava am nächsten Tage zur passenden Zeit zu dem Priester, um ihn zu besuchen; von den ihn begleitenden Schelmen, die als Rajputs verkleidet, mit langen Speeren geschmückt waren, gefolgt, und von einem vorausgesendeten Boten angemeldet, nahte er sich dem Priester, der ihm entgegenging und mit freudigem Willkommen ihn begrüßte. Madhava blieb eine kurze Zeit, mit angenehmen Gespräche zubringend, bei dem Priester und kehrte dann, von ihm entlassen, in seine Wohnung zurück. Am zweiten Tage sandte er wiederum zwei Gewänder als Ehrengeschenk vorher zu dem Priester, ging dann selbst zu ihm und sagte: „Wir wünschen in den Dienst des Königs zu treten, aber nur der Ehre wegen, in seinem Gefolge sein zu dürfen; wir haben uns daher an dich gewendet, Reichthümer besitzen wir genug." Als der Priester diese Worte hörte, hoffte er von dem Madhava noch viel Geld erlangen zu können, und versprach ihm daher, seinen Wunsch zu erfüllen; er ging sogleich zu dem Könige und trug ihm die Sache vor, und der König, aus Hochachtung für ihn, gestand ihm seine Bitte zu. Am andern Tage führte nun der Priester den Madhava und seine Begleiter zu dem Könige und stellte sie ihm mit großer Würde vor; der König betrachtete den Madhava, der einem Rajput in Gestalt und Wesen vollkommen glich, nahm ihn mit Wohlwollen und Artigkeit auf und bestimmte ihm die Art seines Dienstes. So lebte nun Madhava, dem Könige dienend, aber jede Nacht brachte er mit dem Siva unter Besprechungen über ihre Pläne zu. Einst sagte der habsüchtige Priester zu dem Madhava, der ihm stets durch Geschenke seine Aufmerksamkeit bewies: „Wohne doch in meinem Hause!" und da er ihn dringend bat, so bezog Madhava mit seinen Begleitern das Haus des Priesters. Madhava hatte eine große Menge Schmuck von falschen Edelsteinen künstlich nachgemacht, that diesen in ein Kästchen, bat darauf den Priester, es in eine Schatzkammer zu stellen, und, indem er es halb öffnete um ihn zu täuschen, den Schmuck ein wenig sehen ließ, zog er seine Seele gewaltsam an sich. Als der Priester auf diese Weise ganz sicher gemacht war, stellte sich Madhava krank, indem er durch sehr geringes Zusichnehmen von Speisen seinen Körper sehr abgemagert hatte; so waren einige Tage dahingegangen, als er einst zu dem Priester, der an seinem Bette saß, mit schwacher Stimme sagte: „Es ist sicher, daß mein Körper in einem unheilbaren Zustande sich befindet, führe daher, o trefflicher Brahmane, mir irgend einen ausgezeichneten Brahmanen her, dem ich mein ganzes Vermögen schenken will zu meinem Heile hier und dort, denn wenn das Leben selbst wankt, wie könnte da der Verständige noch Werth auf Schätze legen?" Der Priester erwiderte hierauf: „Ich will thun, wie du wünschest!" Aus Dankbarkeit fiel Madhava ihm zu Füßen. Welchen Brahmanen darauf aber der Priester auch herbeiführte, keiner behagte dem Madhava, indem er immer vorgab, daß er sich nach einem noch Vorzüglicheren sehne. Als einer der beistehenden Schelme dies sah, sagte er laut: „Keiner dieser Brahmanen scheint ihm würdig genug zu sein, aber man könnte wohl versuchen, ob der fromme Priester, Namens Siva, der an den Ufer der Sipra sich aufhält, ihm jetzt zusage oder nicht. „Nach

dieſen Worten ſagte Madhava, große Schmerzen vorgebend, zu dem Prieſter: „Ja, ſei ſo gnädig und führe dieſen her, denn kein anderer Brahmane gleicht dieſem.“ Der Prieſter ſtand ſogleich auf und ging zu dem Siva, den er unbeweglich in Andacht verſunken daſitzen fand; er ging rechtshin um ihn herum und ſetzte ſich dann vor ihm nieder; allmälig ſchlug nun der Schelm auch ein wenig die Augen auf, der Prieſter verbeugte ſich demüthig vor ihm und ſagte: „Wenn du nicht zürnſt, o Herr, ſo möchte ich dir eine Bitte vortragen. Es lebt hier ein ſehr reicher Rajput, Namens Madhava, aus dem Süden gebürtig, dieſer iſt krank und ſucht Jemanden, dem er ſein ganzes Vermögen ſchenken möchte; wenn es dir genehm wäre, wird er dir alle ſeine Reichthümer überlaſſen, die in den herrlichſten Schmuckſachen, aus mannigfachen, unſchätzbaren Edelſteinen gearbeitet, beſtehen.“ Als Siva dies gehört, brach er langſam ſein Stillſchweigen und ſagte: „Brahmane, wie könnte ich, der ſein ganzes Streben auf die Erkenntniß der Gottheit ſetzt und blos von Almoſen lebt, ein Verlangen nach irdiſchen Gütern haben?“ Hierauf erwiderte der Hauptprieſter: „Sprich nicht ſo, edler Brahmane! kennſt du denn nicht die Folge der Lebensweiſen des Brahmanen? Denn der Brahmane, der ein Weib nimmt und in ſeinem eigenen Hauſe die Pflichten gegen die Götter und Gaſtfreunde ausübt und Kinder zeugt, erlangt nur durch Schätze die Dinge, wornach der Menſch ſtreben ſoll, der Hausvater iſt ja der beſte der Brahmanen.“ Siva ſprach dagegen: „Woher ſoll ich eine Gattin nehmen? denn nicht kann ich mich mit einem Mädchen aus der erſten beſten Familie vermählen.“ Als der Prieſter dieſes hörte, glaubte er ſchon die Reichthümer deſſelben für ſich gewonnen, und da er den günſtigen Augenblick gefunden zu haben wähnte, ſagte er zu ihm: „Sieh, ich habe eine noch unverheirathete Tochter, Vinayasvamini genannt, ſie iſt überaus ſchön, dieſe gebe ich dir zur Gattin; die Schätze, die du von dem Madhava als Geſchenk erhalten wirſt, die will ich dir aufheben und bewahren, wähle daher die Freuden des ehelichen Standes!“ Siva lauſchte dieſen Worten mit geſpannter Aufmerkſamkeit, da ſie ihm die Erreichung ſeines Wunſches als gewiß darſtellten, und ſagte dann: „Brahmane, wenn dir damit ein Gefallen geſchieht, ſo will ich deinem Rathe folgen; aber in der Beurtheilung von Gold und Edelſteinen bin ich unerfahren, und werde daher hierin ganz nach deinem Vorſchlage handeln; thue du, wie du es verſtehſt.“ Erfreut über dieſe Antwort des Siva, führte der bethörte Prieſter ihn ſogleich in ſein Haus, und nachdem er ihm dort ſeine Wohnung angewieſen, meldete er dem Madhava, was er gethan habe, der ihm dafür freundlich dankte. Darauf übergab er ſeine zum Unglück großgezogene Tochter dem Siva als Gattin, und am dritten Tage, nachdem die Hochzeit vollzogen war, führte er ihn, um das Geſchenk in Empfang zu nehmen, zu dem verſtellt kranken Madhava, der aufſtand und mit den Worten den Siva preiſend: „Ich begrüße dich in Demuth, heiliger Mann, der du unerhörte Bußübungen vollbringſt!“ ihm zu Füßen fiel; er ließ darauf das Käſtchen, in welchem viel aus falſchen Edelſteinen künſtlich gearbeiteter Schmuck ſich befand, aus der Schatzkammer des Prieſters herbeiholen und ſchenkte es dem Siva, den heiligen Gebräuchen gemäß. Siva nahm

es entgegen und übergab es dann den Händen des Priesters mit den Worten: „Ich verstehe diese Sachen nicht, du aber verstehst sie." „Dies ist ja vorher von mir mit dir verabredet worden," erwiderte der Priester, „wozu also noch weitere Sorgen?" und nahm den Schatz an sich. Siva ertheilte darauf dem Madhava seinen Segen und kehrte in die Wohnung seiner Gattin zurück, der Priester aber brachte den Schatz in seine Schatzkammer. Madhava ließ am andern Tage seine verstellte Krankheit allmälig aufhören, indem er seine Heilung der Macht seines freigebigen Geschenkes zuschrieb, und spendete dem Priester, als dieser ihn besuchte, die Lobsprüche: „Durch dich, der mich in der Erfüllung meiner Pflichten unterstützte, bin ich aus diesem Elende gerettet worden!" mit dem Siva aber knüpfte er öffentlich eine innige Freundschaft an, laut ihn preisend: „Durch deine erhabene Macht ist dieser Leib mir erhalten worden." Als so einige Tage dahin gegangen waren, sagte Siva zu dem Priester: „Ich lebe nun auf diese Weise in deinem Hause und viel wird von mir darin verzehrt. Warum nimmst du daher diesen Schmuck nicht als Capital an; da er, wie du sagest, von sehr großem Werthe ist, so gieb mir dafür eine entsprechende Kaufsumme." Der Priester, der den Schmuck für unschätzbar hielt, willigte gern in diesen Vorschlag ein und gab ihm als einen entsprechenden Kaufpreis Alles, was er besaß; er ließ darauf den Siva über dieses Geschäft eine Schrift aufsetzen, und fertigte ebenfalls eine solche aus, in dem Gedanken, daß der dadurch erworbene Reichthum den seinigen weit übertreffe. Nachdem so Jeder des Andern Verschreibung in Händen hatte, wohnte der Priester für sich, und getrennt von ihm genoß Siva die Freuden des Hausvaters. Siva und Madhava lebten nun zusammen und verzehrten ihrer Laune nach die Schätze des Priesters. Nach einiger Zeit gebrauchte der Priester Geld und ging daher in eine Bude auf dem Markte, um ein Stück des erworbenen Schmucks zu verkaufen; die des Werthes der Edelsteine kundigen Kaufleute betrachteten den angebotenen Schmuck und riefen aus: „Der muß sehr geschickt sein, der diesen falschen Schmuck hat anfertigen können! denn dies sind Stückchen Glas und Krystall, die in mancherlei Farben gefärbt, in Messing gefaßt sind, aber weder Edelsteine noch Gold." Nach diesen Worten kehrte der Priester athemlos nach Hause zurück, nahm dort den ganzen Schmuck, brachte ihn auf den Markt und zeigte ihn den Kaufleuten; als diese ihn betrachtet, sagten sie, daß Alles dieses falsch und künstlich nachgeahmt sei; bei dieser Nachricht wurde dem Priester zu Sinne, als hätte ihn ein Blitz getroffen. Er ging darauf sogleich zu dem Siva und sagte ihm: „Nimm deine Schmucksachen zurück und gieb mir mein Eigenthum wieder!" Siva erwiderte: „Woher sollte ich jetzo noch Vermögen haben? denn ich habe Alles mit der Zeit in meinem Hause aufgezehrt." So stritten sich Beide und gingen darauf zu dem Könige, an dessen Seite sich Madhava befand. Der Priester brachte sein Anliegen in folgenden Worten vor: „Hier, o König, ist ein falscher Schmuck, der aus künstlich gefärbten und in Messing gefaßten Stückchen Glas und Krystall gemacht worden ist; ohne dies zu wissen, habe ich dem Siva dafür mein ganzes Vermögen überlassen, das er bereits verzehrt hat." Hierauf sprach Siva: „O König, von meiner Kindheit an habe ich in frommer Buße

gelebt; der Prieſter ſelbſt hat mich gebeten, daß ich dieſen Schmuck als ein Ehrengeſchenk mir ſollte ſchenken laſſen, und in meiner Unwiſſenheit habe ich ihm dies zugeſagt mit den Worten: „„Du biſt mir hierin Gewährsmann, da ich in der Schätzung und Beurtheilung von Edelſteinen und ähnlichen Gütern ganz unerfahren bin,““ worauf er mich verſicherte: „„Ich ſtehe dir dafür ein!““ Sowie ich das Ehrengeſchenk erhielt, übergab ich es ſeinen Händen; darauf hat er freiwillig es mir für eine Summe abgekauft, und als Beweis dient dieſe gegenſeitige Verſchreibung, die jener mit eigner Hand niedergeſchrieben hat. Jetzt kennt der Herrſcher unſer Verhältniß zu einander.“ Als Siva hiermit ſeine Rede beendigte, ſprach nun Madhava: „Sprich nicht alſo, du biſt ein Ehrwürdiger, aber welche Schuld habe ich hierbei? Ich habe weder von dir, noch von dem Siva das Mindeſte genommen. Mein väterliches Vermögen hatte ich lange Zeit bei einem Andern zum Aufbewahren niedergelegt, es dann von dort wieder weggenommen und dieſem Brahmanen geſchenkt. Wenn es aber nicht wirklich Gold und Edelſteine geweſen wären, wie hätte mir aus dem Verſchenken von Meſſing, Kryſtall und Glas eine ſolche Frucht reifen können? Daß ich mit truglosem Herzen ſchenkte, dazu dient mir als ſicherer Beweis, daß ich aus einer ſehr gefährlichen Krankheit gerettet wurde.“ So ſprach Madhava, ohne im mindeſten ſeine Geſichtszüge zu verändern, der König aber und ſeine Miniſter lachten und bewieſen ihm ihre Zufriedenheit; darauf fällten die in der Rathsverſammlung des Königs Sitzenden mit innerem Lächeln den Spruch: „Es iſt nicht das geringſte Unrecht weder von Siva noch Madhava begangen worden!“ Beſchämt und ſeines ganzen Vermögens beraubt, ging der Prieſter fort, die beiden Schelme Siva und Madhava aber lebten, durch die Gnade des mit ihnen zufriedenen Königs beglückt, noch lange in Ujjayini.

3.

Des Holzhauers Tochter.

In einem Königreiche des Oſtens lebte ein armer Mann, dem es ſo gänzlich an weltlichen Gaben gebrach, daß er nicht einmal die nothwendigſten Mittel ſich anſchaffen konnte, um ſein Geſchäft, nämlich das des Holzhauens, fortzuſetzen, und ſich darauf beſchränken mußte, in Vereinigung mit ſeiner Frau und Tochter altes Holz zu ſammeln. Fanden ſie genug, um ſich das für den Bedarf des Tages erforderliche Mehl anzuſchaffen, ſo freuten ſie ſich des frugalen Mahles; aber nicht immer ward es ihnen ſo gut, und die Nothwendigkeit, zu faſten, wiederholte ſich am Ende ſo oft, daß ſie Alle vor Hunger ſchmachteten. Wenn aber Nur-Singh und ſeine Frau ſelbſt in dieſer Noth zu leiden hatten, ſo war ihnen dieſe Lage doch noch weit ſchmerzlicher, ihrer Tochter wegen. Dieſe war in heirathsfähigem Alter, aber faſt ganz ohne Ausſicht, dem Schickſal eines Altenjungfernſtandes

zu entgehen; denn wie sollten es die Eltern anfangen, die erforderlichen Mittel zu einer annehmlichen Verbindung zusammenzuscharren? Was konnte ihr die Schönheit frommen, wenn keiner es der Mühe werth achtete, den Ruf derselben in der Umgegend zu verbreiten? Sie lebten ja in tiefster Zurückgezogenheit, und die Gevatterschaft, stets mit ihrem Geschwätz bei der Hand, wo ein Gegendienst zu erwarten ist, fand hier durchaus keinen Grund zur Theilnahme.

Tulisa, die sich oft mit einigem Wohlgefallen im nahen Teich betrachtet hatte, war nicht ohne Ehrgeiz, und konnte bei aller Armuth nicht umhin, ihren Träumereien nachzuhängen, und die trägen Stunden durch mancherlei Täuschungen zu versüßen. Sie bildete sich dann wohl ein, eine Prinzessin zu sein, und konnte in den Bildern eines luxuriösen Lebens, zu deren Verwirklichung auch nicht die geringste Hoffnung war, für eine Zeit lang die bittere Noth ihrer Lage vergessen. Auf dem kahlen Balken hingestreckt, wähnte sie auf silbernem Divan zu ruhen, unter Decken vom reichsten Brocat, umgeben von allen Annehmlichkeiten des üppigsten Reichthums. Doch nur zu oft ward sie in diesen Träumen durch die Nothwendigkeit unterbrochen, in den Wald zu gehen, um Holz zu suchen. Diese Wanderungen brachten sie eines Tages zu den Ruinen eines verfallenen, ganz mit langem Grase überwachsenen Brunnens, und hier entdeckte sie zu ihrer Freude, daß eine große Menge von Holz rings umher lag, wovon sie eilig einen Haufen von mehr als gewöhnlicher Größe zusammenlas. In dieser Beschäftigung ward sie plötzlich durch eine Stimme erschreckt, die aus dem Brunnen zu kommen schien, und sie bei ihrem Namen rief. Verwundert blickte sie um und horchte, Niemand erschien, doch hörte sie deutlich dieselbe Stimme sagen: „Willst du mein Weib seyn?" — Entsetzt raffte sie ihr Bündel auf und rannte davon, entschlossen, nie wieder dem unheimlichen Orte zu nahen. Aber der gute Preis, den sie für ihr Holz erhielt, mißfiel ihr gar nicht, und als der letzte Kauri ausgegeben war, und sie nirgends in der ganzen Gegend auch nur ein einziges Stück Holz zu finden vermochte, mußte sie doch die Furcht, einem Dschin zu begegnen, überwinden, und wieder zum Brunnen gehen. Der Anblick des Holzes, welches in noch größerer Menge als das erste Mal vor ihr zu liegen schien, bewog sie, vorzugehen bis dicht an die gefürchtete Stelle. Rasch sammelte sie einen Bündel und hoffte schon ungestört mit ihrer Bürde den Rückweg anzutreten, als sie dieselben Worte vernahm: „Willst du mein Weib sein?" und noch mehr erschrocken als das erste Mal wandte sie sich zur Flucht, lief, so schnell die Last es nur irgend gestattete, und erreichte unbeschädigt ihre Wohnung. Hier aber war die Noth bald wieder groß, denn auch die Eltern suchten überall vergebens nach Holz und drangen in Tulisa, ihr Glück abermals zu versuchen, wodurch diese sich veranlaßt sah, sie mit dem Umstande bekannt zu machen, der ihr so große Angst einflößte. Der gute Mann und seine Frau fanden die Sache aber nicht so grauenvoll wie die furchtsame Tochter, riethen vielmehr, nochmals zu dem Brunnen zu gehen, und wenn sich die Stimme zum dritten Male vernehmen ließe, ihren unbekannten Bewerber an den Vater zu verweisen. Tulisa gehorchte, obgleich mit Unlust, und als sie wie gewöhnlich ihr Holz gesammelt hatte und eben damit

zurückkehren wollte, ward die ſchreckliche Frage: „Willſt du mein Weib ſein?“ wiederholt. Allen Muth zuſammennehmend, erwiderte ſie zitternd: „Wie kann ich einen Vorſchlag annehmen, der an meinen Vater gerichtet werden ſollte?“ — „Schicke deinen Vater her,“ erſcholl die Stimme, „und wir wollen unſer Uebereinkommen treffen.“ Froh, unter ſo leichter Bedingung entlaſſen zu werden, ging Tuliſa zu ihrer Hütte zurück und berichtete ihren Eltern treulich, was ſich ereignet hatte. Der Vater aber machte ſich ſofort auf den Weg, den er zu ſeiner Verwunderung jetzt auch ohne Mühe fand. Auch brauchte er nicht lange auf die Stimme zu warten; deutlich genug erſcholl es aus der Tiefe: „Du biſt arm und elend; gieb mir deine Tochter und ich will euch Alle reich und glücklich machen; ihr ſollt die ſchönſten Kleider und die beſten Speiſen erhalten; euer Schatten ſoll wachſen und eure Schätze ſollen ſich mehren, denn ich bin im Stande, euch nach Herzensluſt zufrieden zu ſtellen.“ Durch ſo glänzende Verſprechungen geblendet, beſann ſich Nur-Singh keinen Augenblick, auf den Vorſchlag einzugehen. Der Tag zur Feier der Vermählung ward beſtimmt und der Holzhauer kehrte, wohl zufrieden mit den eröffneten Ausſichten, zurück. — Tuliſa und ihre Mutter waren nicht wenig in Verlegenheit darüber, daß er mit leeren Händen heimkam, denn wie ſollten ſie es nun anfangen, die geeigneten Vorbereitungen zu treffen; es ſchien ihnen doch gar zu kränkend, bei ſo wichtiger Gelegenheit in ihrem elenden Aufzuge zu erſcheinen. Doch wenige Abende vor der feſtgeſetzten Zeit ward die Familie durch eine ſehr unerwartete Erſcheinung überraſcht. Hundert Körbe wurden durch die Luft herbeigetragen und ganz in der bei Brautgeſchenken üblichen Weiſe, nur daß die Träger unſichtbar waren; einige der Körbe waren mit der ſchönſten Auswahl von Früchten und Backwerk gefüllt, andere enthielten Shawls und Alles, was zur weiblichen Toilette gehört, während das Ganze nach orientaliſcher Sitte bunt aufgeputzt und von farbigen Lampen beleuchtet war. Dieſe Einleitung ließ das Beſte erwarten, und Tuliſa und ihre Mutter begannen von dem Geber ſolcher Geſchenke die achtungsvollſte Meinung zu faſſen. Auch fanden ſie ſich zur beſtimmten Zeit pünktlich am Brunnen ein, wunderten ſich aber, denſelben noch in ſeinem wildverwachſenen Zuſtande zu ſehen; keine Zelte waren aufgeſchlagen und nirgends eine Spur von Vorbereitung zu einer Hochzeit. Endlich rief der getäuſchte Holzhauer aus: „Wie ſoll ich meine Tochter verheirathen, wenn Niemand da iſt, ſie zu empfangen!“ — „Wir ſind Alle zugegen,“ antwortete die Stimme, „der Bräutigam und ſeine Freunde; ſtecke den Ring an deiner Tochter Finger und ſie iſt die Meinige.“ — Zugleich erſchien ein Ring vor Nur-Singh's Augen; er folgte der Weiſung, und wie er ſich umdrehte, erblickte er ein ſchönes Zelt, worin eine reiche Tafel gedeckt war. Ohne Zögern nahm er mit Frau und Tochter Platz, um dem einladenden, ungewohnten Genuſſe des Mahls ſich hinzugeben. Als ſie zur Genüge gegeſſen und getrunken hatten, hielt vor dem Eingang des Zeltes ein ſchöner Tragſeſſel, wie Damen vom höchſten Range ſich deren zu bedienen pflegen, wenn ſie ihre Wohnung verlaſſen; doch jetzt fühlten Tuliſa und ihre Mutter einige Beängſtigung, und die Braut, wohl fühlend, daß ſie in der Gewalt eines mächtigen Geiſtes war, mit dem jeder

Versuch des Kampfes fruchtlos sein würde, entschloß sich nur zögernd, sich auf das Kissen des Sitzes niederzulassen, und zog, als dies geschehen war, die Vorhänge zurück, um ihre Eltern noch einmal zu sehen. Diese aber, besorgt um das Schicksal ihrer Tochter, folgten der Sänfte durch eine tiefe Schlucht, durch welche sie in eine ihnen völlig fremde Gegend gelangten. In der Mitte einer weiten, trefflich angebauten Ebene gewahrten sie einen prächtigen Palast, umgeben von einer hohen Mauer, durch deren Hauptthor der Tragsessel mit ihrer Tochter alsbald verschwand. Da sie nun sahen, daß der Bräutigam sein Versprechen erfüllt habe, kehrten die Eltern der Braut zufrieden in ihre eigene Wohnung zurück. Auf dem Wege dahin fanden sie Holz in Menge und sauber in Bündeln zusammengebunden; auch brauchten sie von der Zeit an nicht mehr für ihren Unterhalt zu arbeiten, ihr Wohlstand wuchs mit jedem Schritte; sie mietheten Diener, bauten sich ein hübsches Haus und lebten jeden Tag in Freuden. Die Nachbaren, die sich während ihrer Armuth gar nicht um sie bekümmert und nie gefragt hatten, ob sie irgend etwas zur Erleichterung ihrer großen Noth thun könnten, kamen jetzt sehr häufig zum Besuch und erkundigten sich neugierig, wie sie es denn eigentlich anfingen, so gut zu leben und immer Geld zu ihrer Verfügung zu haben. Nur-Singh und seine Frau fanden es aber nicht gerathen, ihre Neugierde zu befriedigen, und bald erreichte der Neid eine solche Höhe, daß einige der übelwollenden Nachbaren zum Könige des Landes gingen, und ihn baten, er möge den Holzhauer zwingen, die Mittel anzugeben, wodurch er eine so außerordentliche Veränderung in seiner Lage bewirkt habe. Der König gab den argen Einflüsterungen nach und ließ Nur-Singh an seinen Hof kommen, um ihn auf das Genaueste auszufragen. Der arme Mann berichtete nun ohne Rückhalt und Verstellung, wie sich Alles zugetragen bei der Verheirathung seiner Tochter, und welchen Vortheil er selbst davon gehabt hatte. Aber seine Freimüthigkeit half ihm nichts; der König wollte seiner Erzählung keinen Glauben schenken, befahl in großem Zorn, ihn auf die Folter zu bringen, und als er auch da bei seiner früheren Aussage beharrte, gerieth er noch mehr in Wuth und drohte ihm mit dem Tode. Der unglückliche Holzhauer und seine Frau begannen jetzt zu fürchten, daß ihr gutes Glück sie verlassen habe, und daß sie Unrecht gethan, ihre Tochter einer Person zu vermählen, von der sie nichts wußten, und durch deren Gaben sie in ein noch größeres Unglück gerathen, als das, worin sie früher geschmachtet. Wenn sie damals auch die Pein des Hungers litten, waren sie doch sicher vor Bedrückung und Gewaltthat, und waren auch selten oder nie so ganz entmuthigt, daß sie nicht wenigstens auf bessere Zeiten gehofft hätten. Jetzt starrte der Tod dem unglücklichen Gatten und Vater in's Gesicht, und wenn er hingerichtet wurde, was blieb dann seiner trostlosen Gefährtin, die nicht wußte, wo sie in der weiten Welt ihre der Obhut eines Fremden zu voreilig anvertraute Tochter suchen sollte? — In Verzweiflung durch das Schreckliche ihrer Lage, verbrachten sie ihre Zeit in nichtigen Klagen über ihre eigene Leichtgläubigkeit; doch sie irrten sich in der Voraussetzung, daß ihrer Tochter Gemahl sie ihrem Schicksal überlassen werde. Am Vorabend des zur Hinrichtung bestimmten Tages kam eine Stimme zum König und sprach:

„O König! Verletze kein Haar auf des alten Holzhauers Kopf; er hat dich nicht hintergangen; ich habe mich mit seiner Tochter vermählt, und werde mich furchtbar rächen an denen, die ihm das geringste Leid zufügen.“ Der König antwortete: „Einen Tag will ich ihn noch am Leben lassen, doch nur, um zu sehen, ob du wirklich die Macht hast, deren du dich so anmaßend rühmst: am folgenden Tage muß er sterben, denn ich lasse mich nicht durch leere Drohungen von meinen Vorsätzen abbringen.“ Als der König am nächsten Morgen von seinem Lager sich erhob, siehe! da waren er selbst und der Holzhauer die einzigen lebenden Personen in der Stadt; alle anderen Bewohner lagen, von Schlangen gebissen, todt in ihren Häusern. Der König sah nun, daß er es mit einem mächtigen Geiste zu thun habe; er zitterte bei diesen Beweisen seines Zorns, eilte ängstlich in's Gefängniß, und bat Nur-Singh, seinen Einfluß beim Schwiegersohne geltend zu machen, um dieses furchtbare Elend vom Lande abzuwenden. Der gutherzige Mann, der keine Freude an der Rache hatte, versicherte dem Monarchen, daß er bereitwillig seinen Wünschen nachkommen wolle, und obgleich er nicht wußte, ob das Gesuch das Ohr dessen, an den es gerichtet war, erreichen würde, bat er seinen geheimnißvollen Verwandten, die Bewohner der Stadt wieder in's Leben zurückzurufen. Alsobald erhob sich ein rasselndes Geräusch, und die Stimme rief: „Ihr Schlangen, die ihr mein Geheiß vollzogen habt, ihr allein kennt das Heilmittel gegen euer Gift; wendet es an auf diese Menschen und entzieht sie den Schatten des Todes.“ Die Schlangen gehorchten, und die wieder aufgelebten Bewohner der Stadt umgaben den König, welcher, erstaunt und gedemüthigt durch die Gefahr, in der er geschwebt, mit eigenen Händen dem Holzhauer die Ketten abnahm, und ihn mit schmeichelnden Reden und Geschenken in seine Heimath entließ. Von der Zeit an hüteten sich die Nachbaren wol, sich in Nur-Singh's Angelegenheiten zu mischen; die Furcht hielt sie zurück, und wenn auch lüstern im höchsten Grade, wagten sie doch nie einen Versuch, sich den Reichthum, welcher ihre Habsucht reizte, anzueignen, aus Angst vor der schrecklichen Rache von Nur-Singh's unsichtbarem Beschützer.

Inzwischen lebte Tulisa sehr glücklich mit ihrem Gatten, welchen sie nur des Nachts sah, da er des Tages unabänderlich aus war. Er gab ihr herrliche Geschenke, und verlangte nur, daß sie den Palast nicht verlasse und keinem Fremden den Zugang in denselben gestatte. Es fehlte nicht an Vergnügungen in den Räumen dieses prachtvollen Aufenthalts; die Gärten waren mit Alleen von köstlichen Fruchtbäumen durchzogen, die Marmorbäder mit Achat und Jaspis ausgelegt; auch hatte sie Gesellschaft von Weibern, welche theils bezaubernd die Laute schlugen, theils eine Menge wunderbarer Geschichten zu erzählen wußten. Eines Tages, auf einem Spaziergange durch die Gärten, sah Tulisa, wie ein sehr kleines, zartes Thier von einem viel größeren wilden verfolgt ward. Als sie vorbeiging, blickte das arme kleine Eichhörnchen sie mit flehendem Auge an, worauf die mitleidige Frau ein Rohr, das im Wege lag, aufhob, dem Verfolger entgegentrat, und so dem kleinen Thierchen Gelegenheit gab, zu entfliehen. Damit aber zufrieden und zu weich, um irgend einem Wesen das Leben zu nehmen, begnügte sie

sich, den Verfolger über die Mauer des Gartens zu jagen, damit er ihre kleinen Lieblinge ferner nicht störe. Sie verwandte einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit darauf, ihre Vögel zu füttern und zu liebkosen, dennoch wurden ihr die Tage zuweilen recht lang. Die Pforten des Palastes waren, wie schon bemerkt, stets verschlossen, und den Dienern war bei Todesstrafe verboten, außer den gewöhnlichen Bewohnern irgend Jemand einzulassen, so daß Tulisa nie selbst etwas kaufen, nie hören konnte, was in der Nachbarschaft vorging, was ihr doch in den Tagen ihrer größten Armuth nicht versagt war. Immer Geschichten zu hören von Personen, die sie nicht kannte, und um welche sie sich nicht bekümmerte, das war zuletzt ermüdend, auch ihres kostbaren Schmuckes ward sie überdrüssig, und gern hätte sie alle ihre Juwelen hingegeben für einen Kranz von Jasminen, wie sie ihn früher im Dickicht des Waldes ihrer Heimath, zu pflücken und zu winden pflegte. Kurz, da sie den Schmerz des Mangels, der früher ihr Dasein verbitterte, nicht mehr empfand, vergaß sie, wie schwer es war, ihn zu ertragen und meinte, alle die schönen Dinge, welche ihr Gemahl zu ihrer Verfügung stellte, könnten kaum den Mangel des geselligen Verkehrs mit anderen weiblichen Wesen gleicher Art aufwiegen. Eines Morgens erschien vor den Mauern des Palastes eine Frau, welche Kauris verkaufte; der Pförtner verwehrte ihr natürlich den Eingang, als sie aber an den Fuß eines der Eckthürme gelangte, ward sie Tulisa gewahr, welche ganz oben durch ein kleines Fenster hinaussah. Die Frau redete sie mit vielen Schmeicheleien an, und versprach Wunder, wenn sie nur zur Herrin hineinkommen könnte; in so großer Entfernung war es aber unmöglich, sich mit Annehmlichkeit zu unterhalten, und endlich ward die bezauberte Hörerin verleitet, von der Höhe des Thurms ein Betttuch hinabzulassen, an welchem die Fremde mit großer Leichtigkeit hinankletterte. Es war recht einfältig von Tulisa, nicht zu entdecken, daß nur ein Geist auf solche Weise zur Spitze des Thurmes hinaufgelangen konnte. Die angebliche Kaurihändlerin setzte sich an den Rand des Teppichs, und begann der Herrin so geläufig und ansprechend zu erzählen, daß ihr die Zeit auf die angenehmste Weise verging. Sie wußte auch Auskunft zu geben über sehr Vieles, was Tulisa zu wissen wünschte, und richtete dann auch wieder viele Fragen an diese. Zuletzt sprach sie: „Tochter, du sagst mir, daß dein Gemahl dich gut behandelt; ißt er auch mit dir, nimmt er jemals Speise aus derselben Schüssel, woraus du dich nährest?“ — „Nein,“ erwiderte Tulisa etwas verwundert, „die Ehre hat er mir noch nie erzeigt.“ — „Dann,“ sprach die Fremde, „solltest du darauf bestehen, daß er sich in die gewöhnliche Sitte des ehelichen Lebens fügt, sonst wird er dich als kleinmüthig verachten; und wenn er sich weigert, so ist das ein offenbares Zeichen, daß er nicht die gebührende Achtung vor seiner Gemahlin hegt.“ Nachdem sie dem Ohr der unvorsichtigen Tulisa dieses Gift eingeflößt hatte, stand sie auf, und eilte, sich zu entfernen. Die Verlassene aber fühlte sich beunruhigt und sehr unglücklich, und wiederholte sich immer, was sie ihrem Gemahl, auf den sie noch die lange Zeit bis zur Nacht warten mußte, zu sagen habe, denn sie war entschlossen, den hinterlistigen Rath der Fremden zu befolgen und einen Wunsch zu wagen, der sie vielleicht auf immer unglücklich machen

konnte. Das Abendessen stand noch unberührt vor ihr, als der Gatte ihr seinen üblichen Besuch machte; hastig sprang sie auf, und bestürmte ihn so dringend, mit ihr zu speisen, daß er seinen Platz an ihrer Seite nahm, doch stellte er sich nur, als ob er von den Speisen genieße, denn er merkte wol, daß man ihm eine Schlinge gelegt habe, und gab, nachdem er sich entfernt hatte, noch strengeren Befehl, Niemanden in den Palast einzulassen. Tulisa lebte darauf einige Zeit in gewohnter Weise fort, und hatte beinahe vergessen, daß sie irgend einen Grund zur Beschwerde habe, als sie eines Tages, zum Fenster hinausblickend, unglücklicherweise unten eine alte Frau gewahrte, die als eine Antimoniumhändlerin verkleidet war. Sie ließ sich unvorsichtig mit der Alten in ein Gespräch ein, und da die Unterhaltung aus so großer Höhe beschwerlich war, verfiel sie wieder auf das schon versuchte Mittel. Die Alte kletterte so leicht wie die Kauriverkäuferin an dem Betttuch hinan und richtete nach vielen Complimenten und schönen Redensarten dieselben Fragen an Tulisa. Mit Stolz erwiderte diese, daß ihr Gemahl sich nicht geweigert habe, ihr den gewünschten Beweis seiner Achtung zu geben. Aber die Alte fragte weiter, ob er auch jemals ein Betelblatt gekaut, und ihr dasselbe dann zum Essen dargereicht habe, eine zarte Aufmerksamkeit, die wesentlich zur orientalischen Etikette gehört. Tulisa, der diese Unterlassung nie aufgefallen war, rief: „Niemals!" — und ließ sich wieder überreden, auch diesen Beweis seiner Achtung von ihm zu verlangen, um ihren Einfluß über ihn zu erproben. Abends fragte sie ihren Gatten: „Aus welcher Ursache hast du mir noch nie ein Betelblatt aus deinem Munde gegeben, wie andere Männer zu thun pflegen, die ihre Frauen achten?" — „Frage nicht so," erwiderte der Geist, „sei zufrieden, wenn ich eines von dir annehme, und verlange nicht das, was uns für immer trennen müßte." — Tulisa war so leicht nicht durch ausweichende Antworten zu beschwichtigen; sie versuchte die Macht der Ueberredung, doch umsonst, sie mußte, wenn auch zögernd, für diesmal wenigstens ihren Plan aufgeben. Darüber war sie unruhig und verdrießlich, und beschloß, nichts unversucht zu lassen, um unbeschränkten Einfluß über das Gemüth ihres Mannes zu erlangen. Wahrscheinlich würde indeß die Milde ihres eigenen Gemüths und die Freundlichkeit, mit der sie behandelt ward, sie bald mit jener Weigerung des Gemahls ausgesöhnt haben, wenn nicht das abscheuliche alte Weib zum drittenmal erschienen wäre, und nach Verneinung der Frage: „ob der Gemahl ihr jemals seinen Namen genannt habe?" sie überredet hätte, dies von ihm zu verlangen, als einen Beweis der Aufrichtigkeit seiner Liebe zu ihr. Tulisa trug gleich Abends ihr Anliegen vor, und bestand hartnäckiger auf der Gewährung ihres Wunsches, als in beiden früheren Fällen. Vergebens bemühte sich der Gemahl, ihr das Unverständige ihres Begehrens zu zeigen; endlich war seine Geduld erschöpft, und er sprach: „Wenn du dabei beharrst, diesen Beweis des Zutrauens von mir zu verlangen, so werde ich mich durch eine höhere Macht gezwungen sehen, dir nachzugeben; aber ich warne dich, und sage dir vorher, daß diese Kenntniß deinem Glück verderblich sein wird. Du wirst dann nicht allein in den Zustand deiner anfänglichen Armuth zurücksinken, sondern auch alle Schmerzen eines bösen Gewissens zu erdulden haben." Tulisa blieb auch nach

dieser Erklärung, und ungeachtet der nochmals wiederholten Bitten des Gemahls, eigensinnig bei ihrem Verlangen, seinen Namen zu erfahren. Als er sah, daß Alles vergebens war, sagte er: „Gut, so sei es, aber hier kann es nicht geschehen.“ Er führte sie darauf aus den Mauern des Palastes hinaus, bis an das Ufer eines Flusses, blieb dort stehen, und sprach innerlich bewegt: „Bist du noch entschlossen, meinen Namen zu erfahren? Noch ist es Zeit, das Begehren zurückzunehmen.“ — Tulisa, durch unüberwindliches Verlangen getrieben, und ohne Rücksicht auf die Folgen, erwiderte: „Ich will ihn wissen.“ — Er ging darauf bis an die Kniee in's Wasser, und wiederholte nochmals seine Bitten, sie möge von dem Begehren abstehen, allein sie blieb unabänderlich bei ihrem Beschluß. Während sie sprach, ging er noch tiefer in den Fluß hinein, bis nichts als Kopf und Schultern mehr sichtbar waren, beschwor sie abermals in den zärtlichsten Ausdrücken, sich mit der Versicherung seiner Achtung und Zuneigung zu begnügen, und einen Wunsch aufzugeben, den sie, wenn er erfüllt würde, bis zur letzten Stunde ihres Daseins bereuen müßte. Dann wiederholte er dieselbe Frage zum drittenmal, und als sie, von ihrem guten Engel verlassen, auch jetzt noch dem gefaßten Entschlusse treu blieb, rief er: „Mein Name ist Basnak Dan!“ In demselben Augenblick erschien ein Schlangenkopf auf der Oberfläche des Wassers, schoß einen wüthenden Blick auf das eigensinnige Weib, und versank in den Strom, in welchem der Gatte bereits verschwunden war. Da stand nun Tulisa wieder allein in den zerlumpten Kleidern, die sie vormals trug, und suchte vergebens nach dem schönen Palast. Alle Wege, die sie betrat, führten zurück in ihre frühere Wohnung, in die alte, elende Hütte, die noch verfallener und erbärmlicher aussah, als zuvor. Die Eltern waren auch dort, aber brodlos, wie früher, und überdies durch die letzte Zeit des Wohllebens verwöhnt und zu jeder Anstrengung unfähig; so fiel denn die ganze Last der Sorge für ihrer Aller Unterhalt auf Tulisa allein. Dazu mußte sie noch der Eltern bittere Klagen und Vorwürfe hören, die durch das Bewußtsein, sie verdient zu haben, nur noch peinigender wurden. Das war indeß noch nicht Alles; jetzt, da sie unwiederruflich von ihrem Gatten getrennt war, wuchs ihre Liebe zu ihm bis zu einem Grade, wie sie solche nie zuvor empfunden hatte, und sie mußte sich schämen, jetzt so für ein Wesen zu fühlen, dessen große Güte sie eben noch in ihrer Hartherzigkeit undankbar verkannt hatte. Mit jedem Tage ward ihr nun die alte Lebensweise peinlicher; anstatt sich um das Hauswesen zu bekümmern, brachte sie ihre Zeit damit hin, nach dem Brunnen zu suchen, von welchem sie doch nirgends eine Spur mehr entdecken konnte. Früher war die Hütte trotz aller Mühen und Entbehrungen, welche die Bewohner zu erdulden hatten, doch ein Aufenthalt des Friedens; nach vollbrachter Morgenarbeit konnte Tulisa sich hinlegen und ihren Träumen nachhängen: jetzt war ihr kein Augenblick gegönnt, sich von ihrem Elend zu erholen, von früh bis spät klagten die Eltern über ihr Schicksal, und selbst des Nachts fuhren sie mit Angst und Jammergeschrei aus ihren Träumen auf. Tulisa hatte keinen Trost zu geben, und würde sich in den Teich gestürzt haben, wenn nicht die Angst, daß die Eltern ohne ihre Hülfe verhungern würden, sie davon zurückgehalten hätte. Eines Tages,

als ſie ganz troſtlos ihrer Arbeit nachging, lief ein Eichhörnchen vor ihr quer über den Weg. Dieſe Thierchen ſpielten zu Hunderten um die Hütte, und ſie würde den Umſtand kaum beachtet haben, wenn nicht ein beſonderer Schein ſie an das Ereigniß im Garten des Palaſtes erinnert hätte. Sie bemerkte, daß die weißen Streifen des Thierchens im Sonnenſchein wie Silber glänzten, und es war überhaupt etwas in der ganzen Erſcheinung, das ſie bewog, demſelben zu folgen. Das Eichhörnchen ſchien vergnügt, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben, und hüpfte und ſchlüpfte umher, bis es an eine Stelle kam, wo viel Holz lag. Tuliſa las einen Bund zuſammen, und ging damit nach Hauſe, wol zufrieden mit dem Ereigniß des Morgens. Am nächſten Tage erſchien das Eichhörnchen wieder, und ſprang vor ihr her bis zu demſelben Flecke; es war ein lieblicher Platz, und nachdem ſie Holz geſammelt hatte, ſoviel ſie tragen konnte, ſetzte ſie ſich nieder und verſank bald in feſten Schlaf. Als ſie erwachte, glaubte ſie dicht an ihrem Ohr ein leiſes Flüſtern zu vernehmen; ſie ſah ſich um und gewahrte ein Paar Eichhörnchen in ernſter Unterhaltung. „Ach," ſagte das Eine, „wie iſt es nur gekommen, daß unſer Feind ſo mächtig ward? Ich verließ unſern ganzen Stamm in Freiheit, und jetzt, da ich wiederkehre, finde ich uns Alle in elender Sklaverei." — Ein Anderes entgegnete: „Das kam daher, daß Sarkaſukis unerwartet einen Bundesgenoſſen erhielt. Du mußt wiſſen, daß die Mutter von Basnak Dau, dem Könige der Schlangen, entdeckte, daß ihr Sohn eine Tochter der Erde zur Frau genommen hatte. Nun wußte ſie, daß, wenn ſie dieſe thörichte Perſon durch ihre Abgeſandten verleiten konnte, ihres Gatten Namen zu erfragen, ihr alle Macht wieder zufallen würde, die ſie beim Regierungsantritt Basnak Dau's im Reiche ſeines Vaters verloren hatte. Sarkaſukis brachte ihr die Nachricht von des Sohnes Verheirathung, und ſchlich ſich nachher, als Kauri-händlerin verkleidet, in den Palaſt, und beredete die erdgeborne Braut, dieſe Handlung der Thorheit zu begehen. Nun iſt die Königin-Mutter vollſtändig wieder eingeſetzt auf den Thron; Basnak Dau iſt ſo gut wie nichts mehr, und unſer Verfolger iſt in den Stand geſetzt worden, ſeiner Bosheit gegen uns volle Genüge zu verſchaffen." — Darauf ſprach ein drittes Eichhörnchen: „Ich habe Mitleid mit Tuliſa, denn ſie rettete mir einſt das Leben, als Sarkaſukis mich faſt ſchon in ſeinen Klauen hatte; er aber zeigte ſich in ſeiner ganzen Undankbarkeit, denn ſie war zu gut, um ihn zu tödten, da ſie es konnte, und ließ ihn entlaufen, und für dieſen Act der Gnade, wie auch für ihre Freundlichkeit gegen mich, verdient ſie wol, belohnt zu werden. Iſt keine Möglichkeit vorhanden, ſie zu ihrem Gemahl und in die frühere glückliche Lage zurückzuführen?" — „Das könnte wol geſchehen," entgegnete der erſte Sprecher, „doch nicht ohne große Schwierigkeit. Sie iſt natürlich in gänzlicher Unwiſſenheit über alle Umſtände, welche bisher vorfielen, und kann daher auch die geeigneten Maßregeln nicht ergreifen, um der Unternehmung den Erfolg zu ſichern, ſelbſt wenn ſie den Muth dazu haben ſollte. Sie muß oſtwärts wandern, bis ſie an einen breiten Fluß kommt; nun weiß ich aber nicht, wie ſie da hinübergelangen will, denn ſie wird dort kein Boot finden, und das Waſſer iſt voll von Schlangen, die ſie unfehlbar verſchlingen

würden, wenn sie es versuchen wollte, hinüber zu schwimmen. Kommt sie aber glücklich an's andere Ufer, so muß sie emsig nach einem Nest des Huma suchen, und wenn sie dieses und darin ein Ei findet, so muß sie das Ei an ihre Brust legen, wo es ausgebrütet werden wird. Dann muß sie sich verstellen und im Palast der Königin Wittwe ihre Dienste anbieten; diese ist aber sehr mißtrauisch, wird ihr viele Aufgaben geben, und wenn sie diese nicht gehörig löst und dadurch ihren menschlichen Ursprung verräth, wird sie augenblicklich von Schlangen verzehrt werden. Ich weiß nicht, ob das Ei des Huma sie vor diesen Gefahren beschützen wird, wenn es aber an ihrer Brust ausgebrütet ist, wird alsbald der Vogel, welcher allen Sterblichen, in deren Gewalt er ist, königliche Macht bringt, der grünen Schlange, welche immer den Hals der Königin-Wittwe umkreist, die Augen aushacken, und so wie das geschieht, erhält Basnak Dan sein Königreich wieder und versöhnt sich mit seiner Braut, welche nun, kraft Huma's Gehorsam selbst eine Königin, das Recht erlangt hat, mit seinem Namen bekannt zu sein." Tulisa war jetzt wieder ganz wach, und obgleich die Gefahren der Unternehmung furchtbar schienen, hätte sie doch nicht gezögert, sich derselben zu unterziehen, wenn sie sich nur hätte entschließen können, ihre Eltern ohne Mittel des Unterhalts zu verlassen. Als sie aber ihr Holzbund aufhob, fand sie mehrere Goldstücke, die, wie sie mit Recht vermuthete, das freundliche Eichhörnchen dahin getragen hatte. Diese gab sie ihrer Mutter, und traf alsdann die nöthigen Vorbereitungen zur Reise. Sie wanderte eine geraume Zeit, ohne irgend ein Abenteuer zu erleben; endlich nach vielen Tagen kam sie an das Ufer eines Flusses, der sehr breit und tief schien, und aus dessen Wasser dann und wann die Köpfe gräulicher schwarzer Schlangen auftauchten, gleichsam um zu zeigen, daß sie zum Angriff bereit wären. Tulisa hatte sich mit einigen irdenen Krügen versehen, daran befestigte sie nun mehrere lange Rohrstöcke, durchflocht diese mit Zweigen, und legte langes Gras oben darüber. Einige Eichhörnchen hatten ihrer Arbeit zugesehen, und als das Floß fertig war und, von den leeren Krügen getragen, auf dem Wasser schwamm, sprangen sie lustig hinauf, ohne die aufgesperrten Rachen der Schlangen zu fürchten, was Tulisa den Muth gab, sich auch den Fluthen anzuvertrauen, und wirklich kam sie unbeschädigt und ohne große Mühe hinüber an's andere Ufer. Die Eichhörnchen sprangen auch an's Land, und schienen zu ihrer Freude entschlossen, ihr Gesellschaft zu leisten, worauf sie die Hoffnung baute, daß sie ihr auch behülflich sein würden, das Humanest zu finden. Bald darauf traf sie am Wege eine Biene, was auch ihren Muth belebte, da diese Insecten immer Gutes bringen. Endlich hörte sie eine entzückende Musik; die Eichhörnchen sprangen vergnügt den Tönen entgegen, sie folgte ihnen in eine Schlucht und sah hier einen schönen Baum vor sich stehen, der wie Smaragden glänzte. Die Humas aber waren unter fortwährendem Singen beschäftigt, ihr Nest zu bauen, und wären Tulisa's Gedanken nicht auf andere Gegenstände gerichtet gewesen, würde sie gewiß den Glanz ihres Gefieders bewundert haben, wenn sie sich im goldenen Lichte schaukelten. Nach wenigen Tagen legte das Weibchen ihr erstes Ei, und beide Vögel schienen so glücklich in ihrem Familienleben, daß Tulisa sich erst nach

ein Paar Tagen entſchließen konnte, ihnen einen Theil ihrer Schätze zu rauben. Am fünften Tage, als das Neſtchen ganz voll war, nahm ſie ein Ei heraus, legte es an ihre Bruſt, und bedeckte es mit ihrem Schleier. Dann ſetzte ſie ihre Reiſe fort und ließ ſich immer von den muntern Eichhörnchen führen, welche vor ihr her von Baum zu Baum ſprangen. So kam ſie bald an die Mauern eines ſchönen Schloſſes. Hier nahm ſie ihre ganze Kraft zuſammen, klopfte, obwol zitternd, an die Pforte, und begehrte in den Dienſt der Königin aufgenommen zu werden. Sie ward in ein glänzendes Gemach geführt, wo ſie ihre größte Feindin erblickte, auf weichen Kiſſen ruhend, mit der grünen Schlange um den Nacken. Obgleich ſie noch den Schein der Jugend hatte, und von großer Schönheit war, lag doch etwas Entſetzliches in der Erſcheinung dieſes furchtbaren Weſens; ihre Augen leuchteten wie Schlangenaugen, und auch die langen Haare waren ſchlangenartig geringelt. Wie verſchieden war ſie im Aeußern von Basnak Dau! Tuliſa überzeugte ſich, daß auch unter Geiſtern die guten oder böſen Geſinnungen ſich in den Geſichtszügen ausdrücken. Nachdem die Königin ſie von Kopf bis zu Fuß mit ihren Blicken ſchweigend gemuſtert hatte, ſagte ſie, daß ſie nie einer Perſon geſtatte, in ihren Dienſt zu treten, ohne zuvor ihre Fähigkeiten zu prüfen. Wenn ſie vor der Verantwortlichkeit zurückſchrecke, könne ſie wieder gehen, wenn ſie ſich aber anheiſchig mache, die Befehle ihrer Gebieterin zu vollführen, ſo würde für kein Verſehen eine Entſchuldigung angenommen, und bei dem erſten Zeichen des Mißlingens würde ſie eines erbärmlichen Todes ſterben. — Tuliſa wußte nicht, was man von ihr verlangen werde; dennoch erbot ſie ſich, die Probe zu beſtehen. Man gab ihr eine Kryſtallvaſe in die Hand, führte ſie in einen großen, gepflaſterten, mit hohen Mauern umgebenen Hof, und trug ihr auf, den Duft von tauſend Blumen zu ſammeln. Kein Baum, kein Kraut, keine Pflanze irgend einer Art war zu ſehen, und Tuliſa wäre verzweifelt, wenn ſie nicht ihre Hoffnung auf die freundlichen Eichhörnchen gebaut hätte, obgleich dieſe ihre kleinen Gönner ihr noch gar nicht erſchienen waren, ſeitdem ſie den Schloßraum betrat. Auch jetzt ſpähte ſie vergebens nach ihnen umher, als ein unzähliger Schwarm von Bienen über die Mauer geflogen kam; jede derſelben trug ein Säckchen mit Duft und ließ daſſelbe im Vorüberfliegen in die Vaſe Tuliſa's fallen, und der Wohlgeruch war ſo ſtark und köſtlich, daß bald die ganze Luft davon erfüllt war, und daß Tuliſa von allen Seiten den Ruf des freudigſten Erſtaunens vernahm. Bald öffneten ſich die Pforten des Hofes, und ſie ſtellte die Vaſe vor die Füße der Königin, deren ſtrenge Züge einen milderen Ausdruck annahmen, als ſie den köſtlichen Duft einathmete, der dieſem Born des Wohlgeruchs entſtrömte. Tuliſa ward gnädig entlaſſen und in ein für ſie bereitetes Zimmer geführt, wo ſie bald in ſanften Schlummer fiel und — zum erſtenmal ſeit ihrer Trennung — von Basnak-Dau träumte. Am folgenden Tage brachte man ihr einen großen Krug voll Samen mit dem Geheiß, daraus den prachtvollſten Schmuck zu verfertigen, der je eine Prinzeſſin geziert hätte. Tuliſa durchſuchte den ganzen Krug, ohne einen einzigen Edelſtein zu finden; doch diesmal kamen ihr die Eichhörnchen zu Hülfe. Sie erſchienen in großer

Zahl, und jedes einzelne nahm einige Körnchen aus dem Kruge und legte dafür eben so viel Edelsteine vom schönsten Wasser hinein. Tulisa, die viel Geschmack hatte, ordnete das Ganze mit großer Geschicklichkeit, und die Königin, obgleich halb ärgerlich, durchaus keinen Vorwand zum Tadel zu finden, ward doch durch die Pracht der Krone, die Tulisa ihr zu Füßen legte, so besänftigt, daß sie die neue Dienerin abermals mit Lob entließ. Auf ihrem Zimmer angelangt, konnte sie aber nicht zur Ruhe kommen; das kleine Eichhörnchen, das nicht von ihrer Seite wich, war offenbar in großer Besorgniß; es zupfte wiederholt an seiner Herrin Schleier, und wußte diese am Ende zu bewegen, ihm aus dem Schlosse hinaus in den Wald zu folgen, wo auch die übrigen Eichhörnchen in großer Verlegenheit zu sein schienen. Sie setzte sich darauf unter einen Baum, schloß die Augen, und horchte aufmerksam den Berathungen der kleinen Thiere. Bald erfuhr sie nun, daß ihr gemeinschaftlicher Feind, Sarkasukis, in der Nähe sei, und daß sie sein Eindringen in das Schloß nur durch Verbrennung gewisser Kräuter verhindern könne, indem der Geruch des Rauchs den Geistern von seiner Gattung verderblich sei, aber auch, daß die Wirkung dieses Geruchs sie des ferneren Beistands der Eichhörnchen berauben werde, die zu derselben Gattung von Geistern gehörten, wie Sarkasukis, der sich die Herrschaft über sie angemaßt hatte; daß es daher fortan von ihrer eigenen Wachsamkeit allein abhänge, die Plane ihres Widersachers zu vereiteln, der zwar nicht im Stande sei, in die Atmosphäre jener für ihn giftigen Dünste zu dringen, in seiner großen Schlauheit aber vielleicht andere Kräfte in Bewegung setzen könne, um seinen Zweck zu erreichen. Einige Tage mußten noch verstreichen, bevor die Brütezeit des Huma-Eies ablief; während dieser Zeit also mußte Tulisa fortwährend auf der Hut sein. Es war ihr Geschäft, die Zimmer des Palastes zu durchräuchern, sie trug daher Sorge, in jedem Gemach eine Vase mit jenen Kräutern beständig in Brand zu erhalten und diesen Rauch stets mit dem köstlichen Duft zu mischen, welcher auf die Schlangenkönigin und ihre Umgebung so angenehm gewirkt hatte. Endlich von Ermüdung und Angst fast erschöpft, hörte Tulisa ein leises Picken in ihrem Ei, und bald kroch der junge Huma aus seiner Hülle hervor. Sie eilte, ihn mit einer goldenen Kette an ihre Hand zu befestigen, was freilich überflüssig war, denn das Vögelchen gewann die freundliche Herrin bald so lieb, daß es sie um nichts in der Welt verlassen hätte. An ihrem Busen wuchs es unglaublich schnell heran, und als eine Sklavin der Königin die Haare ordnete, flog es plötzlich auf der letzteren Schulter, und pickte im Nu der grünen Schlange die Augen aus, deren Zauberkraft sich so lange und in so tyrannischer Weise geltend gemacht hatte. Die Königin Mutter, wol fühlend, daß die Macht von ihr gewichen war, schrie laut auf, die Mauern des Schlosses erbebten, und Sarkasukis, in seiner ursprünglichen Gestalt eines plumpen, verwachsenen Teufels, stürzte, mit Ketten belastet, auf das Pflaster der Halle nieder, während lange Züge von Genien, die befreiten Eichhörnchen und Legionen treuer Schlangen den rechtmäßigen Herrscher, Basnak Dau, hereinführten. Tulisa's einfache Kleidung war in königliche Gewänder verwandelt, Huma hatte ihre Stirn mit einem Diadem

umwunden, und jetzt war ſie eine paſſende Braut für einen der mächtigſten jener Geiſter, denen es vergönnt iſt, unter gewiſſen Bedingungen über Reiche zu herrſchen, die für das Auge des Menſchen unſichtbar ſind. Nichts kann das Entzücken übertreffen, welches jetzt durch alle Gegenden ſich verbreitete, die von den Peris und andern liebenswürdigen und ordnungsliebenden Genien bewohnt wurden, während die böſen Geiſter durch den Sturz Sarkaſukis und der Königin-Mutter ſich grauſam getroffen und wie vernichtet fühlten. Doch an keinem Orte war wol die Freude größer, als in der Wohnung Nur-Singh's und ſeiner Frau; nie waren zwei Menſchen des elenden Lebens ſo überdrüſſig, wie dieſe beiden, und als zum erſtenmal ſtatt des fortan ſchlechtgebackenen Kuchens von grobem Mehl eine dampfende Schüſſel mit Reis nebſt köſtlichen Früchten und feinen Gewürzen vor ihnen auf dem Eßtiſch ſtand, da wußten ſie, daß Basnak Dan ſeine Macht wiedergewonnen hatte.

Malayiſches Märchen.

1.

Die Prinzeſſin von Ledang.

Die Gemahlin des Sultan Mahmud, und Rajah Ahmed's Mutter ſtarb, und der König war ſehr betrübt deswegen. Alle Häupter des Staats von Malaca ſahen düſter aus, als ſie den Kummer des Fürſten merkten, und alle ihre Verſuche, ihn zu tröſten, zeigten ſich fruchtlos und konnten den Gram nicht von ſeinem Herzen löſen. Eines Tages, als alle Edeln und Großen des Landes verſammelt waren, fragte ſie der König, was ſie riethen, da das Königreich von Malaca ſeiner Gebieterin beraubt ſei. Die Häupter ſagten: „Weſſen Raja Tochter wirſt du dir erwählen? Nenne den Namen einer Prinzeſſin, und wir werden eilen, in gebührender Form um ſie anzuhalten.“ Der König verſetzte: „Ich brauche keines Raja Tochter zu ehelichen, denn ein anderer Raja mag eines Raja's Tochter heirathen: meine Gemahlin muß die werden, zu der ſich kein anderer Fürſt erheben kann.“ „So ſage uns“ — antworteten die Edlen — „wohin deine Wünſche gehen, und wir wollen unſer Aeußerſtes thun, ſie zu befriedigen.“ Darauf erwiderte der König: „die Prinzeſſin von Ledang ſoll meine Gemahlin werden!“ Man fragte ihn darauf, wen er als Geſandten zu ihr zu ſchicken wünſche, und er ſagte: „Sang Satia und Tun Mamed.“ Sie freuten ſich des ehrenden Auftrags. Tun Mamed machte ſich zuerſt auf mit ſeinen Leuten, um nach Ledang zu gelangen. Nach langen Reiſen erreichten ſie den Fuß des Hügels und fingen an, ihn zu beſteigen, fanden aber keinen Weg: doch die Hügelbewohner zeigten ihnen den Pfad, welcher außerordentlich ſchwierig war, da ſcharfe Winde wehten und die Kälte alle Glieder erſtarrte. Dennoch fuhren ſie fort zu ſteigen, bis ſie ungefähr die Hälfte des Berges erreicht hatten, wo keiner der Leute weiter konnte.

Da ſagte Mamed zu Satia und ſeinen Leuten: „Bleibt ihr nur hier, ihr Leute, und laßt mich den Hügel beſteigen.“ Die andern gaben das zu und Tun Mamed ſtieg, ſo gut er konnte, mit zwei oder drei herzhaften Männern weiter, bis er zu den Bambus kam, welche von ſelbſt auf das Lieblichſte tönen. Die Wanderer fühlten ſich emporgetragen wie fliegende Vögel in den fürchterlichen Windſtößen, und die Wolken ſenkten ſich ſo tief herab, daß man ſie hätte berühren können; der Klang der tonreichen Bambus war wunderſüß; ſelbſt die Vögel

lauſchten der Muſik und die Thiere des Waldes waren alle durch ihre Melodieen bezaubert. Die Töne erfreuten Tun Mamed ſo ſehr, daß er es eine zeitlang nicht über ſich gewinnen konnte, ſeine Reiſe fortzuſetzen. Dann ſchritt er aber doch langſam weiter, bis er endlich einen Garten von wunderbarer Schönheit erreichte, wie er nie einen geſehen hatte. Er war voll von allen Arten von Blumen und Früchten, die aus allen Theilen der Welt hier zuſammengebracht ſchienen und auf das mannigfaltigſte geordnet waren. Sobald die Vögel des Gartens Tun Mamed's Annäherung bemerkten, ließen ſie die verſchiedenartigſten Töne hören; einige klangen, wie wenn Menſchen pfeifen, andere, wie wenn jemand auf einer Flöte ſpielt; andere, wie wenn jemand Verſe herſagt; andere, wie wenn jemand auf dem Sirdam bläſt; andere, wie wenn frohe Menſchen ſingen und andere wie trauliches Geſpräch. Die großen Citronen rauſchten, die Weinbeeren kicherten, die Pomeranzen lächelten, die Roſen ſangen: das Alles ſetzte Mamed in das größte Erſtaunen. Endlich kam er in eine Halle des Gartens, welche ganz aus Knochen erbaut war, bis auf das Dach, welches von Haaren war. In einer Niſche ſaß ein altes Weib von anmuthigem Aeußern, um deren Schultern ſich ein Mantel ſchlang; vier junge Frauen ſtanden vor ihr. Sobald ſie Tun Mamed ſahen, fragten ſie ihn, woher er komme und wohin er gehe? Tun Mamed ſagte: „Ich bin von Malaca, und heiße Tun Mamed. Der Sultan von Malaca hat mich geſendet, um die Prinzeſſin von Ledang für ihn zu freien. Darum bin ich gekommen. Satia iſt auch mit mir am Hügel, aber er konnte nicht ſo weit kommen und hat mich herauf geſendet. Beliebt es euch, ſo ſagt auch ihr mir nun, wie ihr heißt und woher ihr kommt!“ Die ältere Frau ſagte: „Ich heiße Raja Rani und bin die Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin von Ledang. Bleibe hier; ich werde der Prinzeſſin dein Geſuch vortragen!“ Bei dieſen Worten verſchwanden die fünf Frauen. Darauf kam ein altes buckliges Mütterchen zu ihm und ſprach: „Raja Rani hat deine Botſchaft der Prinzeſſin überbracht und dieſe läßt dir durch mich ſagen, daß der Raja von Malaca, wenn er ſie zur Gemahlin haben wolle, eine goldene und eine ſilberne Straße von Malaca nach Ledang müſſe bauen laſſen; wenn er um ſie freie, müſſe er ihr darreichen: einer Mücke Herz, drei Ellen breit, einer Motte Herz, eben ſo breit, ein Faß voll Menſchenthränen, eine Phiole mit des Raja eignem Blut, und eine Phiole mit ſeines Sohnes des Raja Ahmed's Blut; und wenn der Raja dieſes vollbringe, werde die Prinzeſſin von Ledang ſeine Wünſche erfüllen.“ Sie verſchwand, nachdem ſie dieſes geſagt hatte, und Niemand konnte ſehen, wohin ſie gegangen war. Man glaubte aber, es ſei die Prinzeſſin von Ledang ſelbſt geweſen, welche die Geſtalt der alten Frau angenommen.

Tun Mamed kehrte darauf zurück, traf Satia und die Seinigen wieder und theilte ihnen mit, was er geſehen und gehört hatte. Sie reiſten nach Hauſe und benachrichtigten den Sultan von Malaca von allem, was das alte Weib geſprochen hatte. Und der Sultan ſagte: „In alle Forderungen würde ich willigen, aber das Aderlaſſen iſt ein unangenehmes Geſchäft und ich habe ganz und gar keine Neigung dazu.“

Jüdiſche Märchen.

1.

Die gebrochenen Eide.

Es war einmal ein reicher Mann, der nur einen Sohn hatte. Dieſen ließ er in Allem unterrichten, ſo daß derſelbe ſehr gelehrt und geſchickt wurde.

Vor ſeinem Tode gab der alte Mann ein großes Feſt und lud die Vornehmſten aus der Stadt dazu ein. Als das Gaſtmahl vorbei war, rief er ſeinen Sohn und ließ ihn ſchwören bei dem Namen des großen Gottes der ganzen Welt, daß er nie reiſen oder aus dem Lande gehen wolle. Dann übergab er ihm unter dieſer Bedingung ſeinen ganzen Reichthum, ließ ihn hierüber eine Schrift vor Zeugen, in Gegenwart der ganzen Geſellſchaft, unterzeichnen, und gab dieſelbe einem der Vornehmſten in Verwahrung.

Eine Jahre nach dem Tode des Vaters kam ein großes Schiff, mit köſtlichen Waaren beladen, aus Indien. — Der Kapitain fragte bei ſeiner Ankunft nach dem Vater des jungen Mannes; man antwortete ihm, daß dieſer geſtorben ſei und einen Sohn hinterlaſſen habe, und führte ihn zu der Wohnung des Letzteren. Zu dieſem ſprach er: „Herr, ich habe dir viel Güter mitgebracht, die deinem Vater gehören; aber noch weit mehr von ſeinem Eigenthum iſt zurückgeblieben: wenn du mit mir kommen willſt, ſo wirſt du im Stande ſein, große Reichthümer zu erlangen und alles Eigenthum deines Vaters wieder zu bekommen.“ Der Sohn antwortete ihm, er dürfe nicht reiſen, denn er habe ſeinem Vater einen Eid geleiſtet, nie aus dem Lande zu gehen. — Trotz dem Allen hörte aber der Kapitain nicht auf, täglich in ihn zu dringen, ſo daß er ihm endlich das Verſprechen abnöthigte, ihn begleiten zu wollen.

Als dies geſchehen war, ging der Jüngling zu den gelehrteſten Rabbinern ſeiner Zeit und verſuchte, ob ſie ihn ſeines Eides entbänden. Die Rabbiner riethen ihm, das Land nicht zu verlaſſen; ſeine Gier aber nach Reichthümern war ſo groß, daß er ihre Rathſchläge gar nicht achtete, ſich kurz entſchloß und mit dem Kapitain abreiſte.

Als ſie nun mitten auf der See waren, ging das Schiff plötzlich auseinander, alle Waaren fielen in's Waſſer und die ganze Mannſchaft ertrank, der junge Mann ausgenommen, der ſich auf einer Planke rettete. Das Waſſer warf ihn

von einer Welle zur andern, bis es ihn endlich an das Ufer ſchleuderte. So war er vor dem Ertrinken gerettet, nun aber in Gefahr zu verhungern, denn er fand nichts zu eſſen als das Gras auf dem Felde, und nichts zu trinken als Waſſer.

Eines Tages näherte ſich ihm ein außerordentlich großer Adler und ſetzte ſich gerade vor ihm nieder. — Der Jüngling, welcher ganz an ſeinem Leben verzweifelte, und nicht wußte, wo er ſei, beſann ſich ein wenig und beſtieg ſodann den Adler, der raſch mit ihm davonflog, ihn in einem bewohnten Lande niederſetzte und ihn dann verließ. Da er ſah, daß das Land rings umher bewohnt war, freute er ſich ſehr und fragte ſogleich nach dem Hauſe des Oberrabbiners. Da verhöhnten ihn alle Leute, welche zugegen waren, ſprachen Verwünſchungen über ihn aus und ſagten, er müſſe ſterben, weil er den ſeinem Vater geleiſteten Eid gebrochen habe. Als er das hörte, wunderte er ſich ſehr, woher ſie es wüßten; er begab ſich aber nach dem Hauſe ihres Häuptlings, welcher ihm befahl, daſelbſt zu bleiben, bis ihm ſein Urtheil geſprochen ſei, denn alle Bewohner dieſes Landes wären Mazikin*) und wollten ihn umbringen, weil er den Tod, ſeines Eidbruches halber, verdiene. Er ſchloß indeß: Sei ohne Furcht; wenn ſie dich verurtheilen und zur Hinrichtung führen wollen, ſo ſchreie nur laut und ſprich: Ich rufe um Gerechtigkeit zu Gott und dem Könige. Dann wird der König das Aeußerſte thun, dich aus ihren Händen zu befreien, und du wirſt am Leben bleiben.

Als er nun von den Richtern verhört worden, verurtheilten ſie ihn zum Tode nach dem göttlichen Geſetz. Man führte ihn hinaus, er aber hub ſeine Finger auf und rief um Gerechtigkeit zu Gott und des Königs Majeſtät.

Da ſie das hörten, brachten ſie ihn zum Könige. Der König vernahm ihn und ſagte, dem Rechte nach müſſe er den Tod erleiden. Als er ihn aber weiter fragte, ob er Moſis Geſetz ſtudirt habe oder kenne, oder den Talmud und die verſchiedenen großen Schriftſteller und fand, daß er ſehr gelehrt ſei und ein großer Rabbi, bekümmerte es ihn ſehr, daß er einen ſo geſchickten Mann ſolle tödten laſſen. Er bat demnach, man möge die Hinrichtung bis auf den folgenden Tag verſchieben, er wolle die Sache noch in nähere Erwägung ziehen. — Da beruhigten ſie ſich und gingen fort.

Am folgenden Tage kamen Richter, Statthalter, Häuptlinge und alles Volk in der Stadt zuſammen, um des Königs Urtheilsſpruch zu vernehmen, und der Hinrichtung des Mannes beizuwohnen, welchen Anblick ſie ſchon mit Ungeduld erwarteten.

Während ſie nun ſämmtlich verſammelt waren, ließ der König, ehe er aus dem Palaſt ging, das Urtheil zu ſprechen, den Jüngling vor ſich bringen und fragte ihn, ob er bei ihm bleiben und ſeine Kinder in Allem, was er wiſſe, unterrichten wolle. In dieſem Falle ſolle das Aeußerſte geſchehn, ihn zu retten. — Der Jüngling erklärte ſich gern dazu bereit. — Hierauf ging der König aus dem Palaſt, ſetzte ſich auf ſeinen Richterſtuhl, berief alle Häuptlinge und alles Volk und ſprach Folgendes:

*) Dämoniſche Weſen.

„Es ist wahr, daß ihr diesem Manne den Tod mit Recht zugesprochen habt, aber keine Regel ist ohne Ausnahme; ich glaube nicht, daß seine Zeit schon gekommen ist, denn wäre es Gottes Wille, daß er sterben sollte, so würde er ohne Zweifel, mit der ganzen übrigen Mannschaft am Bord des Schiffes, umgekommen sein. — War es Gottes Wille, daß er sterben sollte, so würde er nicht das Land erreicht und ein Adler würde ihn nicht hierher zu uns getragen haben. Auf gleiche Weise hat ihn auch Gott von euch befreit; denn ihr hättet ihn ja erschlagen können. So ist er aus mannigfachen und großen Gefahren errettet worden, und deshalb scheint es mir recht, daß er am Leben bleibe; was aber die Sünde des gebrochenen Eides betrifft, so ist das zwischen ihm und Gott, der ihn dereinst dafür bestrafen wird. Er soll deshalb von uns freigesprochen werden, und ich befehle, daß ihn Niemand berühre oder ihm Böses thue; wer ihn beunruhigt, der soll sterben."

Als der König dergestalt zu den Versammelten gesprochen hatte, erklärten sich Alle mit der Entscheidung zufrieden und der Mann blieb im Hause des Königs und unterrichtete dessen Kinder. Er brachte drei Jahre in dem Palaste zu, hochgeehrt von Jedermann, so wie von dem Könige seines Talents und seines Wissens wegen sehr geschätzt.

Nun begab es sich, daß der König genöthigt war, an der Spitze eines Heeres auszuziehen, um eine Provinz, die sich empört hatte, zu bekämpfen. Als er im Begriff stand, abzureisen, rief er den Mann, gab ihm alle Schlüssel zu seinen Palästen und Schatzkammern und sagte zu ihm: „Du kannst Alles beschauen, was in dem Lande und in den Palästen ist; hier aber hast du einen goldenen Schlüssel, hüte dich ja, den Palast, zu welchem er gehört, zu öffnen, denn ich werde dich an demselben Tage, an welchem du es thust, erschlagen." Darauf befahl er dem Volke, ihn statt seiner zu ehren und ihm Gehorsam zu leisten, nahm Abschied und zog fort.

Als der König fort war, öffnete und beschaute der Mann alle Paläste und Merkwürdigkeiten, die so wunderbarer Art waren, daß er Aehnliches in seinem Leben noch nicht erblickt hatte. Die kostbarsten Reichthümer von der Welt lagen daselbst aufgehäuft; er fand Berge der größten Diamanten und noch viele, viele andere höchst erstaunliche Dinge. Nachdem er aber Alles dies gesehen hatte, war er gleichwol noch nicht zufrieden gestellt. Er empfand nun eine heftige Begierde, auch den verbotenen Palast zu öffnen, und weil er glaubte, es könne ihm weiter keinen Schaden bringen, beschloß er, seinem Gelüste nachzugeben. Er näherte sich fünf- oder sechsmal der Thüre des Palastes und zog sich immer wieder furchtsam zurück; endlich faßte er Muth und öffnete.

Da waren sieben Gemächer, eines neben dem andern, und jedes voll merkwürdiger Gegenstände. Im siebenten Gemach befand sich die Prinzessin mit anderen Frauen; sie war reich gekleidet und von seltener Schönheit. Als sie ihn erblickte, seufzte sie und sagte: „Mann, du dauerst mich. Wie bist du hierher gekommen? Achtest du so den Befehl meines Vaters, der dich beschwor, diesen Palast nicht zu öffnen, als er dir die Schlüssel zu seinen Palästen und Schätzen

übergab? Wiſſe, daß mein Vater, wenn er zurückkehrt, dich unfehlbar mit dem Tode beſtraft. Willſt du indeß meinem Rath folgen und mir ſchwören, mein Gemahl zu werden, ſo will ich dich retten." Er willigte ein, ſchwur den Eid, ſchrieb ihn nieder, und gab ihn der Prinzeſſin. Darauf belehrte ſie ihn: „Wenn mein Vater dich fragt, warum du den Palaſt geöffnet haſt, ſo antworte ihm dreiſt, du wolleſt mich heirathen; dann wird er dir gewiß das Leben ſchenken."

Kaum hatte ſie das letzte Wort geſprochen, als ſchon der König in den Palaſt trat, mit gezogenem Schwert, um den Verbrecher zu tödten. — Der Mann warf ſich auf die Erde, begann ihn zu bitten, und ſagte, er wünſche, die Prinzeſſin zu heirathen. Als der König das hörte, freute er ſich, daß er dableiben und ſeine Kinder all ſein Wiſſen lehren wolle; denn er war, wie geſagt, ein Mann von großer Gelehrſamkeit. Deshalb antwortete er ihm, es ſolle dem Willen ſeiner Tochter überlaſſen bleiben, ſeine Gemahlin zu werden, oder nicht. Er befragte ſie darauf, und ſie ſagte: „Was mein König für mich thut, iſt wolgethan." Alſo gab der König ſeine Einwilligung, der Contract wurde gemacht, den höchſten obrigkeitlichen Perſonen der Stadt Nachricht gegeben, und die Hochzeit zwei Monate ſpäter feſtgeſetzt.

Als nun die beſtimmte Zeit gekommen war, wurden alle Oberhäupter der Provinzen des Königreiches eingeladen und ein großes Feſt zur Feier der Hochzeit veranſtaltet; darauf wurden ſie Beide zu ihrer großen Freude und Glückſeligkeit mit einander vermählt.

Als ſich die Prinzeſſin mit ihrem Gemahl allein befand, ſagte ſie zu ihm: „Nun ſind wir öffentlich mit dem Willen meines Vaters vermählt worden. Willſt du getrennt von mir leben, ſo habe deine Freiheit; ſonſt aber mußt du mir ſchwören, mich nie zu verlaſſen.

Er erwiderte ihr, er ſei mit Allem wol zufrieden, ſchwur es ihr, ſchrieb es auf Papier, unterzeichnete es, und gab es ihr. Darauf lebten ſie manches Jahr in Glück und Freudigkeit zuſammen, und hatten mehrere Kinder, von denen ſie den Erſtgebornen Salomon, nach dem Könige Salomon, nannten.

Gleich nach der Hochzeit ließ der König ausrufen, daß ſein Schwiegerſohn der Zweite im Königreich ſein, Urtheile ſprechen, und diejenigen, die Strafe verdienten, beſtrafen ſolle. Dies geſchah mit allgemeiner Einwilligung aller Großen des Landes.

Nach mehreren Jahren aber wurde der Mann ſehr bekümmert und tiefſinnig; ſeine Frau fragte ihn zum öfteren, was ihm fehle, aber er wollte es nie ſagen; ſie redete ihm jedoch ſo lange zu, bis er ihr eingeſtand, daß er bei dem Anblick ſeiner Kinder jedesmal an ſeine anderen Kinder und ſeine andere Frau erinnert werde, und eine lebhafte Sehnſucht empfinde, ſie noch einmal wiederzuſehen. „Mein theurer Gatte," erwiderte die Prinzeſſin, „laß dich das nicht betrüben, das ſoll nur in deinem Willen ſtehn." Vergnügt ſprach er: „Wenn du mir dieſe Gunſt erweiſen willſt, ſo werde ich dir immer dankbar ſein." Sie fragte ihn darauf, wie lange er bei ſeiner Frau und bei ſeinen Kindern zu bleiben wünſche, und er antwortete: „Drei Monate;" aber ſie ſagte: „Nein, ich gebe dir ein ganzes

Jahr, doch unter der Bedingung, daß du sogleich nach Ablauf dieser Zeit zu mir zurückkehrst. Er versicherte ihr, wenn sie ihm diese Gunst erzeige, wolle er Alles thun was sie befehle, und da sie einen Eid verlangte, daß er sein Wort halte, schwur er, schrieb es auf Papier und gab es ihr. —

Nun rief sie einen ihrer Diener, und befahl diesem, ihn so schnell wie möglich nach seinem Hause zu bringen; nach Verlauf weniger Minuten befand er sich daselbst bei seiner Frau und seinen Kindern. — Der Diener fragte ihn hierauf, ob er etwas an seine Herrin zu befehlen habe. Er erwiderte ihm aber: „Ich habe nichts zu thun mit dir und deiner Herrin. Ich bin jetzt bei meiner Frau und meinen Kindern, ich kenne keine andere, und habe keinen Auftrag für dich." —

Der Diener kehrte zu seiner Gebieterin zurück, und als sie ihn fragte, was sein Herr gesagt habe, und ob er ihm irgend einen Auftrag gegeben, antwortete er: „Herrin, wenn ich dir sage was er gesagt hat, so glaubst du mir nicht." Sie drang aber in ihn, und er erzählte Wort für Wort. „Das hat nichts zu bedeuten," sagte die Frau.

Der Mann blieb nun vergnügt bei den Seinen; nach Ablauf des Jahres aber sandte seine Gattin einen Boten zu ihm, um ihn zurückzurufen, weil das Jahr verflossen sei. Er entgegnete jedoch, er werde nicht kommen und habe nichts zu thun mit ihnen, da er ein Mensch sei und habe auch weiter nichts sagen zu lassen. Der Bote kehrte zurück und meldete es seiner Herrin; diese sandte nun Boten von höherem Stande, in der Meinung, dieser Eine sei nicht hinreichend gewesen. Der Mann aber antwortete ganz wie zuerst. Sie sandte noch vornehmere Boten, drei oder vier Mal, und endlich war sie genöthigt ihren Sohn Salomon zu senden.

Als Jener seinen Sohn sah, umarmte er ihn und fragte, was er wolle. Der Sohn entgegnete, seine Mutter habe ihn gesendet, damit der Vater mit ihm zurückkehre, und wolle er nicht, so würde sie selbst kommen und sich an ihm rächen. Der Vater erwiderte, er sei nicht gesonnen, sein Haus zu verlassen, sondern wolle bei Weib und Kindern bleiben, die menschliche Wesen seien gleich ihm. Als nun der Sohn sah, daß er sich auf keinerlei Weise bewegen ließ, kehrte er zu seiner Mutter zurück und erzählte ihr Alles. —

So war die Mutter also genöthigt, selbst mit einem großen Heere sich auf den Weg zu machen. Als sie vor der Stadt anlangten, in welcher der Mann wohnte, sagten ihre Begleiter zu der Prinzessin, sie wollten hineingehen und den Mann, der ihr Gatte sei, nebst allem Volk in der Stadt erschlagen; aber sie entgegnete: „Nein, es hat Keiner die Erlaubniß einen Hebräer zu tödten, da diese, wenn sie sich schlafen legen, zu Gott beten, er möge sie beschützen und behüten vor allen Mazikin; deshalb haben wir weder das Recht, noch die Erlaubniß sie anzurühren, und wenn wir ihnen ein Leid zufügen, so werden wir von dem Gotte Israels, der die ganze Welt regiert, bestraft. Deshalb bleibt ihr hier vor der Stadt, und morgen früh will ich mit meinem Sohne Salomon aufstehen und nach der Schule der Rabbiner gehen, und dem Sanhedrim, ob sie mir Recht verschaffen wollen; wollen sie es nicht, so will ich mich selbst an ihm und an

ihnen rächen." Alle antworteten und ſagten darauf einſtimmig: „Das iſt ganz wolgeſprochen."

Am Morgen erhob ſie ſich mit ihrem Sohne Salomon, und ging in die große Schule, wo das göttliche Geſetz gelehrt wurde. Sie berathſchlagten dort, als ſie eine Stimme laut ſchreien und ſagen hörten: „Gerechtigkeit vor Gott und vor Euch, an Solchem, meinem Gatten!" Und alle Leute erſchraken und waren erſtaunt, als ſie dreimal dieſe Stimme hörten und Niemand ſahen. Sie ſchickten zu dem Manne, welcher kam und ihnen Alles erzählte und ſagte, er ſei nicht Willens mit ihr zu gehen. Da hörten ſie wieder die Stimme, welche rief: „Hier ſind ſeine Eide, welche er ſchwur und jedesmal eigenhändig unterſchrieb." Und zugleich fielen drei beſchriebene Papiere vor ihnen nieder. Sie laſen ſie und fragten ihn, ob das ſeine Unterſchrift ſei. Er bejahte es. Darauf ſagten ſie zu ihm, es wäre ſchlecht, ſo viele Eide zu brechen und es ſei kein Ausweg, er müſſe mit ihr gehen, dahin, wo er ſo manches Jahr gelebt habe mit ihr, wo ſie ihn vom Tode errettet und ihm Kinder geboren habe. „Was uns betrifft," ſprachen ſie, „ſo rathen wir dir ja dazu, denn wenn du es nicht thuſt, ſo wird es böſe werden; ſie iſt kein gewöhnliches Weib, ſondern eine Prinzeſſin und verdient Beachtung, beſonders da ſie das Recht auf ihrer Seite hat." Er antwortete, er wolle ihr ihren Scheidebrief geben, doch ſie erwiderte, das gezieme ihrer Ehre nicht. Kurz, er weigerte ſich durchaus, mit ihr zu gehen.

Nach vielem Hin- und Herſtreiten, und als ſie ſah, daß er auf keinen Fall ſeinen Entſchluß ändern werde, ſprach ſie: „Herren, ich bin euch ſehr dankbar und verpflichtet, denn ich ſehe, daß ihr mir die Gerechtigkeit Gottes erzeiget, aber er will ſie nicht annehmen. Ihr ſeid frei, und die Sünde wird auf ſeiner Seele ſein. — Deshalb, da nichts bei ihm hilft, bitte ich euch, daß er ſich von mir umarmen und mich Abſchied von ihm nehmen laſſe." Er erwiderte, das könne ſie thun; aber als ſie ihn umarmte, zog ſie ihm die Seele aus dem Körper und er fiel todt nieder. —

Darauf ſagte ſie: „Hier iſt ſein Sohn Salomon, der einer der Eurigen iſt. Ich will ihm hinlängliche Reichthümer geben, und er ſoll erben mit den Kindern des andern Weibes, und ihr werdet ihn unter euch zu einem großen Rabbi machen; denn er iſt ſehr geſchickt, wovon ihr euch leicht überzeugen könnt, wenn ihr ihn prüft. Lebt wohl!" Nach dieſen Worten begab ſie ſich mit ihrem Heere hinweg.

2.

Der Muhel.

Es war einmal ein Mann, der ſehr reich, aber über alle Maaßen geizig war und in ſeinem ganzen Leben keine gute That gethan, niemals den Armen auch nur einen Heller an Werth gegeben hatte.

Es trug sich zu in einer Winternacht zwischen Zwölf und Eins, daß ein Mann kam, und laut an die Thür' dieses Geizhalses klopfte. Er öffnete das Fenster, sah einen Mann vor der Thüre und fragte ihn, was er wollte. Dieser erwiderte, er wünsche, daß er mit ihm gehe zu einem Dorfe, drei Meilen weit von der Stadt, um einen Knaben zu beschneiden, der am nächsten Morgen acht Tage alt sein würde.

Nun müßt ihr wissen, daß der Mann, von dem wir reden, ein Jude und Muhel war, d. h. Einer, dessen Amt es ist, die jungen Knaben zu beschneiden. Trotz allem seinem Geiz in Geldgeschäften, war er nicht geizig in seinem Amte, denn er glaubte an das Ende der Welt, und that deshalb diese gute That.

Er willigte daher ein, mit dem Manne zu gehen, zündete ein Feuer an, hängte seine Kleider davor, und legte die Instrumente, deren er zu der Ceremonie bedurfte, bereit. Darauf ging er fort mit dem Fremden, den er gar nicht kannte, obgleich es Winter, dunkel und regnigt war; sie wanderten vorwärts durch die Wildniß; der unglückliche Muhel, der den Weg in der Wildniß und im Dunkel nicht kannte, fiel dann und wann über Steine am Wege; sie gingen aber immer vorwärts, bis sie an einen großen und hohen Berg mitten in der Wildniß kamen, wo nie Leute durchreisen und nie Leute zu sehen sind, nur dunkle, dunkle Berge, die Alle, welche sie anschauen, mit Schrecken erfüllen.

Der Mann, der mit dem Muhel kam, legte nun die Hand auf einen großen Stein im Berge, so groß, daß fünfhundert Menschen ihn weder wegbringen noch aufheben konnten; er hob ihn aber mit einer Hand auf. Der Platz öffnete sich und sie stiegen Beide hinab. Es waren viele Stufen da, und es ging sehr tief in die Erde hinein und unten war eine große Stadt.

Sie traten in einen großen und schönen Palast, der schöne Gärten hatte, wo viel Licht und Musik und großer Tanz von Männern und Frauen war. Als sie den Muhel sich nähern sahen, lachten sie und verspotteten ihn; der arme Muhel aber war sehr erstaunt über Alles, was er sah, und fing an, als er es so anschaute, es in Betrachtung zu ziehen und darüber nachzudenken; dann sah er, wie es nicht menschliche Wesen gleich uns waren, und große Furcht kam über ihn; er konnte aber nicht herauskommen oder sich retten, deshalb bezwang er sich und blieb ruhig.

Der Mann, der ihn dahin gebracht hatte, war Einer von den Anführern, und ein vornehmer Mann unter ihnen. Er brachte ihn in das Zimmer einer Frau, die in Wochen lag, damit er das Kind sehen solle. Der Mann ging darauf fort und ließ ihn mit der Frau allein. Diese aber seufzte sehr tief und fing an zu weinen. Der Muhel fragte sie, was ihr fehle? Darauf antwortete sie ihm, „Weißt du nicht, wo und bei wem du bist?" Er erwiderte, daß er das nicht wisse, und nicht gewagt habe zu fragen. Sie erklärte ihm nun: „Du bist im Lande der Mazikin, und alle diese Leute sind Mazikin, ich bin aber ein Mensch wie du; denn einmal, als ich noch klein war, war ich allein an einem dunkeln Ort, und diese Leute fingen mich und brachten mich hierher; ich heirathete jenen Mann, der Einer der Vornehmen unter ihnen ist, und obendrein ein Jude, denn

es giebt verſchiedene Religionen unter ihnen; ich bin auch eine Jüdin; und als ich dieſes Kind gebar, ſprach ich mit meinem Manne und bat ihn, einen Muhel zu ſchaffen, der es beſchnitte; ſo brachte er dich hierher. Du biſt aber jetzt hier in großer Gefahr; denn du wirſt nie im Stande ſein herauszukommen, und wirſt wie ſie werden. Da ich aber Mitleid mit dir habe und beſonders, weil du aus Gutherzigkeit hergekommen biſt, das Kind zu beſchneiden, ſo will ich dir einen nützlichen Rath geben; nämlich, wenn ſie dich einladen, zu eſſen oder zu trinken, rühre nichts an; denn wenn du etwas von ihren Sachen genießeſt, wirſt du wie ſie werden, und für immer hier bleiben müſſen."

Der Gatte trat jetzt ein, und ſie gingen in die Verſammlung um das Morgengebet zu ſprechen. Dann kehrten ſie wieder nach dem Hauſe zurück, um die Beſchneidung vorzunehmen. Der Muhel nahm einen Becher mit Wein, und ließ die Frau, das Kind und alle Anweſende davon koſten; denn das iſt ſo Sitte. Der Mann aber, der den Muhel geholt hatte, ſagte: „Du mußt auch koſten." Der Muhel erwiderte, das könne er nicht, denn er habe einen böſen Traum gehabt und müſſe faſten; dadurch entging er ihm. Jener wartete aber bis zum Abend, dann brachten ſie ihm Speiſe und Trank; er erwiderte indeſſen, er könne nicht eher eſſen, als bis er zwei oder drei Tage gefaſtet habe.

Als der Mann, der ihn hingebracht hatte, ſah, daß er weder eſſen noch trinken wolle, ſo hatte er Mitleid mit ihm und ſagte zu ihm: „Was iſt mit dir, warum willſt du weder eſſen noch trinken?" „Herr," entgegnete der Muhel, „ich verlange und wünſche weiter nichts, als heim zu meiner Familie gehen zu können, denn dieſe Woche feiern wir ein Feſt, und ich muß bei den Meinen ſein; deshalb bitte ich euch demüthig, bringt mich zu Hauſe." Er bat und beſchwor ihn ſehr ernſtlich darum, und die Frau ſtimmte mit ein.

Der Mann ſagte nun zu ihm: „Da du nach Hauſe zu gehen wünſcheſt, ſo komm' mit mir; ich will dir ein Geſchenk für deine Mühe geben. Komm', damit du ſehen und nehmen kannſt, was dir gut dünkt." Der Muhel antwortete: „Ich wünſche nichts. Ich bin, Gott ſei Dank! reich; ich brauche nichts, als zu den Meinen zurückzukehren." — „Demungeachtet," ſagte der Mann, „komm' mit mir, ich will dir merkwürdige Sachen zeigen, wie du ſie gewiß noch nie geſehen haſt."

Er ließ ſich überreden und ging mit ihm. Jener zeigte ihm mehrere Zimmer voll Silber, Gold und Diamanten, Edelſteinen aller Arten, und einer Menge anderer koſtbarer Dinge, wie er ſie noch nie geſehen hatte.

Darauf führte er ihn aus einem Zimmer in das andere, und fragte ihn beſtändig, ob er nicht etwas davon zu haben wünſche; wäre das der Fall, ſo möchte er es ſich nur nehmen. Endlich kamen ſie in das letzte Zimmer, wo nur Schlüſſelbunde hingen. Der Muhel ſchlug erſtaunt die Augen auf über ſo viele Schlüſſel, und gewahrte — ſein eigenes Bund Schlüſſel. Er ſann tief darüber nach, und der Mann fragte ihn: „Was ſtarrſt du ſo; ich habe dir eine Menge koſtbarer Sachen gezeigt, und du haſt nicht ſo viel Aufmerkſamkeit darauf verwandt als auf dieſe alten Schlüſſel von geringem Werthe." — „Zürne nicht,

Herr," erwiderte der Muhel, „aber diese Schlüssel gleichen den meinigen so und ich glaube, es sind dieselben."

Er nahm die Schlüssel, untersuchte sie und zeigte dem Manne jeden Schlüssel besonders. Endlich sagte dieser zu ihm: „Du hast Recht, es sind deine Schlüssel. Wisse, daß ich der Herr bin über die Herzen der Menschen, die niemals Gutes thun; und da du diese gute That der Beschneidung vollziehst, und dein Leben auf gefährlichen Reisen wagst und mit Leuten jeder Art gehst, um Gottes Gebot zu erfüllen, so nimm hier die Schlüssel. Von nun an wird dein Herz geöffnet sein und gut gegen den Armen, und du wirst lange und glücklich mit den Deinen leben. Komm' nun mit mir, ich will dich zu den Deinen bringen. Schließe deine Augen."

Er schloß die Augen und befand sich augenblicklich bei den Seinigen. Er begann nun Geld an alle Armen im Lande wöchentlich und monatlich zu vertheilen. Die Welt ist aber immer begierig Neues zu hören, und die Leute, ja selbst sein eigenes Weib, drangen so lange in ihn, bis er ihnen Alles von Anfang bis zu Ende erzählte, und die ganze Welt freute sich sehr darüber; sie thaten den Armen viel Gutes, und wurden Alle reich und glücklich. Und der Muhel lebte eine lange und glückliche Zeit mit den Seinigen, ein Muster und Vorbild für alle Welt.

3.

Das Mazik-Pferd.

Es trug sich zu, im Lande von Afrika, in einem besondern Monate, während welches die Juden in der Nacht aufzustehen und zu beten pflegen, daß ein Diener, dessen Geschäft es ist, an die Thüren zu klopfen und die Leute aufzurufen, einst in der Nacht ein Pferd auf der Straße fand. Er bestieg es, ritt herum und rief alle Leute zusammen. Als er nun so ritt, wurde das Pferd immer größer und höher, bis es 300 Ellen hoch geworden war, und die Spitze des höchsten Kirchthurms in der Stadt erreichte, auf welchen es den Mann setzte und dann fortlief. Am Morgen fand man den Mann auf dem Thurme sitzen. Nun mußt du aber wissen, daß dies Pferd Eins von den Mazikin war.

Morgenländiſche Märchen.

1.

Amin der Kluge.

Auf dem Wege von Kum nach Teheran kommt man durch eine ſchauerliche Gegend, das „Thal des Todesengels“ genannt. Dieſer furchtbare Diener des göttlichen Zornes hat mehrere Wohnplätze auf Erden, und dies iſt einer ſeiner liebſten. Ihn umgeben die Ghuls, die, wenn er tödtet, von dem Leichname zehren. Die natürliche Geſtalt dieſer Ungeheuer iſt gräßlich. Sie können aber alle möglichen anderen Formen annehmen, alle Stimmen nachmachen, und ſo den ſorgloſen Wanderer in's Verderben locken. Sie ſind indeſſen zugleich die niedrigſten Geſchöpfe der überirdiſchen Welt, furchtſam, ſehr dumm, und daher nicht gar ſchwer zu betrügen.

Ein Bürger von Iſpahan (bekanntlich ſind die Iſpahaner die klügſten und pfiffigſten in der ganzen Welt) ſah ſich genöthigt, allein und bei Nachtzeit durch dies ſchauerliche Thal zu reiſen. Er hatte viel gehört vom Todesengel, deſſen Begleiter, die Ghuls, daſſelbe bewohnen, und hielt es für wahrſcheinlich, daß er einen antreffen würde. Abentheuer liebend, war er nicht eben abgeneigt, ihm zu begegnen. Zu aller Vorkehrung ſteckte er ein Ei und einen Klumpen Salz in ſeine Taſche. — Er war noch nicht weit zwiſchen den Felſen hinein gekommen, als er ſich anrufen hörte: „Holla! Amin-Beg von Iſpahan! du gehſt den unrechten Weg, wirſt dich verirren, hierher komm, ich bin dein Freund Kerrim-Beg, ich kenne ja deinen Vater, den alten Kerbela-Beg, und die Straße worin du geboren biſt.“

Amin wußte wol', daß die Ghuls alle Geſtalten annehmen können, und ſelbſt in der Geſchichte der Städte und Geſchlechter erfahren ſind; er zweifelte daher nicht, daß die Stimme von einem jener Geſchöpfe komme, welches ihn in's Verderben locken wolle. Er war jedoch entſchloſſen, das Abentheuer zu beſtehen, indem er ſich auf ſeine Schlauheit verließ. „Wart' nur, Freund, ich komme ſchon,“ antwortete er, und als er bald darauf den Ghul antraf, ſagte er mit feſter Stimme: „Du biſt nicht mein Freund Kerrim, ein Lügenteufel biſt du, aber gerade ſolch' ein Weſen ſuchte ich. Gegen alle Menſchen und alle Thiere habe ich meine Kräfte verſucht, keiner iſt mir gewachſen. Nun komme ich in dieſes Thal, einen

Ghul aufzufinden, um auch ihm zu beweisen, daß ich mich mit ihm in jeder Beziehung messen kann."

Der Ghul, erstaunt, sich so anreden zu hören, sah ihn starr an und sagte: „Sohn Adams, du scheinst mir nicht eben stark zu sein." — „Der Schein trügt," versetzte Amin, „doch ich muß dir wol ein Pröbchen meiner Stärke geben. Hier," sagte er, einen Stein aus dem Bache aufnehmend, „dieser Kiesel enthält eine Flüssigkeit, versuche, ob du sie heraus pressen kannst." Der Ghul nahm den Stein, gab ihn aber bald zurück und sagte, es sei unmöglich. „Im Gegentheil, nichts leichter als das!" sagte der Ispahaner, und legte den Stein in die Hand, in welcher er das Ei hielt. „Schau her!" Der erstaunte Ghul hörte den Stein knirschen und sah die Flüssigkeit zwischen den Fingern hervorquellen.

Amin, vom Dunkel begünstigt, legte den Stein hin und nahm einen andern etwas dunkleren. „Dieser hier," sagte er, „enthält, wie ich sehe, Salz; du wirst das finden, wenn du ihn nur zwischen den Fingern zerbröckelst." Der Ghul gestand seine Unwissenheit und sein Unvermögen. „Gieb nur her," sagte Amin, legte den Stein zu dem Salzklumpen in seiner Hand, zerbröckelte diesen, und gab dem Ghul das Salz zu kosten. Der wurde wie versteinert über die Klugheit und Stärke des Wundermannes; er bedachte, daß diese starke Hand auch ihn treffen könne, in was immer für ein Unthier er sich auch verwandeln möge, denn Amin hatte ihm gleich anfangs gedroht, ihn zu erschlagen, wenn er sich das Geringste gegen ihn erlaubte. Die Ghuls haben zwar ein außerordentlich zähes Leben, sind aber nicht unsterblich.

Unter diesen Umständen schien ihm das Beste zu sein, den wunderlichen Gesellen zum Freunde zu halten, bis sich eine Gelegenheit fände, ihn unversehens zu erwürgen. Er setzte sein freundlichstes Gesicht auf und sprach: „Theuerster Wundermann, willst du nicht meine Wohnung mit deiner Gegenwart beehren? sie ist gleich zur Hand; du findest dort Erfrischungen aller Art, und nachdem du die Nacht über geruhet hast, kannst du desto frischer deine Reise fortsetzen."

„Ich habe nichts gegen dein Anerbieten, Freund Ghul," antwortete der Ispahaner, „aber merke dir wol, erstens bin ich sehr jähzornig und leicht aufzubringen durch unehrerbietige Redensarten, und zweitens habe ich Scharfsinn genug, um deine Pläne zu durchschauen, so wie ich im harten Steine das Salz entdeckte. Nimm dich also in Acht und sinne nicht auf Tücke, oder du bezahlst es mir."

Der Ghul versprach, das Ohr seines Gastes solle nichts hören, was seiner Würde anstößig sein könnte, und er schwur beim Haupte seines Gebieters, des Todesengels, daß er die Pflichten der Gastfreundschaft treu erfüllen wolle.

Amin folgte dem Ghul auf Schlangenstegen, zwischen eckigen Felsenklippen, durch tiefe Felsenspalten, bis sie endlich zu einer geräumigen schwach erleuchteten Höhle kamen. „Hier wohne ich," sagte der Ghul, „und hier wird mein Freund Alles finden, was zur Erfrischung und zum Ausruhen nöthig ist." Er führte ihn durch mehrere Kammern, worin allerhand Lebensmittel und Waaren aufgehäuft lagen, verlockten und dann erwürgten Kaufleuten abgenommen, über deren gebleichte Knochen Amin stolperte, und ein faulichter Geruch von einem halbverzehrten

Körper ließ ihn überdies keinen Augenblick länger in Zweifel über das Schicksal der hierher Kommenden.

„Das wird, denke ich, genug sein zu eurem Abendessen," sagte der Ghul, indem er einen großen Sack Reis aufhob, „obwol ein Mann von euren Kräften einen erträglichen Appetit haben muß." — „Allerdings," versetzte Amin, „allein ich aß ein Schaaf und eben so viel Reis, als ihr da habt, ehe ich von Hause ging. Ich bin daher eben nicht hungrig, will aber doch ein wenig essen, Anstands halber, um euch nicht zu beleidigen." — „Aber ich muß es doch wol für Euch kochen?" fragte der Dämon, „ihr eßt ja nicht das Korn und Fleisch roh wie wir. Hier ist ein Kessel (er zog einen unter den geplünderten Sachen hervor), ich will gehen, Holz holen, ihr könnt indessen Wasser im kleinen Schlauche holen;" er zeigte auf einen, der aus sechs Ochsenhäuten zusammengenäht war.

Amin wartete, bis sein Wirth sich entfernt hatte, und schleppte dann mit großer Schwierigkeit den ungeheuren Schlauch zu einem dunkeln Bache hin, der am andern Ende der Höhle aus dem Felsen entsprang und sich einige Schritte weiter unter der Erde verlor.

„Wie verhüte ich nun," sann Amin, „daß meine Schwäche nicht zu Tage komme? Diesen Schlauch konnte ich kaum schleppen, da er leer ist, zwanzig Mann hätten genug an dem vollen zu tragen. Was ist da zu machen? Mein kanibalischer Freund frißt mich ohne Zweifel, denn nur die Furcht vor meiner unglaublichen Stärke hat ihn bisher zurückgehalten." — Nach einigem Ueberlegen fiel ihm ein Mittel ein, und er begann eine Rinne zu graben vom Bache gegen den Ort hin, wo sein Abendessen bereitet werden sollte.

„Was machst du da?" schnob ihn der Ghul an, der indessen zurückgekommen war. „Habe ich dich nicht ausgeschickt, einen kleinen Schlauch Wasser zu holen, um etwas Reis zu kochen, und du bist eine Stunde darüber ausgewesen. Kannst du nicht den Schlauch füllen und ihn herbringen?" — „Gewiß könnte ich das," sagte Amin, „wenn es mir genügte, nach aller deiner Freundschaft meine Dankbarkeit nur auf eine so gewöhnliche Art auszudrücken, wie es das unvernünftige Vieh auch kann; ich trüge dir wol den ganzen Bach her, wenn du nur einen Schlauch hättest, der groß genug wäre, ihn zu fassen. Aber hier," sagte er, auf die Rinne zeigend, „hier siehst du den Anfang eines Werkes, wodurch der Geist bemüht ist, die Arbeit des Körpers zu mindern. Diese Rinne, klein wie sie dir erscheint, wird, sobald sie vollendet ist, einen Theil des Baches zum andern Ende der Höhle leiten, dort richte ich einen Damm ein mit einer Schleuße, welche du öffnen und schließen kannst nach Gefallen, und auf diese Art wirst du die ganze Mühe des Wasserholens sparen." — „Ach Unsinn!" rief der Ghul, indem er den Schlauch selbst füllte, „ich muß das Wasser schon selbst holen, und ich rathe dir, deine Rinne, wie du das Ding nennst, liegen zu lassen und mir zu folgen und zu essen und dich schlafen zu legen; wenn's dir beliebt, kannst du morgen das schöne Werk vollenden."

Amin war froh, so davon zu kommen, und ließ sich nicht lange bitten. Er ließ sich das Abendessen gut schmecken, und legte sich dann nieder auf ein sehr

bequemes Bett, welches aus den geplünderten Sachen sich leicht zusammenfand. Der Ghul warf sich ebenfalls auf sein Lager in derselben Höhle, und fiel gleich in tiefen Schlaf. Den Amin aber ließ die Angst nicht schlafen; er stand leise auf, legte an seiner Stelle ein langes Kissen in die Mitte des Bettes, damit es das Ansehen hätte, als habe er es nicht verlassen, und zog sich dann in einen verborgenen Winkel zurück, um zu sehen, was der Ghul beginnen würde. Dieser erwachte kurz vor Tagesanbruch, stand auf, ging, ohne Geräusch zu machen, an das Bett seines Gastes, und da er hier keine Bewegung spürte, glaubte er denselben in tiefem Schlafe befangen; er nahm einen seiner Spazierstöcke, einem mittelgroßen Baumstamm zu vergleichen, und führte einen mächtigen Hieb nach der Gegend, wo Amins Kopf liegen mußte. Er lachte, da er keinen Laut hörte; um aber seiner Sache ganz gewiß zu sein, wiederholte er denselben Schlag siebenmal. Dann kehrte er zu seinem Lager zurück, hatte sich aber kaum zum Schlafen wieder hingestreckt, als Amin, der wieder in sein Bett gekrochen war, den Kopf aus den Decken hervorreckte und rief: „Freund Ghul, was ist denn das für ein verwünschtes Geziefer hier in deiner Höhle, was mir um den Kopf schnurrt? Siebenmal schlug es mit seinem kleinen Flügel auf die Bettdecke. Solch ein Insekt ist unerträglich; es kann einem freilich nicht schaden, aber es stört doch im Schlafe."

Der Ghul war schon sehr bestürzt, als er den Amin sprechen hörte; als dieser aber sieben Schläge, deren einer den stärksten Elephanten hätte niederwerfen können, für das siebenmalige Anschlagen eines Insektenflügels ausgab, ergriff ihn die größte Furcht. Neben einem solchen Wundermanne zu verweilen, war nicht rathsam; er besann sich daher nicht lange, sondern schlich sich leise aus der Höhle und entfloh.

Als Amin sich im alleinigen Besitz der Höhle entdeckte, ward es ihm leicht, den Grund der so schleunigen Flucht seines Wirthes zu errathen. Er warf einen Blick auf die Schätze der verschiedenen Kammern, suchte sich darunter ein gutes Schießgewehr aus, und machte sich auf den Weg. Er war aber noch nicht weit gekommen, als er den Ghul, mit einer ungeheuren Keule in der Hand, zurückkehren sah in Begleitung eines Fuchses. Die bekannte Schlauheit dieses Thieres ließ den Amin nicht lange bezweifeln, daß es seinen Feind enttäuscht habe. Er verlor aber den Kopf nicht. „Nimm das," sagte er, indem er auf den Fuchs anlegte und ihn durch den Kopf schoß, „nimm das für die schlechte Ausführung meines Auftrages. Das dumme Thier versprach mir sieben Ghuls zu bringen, und sie an einander zu ketten und mitzunehmen nach Ispahan, und da bringt es nur dich, der schon ohnehin mein Sklave ist." Damit ging er ganz dreist auf den Ghul los; der aber wartete nicht, sondern wandte sich eiligst zur Flucht, und mit Hülfe seiner Keule machte er solche Sätze über Felsen und Abgründe, daß er im Nu aus dem Gesichte war.

Amin merkte sich genau den Weg von der Höhle zur Heerstraße, holte von der nächsten Stadt Kameele und Maulthiere, und schaffte alle dort aufgehäuften Schätze fort. Nachdem er Allen, welche Ansprüche daran machen konnten, das Ihrige zurückgegeben hatte, war er selbst durch das, was übrig blieb, noch ein Mann von bedeutendem Vermögen, und Alles dies verdankte er dem Verstande und der Klugheit, denen thierische Stärke und roher Trotz immer unterliegen müssen.

2.

Heldenthaten und Tod des Hauptmanns Bergspalter und seiner tapfern Genossen.

Nachdem Hauptmann Bergspalter viele Länder und Völker besiegt hatte, gelangte er auch nach Egypten, in die Nähe der Gebirge dieses Königreichs. Seine ungeheure Gefräßigkeit war kaum zu ersättigen, und der Schrecken, den er überall einflößte, beraubte ihn der nothwendigen Mittel, seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Eines Tages, als er eine Wüste durchwanderte, führte ihn der Zufall in die Grotte eines Derwisch's. „Heiliger Mann," redete er ihn an, „ihr seht einen Krieger vor euch, der vor Hunger stirbt, habt ihr nicht etwa ein Paar hundert Nüsse zu knacken?"

„Die Ratten haben gute Zähne," versetzte der Derwisch, ohne aufzustehen, und indem er fortfuhr, emsig in seinem Buch zu lesen, „sie haben alle Nüsse aufgefressen, welche ich von der Mildthätigkeit der Gläubiger empfing, und haben mir nur die Schalen übrig gelassen. Der einzige Vorrath, den ich noch habe, ist dieser Nilzwieback, den ihr vor meiner Thüre seht." Damit zeigte er auf einen Stein, der sechs Fuß lang und drei Fuß hoch war.

„Dergleichen eßt ihr?" fragte Bergspalter, „meiner Treu, ihr seid kein Kostverächter. Ich kenne dieses Backwerk, die Pyramiden in Aegypten sind davon gemacht; ich bin dabei, für andere Magen, als die unsrigen, wär' das ein schwer verdaulicher Bissen. Erlaubt, daß ich mir ein Stück davon abschneide."

Mit diesen Worten zog er seinen Säbel und schnitt mit einem Streich ein Stück ab in der Dicke dreier Palmblätter, brach es in kleine Stücke, zermalmte es mit den Zähnen und schlang es hinunter.

„Welch' ein Säbel! was für ein Arm! was für Zähne!" sprach der Derwisch bei sich; „mein Hausgeräth ist ziemlich dauerhaft, aber dieser Mensch würde in vier Mahlzeiten damit fertig werden; ich muß Freundschaft mit ihm schließen. — Herr," sagte er laut, „ich bewundere nicht weniger die Kraft, wie die Geschicklichkeit eures Armes, und finde, daß ihr ganz außerordentliche Gaben besitzt; ich wünsche eure Bekanntschaft zu machen, und hoffe, daß ihr mich dieser Ehre nicht für unwürdig achten werdet; man ist gewöhnlich gegen Abenteurer mißtrauisch, für einen Mann, wie ihr, darf ich gerade heraus ohne Heimlichkeit sein. Tretet nur mit in das Innere meiner Höhle; ich habe da einen kleinen Vorrath von Ziegenkäsen und Kuchen, zu dem ich euch mit wahren Vergnügen einlade; kommt, wir wollen sie gemüthlich verzehren und dabei ganz offen zu einander reden."

„Sehr gern," entgegnete Bergspalter, „ich liebe die Leute eures Standes; ich habe mehr als einen gekannt, die nicht ihr ganzes Leben damit zubrachten, über den Büchern zu murmeln, und ich will euch gern die Beichte meiner Sünden, mit dem Becher in der Hand, ablegen." — „Ich habe weder Becher noch

Schalen," sagte der Derwisch, „ich bediene mich blos der Krüge." — „Und ich mag eher noch die Krüge entbehren, als den Wein." — „Wein!" rief der Einsiedler, „Wein bei einem Derwisch! Die Haare in meinem Bart stehen mir zu Berge! Bedenkt doch, ich habe mich ja in diese Einsamkeit zurückgezogen, um ein bußfertiges Leben zu führen; ich trinke nur reines Wasser mit ein wenig Honig vermischt, und bereite daraus ein ziemlich gutes Getränk."

Der Hauptmann schüttelte den Kopf; indeß er mußte sich in die Umstände schicken. Er half seinem Wirth auf dem Tisch, der aus einem breiten Stein bestand, die Käse und die Kuchen aufschichten. Es war ein Vorrath für acht Menschen, doch nicht zu viel für die beiden Esser. Sie saßen auf Sophas, die von demselben Stoff waren, wie der Tisch, jeder hatte einen ungeheuren Krug voll Meth neben sich, und die Mahlzeit begann.

Nachdem der Derwisch den ersten Käse verzehrt hatte, ohne nur die Rinde davon abzuschälen, sagte er: „Bruder, laßt uns eins darauf trinken. Er nahm seinen Krug und leerte ihn auf einen Zug. — „Nun thut mir Bescheid," sagte er darauf zu Bergspalter, der ihn mit Erstaunen betrachtete. „Ohne Zweifel," entgegnete er, „seid ihr von Kopf bis zu Füßen hohl, um diesen Krug leeren zu können, ohne nur einmal abzusetzen. Wenn euch, wie mir, der Magen mit Steinen gepflastert wäre, so müßte ja unbedingt ein ordentlicher Strom aus eurem Leibe hervorgehen." —

„Ach, mein Bruder," sagte der Derwisch, „ich habe mich jetzt sehr gebessert; eben weil ich sonst zu viel getrunken, habe ich dies bußfertige Leben ergriffen. Gegenwärtig lösche ich nur meinen Durst, ohne unmäßig zu werden. Ihr habt mich in Erstaunen gesetzt, als ihr meinen Zwieback anschnittet und verzehrtet, nun sollt ihr euch gleichfalls über meine Geschichte verwundern."

„Ich heiße Saufaus; wenn mir, da ich noch in der Welt lebte, das Wasser nicht gar zu geschmacklos gewesen wäre, so würde ich die Flüsse ausgetrocknet haben; das Meer aber hätte man mir nicht zu trinken geben dürfen, denn der Reiz dieses Getränks hätte mich vielleicht es ganz und gar aussaufen lassen.

Eines Tages, (ich befand mich damals in Georgien bei einem Manne, der mich sehr gastfreundschaftlich bei sich aufgenommen hatte) hatte man eben die Weinlese beendigt, und mein Wirth den Ertrag der seinigen zu Hause gebracht; unglücklicherweise aber stand mein Bett dem Orte der Niederlage allzunah — plötzlich erweckt mich ein so angenehmer Geruch, daß ich unmöglich der Versuchung widerstehen kann, mich den Krügen, welche ihn ausströmten, zu nähern. Ich wage es, von dem Getränk zu kosten, und sein Wohlgeschmack wirkt so mächtig auf mich, daß ich in dieser Nacht zehn Arroben*) austrank. Dies war der ganze Ertrag der Weinlese, ich hatte indessen nicht mehr als zehn Züge gethan. Mein Wirth kommt nun dazu, behandelt mich wie einen Trunkenbold, und ich, gereizt durch diesen Vorwurf, schlage ihn todt. Kaum war es geschehen, so bereute ich meine Heftigkeit, legte die Kleidung eines Derwischs an, und legte mir zur Buße auf, nur Honigwasser zu trinken. In Folge dieses Entschlusses irrte

*) Eine Arobe enthält 25 Kannen.

ich von Ort zu Ort, wählte die entlegenste Gegend, und ließ mich endlich in dieser Einsamkeit nieder, wo ich meine Muße damit zubringe, Kräuter zu suchen und die Gestirne zu erforschen."

„Mein lieber Heiliger," entgegnete Bergspalter, „da ihr aus einem Trunkenbold ein Sterndeuter geworden seid, so muß ich euch doch erzählen, was für Händel ich mit den Sternen gehabt habe. Ich bin auf den meinigen ein wenig übel zu sprechen, und ich würde mich gar nicht ärgern, wenn ich durch eure Hülfe ihn mit der flachen Klinge etwas fuchteln könnte, so wie einen seiner Gesellen, um ihnen ihre Launen gegen mich auszutreiben."

„Ich heiße Bergspalter und bin in der Hauptstadt Circassiens geboren. Wie ein Sterndeuter erzählt, der ein guter Freund meines Vaters war, befanden sich an dem Tage meiner Geburt zwei Sterne unterweges, die mit guten und bösen Einflüssen beladen waren; der minder gut begabte von ihnen Beiden ging voran. Drei Frauen hatten an diesem Tage geboren und jede einen Knaben; sie bewohnten drei der vornehmsten Häuser, welche eine Ecke der Straße bilden, die zum Palast des Königs führt. „Laß uns dorthin," sprachen die Gestirne, „und uns zu Gunsten dieser Neugebornen unserer Last entladen." Sie nahmen also diesen Weg, und in dem Augenblick meiner Geburt streifte der Erste über das Haus meiner Mutter. Dies Ereigniß ließ ihn einen Augenblick verweilen. — „Ich kann nicht weiter," sprach er, „die Last drückt mich, ich muß sie hier fallen lassen." Und das geschah gerade auf mich. Ich kann euch nicht sagen, was Alles in diesem Augenblick seinen Händen entwischte; es ist eine Last, die ich oft sehr ungeduldig trage, und die auch Anderen nicht selten böse Augenblicke macht; sie hat mich zu dem stärksten, aber zugleich auch zu dem unstetesten unter allen Menschen gemacht. Ich darf kein Eigenthum haben, sondern muß beständig von Raub leben; nichts kann meinem Säbel widerstehen, als nur die Schwäche eines furchtsamen, feigen Menschen; so einen greife ich auch nur mit Faustschlägen an, und ihr könnt wol denken, daß keiner davon verloren geht. Dies sind, mein guter Derwisch, die Geschenke, die ich in der Wiege empfangen habe; der Stern, welcher dem meinigen folgte, war nun genöthigt, die Bürde, welche mir bestimmt gewesen, auf ein benachbartes Haus niederfallen zu lassen — und was ließ er dort fallen, ich bitt' euch? .... Eine Krone. Ihr seht also, ich kann ohne Eitelkeit sagen, ich habe den Thron nur um eine Thüre verfehlt. Der Sterndeuter sagte zu meinem Vater, es sei Bestimmung gewesen; ich aber behaupte, es war Eigensinn; mein strahlender Gönner hätte wol seine Gaben eine Thür weiter tragen können... Beim Mahomet! wißt ihr, mein guter Heiliger, daß ich darüber in Wuth bin, und daß ich schon mehr als einmal versucht habe, mein Gestirn Lügen zu strafen?"

„Ich habe Kriegsheere zusammengebracht, ich befehligte gut und schlug mich noch besser, aber meine Soldaten waren Prahlhänse, die nur in's Essen, nicht in den Feind einhauen wollten. Eines Tages drang ich in eine Stadt, ohne zu bemerken, daß mir keiner von meinen Leuten nachfolgte; ich hane Alles in Stücken, was sich mir widersetzt, verfolge und vernichte, was fliehen will, stecke in Brand,

wo mich das Schwert zu lange aufhält, und werfe Alles über den Haufen. Meine Soldaten hielten mich für verloren; und da sie glaubten, nicht mehr auf mich rechnen zu können, wurden sie von einem panischen Schrecken befallen und ergriffen die Flucht. Was geschah nun? Da ich das ganze Land verwüstet hatte, keinen Menschen am Leben gelassen, mein Kriegsheer in alle Welt zerstreut war, und ich durch die Stärke meines Arms und die Schärfe meines Säbels König geworden, fand es sich, daß ich über nichts regierte."

„Wie," sagte Saufaus, „habt ihr denn auch die Frauen umgebracht?"

„Beim Mahomet," versetzte der Hauptmann, „ich liebe die Weiber unsinnig; aber da sie mich sahen, schrieen sie, als ob sie am Spieße steckten, nahmen die Flucht, warfen Steine von den Dächern auf mich herab, feuerten ihre Männer an, und hetzten die Hunde gegen mich. Mein Helm und mein Schild waren an zehn Stellen durchlöchert, und eine große Bestie von Hund riß mir ein Stück Fleisch aus der Wade. Ich liebe die Weiber, aber nicht, wenn sie in Wuth sind, denn dann, alt oder jung, häßlich oder hübsch, bringe ich alle um, so viel ihrer sind; ich schone nichts, was mir Widerstand leistet."

„Ihr habt ein wenig heißes Blut, mein Feldherr," sagte der Derwisch, „ihr solltet es, wie ich machen und euch statt alles andern Getränks, mit Honigwasser begnügen."

„Potz Mahomet!" schrie Felsenspalter, „euer Honigwasser, statt mir den Durst zu löschen, macht, daß mir die Zunge am Gaumen klebt; mein boshaftes Gestirn würde triumphiren, wenn es säh', daß ich so weit gebracht bin; nein, laß uns denken, wie wir es züchtigen, wenn es eine Möglichkeit ist. Wenn ich nur da hinauf könnte, ich wollte ihm schon Vernunft beibringen; aber ihr seid ja ein Sterndeuter, könnt ihr mich nicht mit Hülfe eurer Maschinen in Stand setzen, mir selber Genugthuung zu verschaffen?"

„Ihr könnt noch eine andere Rache nehmen," sagte Saufaus, „ihr könnt eurem Gestirn etwa denselben Possen spielen, den ich dem meinigen gespielt habe. Hatte es mich nicht zu einem Landstreicher, zu einem Taugenichts bestimmt? Hatte es mich nicht verdammt, zu saufen wie ein Loch? Ihr seht, was ich gethan habe; ich habe mich in diese Einsamkeit zurückgezogen, ich trinke Honigwasser, aber mäßig, und meinem Stern zum Trotz tang' ich dennoch etwas. Ihr, ein Kriegsmann, müßt einen andern Plan verfolgen. Ihr müßt, um den Uebelständen zu entgehen, die an eure Thaten geknüpft zu sein scheinen, dahin streben, ein Feldherr zu sein ohne Heer, und euch einer festen Stadt bemächtigen, die weder Thore, noch Gräben, noch Mauern hat, damit die Anstrengung, zu der euch die Ueberwindung solcher Hindernisse nöthigt, euch nicht in so üble Laune versetzt, daß ihr Alles vernichtet."

„Halt ein wenig, mein lieber kleiner Heiliger!" sagte Bergspalter, „weißt du wol, daß mir bei deinen Vorschlägen der Verstand still steht? Bist du verrückt? Oder bist du so tiefdenkend, daß man dich nicht begreifen kann? Was ist das, ein Feldherr ohne Heer? Wo findet man Festungen ohne Gräben und Mauern?"

„Ein Feldherr ohne Heer," erwiderte Saufaus, „das wird, ſpäteſtens morgen, der Hauptmann Felſenſpalter ſein, der ohne Soldaten und Gepäck wird in's Feld rücken können, um zehn Stunden von hier die Stadt Kallakahabalaba anzugreifen, einen ſtark befeſtigten Platz, wiewol ohne künſtliche Vertheidigungswerke."

„Und woraus wird das Heer beſtehen, welches ſich unter meinen Fahnen verſammeln ſoll?"

„Aus acht Generalen, deren jeder auf ſeine Weiſe im Stande iſt, ein Reich zu erſchüttern, und um eine Idee von ihnen zu geben: ich bin der Schwächſte von Allen; gleichwol wär' es nur auf mich angekommen, wenn ich es hätte unternehmen wollen, mich zum Herrn von Damask zu machen. Meiner Treu, ſo gut dieſe Stadt mit Waſſer verſehen iſt, in acht Tagen hätte man nicht ſo viel mehr gehabt, um die Hühner damit zu tränken!"

„Mein guter Derwiſch, mit vollem Recht nennt man euch Saufaus, und ſeit ich dieſe eure Eigenſchaften kenne, finde ich euch erſtaunlich mäßig; ihr habt da ein ſchauderhaftes Talent, es käme ja nur auf euch an, ganz Egypten zu Grunde zu richten."

„O," entgegnete Saufaus, „dazu müßt' ich den Nil an der Quelle ausſaufen, und der Weg dahin iſt mir zu weit."

„Sagt mir doch," fuhr Bergſpalter fort, „ſind denn die andern Geſellen, von denen ihr mir erzählt, auch ſo wunderbarlich begabt, wie ihr? Ich brenne vor Verlangen, ihre Bekanntſchaft zu machen."

„Ihr werdet ſie morgen ſehen," verſetzte der Derwiſch, „ſie werden ihre Proben vor euch ablegen; ſie bedürfen eines Kopfes, der ihre Unternehmungen leitet, denn ſie beſitzen mehr Fähigkeiten als Verſtand. Sie müſſen ein Oberhaupt haben, das ihnen mit Nachdruck Befehle ertheilt und mit Beiſpiel vorangeht, und das ſollt ihr ſein."

„Beim Mahomet!" ſchrie der Hauptmann, die Augen zum Himmel aufwerfend, ich gerathe in Verſuchung, meinem hundsvöttiſchen Geſtirn den Weg zu verzeihen, den es mich hierher hat nehmen laſſen, weil es mich dadurch in den Stand ſetzt, Leute meines Gleichen anzuführen! .... Aber nun erzählt mir ein wenig von dem Schauplatz des Krieges; wer kommandirt in der Feſtung? Was läßt ſich anfangen?"

Sie ſteht unter dem Befehl eines fremden Tyrannen, Namens Bigſtaf. Dieſen müßt ihr vertreiben. Ein Tyrann an die Stelle des Andern, und euer Geſtirn wird Lügen geſtraft, denn abgeſehen von dem Namen, werdet ihr eben ſo gut regieren, wie ein Anderer, und vielleicht noch beſſer; denn ihr kennt kein anderes Geſetz als euren Willen..... Habt ihr Religion?" —

„Nicht viel; indeß bin ich beſchnitten." —

„Das iſt ſchon genug." —

„Mein werther Saufaus, du biſt ein bequemer Heiliger; ſo hab' ich ſie lieb; könnt' ich mich nur an dein Honigwaſſer gewöhnen, um mir mit dir einen Rauſch zu trinken! Aber eh' ich mich ſchlafen lege, möcht' ich gern eine etwas deutlichere Vorſtellung von deiner Stadt Kallakahabalaba erhalten; denn im Bett pflege

ich meine Angriffsplane bedachtsam zu entwerfen, um sie dann desto sicherer in Ausführung zu bringen."

„Kallakahabalaba," erwiderte der Derwisch, „liegt auf einem einzeln stehenden hohen Berge, dessen Wände ringsum bis zu einer Höhe von sechzig Fuß senkrecht behauen sind; nur eine Schnecke kann da hinaufkommen."

„Und wie machen es denn die Bewohner, um hinabzusteigen?"

„Sie steigen nicht hinab; man läßt sie herab in Körben, die an eisernen Ketten befestigt sind; diese Maschinen sind so eingerichtet, daß sie hundert Körbe, jeder mit zehn Mann, auf einmal mit Waffen und Gepäck herniederlassen; das geht sehr rasch und ohne Schwierigkeit. Die Einwohner des Landes, bis auf funfzig Stunden weit umher, sind vor diesem Regenschauer bewaffneter Soldaten jedesmal so in Furcht, daß sie sich wol beeilen, ihren Tribut an den Fuß des Berges herbeizubringen, und die Körbe, welche sie daselbst finden, damit anzufüllen."

„Bei meinem Bart!" rief der Hauptmann, „ich will mein bischen Ruhm verlieren, oder ich will dem Ding einen Einhalt thun.... Aber was ist das für ein Mann, dieser Bigstaf, von dem ihr mir gesagt habt? Ist es ein Mann von Ehre und Ritterlichkeit? Würde er den Vorschlag, sich mit mir Stirn gegen Stirn zu messen, bereitwillig annehmen?"

„Sein Wuchs geht in's Riesenhafte; von Fuß bis zu Kopf in Eisen gehüllt, schreitet er so leicht einher, als ob er ein Federkleid trüge, er spielt nur mit seiner Keule, die von vergoldetem Erz ist und fünf und siebenzig Pfund wiegt; er geht damit um, als wär's eine Aloeruthe, und ich glaube nicht, daß er einen Zweikampf annehmen würde, außer mit Jemandem, der ihm eine ähnliche Waffe entgegenstellte."

„Ha!" rief Bergspalter, „was für eine Lust empfänd' ich ihm gegenüber zu stehen, so daß mein Arm ihn erreichen könnte. Mit meiner Klinge wollt' ich ihm die Nasenkuppe entzwei spalten, um das Vergnügen zu haben, ihn noch die Zähne fletschen zu sehen, bevor er unter meinen Streichen seinen Geist aufgäbe. Ich bin dazu geboren, zu siegen oder zu sterben mit meinem Säbel; ich will die Keule denen überlassen, deren Beruf es ist, die Ochsen todt zu schlagen.... Kommt denn aber dieser Mann nie allein heraus? Kann man ihm nicht in den Weg kommen und ihn angreifen, ohne ihm Zeit zu lassen, sich seines Vortheils zu bedienen?"

„Er kommt niemals heraus," versetzte der Derwisch, „außer wenn er vernimmt, daß Jemand auf seinem Gebiet Unfug treibt. Ach! es hat zweien von unsern Kameraden, Eisenarm und Stahlzahn, die sich gewagt hatten, auf diesem Grund und Boden zu jagen, das Leben gekostet; sie waren unüberwindlich für jeden Andern; er aber hatte sie durch seine Leute umzingeln lassen, und während Eisenarm eine Menge von ihnen mit Faustschlägen umbrachte, und Stahlzahn die Uebrigen die ungeheure Kraft seines Gebisses empfinden ließ, kam er selbst dazu, und erschlug sie alle Beide mit seiner Keule."

„Himmel und Hölle! ich werde sie rächen," schrie Hauptmann Bergspalter, „eure Erzählung bringt mir das Blut in Wallung, daß ich meine eigenen Brüder

ermorden könnte; ich brenne vor Ungeduld, alle eure Leute kennen zu lernen. Laßt uns schlafen, um meine Hitze zu mäßigen, denn das ist das einzige Mittel dagegen."

Saufaus folgte dieser Einladung, und Beide streckten sich auf ein Lager von Laub und Thierhäuten im Hintergrunde der Höhle. Sie erwachten mit den ersten Strahlen der Morgensonne, und verließen ihre Höhle, um einen Spaziergang zu machen, als der Derwisch von weitem drei Männer auf sie zukommen sah.

„Da sind unsere Leute," sagte er.

„Wie heißen sie?"

„Ihre Namen bezeichnen ihre Fähigkeiten; der Erste ist Scharfauge, er würde auf vierzig Stunden weit eine Nadel auf der Erde entdecken können; das ist unser Spion. Der Zweite ist Zieltreffer, er würde mit seinem Pfeil eben so weit den Kern eines Apfels durchbohren. Und Schneidewind, der hinter ihm kommt, würde ihn in fünf Minuten zurückbringen. Vor euren Augen sollen sie Proben ablegen, und ihr mögt dann selbst urtheilen, welchen Nutzen ihr von ihnen ziehen könnt."

Inzwischen waren die drei Gesellen herangekommen.

„Freut euch, Kameraden," rief ihnen Saufaus zu: „das Schicksal hat uns in der Person dieses tapfern Ritters weit mehr wiedergegeben, als es uns in Eisenarm und Stahlzahn geraubt hatte; dies hier ist der furchtbare Hauptmann Bergspalter, dessen Arm, Säbel und Kopf uns in den Stand setzen, an unserm grausamen Feinde Rache zu nehmen, und in Frieden und Freude unser Leben auf der Erde zuzubringen. Aber ihr wißt, daß wir heute zu Mittag essen müssen; seid ihr ganz ohne Vorräthe?" —

„Nein," entgegnete Zieltreffer, „wir werden uns nicht übel befinden, wenn ihr nur Brot dazu habt; Starkrücken kam mit uns; er hatte ein Kalb von sechs Monaten auf dem Rücken und zwei Tonnen Wein unter die Arme genommen, als ihm die Lust ankam, in einen Garten einzutreten, um dort Salat zu pflücken. Er geht aber einen guten Schritt und muß bald hier sein, wenn ihm sonst nichts begegnet ist."

Kaum hatte er dies gesagt, so kam auch Starkrücken schon mit dem Salat, den er um den Hals gehängt hatte; es waren drei ungeheure Kohlköpfe, die, mit einem Strick befestigt, seinen Körper auf allen Seiten bedeckten; seiner ganzen Last ungeachtet erschien sein Gang so leicht, als trüg' er eben nur einen Sack mit Nüssen; er setzte seine Fracht auf die Erde; Saufaus stellte ihn dem Hauptmanne vor.

„Mein General," sagte er, Starkrücken auf die Schulter klopfend, „da ist unser Magazinwagen; zerstöret Städte, schlagt Armeen, macht Beute: dieser Rücken hier wird nichts zurücklassen, er würde nicht biegen unter dem Gewicht von Salomonis Schätzen." —

„Bis jetzt," versetzte Bergspalter, „würden die, welche meine Beute hätten forttragen sollen, sich eben nicht unter der Last haben biegen müssen. Denn wenn ich Beute gemacht, setze ich mich in einen Winkel, verzehr' es, und lasse nicht die Spur davon übrig. Wer mich so hinunterschlingen sähe, müßte denken, Räuber oder

Mordbrenner verfolgten mich; das macht aber mein hundsvöttiſcher Stern, der mich beſtändig faſt an allem Mangel leiden läßt, um mich dahin zu bringen, nichts zu verſchonen. Aber Dank euch, mein werther Sterngucker, nun darf ich hoffen, mir mein Recht zu verſchaffen.... Seht nur, wie mächtig die Gewohnheit iſt: das kleine Kälbchen da, welches gewiß ſeine hundert und achtzig Pfund wiegt, ich wollte, es wär' ſchon verzehrt."

„Nun dazu iſt es ja da," entgegnete Saufaus; „holla, he!" rief er ſeinen Leuten zu: „Starkrücken, ziehe dem Kalbe das Fell ab, und mach' einen Bratſpieß! Scharfauge, Schneidewind, wo iſt der Koch?"

Scharfauge ſchickt ſeine Blicke auf der ganzen Erde umher, und entdeckt, was ein menſchliches Auge mit dem ſchärfſten Fernrohr nicht hätte entdecken können.

„Aha!" ruft er, „ich ſehe ihn; er iſt ganz in der Nähe; er unterhält ſich aber damit, die Wachteln zu braten, die über ſeinem Kopf hinfliegen, er rupft ſie während des Fliegens und verſpeiſt ſie."

„Seht doch," ſagte Saufaus, „womit ſich dieſer Spitzbube an einem Tage der Muſterung beſchäftigt! Wachteln in der Luft zu braten, damit ſie ihm fertig gebraten in's Maul regnen!.... Und wo ſteckt denn der Faullenzer Immerſchläfer? Er ſoll Appell ſchlagen und unſere Leute zuſammenrufen." —

„Ich hab' ihn gleichfalls bemerkt," verſetzte Scharfauge; er liegt da unter Haidekraut und ſchläft; er ſchnarcht, daß die Erde erzittert, ich begreife nicht, daß ihr ihn hier nicht hört."

„Seht nun, meine Freunde," ſagte Saufaus, „ob uns eine ordentliche Kriegszucht nicht höchſt noth thut? und ob wir nicht vom größten Glück ſagen dürfen, daß uns der Zufall einen Anführer zugeſchickt hat... Auf, Schneidewind, laß dir zeigen, wo der Wachtelfreſſer und der Schnarcher liegen, damit ſie ſchleunigſt hierher kommen."

„Ihr ſollt ſehen," fügte Saufaus hinzu, „was für eine Art Menſchen dieſe Beiden da ſind. Der Koch Blaſefeuer wird euch eine Probe von ſeiner Kunſt zum Beſten geben; er würde eine Mine von Erz in den Eingeweiden der Erde in Fluß bringen. Was Immerſchläfer anlangt, ſo iſt ſein Talent ziemlich untergeordnet; aber er beſitzt eine Gabe, die uns ſehr gute Dienſte leiſtet: wenn wir ihn nämlich während des Treffens loslaſſen, ſo verbreitet er überall Furcht und Schrecken; denn indem er auf ſeinen Bauch ſchlägt, bringt er den Lärm von vierzig Trommeln hervor, und indem er nur ſeine zehn Finger an einander reibt, ſtößt er ein furchtbares Gebrüll aus; er könnte Mauern damit zum Einſturz bringen."

Während man Bergſpalter dieſe Erläuterungen machte, kamen Immerſchläfer und Blaſefeuer herbei.

„Tambour!" ſagte der Derwiſch zu dem Erſten, „geh' und ſchlag' Appell: Du, Blaſefeuer, brate das Lamm, welches Starkrücken an den Spieß geſteckt hat."

Hierauf wandte er ſich zu Bergſpalter: „Mein General," ſagte er zu ihm, „nun iſt die Reihe an euch, dieſen braven Leuten zu zeigen, was ihr vermögt. Da ſteckt das Kalb am Spieß, und die Kohlköpfe ſind geſchnitten, aber wir haben nichts, um die Bratenbrühe aufzufangen, keine Schüſſel, den Kohl zuzurichten;

haut doch geschickt der ganzen Länge nach eine Schnitte von dem Zwieback ab, der vor meiner Thüre steht, und verschaffet uns so die nöthigen Gefäße für unsere Brühe und unser Gemüse."

Begierig ergriff der Hauptmann diese Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu beweisen; er zieht seinen Säbel und mit einem Streich haut er der ganzen Länge nach von der steinernen Bank ein Blatt ab von der Dicke eines halben Daumens, drückt dann in die Bank eine Vertiefung für die Bratenbrühe, und das Blatt, welches er abgehauen hat, dient zur Schüssel für den Kohl. Die Zuschauer, deren Bewunderung um so mehr sagen wollte, als Jeder von ihnen selbst in seiner Art Bewunderung verdiente, ließen der Leichtigkeit und Genauigkeit dieser Arbeit Gerechtigkeit widerfahren.

Indeß war Bergspalter seinerseits nicht weniger neugierig, ein Kalb braten zu sehen an einem Orte, wo er weder Feuer, noch Kohlen, noch Holz, um Feuer anzumachen, bemerkte. Starkrücken diente als Bratenwender und der Bratspieß ruhte auf zwei großen Steinen, die mitten auf dem grünen Rasen lagen.

„Nun frisch, Blasefeuer," sagte Saufaus, „thu' deine Schuldigkeit, du weißt, wir haben nur ein gelindes und durchdringendes Feuer nothwendig, um den Braten nicht zu verbrennen; mäßige dich also."

Blasefeuer ist ein Mann der That und von wenig Worten; er mißt sowol seinen flammenden Athem ab, daß er den ungeheuren Braten, welcher sich vor ihm dreht, weniger zu braten, als zu vergolden scheint; in dem Maaß, wie die Brühe auf den Kohl träufelt, sendet er diesem auch einige Feuertheilchen zu, um ihn gahr zu kochen.

Der Hauptmann schien mit dem Talent des Kochs sehr zufrieden, und beeiferte sich auch von dem seinigen immer noch mehr Beweise abzulegen. Er sah, daß man in der Grotte des Derwisches nicht tafeln könne, weil ein Granitfelsen von sechs Fuß Höhe und gleicher Breite mitten im Wege stand.

„Tretet ein wenig bei Seite," sagte er zu den Umstehenden, „ich will von dem kleinen Steinchen da ein Paar Späne abhauen, und sie könnten euch in die Augen springen; wir brauchen Platz, um unsern Tisch zu setzen."

Bei diesen Worten haut er mit seinem Säbel auf den Felsen, aber mit einer solchen Geschicklichkeit, daß jedes Stück, welches er davon abschlug, einer Marmorplatte glich, der nur die Politur fehlte.

„Welch' ein schrecklicher Arm, welch' ein gewaltiger Degen!" schrieen die Zeugen dieses Auftrittes. . . .

„Brüder," sagte Saufaus zu ihnen, „der soll uns den Weg bahnen zum Ruhm und zur Beute."

Man säuberte nun den Platz, welcher durch diesen unförmlichen und unbequemen Block nicht mehr beengt wurde, die schönsten der umhergestreuten Stücke werden als Bänke um den Tisch gelegt, den der Hauptmann mit vier, fünf Säbelhieben zu einem vollkommenen Viereck macht, nach unten so weit ausgehöhlt, um die Beine darunter strecken zu können.

„Niemals," sagte Saufaus, „hat einer unsrer Gefährten mit solcher Leichtigkeit sein Meisterstück verrichtet!"

Immerschläfer strich sich den Bauch zum Zeichen der Bewunderung, und diese leichten Reibungen ließen schon das Echo der Höhle von einem furchtbaren Getöse wiederhallen. Inzwischen bereitete man den Tisch; Blasefeuer trug den Braten auf.

„Wein her, Wein her!“ schrie Saufaus, indem er einen Sack von funfzig Pfund Brot herbeibrachte; Starkrücken ging, die Weinfässer zu holen: aber Bergspalter, welcher den Durst des Derwisches fürchtete, glaubte ihn an seine Gelübde erinnern zu müssen.

„Ist eure Buße schon vorüber? heiliger Mann!“

„Nein,“ entgegnete Saufaus, „ich werde wol noch einige Schluck Honigwasser trinken müssen, aber ich behalte mir einen Krug Wein zum Mundausspülen vor.“

Man setzte sich zur Tafel; Jeder machte dem Festmahl Ehre; man sprach wenig, doch von Zeit zu Zeit unterhielt einer der Tischgenossen mit einem Streich von seiner Art, und der war immer ein Wunderwerk. Gegen die Mitte der Mahlzeit, als Saufaus ein wenig seinen ersten Appetit gestillt hatte, warf er einen Blick um sich her und sprach:

„Brüder, wir sind nicht vollzählig, uns fehlt noch Wolkenhascher und Allausdehner, und doch haben sie Befehl erhalten und Immerschläfer hat den Appell dermaßen geschlagen, daß es weit und breit zu hören war.“

Indem der Derwisch diese Bemerkung machte, erschienen die beiden Vermißten am Eingang der Höhle.

„Ihr verdientet,“ sagte er zu ihnen, „daß man euch nicht eine Kruste zu essen gäbe; ich halte was auf geschickte Leute, aber nur wenn sie in Ausübung ihrer Pflicht pünktlich sind; versäumt ihr morgen euren Dienst, so habt ihr euch noch vor einem ganz andern General, als ich bin, zu verantworten: doch setzt euch nur und trinkt, nach Tische sollt ihr Wunderdinge hören. Ihr befindet euch unter den Augen eines gewaltigen Meisters, das ist hier der berühmte Hauptmann Bergspalter; wir haben ihn zu unserm General gewählt, und er wird Musterung über uns halten. Was mich betrifft, so leg' ich hier, wie ihr seht, mein Probestück ab.“

Mit diesen Worten trank er auf einen Zug seinen ganzen Krug voll Wein aus.

Die Neuangekommenen hatten nichts zu erwiedern, verbeugten sich bescheiden, und man fuhr fort zu essen.

„Nun, meine Brüder,“ sagte Saufaus, nachdem man die Mahlzeit geendigt hatte, „nun laßt uns die Musterung bestehen, und zugleich die nöthigen Speisen für unsere Abendmahlzeit herbeischaffen. Scharfauge! Zieltreffer! Schneidewind! aufgepaßt!“

„Scharfauge, ich verlange hundert Pfund Wildpret in vier Stücken. Durchspähe die entlegenen Gestade der Gewässer, such' uns junge Dammhirsche, Rehe und Gazellen; es muß Alles zart sein und leicht verdaulich.“

Scharfauge setzt sich in Bereitschaft; anfänglich schienen seine Blicke nur die Umgegend zu durchstreifen; allmählig aber erweiterten sie sich in die Ferne und schweiften ohne Maaß und Raum umher.

„Ha!“ schrie er, „ich hab' gefunden, was du willst, hinter diesem Hügel zehn Stunden von hier.“

„Zieltreffer,“ sagte der Derwisch, „spann' deinen Bogen.“

Zieltreffer pflanzte eine Stange vor Scharfauge hin, spannte seinen Bogen und setzte sich in Bereitschaft den Pfeil loszudrücken.

„Also zehn Stunden?“ fragte er Scharfauge. —

„Und dreißig Schritt.“ —

Der Pfeil fliegt, Scharfauge verfolgt ihn mit seinen Blicken und ruft: „Der Dammhirsch ist getroffen.“

„Munter, Schneidewind, mach' dich auf die Socken, hol' uns das Wild!“

Sogleich ward der Befehl vollführt. Saufaus wiederholte diese Befehle noch dreimal und in Zeit von einer halben Stunde waren die vier Stück Wild herbeigeschafft. Man übergab sie Starkrücken, der sie abhäutete und an den Spieß steckte.

Hierauf untersuchte Saufaus den Brotsack. „Wie!“ rief er, „wir haben nur noch dreißig Pfund? Scharfauge, sieh dich um, wo es frisches Brot giebt.“

„Da ist zu Masser ein ganzer Haufen Brot, noch ganz warm, wie es aus dem Ofen gekommen, erwiderte Jener; der Bäcker dreht eben den Rücken, um den Ofen zu reinigen.“

„Das ist eine prächtige Gelegenheit sein Brot wolfeil einzukaufen: geh', Schneidewind, nimm den Sack und mach' den Kauf.“

Der Befehl wurde sogleich vollführt und das Brot befand sich in der Grotte, eh' noch der Bäcker den Verlust gewahr wurde.

„Ihr seht, mein General,“ sagte der Derwisch, „daß die Speisekammer sich füllt. Ach! wenn Starkrücken Flügel hätte, so könnten wir auch Wein haben; doch wir wollen darum nicht verdursten. Auf, Wolkenhascher, ergreif' diese Wolke, welche vorüberzieht und zwinge sie ihren traurigen Vorrath hier auszuschütten; ist Hagel dabei, um so besser, denn ich trinke gern recht kalt.“

Die Wolke war ziemlich hoch; Wolkenhascher zog ein Knäuel Seide aus der Tasche und warf es in die Wolke: das Knäuel wickelte sich auf und das Ende fiel so weit herab, daß man es mit der Hand greifen konnte. Nun hing sich Wolkenhascher daran und schien mit erstaunlicher Schnelligkeit von dem Gewölk emporgezogen zu werden.

„Kameraden,“ rief Saufaus, „laßt uns unsere Krüge hinstellen für das Wasser, welches herabfallen wird, und da wir keine Kleider zu wechseln haben, so laßt uns in die Grotte untertreten.“

Alle gehorchten, die Wolke entladete sich; Wolkenhascher hatte sie ausgedrückt und mit Hülfe seines Fadens kam er zugleich mit dem Regen wieder herab.

Mit Erstaunen sah Bergspalter die Ausführung dieser Wunderdinge.

„Gesteht, mein General,“ sagte Saufaus „daß unter eurer Anführung man sich mit diesen braven Leuten einen ausgezeichneten Erfolg versprechen darf?“

„Niemals,“ versetzte Bergspalter, „sah ich eine Vereinigung so seltener und so zusammenpassender Talente, es giebt nichts, was wir nicht unternehmen könnten.

Es gehen mir ſchon eine Menge Pläne im Kopf herum. — Wartet; ſprecht jetzt nicht weiter davon, es würde mich nur zerſtreuen .... Ich hab' einen weſentlichen Umſtand vergeſſen; da wir nichts als Waſſer haben, unſern Durſt zu löſchen, ſo ſollten wir wenigſtens einige Flaſchen Branntwein haben. Es iſt nur noch drei Stunden Tag, wir müſſen alſo Sorge tragen, daß es uns an keiner Sache fehle."

Der Derwiſch rief hierauf ſeine Leute zuſammen und ſprach: „Scharfauge und du Schneidewind, treibt uns einige Flaſchen Branntwein auf. Ihr wißt ja, daß man ſie gewöhnlich auf die Terraſſen ſetzt, um ſie von der Mittagsſonne durchkochen zu laſſen; geht, macht euch einen Spaziergang dahin und was ihr auf einer Ladung nicht fortbringen könnt, das holt ihr mit zweien."

Der Befehl ward vollzogen und binnen einer Viertelſtunde war der Schenktiſch mit vier großen Flaſchen Branntwein beſetzt.

„Dieſer Schneidewind," ſagte Saufaus, „iſt doch ein ſchlauer, gewandter und brauchbarer Burſche! wie ſchade, daß er nicht ſtärkere Hüften hat, man würde unglaublichen Nutzen von ihm haben können."

„Beim Mahomet!" rief Bergſpalter, „ohne dieſe kleine Herzſtärkung würd' es mir die ganze Nacht durch im Bauche rumort haben: aber, mein guter Derwiſch, könnten wir nicht auch Feigen haben?" —

„Ich geb' euch die Wahl auf der ganzen Erde." —

„Ich nehm' euch beim Wort," verſetzte der Hauptmann; „ich will von den ſchönſten Feigen, welche in Afrika wachſen."

„Friſch, Schneidewind, du hörſt, was der General verlangt, nimm einen Korb unter den Arm, pflücke von den beſten und ſei ſpäteſtens in einer halben Stunde wieder zurück, denn man könnte dich brauchen."

Schneidewind war nicht mehr zu ſehen.

Das Wildpret ſteckt am Spieße, Starkrücken dreht es, Blaſefeuer brät es, Immerſchläfer hat ſich einige hundert Schritt weit davon ſchlafen gelegt, um die Geſellſchaft nicht zu beläſtigen, ſchnarchte jedoch hörbar.

„Ihr habt da einen etwas unbequemen Schläfer," bemerkte Bergſpalter.

„Man muß ihn ruhen laſſen," entgegnete Saufaus, „in ſeiner übermäßigen Wohlbeleibtheit beſteht ſein ganzes Verdienſt, das hält ihm den Bauch geſpannt; überdies macht er uns manchen Spaß, er ahmt das Tambourin nach, indem er auf die Backen trommelt, und das unterhält uns: man muß alle Talente zu benutzen wiſſen."

„Ihr habt Recht: aber ſagt mir, wer iſt dieſer Menſch, den ich da ſitzen ſehe, die Arme gekreuzt? Ich kenne noch nicht ſeine Geſchicklichkeit." —

„Das iſt unſer Quartiermeiſter, wenn wir zu Felde gehen, er weiß das Kleinſte zu großem Vortheil zu benutzen: er heißt Allausdehner. Er hat ein ziemlich beſchwerliches Geſchäft, wovon ihr euch am Beſten überzeugen werdet, wenn ihr ihn arbeiten ſeht."

Während dieſer Unterhaltung neigte ſich der Tag zu Ende und noch ſah man Schneidewind nicht zurückkehren.

Saufaus wurde darüber unruhig: „He, Scharfauge," sagte er, „sieh dich in den Gebüschen von Afrika um und gieb dir Mühe, Schneidewind zu entdecken, der sich verirrt oder das Wiederkommen vergessen hat."

Scharfauge sah sich sorgfältig um: „Ach, der Unglückliche," sagte er, „er hat mehr Feigen in den Leib als in den Korb gepflückt; er liegt ganz in der Nähe von Damask und schläft neben seinem Korbe. Die Araber, welche dort in der Gegend umherstreifen, werden ihm den Korb stehlen, sie werden ihm seine Pantoffeln ausziehen und wir werden ihn nie mehr wiedersehen. Ein großer Vogel sitzt auf dem Zweige des Baumes, unter welchem er schläft; wenn Zieltreffer den Vogel tödten will, so wird sein Fall Schneidewind aufwecken." —

„In welcher Entfernung befindet sich der Vogel, von dem du sprichst?" fragte Zieltreffer.

„Gerade fünf und siebenzig Stunden von hier."

Sogleich nimmt Zieltreffer seinen Bogen, spannt, zielt, drückt ab: Scharfauge verfolgt den Pfeil und ruft: „Der Vogel ist herabgefallen und der Schläfer ist aufgewacht; er macht sich auf den Weg."

Einen Augenblick später trat er mit den Feigen in die Grotte.

„Scheltet nicht mit unserm Proviantmeister," sagte Bergspalter zu Saufaus, „bei der Gelegenheit haben wir den Nutzen Scharfauges und Zieltreffers erprobt. . . . Aber ich glaube, das Abendessen ist nun fertig, laßt uns zu Tische setzen."

„Nicht eher, wenn es euch beliebt," erwiderte Saufaus, „als bis unser Lager aufgeschlagen ist und ich nach Kriegsgebrauch den Zapfenstreich habe schlagen lassen."

Zugleich rief er Allausdehner, der sogleich auf seinen Befehl erschien.

„Hast du deine Maaßregeln getroffen und den Lagerplatz ausgewählt? Wir schlafen diese Nacht unter Zelten, sie müssen aber recht geräumig sein." —

„Der Lagerplatz befindet sich vor euern Augen," versetzte Allausdehner, „euer Zelt in meiner Brust und seine Ausdehnung in meiner Lunge." —

„Beim Mahomet!" schrie der General, „das ist ein seltsames Räthsel."

„Es ist kein Räthsel," sagte der Derwisch, „oder wenigstens das was ihr sehen werdet, wird es euch aufklären; begeben wir uns nach dem Ort, wo der Arbeiter sein Geschäft verrichtet."

Allausdehner hatte ein Beutelchen von der Größe eines Eies an einem Gürtel an der Brust hangen; es schien an vier kleinen Schnüren zu hangen, an deren Ende sich kleine stählerne Nadeln befanden. Er öffnet es und bläst hinein: da dehnt es sich zu der Größe einer Melone aus; er bläst noch einmal und er kann seinen Kopf hineinstecken; er thut es und indem er immer stärker in die Mütze bläst, die er sich gemacht hat, erweitert sich mit jedem Augenblicke deren Ausdehnung: das Zelt reicht bis auf die Erde und verhüllt gänzlich den Körper des Blasenden. Jetzt ergreifen seine Kameraden die kleinen Schnüre des Beutels, welche sich in Stricke verwandelt haben und ziehen sie nach allen vier Seiten straff an; der obere Theil des Ballons hat die Form eines Zeltes angenommen, gestützt durch vier Stangen, welche Allausdehner auf Reisen immer bei sich trug. Nun fährt Allausdehner

in seiner Arbeit fort und das Zelt erweitert sich dermaßen, daß es bequem zwanzig Menschen beherbergen kann, und die stählernen Nadeln, welche zu eisernen Zeltstangen geworden und fest in der Erde stehen, geben dieser Wohnung vollkommene Festigkeit.

„Alle Tausend, potz Mahomet!“ schrie Bergspalter in Entzücken, „ich sehe den König, den Gott aller Schwämme; das ist eine unglaubliche Geschichte.“

„Ohne euch zu schmeicheln, mein General,“ sagte Saufaus, „wer euch gesehen hat, darf Alles glauben und darf sich mit nichts groß machen; jedoch Allausdehner mäßigt sich, seine Lunge wär' im Stande ein Zelt zu blasen, das alle Pilger von Mekka sammt ihrer Begleitung beherbergen könnte.“

In demselben Augenblick hörte man in der Ferne ein starkes Trommeln, so daß man ohne das vollkommen Gleichzeitige aller Schläge hätte glauben sollen, es seien an funfzig Trommeln.

„Was ist das für ein Lärm?“ fragte Bergspalter.

„Es ist nichts weiter,“ entgegnete der Derwisch; „Immerschläfer schlägt den Zapfenstreich; er streichelt sich nur den Bauch: ihr solltet ihn aber hören, wenn es darauf ankommt Lärm zu machen, das ist ein verteufelter Kerl!“

„Mein guter Derwisch, ihr verlebt hier eure Bußzeit unter ganz erstaunlichen Leuten.“

„Sie sind gleich mir gezwungen in der Einsamkeit zu leben, weil die Welt Uebles von ihnen denkt; aber nun können wir mit eurer Hülfe unsere Zurückgezogenheit aufgeben und wir können diesen Bigstaf aus seinem Nest treiben, diesen Geier, der seine Körbe mit eisengespicktem Geflügel auf uns herabläßt, das unsern Trupp beständig in Sorge erhält.“

„Und wenn dieser Kerl,“ versetzte Bergspalter, „dreifache Wassergräben um seine Festung hätte und man thäte ein wenig Honig hinein, so hättet ihr sie bald ausgetrunken. Ich würde dann die Mauer mit meinem Säbel angreifen, und beim Mahomet! ihr wißt, was für Schnitte ich machen kann. Ich würde mich durch den Wall hindurch arbeiten, bevor man sich noch besinnen könnte, Steine auf mich zu schleudern. Starkrücken müßte die Trümmer in den Graben werfen und so würde ich, ehe man sich's vermuthete, in der Festung sein. Da solltet ihr sehen, wie ich über das Eisenzeug herfallen wollte, in das sich die Spitzbuben da vermummt haben!“

„Das ist ein Plan eurer würdig, mein General,“ erwiderte Saufaus, „aber der Tyrann ist gegen solche Unternehmungen gesichert.“ —

„Ich schwöre dir bei deinem Buch, mein Heiliger, „ich will schon etwas ausdenken, gegen das er sich nicht wird schützen können. . . . . Aber jetzt laß uns zu Abend essen.“ —

„Das ist gegenwärtig das Beste, was wir thun können,“ sagte der Derwisch, „denn der Braten würde kalt werden, wenn Blasefeuer ihn nicht warm hielte.“

Die ganze kleine Armee lagerte sich nun um die wolbesetzte Tafel, welche durch eine Lampe mit drei Armen beleuchtet wurde; man sprach von Entwürfen für die Zukunft.

„Kameraden," sagte Bergspalter, „rechnet darauf, daß ich alle meine Kräfte aufbieten werde, mir euer Lob zu verdienen; da ihr mich jedoch zu euerm Befehlshaber erwählt habt, so kündige ich euch an, daß wir in vollkommener Ordnung und sehr rasch vorrücken müssen . . . ich habe nur einen Schluck Wasser getrunken und es wird mir schon übel darnach . . . Morgen mit Tagesanbruch halt' ich die Musterung, ich gebe die Befehle und lasse sogleich Marsch schlagen; während der Musterung kann das Lager abgebrochen werden . . . . Trinken wir noch einen Schluck Branntwein und dann laßt uns schlafen legen und von dem Siege träumen, der uns erwartet. . . . Und wär' mein Magen hohl wie ein Brunnen, so wollt' ich doch auf diesen Felsstücken schlafen, als ob ich auf Rasen läge. . . . Laßt uns die Reste noch vollends aufzehren, denn da wir morgen mit einem so großen Plan im Kopf ausrücken, so müssen wir damit anfangen, die Ratten hier auszuhungern und ihnen nicht eine Brotrinde zum Nagen übrig zu lassen. . . . So sei denn die Tafel aufgehoben; das ganze Heer folge mir nach und kehre in's Lager zurück. Es gehört sich, daß wir unter dem Zelte schlafen. . . . Komm einmal her, Scharfauge, bist du wol im Stande, in so weiter Ferne auch in der Nacht etwas zu erkennen?"

„So gut wie am Tage, mein General."

„Das ist gut, du sollst rings um das Lager Wache halten; dafür kannst du morgen auf dem Marsch auf den Schultern von Starkrücken dein Schläfchen machen. . . . Wolkenhascher, komm her, ergreif' die Wolke da über uns mit deinem Knäuel und zwing' sie, mit einem kleinen Sprühregen die Luft zu erfrischen. . . . Immerschläfer muß außerhalb des Lagers schlafen in der Nähe von Scharfauge, damit er sogleich Allarm schlagen kann, im Fall sich etwas Außerordentliches ereignen sollte. . . . Wolan, meine Freunde, Jeder von uns nehme sich eines von diesen Fellen zum Kopfkissen; Soldaten verzichten auf die Bequemlichkeiten des Lebens nur dann, wenn sie dieselben nicht haben."

„O der große, der tapfere, der weise Feldherr," rief Saufaus, indem er dem Befehl gehorchte und an der Spitze der Uebrigen sich in Marsch setzte. Als sich Alle in das Zelt begeben hatten, trat Bergspalter zuletzt hinein und legte sich in die Mitte; ein Jeder nahm hierauf in ehrfurchtsvoller Entfernung von dem General den Platz ein, welcher ihm der bequemste schien; der Derwisch hielt das Gebet und Alle schliefen ruhig ein.

Kaum wurde der Morgenstern am Horizonte sichtbar, so weckte Scharfauge den Immerschläfer, der noch in vollem Gähnen sich einen Schlag auf den Bauch gab, daß alle Höhlen in der Umgegend von dem Lärm wiederhallten. Sogleich war Bergspalter auf den Füßen und weckte seine Leute: „Munter, Kameraden," rief er ihnen zu, „daß der Tag uns unter den Waffen finde! Allausdehner, brich das Lager ab."

Auf diesen Befehl verließen Alle das Zelt, nur Allausdehner blieb zurück, um Hand an's Werk zu legen, während man die Zeltstangen herauszog; noch vor Aufgang der Sonne war das Zelt zusammengelegt und hing wieder am Gürtel, um mit fortgetragen zu werden.

Alle hatten sich nun zu der Hauptmusterung versammelt: Saufaus hatte sich ganz zuletzt gestellt.

„Mein Bruder," sagte Bergspalter zu ihm, „ihr seid da nicht an euerm Platz, denn da ihr unser Kriegsrath seid, so müßtet ihr euch im Mittelpunkt befinden. Freilich hat sich die Kriegskunst darin geändert, man stellt euch in die letzte Reihe, obwol, wenn das Vordertreffen schon im Kampf ist, der Rath zu spät kommt. Hier indeß, da unsere Reihen nicht sehr dicht sind, wird euch nichts hindern, im Falle der Noth zu mir zu eilen. Euer Buch ist doch in gutem Stande, es fehlt kein Blatt daran?"

„Beim Mahomet! ich habe sie nicht gezählt; doch das ist gleich, ich kann das Fehlende sehr leicht ersetzen."

„Kamerad Scharfauge," sagte Bergspalter, „du hast ein wenig rothe Augen, bade sie in frischem Wasser: du könntest dir sonst einen Fluß zuziehen..... Der Bogen und die Pfeile Zieltreffers sind doch in gutem Stande?" —

„Es fehlt nichts daran, mein General." —

„Kaum kann ich die Zeit erwarten, deine Geschicklichkeit zu probiren, um eine Botschaft grad' in das Auge unsers Feindes zu schicken. . . . Laß deinen Knäuel sehen, Wolkenhascher; er ist hübsch rund, ei sieh, von wie feiner Seide! Das ist ja wahre Spinnenwebe. Indeß, mein guter Kamerad, wenn du auf den Rath eines alten Soldaten wie ich hören willst, so wirst du bald einsehen, daß ein so kostbares Talent wie das deinige sich nicht darauf beschränken muß, die Luft zu erfrischen und das Geschirr abzuwaschen..... Blasefeuer, ich bin zwar nicht im Stande, den Kochofen, den du in deinem Magen hast, in Augenschein zu nehmen, aber ich setze voraus, daß er mit Schwefel und Pech für den Feldzug hinlänglich versehen sei. Nun, da wir Anderen in die Küche fallen wollen, werden wir der deinigen freilich zu unserer Speisung nicht nöthig haben; dafür aber geb' ich dir den Auftrag, alle die Köpfe zu braten, die uns im Wege sein könnten. Schneidewind! deine Pantoffeln scheinen mir in gutem Zustande; aber nimm dich in die Acht vor dem Gelüst nach Feigen; du liefst in Gefahr entschuht zu werden und du hättest dir einen bösen Schnupfen geholt, wärst du ein solch Stück Weges zurückgelaufen..... Allausdehner, du hast das Zelt wieder zusammengezogen, aber laß sehen, ob die Pfähle daran fest, ob die Stricke gut sind und ob das Zeug nicht gelitten hat..... Nein, es fehlt nichts daran. Sag' mir, wenn du in eine Melone bliesest, könntest du sie wol so groß machen wie einen Kürbiß?"

„Nein, mein General."

„Man hat wol Recht zu sagen, daß es kein unbeschränktes Talent giebt. . . . . Tritt vor, Starkrücken, man muß dich mit ledernen Tragbändern versehen, um deine Lasten besser befestigen zu können. Wahrhaftig, das ist ein Rücken, dem es nur an der horizontalen Lage fehlt, um eine Pyramide darauf setzen zu können!.... Du beschneidest deine Nägel? Das ist ein Fehler. Du weißt ja, daß man zum Zugreifen die Hand nie lang genug hat. . . . . Hierher, Immerschläfer! Deine Trommel ist straff angespannt; aber du mußt das Innere nicht zu

sehr mit hitzigen Getränken anfeuchten, das könnte die Haut austrocknen. . . . . Aber laß mich doch einmal einige gemäßigte Töne von deiner Trompete hören."

Immerschläfer gehorchte und gab einige halbe Noten mit gedämpfter Stimme an; das war aber genug, um Furcht und Schrecken unter dem ganzen Trupp zu verbreiten; Schneidewind wäre hundert Meilen weit fortgesprungen, wenn er seine Beine hätte finden können; Starkrücken fühlte seine Kniee unter sich wanken; Scharfauge sah keinen Stich; Zieltreffer ließ Bogen und Pfeile fallen; Wolkenhascher suchte nach einer Wolke, um sich hineinzuflüchten; Allausdehner verlor den Athem und Blasefeuer erstarrte zu Eis.

„Beim Mahomet!" rief Bergspalter, indem er Saufaus, welcher den Schlucken bekommen hatte, bei der Hand nahm, „das ist ein wunderfeines Stimmchen! Ich bin keine feige Memme und doch zittre ich wie Espenlaub. Kamerad Immerschläfer, du hast eine ausnehmend schöne Gabe; indeß wenn dir's gefällig ist, so wollen wir nur in einer verzweifelten Lage davon Gebrauch machen. Begieb dich wieder an deinen Platz, und ihr, meine Freunde, die ihr mich zu euerm General erwählet habt, hört jetzt den von mir entworfenen Kriegsplan, den wir ausführen wollen."

„Es kommt darauf an, sich der Festung Kallakahabalaba zu bemächtigen und den Tyrannen Bigstaf zu vernichten. Er ist zu klug, sich selber der Gefahr auszusetzen; er wird uns sein Gesindel entgegenstellen, wir werden es schlagen, aber damit ist noch nichts entschieden. Der Hunger muß ihn nöthigen, mit uns zu kapituliren. Wir müssen das Land verwüsten, aus dem er seinen Proviant zieht, wir müssen ihn dahin bringen, seinen Felsen anzubeißen, um nicht zu verhungern. Ihr habt alle Elemente in eurer Gewalt: Sengen und Brennen, Ersäufen, Rauben, Umbringen und Zerstören, das sind die Mittel, dieses Land in ganz kurzer Zeit zu einer Wüste zu machen, Ein gemäßigter Krieg könnte uns für die Folge verderblicher werden; statt daß, wenn der Schrecken hinzukommt, drei Viertheil des Volkes sein Heil in der Flucht sucht. Nun kommt es nur darauf an zu wissen, wo wir mit dem Verwüsten anfangen sollen."

„Scharfauge," sagte der General zu diesem vortrefflichen Spion, „wirf deine Blicke nach allen vier Himmelsgegenden. Wir brauchen eine leichte Arbeit, die uns nah bei der Hand ist. Was erblickst du gegen Abend?" —

„Kaum zwanzig Stunden von hier, mein General, bemerke ich eine Karawane, die ihren Weg auf uns zunimmt." —

„Wenn wir sie auch am Abend erreichen könnten," sagte Bergspalter, „so kommen wir doch ermüdet und mit leerem Magen an, und wenn wir sie auch plündern, so thun wir damit dem Bigstaf keinen Schaden. Das ist nichts für uns; sieh gegen Morgen."

„Mein General, ich unterscheide da eine fette Wiese, auf der sich sehr schönes Rindvieh befindet nebst einigen Schäfern." —

„Das könnte für die Folge unsere Aufmerksamkeit verdienen, aber das ist noch kein zugerichtetes Fleisch, und da wir nüchtern aufbrechen, so müssen wir unser Mahl schon bereitet finden." . . .

„Ah," rief Scharfauge, „da gegen Mittag wird es eben zugerichtet! Ich erblicke die Zurüstungen zu einer ansehnlichen Hochzeit." —

„Das ist unsere Sache . . . wie weit von hier?"

„Zehn Stunden."

„Ist es in einem Dorf?"

„Ja, und in einem ziemlich volkreichen."

„Um so besser, so werden wir Gelegenheit haben, desto mehr Lärm und Schaden anzurichten; diese Leute da werden uns nicht hindern, zu thun was wir Lust haben. Laßt uns den Angriffsplan jetzt entwerfen."

„Blasefeuer wird mit mir in das Dorf gehen und auf der entgegengesetzten Seite, wo die Hochzeit gefeiert wird, Alles in Brand setzen: ich dagegen will in das Hochzeithaus gehen und mich der Braut bemächtigen; wenn der Bräutigam, der Vater oder die Verwandten böse Miene dazu machen, so werd' ich etliche Ohrfeigen unter sie austheilen, und wenn sie das noch nicht zur Ruhe bringt, so soll ihnen Immerschläfer ein Wörtchen von mir in's Ohr sagen und ich denke, sie werden sich das nicht zweimal sagen lassen. Blasefeuer wird Alles niederbrennen, das Haus ausgenommen, wo wir ganz in Ruhe speisen wollen. Da das Bauernpack sich zusammenrotten und mit Steinen nach uns werfen könnte, so befehle ich Wolkenhascher, sich auf die erste beste Wolke zu setzen, die er findet, noch eine gute Anzahl anderer aufzugreifen, sie alle zu sammeln und uns mit seinem Wolkenhaufen zu folgen; er soll tausend Fuder Hagel den Unzufriedenen auf die Köpfe werfen, wogegen wir Sorge tragen wollen, ihm von dem Mittagessen sein reichliches Theil aufzubewahren."

„Beim Mahomet!" rief Saufaus, „mit weiseren Vorkehrungen ist nie eine Unternehmung begonnen worden." —

„Du bist also zufrieden, mein Derwisch?" sagte Bergspalter; „ich denke, das soll ein Jeder sein. Wolan, nun vorwärts marsch! Immerschlummer, trommle ein anmuthiges Stückchen, als ob es zur Hochzeit ginge."

Der Trommelschläger gehorchte und der ganze Trupp zog in guter Ordnung des Weges.

Als sie nur noch zwei Stunden weit von dem Dorfe waren, gab Bergspalter Schneidewind den Auftrag, zu beobachten, was bei dem Fest vorgehe, und zu sehen, ob man nicht die Mahlzeit zu früh auftrüge.

In wenigen Minuten war der Abgesandte wieder zurück. „Es sind Götzenanbeter," berichtete er, „sie opfern vor einem hölzernen Götzenbilde eine schöne, junge Kuh mit vergoldeten Hörnern, die höchstens erst in einer Stunde gahr sein wird."

„Beim Mahomet!" sagte Bergspalter zu Saufaus, „das ist eine Freude für dich! wir wollen den Götzendienst bekämpfen und du bist ausersehen, das Götzenbild umzustürzen; beschwör es ordentlich mit deinem Buche, ich empfehl' es dir... Eine Heirath vor einem Götzenbild vollzogen und ohne Kadi! das geht nicht: ich will diese junge Person auf gut muselmännisch heirathen, um sie wieder auf den rechten Weg zu bringen."

Während dieser Unterhaltung marschirten sie immer vorwärts und endlich gelangten sie in dem Dorfe an, grade vor dem Hause, wo die beiden Familien versammelt waren. Bergspalter trat hinein, als ob er in seinem eigenen Hause wäre, und rief:

„Wie, man verheirathet sich hier, ohne mich zu benachrichtigen, und setzt sich zu Tische ohne mich?“

Man denke sich das Erstaunen dieser ehrlichen Landleute; sie sahen sich Alle an, ohne ein Wort zu sagen, dann betrachteten sie zitternd den geharnischten Mann, der so zu ihnen sprach. „Wir sind verloren!“ schrieen sie, „das ist Bigstaf, das ist der Tyrann selbst. —

„Das lügt ihr, Lumpenpack! Für wen haltet ihr mich? Ihr sollt wissen, daß ich der Bräutigam dieser Schönen bin, und daß kein Anderer, als ich, sie besitzen wird.“

Mit diesen Worten ergriff er sie beim Arm; der Bräutigam und die Eltern sprangen herzu, um sie seinen Händen zu entreißen, aber mit einer Maulschelle und zwei Schlägen mit der verkehrten Hand streckte er sie zu Boden. Nun griffen Alle nach Stöcken, Messern, Stühlen, kurz was ihnen in die Hände gerieth, um es dem Räuber an den Kopf zu werfen: plötzlich aber fängt Immerschläfer an zu niesen. Das war ein Talent, welches Bergspalter noch nicht kannte. Er wurde so betäubt davon, daß er seinen Raub hätte fahren lassen, wenn er weniger darauf erhitzt gewesen wäre. Doch Männer und Frauen, und Alles, was sich im Hause befand, wurde davon zu Boden gestürzt, das Gebäude selbst, welches nicht allzufest war, wurde davon erschüttert.

Als Bergspalter sich von seinem Erstaunen erholt hatte, sagte er zu seinem lärmenden Trabanten: „Frisch! Befreie mich von diesem Lumpenpack; was von der Thüre zu weit liegt, das wirf zum Fenster hinaus.

Immerschläfer gehorchte und das Haus wurde von allen seinen Gästen gesäubert. Es blieb Niemand darin zurück, als das junge Mädchen, welches, ohnmächtig vor Schrecken, wie die Andern zu Boden gestürzt wäre, wenn es der handfeste Hauptmann nicht gehalten hätte.

Inzwischen hörte man im ganzen Dorfe Feuerlärm und Geschrei und Geheul. „Munter,“ sagte Bergspalter zu Immerschläfer, „es ist jetzt nicht Zeit zu schnarchen, unsere Kameraden könnten sich in diesem Teufelslärm verlieren. Der Appell muß geschlagen werden.“

Der Trommelschläger gehorchte dem Befehl, die Armee fand sich zusammen, und das Hochzeitsmahl wurde verschlungen. Die junge Braut, gezwungen unter solcher Gesellschaft zu bleiben, und die rohen Liebkosungen Bergspalters zu erdulden, hörte nicht auf zu weinen.

„Wie soll es mich freuen, dich zu trösten, mein schönes Kind,“ sagte der Hauptmann zu ihr; „laß eine von deinen süßen Thränen in meinen Becher fallen, so wird mir mein Trank noch einmal so gut schmecken.“

Aber sie wendete den Kopf weg mit einem Blick, der zugleich ihren Kummer wie ihren Abscheu ausdrückte.

Während diese Räuber nun bei Tisch saßen und sich übermäßig voll schlangen, hatte man ein kleines, funfzehn Mann starkes Kommando der Garnison von Kallakahabalaba, welches gewöhnlich seine Runde in der Umgegend machte, davon benachrichtigt. Man hatte ihnen den Anführer der Räuberbande beschrieben, Bergspalter schien ihnen nicht furchtbar; sie kamen also, besetzten das Haus, worin sich der Hauptmann mit seinen Leuten befand und machten sich zum Angriff fertig. Plötzlich trat der Anführer der Soldaten hinein, und führte mit dem Säbel einen Streich nach Immerschläfer, der ihn jedoch niesend von sich abwehrte.

Bergspalter sprang ganz betäubt von diesem Lärm in die Höhe und setzte sich zur Wehr, ein Säbelhieb spaltete den Kühnsten von oben bis unten, mit einem zweiten hieb er den Nächstfolgenden mitten durch, dem Dritten wurde eine Schulter abgehauen, ein Vierter verlor den halben Arm, der Fünfte den Kopf und der Sechste ließ beide Beine da.

Als die übrigen Soldaten Bigstafs dies Gemetzel sahen, gab ihnen der Schreck Flügel; sie warfen ihre Waffen und Schilde weg, um desto besser laufen zu können. Bergspalters Gefährten aber, da sie die Gegner in solcher Verwirrung erblickten, verfolgten sie ohne Unterlaß. Wolkenhascher überschüttete sie mit Hagel, Blasefeuer briet ihrer so viel, als er erreichen konnte; Immerschläfer nies'te ihnen in die Ohren, und selbst Saufaus erschlug welche mit seinem Buche; Alle stürzten betäubt nieder und wurden dem Säbel Bergspalters überliefert, der ihnen vollends den Garaus machte, so daß auch nicht ein Einziger übrig blieb, der die Nachricht dieses allgemeinen Unfalles hätte überbringen können.

Nach dieser Niederlage kehrte der siegreiche General in das Hochzeithaus zurück, während des Treffens aber war seine Beute entschlüpft; er gerieth in Wuth und rief Scharfauge:

„Heda!" sagte er zu ihm, „willst du leiden, daß dein Feldherr des Lohnes seiner Tapferkeit beraubt sei? Such' mir dies ungetreue Weib; beim Mahomet, wehe dem, der sie verbirgt!"

Scharfauge bot seine ganze Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit auf. „Mein General, ich entdecke sie nicht! Ich sehe drei Stunden von hier einen Trupp Weiber, die auf der Flucht sind und ihre Kinder und Habseligkeiten mit sich schleppen, die junge Frau aber ist nicht darunter... Die Zäune und Planken des Dorfes können sie mir nicht verbergen, denn sie waren von Holz und sind niedergebrannt. Sie muß unter der Erde sein und da seh' ich keinen Stich."

„Ha! Potz Mahomet!" schrie Bergspalter, „das ist hart, zu siegen und seinen Triumph nicht feiern zu können! Das ist wieder so ein Streich von meinem hundsvöttischen Gestirn. Bomben und Granaten! es macht mir jede Eroberung zu nichte; ich bin in Verzweiflung... Geh', sag' Immerschläfer, er soll den Appell schlagen; wir wollen uns wieder zu Tisch setzen! Es giebt hier noch was zu trinken und mein Aerger ist von der Art, daß er durchaus ersäuft werden muß."

Die kleine Schaar stieß bald wieder zu ihrem Feldherrn und theilte seine Betrübniß, wie die Art der Tröstung, welche er sich gewählt hatte.

„Ach, mein lieber Starkrücken," sagte Bergspalter, „welche allerliebste Last würdest du getragen haben, mit einer so sanften Bürde wärst du nie beladen gewesen! Aber so geht es — nun wollen wir wenigstens bis Mitternacht unser bußfertiges Leben fortsetzen, damit es desto verdienstlicher sei... Dir, Immerschläfer, da ich so großes Vertrauen in deine Fähigkeit setze, dir trag' ich auf, bis zum Sonnenaufgang unsere Ruhe zu bewachen; mach' eine halbe Stunde von hier die Runde, und sobald du etwas Verdächtiges bemerkst, so schlag Lärm, wie mit achtzig Trommeln, und stoß ein wenig stark in die Trompete."

Immerschläfer ging auf die Wache, während seine Kameraden fortfuhren, sich's wohl sein zu lassen und übermäßig zu trinken, bis Alle, die an der Tafel gesessen hatten, unter ihr lagen.

Es giebt nicht alle Tage Hochzeiten, wo man seinen Tisch gedeckt findet, ohne sich darum bemüht zu haben. Am folgenden Morgen setzten Bergspalters Truppen nach allen Seiten hin ihre Raubzüge fort mit um so größerer Kühnheit, als sie sich schmeichelten, es unter einem solchen Anführer ganz ungestraft thun zu können; doch waren sie genöthigt, was sie essen wollten, sich selber zuzurichten. Alle Nächte lagerten sie unter ihrem Zelt, dessen Stelle man nicht wußte, weil es nur unter dem Schutz der Dunkelheit aufgeschlagen wurde. Am Tage gab es zuweilen Scharmützel, weil man auf kleine Streifpartheien stieß, der ähnlich, welche sie im Hochzeitshause hatte aufheben wollen; immer aber wurden Bigstafs Soldaten getödtet oder verstümmelt. Was dem Eisen und dem Feuer entrann, fiel vor Immerschläfers Stimme, der ihnen, in's Ohr flüsternd, vollends das Trommelfell zersprengte, und zu guter Letzt schickte man einen Hagelschauer herab, um die Verwüstung und Rathlosigkeit voll zu machen.

Inzwischen hatte Einer ein Mittel ersonnen, das Land von dieser furchtbaren Plage, die es mit Jammer erfüllte, zu befreien: nämlich sich mit Schleudern zu bewaffnen, und die Urheber aller dieser Verwüstungen mit Steinwürfen anzugreifen. Scharfauge sah den Mann, wie er die neue Waffe probirte, deren Anwendung er vorschlagen wollte; er sah ihn im Begriff, seine Entdeckung den Umstehenden mitzutheilen; aber in dem Augenblick, da er den Mund öffnete, fuhr ihm ein Pfeil von Zieltreffers Bogen gerade in den Hals und erstickte den guten Rath unterwegs.

Die ganze Gegend war in Verzweiflung, von allen Seiten gelangte die Nachricht davon nach Kallakahabalaba durch hundert Pfeile, welchem an hinaufschoß (denn auf solche Weise übersandte man seine Bittschriften an Bigstaf, und ließ Klagen oder Botschaften an ihn gelangen).

Der Tyrann rief seinen Rath zusammen; er bestand aus einem Sternseher, der in der schwarzen Kunst sehr erfahren war.

„Sieh, in welche Lage wir versetzt sind," sprach er zu ihm; „freilich kann uns Niemand hier oben etwas anhaben, aber nichts kann uns vor dem Hungertode schützen, der uns bedroht. Bisher hatten meine Waffen diese ungewöhnlichen Räuber, welche mein Land heimsuchen, mit Erfolg bekämpft, aber ihre Kühnheit ist ohne Zweifel mit ihrer Macht gewachsen. Sie haben an ihrer Spitze

einen Anführer, der allein schon mehrere Abtheilungen meiner Soldaten vernichtet hat, welche die Sicherheit dieser Gegend bewachen und die Abgaben erheben sollten. Die Berichte über ihn und die Klagen, welche mir zu Ohren gekommen sind, erzählen viel Uebernatürliches; sinn' also auf Mittel zu unserer Sicherheit."

„Ich beschäftige mich schon seit einiger Zeit damit," entgegnete der gelehrte Mann. „Ich habe die Gestirne aller jener Leute durchforscht; gewöhnliche Waffen vermögen nichts gegen sie, denn die Kräfte, welche sie so übel anwenden, sind mehr oder weniger Zaubergaben; aber diese Kunst hat das Mangelhafte, daß das allerstärkste von ihren Mitteln durch das allerkleinste, welches ihm gerade entgegengesetzt ist, aufgehoben werden kann. So darf ich mich nur jenem Immerschläfer mit Baumwolle in den Ohren nähern, und seine Trommel wird ohne Wirkung sein; dem Blasefeuer spei' ich in's Maul und sein Feuer ist erloschen. Scharfauge wird unnütz, je mehr sich die Gefahr nähert; der Pfeil Zieltreffers prallt vom Stahl zurück; Schneidewind ist nur ein Läufer, den man leicht aufhalten kann, Wolkenhaschers Kunst hängt an einem Faden, den zu durchschneiden man schon ein Mittel finden wird; Saufaus ist so feig wie ein Derwisch, und wo es kein Wasser zu saufen giebt, ist er ohne Nutzen, aber man muß sich sich vor seinem Buch in Acht nehmen; Allausdehner und Starkrücken gehören zum Gepäck, und sind nicht furchtbar. Aber der schlimmste Feind, den wir zu bekämpfen haben, ist der Hauptmann Bergspalter, der Anführer dieser nichtswürdigen Bande. Das ist ein Mann, der von den Sternen so schlimm als möglich bedacht worden ist; den sie verflucht haben, alles nur ersinnliche Böse und nie etwas Gutes anzustiften. Er hat einen raschen und erfinderischen Geist, eine unerschrockene Seele und eine außerordentliche Leibesstärke, doch ist er immer ein Opfer seiner Hitze; er führt einen gefeiten Säbel, welchem selbst kein Diamant widerstehen kann, er würde eure eherne Keule in tausend Stücke zerschneiden und ihr wäret entwaffnet. Seine gewöhnliche Manier ist, Ausforderungen zu schicken; doch hat man ihm schon zu wissen gethan, daß ihr keine dergleichen annehmt, als auf Bedingungen, die ihm nicht gefallen. Indessen, Herr, wenn ihr euch und eure Soldaten nach meiner Angabe bewaffnen wollt, so wag' ich euch einen gewissen Sieg über ihn und seine ganze Bande zu versprechen. —

„Geh' in mein Zeughaus," sagte Bigstaf, „laß alle Waffen zubereiten, die du für meine Soldaten und für mich selbst geeignet hältst; ich traue deinem Rathe zu sehr, um ihn nicht blindlings zu befolgen."

„Ich sage euch schon vorher," bemerkte der Sternseher, „diese Waffen werden sehr ungewöhnlich sein."

„Immerhin, desto besser werden sie gegen den Feind sein, denn dem Wunderbaren muß man Wunderbares entgegensetzen."

Während nun Hauptmann Bergspalter fortfuhr, die Ebene zu verwüsten, rüstete Bigstaf, nach Angabe seines Rathgebers, die kleine Armee aus, die er in's Feld stellen wollte, und ganz im Geheimen verfertigte und sammelte man in den Zeughäusern die Waffen und Kriegsmaschinen an, mit denen man sie versehen wollte. Als Alles fertig war, ward eine Schaar von dreihundert Mann, über

und über in Stahl funkelnd, mit Hülfe der Winden und Körbe aus der Festung herabgelassen und bedeckte die Ebene.

„Der Feind! der Feind!“ schrie Scharfauge.

„Hat er sich von seinen Minaretthürmen herabgelassen?“ fragte Bergspalter.

„Ja, mein Feldherr; da leeren sich eben die Körbe, dreihundert Mann steigen heraus, einen Anführer an der Spitze... Es ist der Tyrann selbst, ich erkenn' ihn an seinem Wuchs; er erscheint noch größer als gewöhnlich... Ah! was für einen wunderlichen Helm hat er auf dem Kopf! es ist ein großer Kochtopf! Blasefeuer muß ihn selber darin schmoren lassen... er hat einen fünf Finger dicken Schild, seine Augen funkeln wie Feuer... Mein Feldherr, soll ich den Zielstock vor Zieltreffer hinstellen, damit er ihm einen Gruß von euch in's linke Auge sende?“ —

„Dein Diensteifer geht zu weit, Soldat,“ entgegnete Bergspalter; „deine Sache ist, zu beobachten, aber nicht Rath zu geben... Mein Feind ist also in der Ebene, so lächerlich verwahrt gegen meine Streiche!... Munter, Immerschläfer, ruf' alle unsere Leute zusammen, wir wollen dem Feind entgegengehn.

Bald standen sich die beiden Armeen in der Weite eines Pfeilschusses einander gegenüber. Bergspalter stellte sich in's Centrum zwischen Immerschläfer und Blasefeuer. Saufaus und Scharfauge bildeten den rechten Flügel, Schneidewind und Zieltreffer den linken, Starkrücken und Allausdehner die Nachhut; Wolkenhascher zog einen Zug Gewitterwolken mit sich fort, die er in der Luft schweben ließ, um sie zur gelegenen Zeit sich entladen zu lassen.

Bigstaf traf seinerseits gleichfalls seine Anordnungen: er stellte sein Heer in eine Linie, drei Mann hoch; die im ersten Gliede führten blanke Schwerter, im zweiten war jeder Soldat mit einer Handspritze bewaffnet und die im dritten mit Scheeren; Alle waren mit Rüstungen vom härtesten Stahl bedeckt.

Als Bergspalter diese dreifache Kriegerreihe vor sich entwickelt sah, ging er voll Vertrauen auf seine Stärke zuversichtlich auf sie los und glaubte einen leichten Sieg zu haben; er schritt seinem Trupp um zehn Schritte voraus, als wolle er seinen Feind zu einem Zweikampf herausfordern. Bigstaf trat auch hervor, um ihn anzunehmen, die beiden Heere blieben als müßige Zuschauer stehn und Bergspalter hieß Immerschläfer zum Angriff blasen. Aber nur dieser Befehl wurde noch ausgeführt, denn Ereignisse, von denen Bergspalter keine Ahnung gehabt, vereitelten außerdem alle seine Entwürfe und vernichteten seine Anstrengungen.

Sobald Bergspalter Schild gegen Schild mit seinem Gegner stand, wollte er auf Bigstafs Haupt einen von den entscheidenden Schlägen führen, durch welche er so oft die Stärke seines Arms und die Härte seines Stahls an den Tag gelegt hatte; aber bevor er zuschlug, glaubte er noch seinen Feind, über den ihm der Sieg ganz sicher schien, folgendermaaßen anreden zu müssen:

„Bigstaf,“ sagte er zu ihm, „König der Küchenjungen, schämst du dich nicht, mit einem Küchentopf auf dem Kopf im Kampfe zu erscheinen? Denkst du denn, daß deine Küchenrüstung dich vor den Schlägen schützen kann, welche dir drohen? oder hat mein nichtswürdiges Gestirn dir eingegeben, mir diese lächerliche

Bewaffnung entgegenzustellen, damit ich von meinem Siege nur die Schande haben soll, den Fürsten der Köche erlegt zu haben? Wie, sollen die tapfern Soldaten Bergspalters mit Apothekern und Schneidern kämpfen? So wag' es doch, deine Keule gegen mich zu schwingen, die sich zu deiner erniedrigten Hand minder schickt, als der Bratspieß, an dem sich täglich dein Braten wendet; er wär' ein würdiges Seitenstück zu dem Helm und dem Schild, die du führst."

„Bergspalter!" entgegnete Bigstaf, „deine Worte entsprechen deinen Thaten. Ich bin nicht gekommen, um in dir einen Krieger, sondern einen Fleischer von Handwerk zu bekämpfen. Und wenn es mir geziemt, in allen Dingen würdig zu handeln, so paßt es für dich, auf eine unwürdige Art unterzugehen; du forderst mich auf, den ersten Streich zu thun, aber wag' du ihn selbst."

„Beim Mahomet, du sollst nicht gelogen haben!" sagte Bergspalter, und rascher als der Blitz fuhr mit diesen Worten ein Säbelhieb auf den Topf nieder, welcher den Kopf seines Gegners bedeckte. Doch kaum berührte ihn die Klinge, als der Säbel, anstatt einzuschneiden, dermaßen zurückprallte, daß er die starke Faust, welche ihn festhielt, ganz erschütterte. Bergspalter, erstaunt über diesen Widerstand, will jetzt mit einem Schlage den Arm und den Schild seines Feindes spalten, aber die Klinge seines Säbels springt in Stücke, denn statt, wie er glaubte, auf Eisen gehauen zu haben, war es ein hohler Kürbiß und ein verschimmelter Käse, an welchem die Zauberkraft seines Degens zerschellt war.

„Tausend Donnerwetter!" schrie Bergspalter, indem er vier Schritte zurücksprang, „he, Blasefeuer, röste diesen Kopf da, mach' ein höllisches Feuer."

Blasefeuer will gehorchen, aber sogleich sind hundert Spritzen gegen seinen Mund gerichtet und überschwemmen ihn mit einer solchen Wasserfluth, daß nichts weiter als ein dicker Rauch daraus hervorqualmt. Dieser Hülfe beraubt, ruft der bestürzte Feldherr Wolkengreifer zu Hülfe, der über der Armee mit einer Ladung Hagel und Ungewitter schwebte; aber alle die Scheeren des dritten Gliedes der Bigstaffschen Soldaten fahren in die Luft, und indem sie die unsichtbaren Fäden zerschneiden, wenden sie das Ungewitter auf Bergspalters eigne Arme.

Bergspalter, welcher jetzt auf einen ehrenvollen Rückzug dachte, rief seinen letzten Beistand zu Hülfe, er ließ durch Immerschläfer Lärm schlagen; aber die feindlichen Soldaten wurden davon nicht in Schrecken gesetzt, weil sie ihre Ohren mit Baumwolle verstopft hatten. Die Feinde dringen heran und umzingeln Bergspalter; mit verdoppelten Schlägen paukt der Trommler auf seinen ungeheuren Bauch, aber das entsetzliche Getöse betäubt nur die eigenen Kameraden, die über Hals und Kopf die Flucht ergreifen. Bergspalter jedoch wurde das Opfer, der Tyrann von Kallakahabalaba erschlug ihn mit seiner Keule; Immerschläfer platzte der Bauch, Blasefeuer erstickte im Rauch, die Uebrigen retteten sich, so gut sie konnten und suchten ihre Sicherheit in den Höhlen, die ihnen zum Aufenthalt dienten.

3.

Der König und sein Sohn.

Ein König wurde einst in seinem spätesten Alter noch Vater eines Sohnes, der mit den Jahren an Schönheit und Verstand Alle seines Gleichen weit übertraf. Als er die Jünglingsjahre erreicht hatte, meldete ihm sein Vater, daß er ihm das Reich übergeben wollte, damit er es an seiner Statt verwalte. „Ich sehne mich nämlich," fügte er hinzu, „nach der Zurückgezogenheit, in der ich mich Gott widmen, ein härenes Kleid anziehen und ein ganz religiöses Leben führen will."

„Auch ich," erwiderte der Sohn, „fühle keinen Beruf zum Herrschen, sondern im Gegentheil, wie du, Liebe zur Einsamkeit."

„Wolan," sprach der Vater, „komm, laß uns die Menschen meiden, und uns in die Gebirge begeben, wo wir Gott dienen wollen." Sie verschafften sich sogleich härene Kleider, legten sie an und begaben sich damit in die Wüste.

Als indessen einige Tage vergangen waren und sie schon Mangel an Lebensmitteln litten, wurden sie von Schwäche und Hunger überfallen und bereuten ihre That, als die Reue ihnen leider nichts mehr nutzte. Der Sohn beklagte sich beim Vater über seinen Hunger und seine Müdigkeit; der Vater aber sagte: „Ich habe, mein Sohn, meine Pflicht gegen dich erfüllt, indem ich dir das Reich anbot. Warum hast du mir nicht gefolgt? Nun ist keine Möglichkeit da, daß du je zu deinem früheren Zustand zurückkehren könntest; denn des Reiches hat sich schon ein Anderer bemächtigt, welcher Jeden, der darauf etwa Ansprüche macht, zurücktreiben wird. Ich werde dir aber Etwas rathen, wobei du mir willfahren mußt." —

„Was ist dies?" fragte der Sohn.

„Nimm mich bis in die nächste Stadt mit, führe mich da auf den Markt und verkaufe mich. Mit dem Gelde, was du für mich erhalten wirst, kannst du dann thun, was dir beliebt; ich aber werde dadurch wenigstens an Jemanden gelangen, der mich versorgen wird."

„Wer," sprach der Sohn, „wird dich kaufen wollen, da du schon so sehr alt bist? Verkauf mich lieber, denn nach mir wird man sich reißen."

Der König erwiderte: „Wenn du gekauft bist, so wird man dich mit Arbeit überladen; nicht so aber ist es mit mir. Uebrigens aber befehle ich dir, zu thun, was ich dir sage."

Da gehorchte der Sohn und führte den Vater zu dem berühmten Sklavenhändler Annachas und sagte zu diesem: „Verkaufe doch diesen Greis."

„Wer wird mir den abkaufen?" erwiderte der Händler, „er ist ja schon über achtzig Jahre alt. Was kannst du denn?" fragte er hierauf den König.

„Ich kann," antwortete dieser, „das Wesen oder das Vorzüglichste in den Juwelen, in den Pferden, in den Menschen und in Allem, was nur einigen Werth hat, erkennen."

Der Sklavenhändler trug ihn hierauf einigen Leuten an, die ihn aber nicht kaufen mochten. Nun kam auch Aarif, der Koch eines Fürsten und fragte, was das für ein Mann wäre?

„Es ist ein Sklave, der verkauft werden soll."

Darüber wunderte sich der Koch und kaufte ihn der Seltenheit halber, nachdem man ihn von seiner Wissenschaft unterrichtet hatte, für zehntausend Drachmen. Er bezahlte den Preis und nahm ihn mit nach Hause.

Hier duldete er nicht, daß er mit Arbeiten geplagt wurde, sondern setzte ihm etwas Bestimmtes aus, was für ihn hinreichend war. Indeß nach einiger Zeit reute ihm dieser Kauf; denn er wußte nicht, was er mit dem Manne anfangen sollte.

Nun begab es sich, daß einst der Fürst Lust bekam, sich in seinen Gärten zu belustigen. Er befahl daher dem Koch, ihm zu folgen, aber Jemanden in der Stadt zurück zu lassen, der für ihn die Speise besorgte, daß er sie bei seiner Rückkunft fertig fände. Der Koch dachte so eben darüber nach, wen er wol zurücklassen sollte, als ihn der Greis in diese Gedanken vertieft fand und zu ihm sagte: „Vertraue mir doch, was dich bekümmert, vielleicht finde ich einen Ausweg."

Da erzählte ihm der Koch den ganzen Hergang der Sache.

„Sei du deshalb nur ganz unbesorgt," erwiderte der Alte; „vertraue mir blos einige Diener an und geh' in Gottes Namen; ich werde dir schon Alles zu deiner Zufriedenheit machen."

Der Koch reiste hierauf mit dem Fürsten von dannen, nachdem er dem Greise die nöthigen Geräthschaften und einen Mann zur Bedienung gegeben hatte. Dieser letztere wurde sogleich vom Greise beauftragt, die Geräthschaften der Küche zu waschen und hierauf bereitete er eine ganz vorzügliche Speise.

Als nun der Fürst zurückkam, wurde ihm die Speise vorgesetzt, und dieser fand daran ein Wohlgefallen, das er noch an keiner anderen Speise gehabt hatte. In seinem Befremden darüber fragte er nach dem Verfertiger der Speise. Man nannte ihm den Greis, den er sogleich vor sich fordern ließ und ihn deshalb befragte. Da ihn seine Antworten befriedigten, setzte er ihm einen Jahrgehalt aus und legte ihm die Verpflichtung auf, daß er zugleich mit dem Koche für ihn kochen solle. Diesem Befehle gehorchte denn auch der Greis.

Nach einiger Zeit langten zwei Kaufleute bei dem Fürsten an, deren jeder ein vorzügliches Kleinod, nämlich eine kostbare Perle, besaß. Der Eine forderte für seine Perle tausend Goldstücke. Der Fürst wollte sie schätzen lassen; allein Niemand vermochte es. Da nahte sich der Koch dem Fürsten und erwähnte vor ihm, daß der Greis versichert habe, er verstehe die edelsten unter den Kleinodien zu erkennen. „Er hat ja schon bewiesen," fuhr er fort, „daß er gut kochen kann, und wir haben ihn darin erprobt gefunden. Wie wäre es, wenn wir ihn nun rufen ließen und ihn nun auch wegen der Kleinodien befragten? Vielleicht würde sich sein Vorgeben auch hierin bestätigt finden."

Der Greis wurde sogleich vor den Fürsten geführt und über die zwei Perlen, die man ihm vorzeigte, befragt. Er erwiderte sogleich: „Was diese Perle hier anbetrifft, so ist sie tausend Goldstücke werth."

„So viel fordert auch ihr Besitzer," unterbrach ihn der Fürst.

„Diese Perle aber ist nur fünfhundert Goldstücke werth."

Da lachten die Leute und wunderten sich, und der Kaufmann sagte zornig zu ihm: „Wie kann denn das sein? Meine ist ja viel größer, viel reiner und besser gerundet; und sie sollte weniger als jene kosten?"

Doch der Greis sprach: „Ich habe gesagt, was ich zu sagen habe."

„Aber an äußerem Ansehen," sagte hierauf der Fürst, „sind ja beide Perlen einander ganz gleich. Warum sollte sie denn nur halb so viel als jene werth sein?"

„Du hast ganz Recht," erwiderte der Greis, „aber in ihrem Innern ist ein Wurm."

Da unterbrach ihn der Kaufmann: „Willst du denn bei den Perlen ein Inneres und ein Aeußeres annehmen?"

„Ja wol," sprach der Greis; „in ihrem Innern ist ein Wurm, der sie aushöhlt; jene aber ist tadellos und kann nie zerbrochen werden."

„Mache uns das deutlich," sagte der Kaufmann, „und überhaupt, woran sollen wir erkennen, daß du die Wahrheit sagst?"

„Wir wollen sie zerbrechen," erwiderte der Greis, „und wenn ich Unrecht habe, so ist hier mein Kopf. Habe ich aber Recht, so ist die Perle für dich verloren."

„Das gehe ich ein," sprach der Kaufmann. Die Perle wurde hierauf zerbrochen, und es war, wie der Greis gesagt hatte, in ihrem Innern ein sie aushöhlender Wurm. Darüber erstaunte der Fürst, und befragte ihn nach der Kunst, wodurch man dieses zu erkennen im Stande sei.

„Wisse, o Fürst," antwortete der Greis, „daß diese Art Perlen in dem Innern eines Thieres entstehen, welches Almutabattel heißt. Ihr Entstehen ist ein Regentropfen. Hält man nun diese Perlen in der Hand, so zeichnen sie sich durch eine lang ausdauernde Kälte aus. Als ich aber diese in der Hand hielt und ihr schnelles Warmwerden bemerkte, urtheilte ich, daß sie hohl sei und daß sich in ihrem Innern ein Thier befinden müsse, denn den Thieren theilt sich die Wärme bald mit."

Der König, erfreut über diese Erklärung, vermehrte seinen Jahrgehalt.

Kurz darauf kamen zwei Kaufleute mit zwei Pferden. Der eine forderte für das seinige tausend Goldstücke, der andere fünftausend. Der Koch nahte sich nun wiederum dem Fürsten und sagte: „Wir haben von dem Greise schon einige Male uns guten Rath erholt. Meinst du, daß wir ihn rufen?"

Als ihm der Fürst dazu Befehl ertheilt und der Greis die zwei Pferde gesehen hatte, sprach derselbe: „Dieses hier ist tausend Goldstücke werth, jenes aber zweitausend."

„Was?" sagten die Leute, „jenes da ist zwar offenbar ein guter Läufer; dieses aber ist jung, schneller noch, gedrungener an Gliedmaßen, und hat ein feineres Gesicht, eine reinere Farbe und eine glättere Haut. Wie kannst du denn den Preis so niedrig bestimmen?"

„Alles, was ihr sagt, hat seine Richtigkeit; nur daß der Vater des ersteren ein sehr altes Pferd, dieses dagegen der Sohn eines jungen Pferdes ist. Wenn

das erstere nach einer starken Anstrengung stehen bleibt, so kommt es nicht bald wieder zu Athem, und der Reiter würde auf ihm bald von seinem Verfolger ereilt werden. Dieses aber, der Sohn eines jungen Pferdes, wenn du es um die Wette laufen läßt und absteigst und dich wieder auf dasselbige setzest, kommt bald wieder zu Athem und läuft unermüdet weiter."

Da sagte der Kaufmann: „So verhält es sich auch wirklich. Dieser Greis ist ein vortrefflicher Kenner."

Der Fürst befahl sofort, ihm eine Vermehrung seines Jahrgehaltes zu reichen. Als der Greis sich aber nicht fortbegab, sondern stehen blieb, fragte ihn der Fürst: „Warum gehst du nicht an deine Arbeit?"

„Meine Arbeit hält mich beim Fürsten zurück."

„Was begehrest du?"

„Ich wünsche, daß du mich nach dem Wesen der Menschen fragst, wie du mich nach den Perlen und den Pferden befragt hast?"

„Diese Frage brauche ich nicht erst an dich zu thun," entgegnete der Fürst.

„Ich aber," antwortete der Greis, „fühle das Bedürfniß, dich davon zu unterrichten."

„Nun wohl, so sage es."

Da sprach der Greis: „Ich benachrichtige dich, daß du der Sohn eines Bäckers bist."

„Wo hast du das gesehen?"

„Das habe ich in der Konstellation und in den Mansionen des Mondes gesehen."

Hierauf begab sich der Fürst sogleich zu seiner Mutter, welche ihn benachrichtigte, daß ihr erster Gemahl zwar König gewesen, daß sie aber nach dessen Tode heimlich einen Bäcker geheirathet habe, dessen Sohn er sei, daß sie ihn indeß immer als Prinzen habe erziehen lassen, aus Furcht, das Reich möchte aus ihrer Familie kommen. Der Fürst begab sich nunmehr zum Greise und sagte: „Du hast ganz Recht, ich bin der Sohn eines Bäckers; aber zeige mir doch an, wie du dies vermuthen konntest."

„Ich sah wol ein," erwiderte der Greis, „daß, wenn du der Sohn eines Königs gewesen wärst, du mir Kostbarkeiten und Juwelen gespendet hättest. Wärest du aber der Sohn eines Kadi gewesen, so würdest du mich drachmenweise belohnt haben; wärst du der Sohn irgend eines Kaufmannes, so hättest du mich mit vielem Gelde beschenkt. Allein ich sah, daß du deine Wohlthaten an mir durch Zulagen an Brot zu erkennen gabst; da habe ich denn gleich gemerkt, daß du der Sohn eines Bäckers sein müßtest."

Der Fürst sagte hierauf: „Du hast recht geurtheilt;" gab ihm vieles Vermögen und überhäufte ihn mit Würden.

9.

Das Land der Betrüger.

Ein sehr reicher Kaufmann, den seine Geschäfte oft zu reisen nöthigten, mußte sich einst in ein entferntes Land begeben. Vorher fragte er Diejenigen, die oft dahin zu reisen hatten, welche Waare wol dort den meisten Absatz fände. Da sagte man ihm: das Sandelholz. Er kaufte daher einen großen Vorrath davon. Als er nun an das Ziel der Reise kam, war es schon spät Abends, und er war besorgt, in dieser Stadt eine gute Wohnung zu finden. Da begegnete er einer Frau, an die er sich deshalb wandte.

„Wer bist du?" fragte ihn diese.

„Ich bin ein Kaufmann," antwortete er ihr, „bin hier fremd, und komme aus einem entfernten Lande."

„Hüte dich," erwiderte sie ihm, „vor den Bewohnern dieser Stadt. Sie suchen auf alle Art die Fremden zu betrügen. Dabei sind sie sehr listig und diebisch, und es macht ihnen die größte Freude und Ehre, einen Fremden hintergangen zu haben. Lachend verzehren sie dann sein Hab' und Gut."

Am Morgen begegnete ihm ein Mann aus dieser Stadt. Dieser grüßte ihn und fragte ihn sehr zuvorkommend: „Wer bist du? und woher kommst du?"

„Ich bin ein Kaufmann und komme aus Samarkand."

„Was hast du denn für Waaren mitgebracht?" fragte ihn der Mann.

„Sandelholz habe ich mitgebracht," war des Kaufmanns Antwort; „denn man hat mir gesagt, es habe in dieser Stadt einen hohen Werth."

„Der dir das gesagt hat, hat dich sehr betrogen," entgegnete Jener, „hier zündet man das Feuer damit an, und allen Bewohnern dieses Landes dient es als Brennmaterial. Es gilt hier nichts mehr, als das gewöhnliche Brennholz."

Darüber war der Kaufmann sehr erstaunt, bereute es sehr, so viel Sandelholz gekauft zu haben, und war fast in Verzweiflung, den größten Theil seines Vermögens so dabei verlieren zu müssen. Er begab sich nun in einen der Gasthöfe der Stadt, und wie die Nacht anbrach, sah er einen Kaufmann, der unter einem Kessel Feuer anmachte, und zwar, wie er leider sah, mit Sandelholz. Das war indeß blos eine veranstaltete List des Mannes, mit dem er geredet hatte. Der fremde Kaufmann aber glaubte nun gewiß, daß das Sandelholz in dieser Stadt wirklich einen so geringen Werth habe, und schloß mit dem Manne, der das Feuer anzündete, einen Handel ab, durch welchen er ihm sein ganzes mitgebrachtes Sandelholz verkaufte, und zwar verpflichtete sich der Käufer, ihm dafür einen Sack von von dem, was er sich wünschen würde, zu füllen, und ließ dieses kostbare Holz in seine Speicher bringen.

Der Kaufmann ging aber voll Betrübniß ein andermal wieder aus. Er hatte blaue Augen. Nun war in dieser Stadt ein Mann, welcher eben solche

blaue Augen hatte, wie er, dabei aber einäugig war. Dieser sah es jenem sogleich an, daß er ein Fremder wäre, lief daher auf ihn zu, fiel ihn wüthend an und rief: „Du hast mir mein Auge gestohlen! Ich lasse dich nicht los, es sei denn, du giebst mir eine Entschädigung dafür."

Der Kaufmann weigerte sich, und so entstand ein Wortwechsel, der viele Leute herbeizog; diese brachten es dahin, daß sie sich bis morgen duldeten. Indeß verlangte der Einäugige ein Pfand für seine Zurückkunft, ohne welches er ihn nicht loslassen wollte. Der Kaufmann gab ihm eins und ging davon.

Unterdeß war einer seiner Schuhe zerrissen und er gab ihn daher einem Schuhflicker mit den Worten: Bessere ihn aus und was dich befriedigt, werde ich dir dann geben."

Mit diesen Worten ging er davon und blieb unterweges bei einer Menge von Leuten stehen, welche das Richterspiel spielten. Er gesellte sich zu ihnen, um sich von seinem Kummer und Aergerniß zu zerstreuen. Da baten sie ihn, mit ihnen zu spielen, welche Einladung er annahm. Zum Unglück aber verlor er und der Sieger verurtheilte ihn, das Wasser des Meeres auszutrinken oder ihm eine große Summe Geldes auszuzahlen. Darüber war er ganz außer sich und sprach: „Laß mir Zeit bis morgen."

Diese Frist wurde ihm gestattet, und der Kaufmann entfernte sich höchst betrübt und wußte nun nicht, wo er hingehen sollte. Während er so in seinen Gedanken vertieft war, kam eine alte Frau und sprach: „Es scheint mir, du bist ein Fremder."

„Freilich bin ich's." sprach er verdrüßlich.

„Nun wohl, so hüte dich vor den Bewohnern dieser Stadt; denn es sind unverschämte Betrüger. Ich sehe dich so betrübt, es ist dir gewiß schon Etwas begegnet?"

Er erzählte ihr hierauf Alles, was ihm begegnet war.

„Der erste Betrug, den man an dir ausgeübt hat," erwiderte die Alte, „ist der mit dem Sandelholz; denn das Pfund gilt hier zehn Goldstücke. Ich wünsche sehr, daß du noch zu deinem Gelde kommen mögest. Ich kann dir nichts weiter rathen, als daß du an das Stadtthor gehest; dort wirst du einen blinden Greis sitzen sehen, der ein sehr weiser und unterrichteter Mann ist. Er kennt alle Schelme und Betrüger dieser Stadt; denn alle Abende kommen sie zu ihm, erzählen ihm alle ihre Streiche und holen sich Rath bei ihm. Kannst du dich also verbergen oder verkleiden, so gehe hin, damit du sie reden höreſt, ohne von ihnen gesehen zu werden. Ich rathe es dir sehr, versäume es ja nicht; vielleicht höreſt du dort Etwas, was dir sehr nützen kann."

Sie ging davon und der Kaufmann begab sich an den bestimmten Ort, wo er auch den Greis wirklich fand. Er versteckte sich ganz nahe bei ihm und es dauerte nicht lange, so hatte sich auch schon eine Menge Leute bei ihm versammelt. Zu seiner Freude bemerkte er unter ihnen auch die vier Schelme, die ihn betrogen hatten. Nachdem sie gegessen und getrunken hatten, erzählte Jeder dem Greise, was ihm den Tag über begegnet war. Endlich kam auch der Mann, der das

Sandelholz gekauft hatte, und sagte ihm: „Ich habe heute Sandelholz fast umsonst gekauft und zwar um einen Sack voll von dem, was der Verkäufer wünschen würde."

„Du hast einen sehr schlechten Handel gemacht," erwiderte der Greis; „deine Gegenparthei kann vor dem Richter ihren Prozeß gewinnen."

„Wie so das? Und wenn er einen großen Sack voll Gold verlangte, so würde ich ihm demselben gern geben, denn ich würde noch viel dabei gewinnen."

„Siehst du denn nicht ein," entgegnete ihm der Greis, „daß, wenn er von dir einen Sack voll Flöhe verlangt, halb Männchen und halb Weibchen, du ihm dieselben nicht geben kannst?" Da sah er ein, daß er nicht gewinnen würde und zog sich zurück.

Nun trat der Einäugige hervor und sprach: Heute habe ich einen Mann, der eben solche blaue Augen hatte, als ich, getroffen; diesen habe ich angefallen und zu ihm gesagt: „Du hast mir mein Auge gestohlen;" und ich habe ihn nicht eher von mir gelassen, als bis er sich durch ein Pfand verpflichtete, mir das zu geben, was ich verlangen würde."

„Wenn der Mann wollte," sagte der Greis, „so könnte er dich überlisten."

„Und wie das?"

„Wenn er dir nun sagte: Reiß vorher dein Auge aus, und ich will eins von meinen ausreißen; dann wollen wir sie gegen einander wiegen. Sind sie einander an Gewicht gleich, so wird man dadurch erst sehen, ob es wahr ist, was du behauptest. Dann," fügte der Greis hinzu, „bist du eines Betruges überführt und du wirst ganz blind sein, da er nur einäugig sein wird." Da sah dieser ein, daß er überlistet werden könne, und zog sich zurück.

Nunmehr trat der Schuhflicker hervor: „O Greis, es ist heute ein Mann zu mir gekommen, der hat mir einen Schuh zum Ausbessern gegeben. „Was giebst du mir dafür?" fragte ich ihn. „Was dir Freude machen wird," war die Antwort. Ich verlange aber nichts weniger als sein ganzes Vermögen."

Da sagte zu ihm der Greis: „Wenn er wollte von dir nehmen, anstatt dir zu geben, so könnte er es thun."

„Und wie denn?"

„Wenn er dir nun sagte," fuhr der Greis fort, „der Sultan hat seine Feinde besiegt, seine Gegner in die Flucht geschlagen und seine Bundesgenossen vermehrt. Macht dir dieser Nachricht Freude?" Wenn du sagst: ja, so nimmt er seinen Schuh und geht fort, ohne dir weiter Etwas zu geben. Sagst du aber: nein, so wird dir der Hals abgeschlagen." Hier erkannte er, daß er überlistet werden könne und trat zurück.

Nun sprach derjenige, der mit dem Kaufmann das Richterspiel gespielt hatte, zum Greise: „Ich spielte heute mit einem Manne und habe gewonnen. Da trug ich ihm auf, entweder das Meer auszutrinken, oder wenn er das nicht könnte, mir einen Theil seines Vermögens zu geben.

Da sprach der Greis zu ihm: „Wenn er wollte, so könnte er dich überlisten."

„Und wie das?" fragte jener.

„Er darf dir nur sagen," erwiderte der Greis, „du sollest die Ausflüsse der Ströme verstopfen, denn nur das Meer habe er sich verpflichtet zu trinken, nicht aber die Ströme, die sich hinein ergießen. Das wirst du aber nicht können, und dann würde der Urtheilsspruch der Richter gegen dich ausfallen." Hieraus ersah er, daß er verlieren könne.

Sodann nahten sich noch mehrere Andere dieses Gelichters dem Greise und erzählten ihm, was sie den Tag über gethan hatten. Der Kaufmann aber merkte sich wohl, was der Greis gesagt hatte, dankte ihm in seinem Herzen und ging froh von dem Orte, wo er sich verborgen hatte, ohne bemerkt zu werden nach Hause, und erwartete ruhig den andern Morgen. Der Tag war noch nicht lange angebrochen, als sich auch schon einer von den Betrügern bei ihm meldete, und zwar derjenige mit dem er das Richterspiel gespielt hatte. Der Kaufmann sagte ihm, daß er sein Versprechen nicht zurücknehme. „Du mußt aber vorher," sagte er, „die Mündungen der Flüsse und Bäche verstopfen, damit ich das Meer, wie du gewollt hast, austrinken kann."

Der Betrüger fand hier kein Mittel, auszuweichen. Er sah, daß er sich selbst eine Grube gegraben hatte, und der Kaufmann ließ ihn nicht eher los, bis er ihm hundert Goldstücke gegeben hatte. Er ging darauf davon, und der Kaufmann schöpfte nun Muth, ging zum Schuhflicker und sagte zu ihm: „Der Sultan hat seine Feinde überwunden, seine Gegner unterdrückt, seine Hülfsvölker haben sich vermehrt und seine Familie ist zahlreicher geworden. Bist du damit zufrieden?"

„Sehr wohl," erwiderte jener, und der Kaufmann nahm nun seinen Schuh ohne irgend einen Lohn zu geben, und ging davon. Kaum war er zwei Schritte gegangen, als der Einäugige ihm begegnete und ihm zurief:

„Gieb mir mein Auge!"

„Sehr gern," antwortete der Kaufmann, „reiß aber vorher das deinige aus; ich werde zugleich eins von meinen ausreißen; dann wollen wir sie wiegen, wenn dann eins so viel wiegt, als das andere, so werde ich sehen, daß dein Vorgeben, daß ich dir nämlich dein Auge gestohlen habe, wahr ist, und du kannst mir dann dein Auge wieder abnehmen. Sind sie aber von verschiedenem Gewicht, so erkenne ich, daß du ein Lügner bist, und werde dich vor dem Richter anklagen, um Ersatz für mein Auge zu erhalten."

Bei diesen Worten wurde der Betrüger kleinmüthig, bat erst um Erlaß, dann um Aufschub.

„Ich bin ein Fremder," antwortete der Kaufmann, „und kann Niemandem Aufschub verstatten, und ich lasse dich daher nicht los, bis du mir Genugthuung verschafft hast."

Da sah sich der Betrüger genöthigt, ihm hundert Goldstücke auszuzahlen. Hierauf begab sich der Kaufmann zu demjenigen, der ihm sein Sandelholz abgekauft hatte, und verlangte Bezahlung.

„Was willst du für dein Sandelholz haben?" fragte ihn dieser.

„Ganz, wie wir den Accord mit einander gemacht haben; einen Sack voll dessen, was mir belieben wird."

„Was verlangst du denn?" fragte jener; „ich will nicht geizig gegen dich sein, und wenn du den Sack voll Gold verlangst, ich würde dir ihn geben."

„Ich verlange kein Gold," erwiderte der Kaufmann.

„Was willst du denn?"

„Ich will einen Sack voll Flöhe, halb Männchen und halb Weibchen."

„Das ist ja ganz unmöglich," sagte jener, „das kann dir Niemand geben."

„Gestehe also," sagte der Kaufmann, „daß ich dich überlistet habe, und ich verlasse dich nicht eher, als bis du mir Entschädigung giebst."

Da kaufte sich der Betrüger mit hundert Goldstücken los und gab ihm das Sandelholz zurück. Er verkaufte dies nun in kurzer Zeit, machte großen Gewinn dabei und kehrte in sein Land zurück, — ein Glück, welches er kaum zu erreichen gehofft hatte.

10.

Der Goldschmied und der Zimmermann; und der Diebstahl und die Verheimlichung der goldenen Bildsäulen.

In einer gewissen Stadt hatte zwischen einem Goldschmied und einem Zimmermann eine solche Freundschaft geherrscht, daß ein Jeder, der sie sah, in dem Glauben stand, sie wären Brüder. Einstmals unternahmen sie zusammen eine Reise und bei ihrer Ankunft in einer gewissen Stadt waren sie in großer Verlegenheit wegen der Mittel, ihre Kosten zu bestreiten.

Sie sagten zu einander: „Da in der Stadt ein Götzentempel ist, worin sich viele goldene Bildsäulen befinden, so ist es rathsam, daß wir uns für Braminen ausgeben, und wenn wir in den Dienst des Tempels treten, unsere Andacht verrichten, bis wir eine passende Gelegenheit finden können, einige von den Bildsäulen zu stehlen." Als nun Beide darauf in den Tempel gegangen waren, fingen sie an den Gottesdienst zu verrichten.

Die anderen Braminen, welche diese Art, ihren Gottesdienst zu halten, erblickten, schämten sich so sehr, daß täglich ein oder zwei Braminen den Tempel verließen und nicht wiederkamen; und wenn Jemand sie fragte, warum sie dies gethan hätten, so pflegten sie zu sagen: „Weil wir Männer nicht im Stande sind, die Ceremonien auf die Art zu verrichten, wie diese beiden Personen sie durchmachen, worüber wir uns beschämt fühlen.

Nach einigen Tagen war der Tempel von den Braminen gänzlich verlassen und Niemand blieb darin, als der Goldschmied und der Zimmermann. In einer Nacht nahmen der Goldschmied und der Zimmermann alle Bildsäulen weg und reiseten nach ihrer Stadt ab.

Als sie in der Nähe ihrer Stadt ankamen, begruben sie die Bildsäulen unter einem Baum und Jeder ging darauf nach seiner Wohnung. In einer Nacht ging der Goldschmied allein aus und nahm alle Bildsäulen mit nach seinem Hause. Am Morgen rief er gegen den Zimmermann aus und sagte: „Du Dieb! du hast unsere lange Freundschaft vergessen und mir meinen Theil gestohlen; dies Geld wirst du in wenig Tagen durchbringen.

Anfangs war der Zimmermann bestürzt und sagte bei sich selbst: „Was spricht er da?" Dann antwortete er: „O Goldschmied! was du gethan hast, ahne ich; aber beim Himmel! wirf keine Anklage auf mich!" Der Zimmermann war schlau und da er wol einsah, daß aller Streit und Hader nichts half, so schwieg er still.

Einige Zeit nachher machte der Zimmermann eine Figur von Holz, die dem Goldschmied ähnlich war, und nachdem er ihr dessen Kleider angezogen, verschaffte er sich von einem gewissen Ort zwei junge Bären, deren Futter er in den Saum und die Aermel des Gewandes dieser Figur steckte. So oft die jungen Bären hungrig waren, fraßen sie ihr Futter aus dem Saume und den Aermeln des Gewandes der Bildsäule. Sobald die jungen Bären eine große Zuneigung für die Figur gefaßt hatten, veranstaltete der Zimmermann ein Fest für den Goldschmied, die Weiber aus dessen Familie und die Frauen aus der Nachbarschaft. Die Frau des Goldschmieds kam nebst ihren beiden Söhnen nach dem Hause des Zimmermanns. Nachdem der Zimmermann die Knaben versteckt hatte, brachte er die beiden jungen Thiere herein und dann fing er an zu heulen und zu rufen, die Söhne des Goldschmieds wären in junge Bären verwandelt.

Als der Goldschmied die Bestürzung vernahm, kam er zur Stelle und sagte zu dem Zimmermann: „Du behauptest eine Unwahrheit, denn noch niemals ist ein Mensch in einen Bären verwandelt worden."

Am Ende wurde der Streit vor den Befehlshaber und Kasi des Ortes gebracht und ihnen vorgelegt.

Der Kasi fragte den Zimmermann, wie die Sache sich verhielte. Der Zimmermann erwiderte: „Die Söhne des Goldschmieds spielten zusammen, als sie plötzlich zu Boden stürzten und in junge Bären verwandelt wurden."

Der Kasi sagte: „Wie kann ich eurer Versicherung Glauben beimessen?"

Der Zimmermann versetzte: „Ich habe in Büchern gelesen, daß ein ganzer Volksstamm umgewandelt worden, daß ihre Gestalten sich veränderten, während ihre Vernunft fortdauerte: also, wenn diese jungen Bären Personen kennen und ihre Freunde unterscheiden können, so wird meine Behauptung gegründet sein. Nun will ich mitten in dem Hofplatz unter allen Leuten diese jungen Bären loslassen, wenn sie dann den Goldschmied wiedererkennen, so sind sie seine Kinder."

Nachdem der Kasi den Vorschlag des Zimmermanns gehört und eingegangen, wurden die jungen Bären losgelassen und so wie sie den Goldschmied, das genaue Abbild der hölzernen Figur, erblickten, liefen sie, ohngeachtet der zahlreichen Versammlung, zu ihm hin, rieben ihre Köpfe gegen seine Füße und fingen an zu spielen und herumzuspringen.

Als der Kasi alle diese Umstände erwog, sagte er zum Goldschmied: „Nun glaube ich, daß diese jungen Thiere eure Kinder sind — nehmt sie mit euch nach Hause; — warum hadert ihr so ungerechter Weise und voll Bosheit mit dem Zimmermann?"

Der Goldschmied war ganz bestürzt, beugte sein Haupt bis zu den Füßen des Zimmermanns und bat ihn wegen seiner unartigen Aufführung um Verzeihung, indem er sagte: „Wenn du diese List ersonnen hast, um deinen Antheil an dem Golde wiederzubekommen, so nimm das Gold nur gleich auf der Stelle hin und gieb mir meine Kinder wieder."

Der Zimmermann sagte: „Du hast schlecht gehandelt und Unredlichkeit ist eine schwere Sünde; solltest du Reue fühlen, so wäre es nicht zu verwundern, wenn deine Kinder ihre ursprüngliche Gestalt wieder annähmen."

Der Goldschmied gab dem Zimmermann seinen Antheil an dem besprochenen Golde heraus, worauf der Zimmermann dagegen die Kinder wieder hervorholte und sie dem Goldschmied übergab.

11.

Geduldvater.

Es lebte einmal, gleichviel wann und wo, ein tugendhafter Mann, der ob des geduldigen Ausharrens in Unglücksfällen allgemein unter dem Namen Geduldvater bekannt war. Er klagte nie über sein Schicksal und hatte beständig die zwei Worte im Munde: „Die Geduld siegt und die Geduld ist der Schlüssel des Vergnügens."

Einmal richtete ein Löwe gewaltiges Unheil unter den Heerden an. Die Einwohner des Ortes kamen zu Geduldvater, sich Raths zu erholen. „Laß uns ausziehen," sprachen sie, „den Löwen zu erschlagen."

„Habt Geduld," sprach er, „der Herr wird uns von selbst davon befreien."

Nach einigen Tagen zog die Jagd des Königs durch das Land und erlegte den Löwen.

Statt des Löwen bedrängte das Land nun ein tyrannischer Statthalter, dem Gut und Blut des Volks ein Spiel war. Er ward von einigen Verschwornen umgebracht. Die anderen Einwohner gingen zu Geduldvater und baten ihn, sich mit ihnen beim König zu verwenden, damit er ihnen zur Strafe keine Truppen einlege, welche das Land verheeren würden.

„Thut, was ihr wollt," sprach Geduldvater, „ich meines Theils warte ruhig die Dinge ab, die da kommen werden."

Die Truppen kamen, die Schuldigen flohen, die Unschuldigen wurden eingefangen; Geduldvater ward mit Vorwürfen überhäuft, die ihn jedoch nicht

bewegen konnten, das Geringste in seinem angenommenen Systeme zu ändern. Die Eingebrachten vertheidigten vor dem König ihre Unschuld. —

„Aber warum seid ihr nicht eher gekommen, wenn ihr unschuldig waret?“—

„Weil ein tugendhafter Mann, Namens Geduldvater, uns ermahnte, ruhig zu bleiben und unsere Beschwerde nicht vorzubringen.“ —

„Dieser Geduldvater scheint ein Narr zu sein,“ sprach der König. „Geht nach Hause und verbannt ihn aus dem Dorfe, damit er Gelegenheit habe, seine Geduld zu bewähren.“

Geduldvater mußte seinen Heerd verlassen mit Weib und Kindern. Die Letzten wurden ihm auf dem Wege von Räubern entführt. Die Mutter weinte; „was nützt Weinen und Klagen? Alles wird leichter durch Geduld; Geduld bringt Rosen,“ sagte Geduldvater.

Das Weib setzte sich nieder; Geduldvater ging in's Dorf, ein Mittagsmahl zu besorgen. In diesem Augenblicke kam ein Reiter, der sein Weib davon führte. Sie bat und weinte, es war umsonst. Nur so viel hatte sie damit gewonnen, daß sie, was ihr begegnet, mit dem Finger in den Sand schreiben konnte.

Geduldvater kam zurück und las die Sandzeitung. Er hätte verzweifeln mögen; allein er ermannte sich, indem er „Geduld! Geduld!“ ausrief. „Duld, duld,“ antwortete der Wiederhall.

In der nächsten Stadt, wohin er kam, herrschte ein despotischer Fürst, der sein Land schwer mit Frohnen drückte und alle Fremde zu Bauarbeiten anhielt.

Geduldvater wurde, gleich Andern, zum Mörteltragen und Lehmschlagen verwendet. Ein armer Gefangener fiel vor seinen Augen von einer Leiter herunter.

„Großer Gott,“ schrie er, „befreie mich vom Uebermaaße meines Leidens.“

„Habe Geduld! und der Herr wird dich befreien,“ sprach Geduldvater.

Der König, der das Gespräch angehört hatte, ward darüber erbost. — „Ich will dir zeigen,“ sprach er, „wer der Befreier ist, der Himmel oder ich, und ob deine Geduld dir nützen wird.“ Er schenkte dem Gefangenen auf der Stelle die Freiheit, Geduldvater ward statt seiner in Fesseln geschlagen und in den Kerker geworfen.

Nicht lange hernach fiel der Tyrann, ein Opfer der öffentlichen Rache. Er hatte einen Bruder gehabt, von der Natur mit herrlichen Gaben ausgestattet. Er hatte ihn längst aus dem Wege geräumt und das Gerücht unter das Volk gebracht, daß er ihn im Kerker bewahre. Geduldvater hatte in den Augen der Gefängnißwärter seine Stelle vertreten müssen. Das Volk zerschlug die Pforten des Gefängnisses, und Geduldvater, der für den Prinzen gehalten ward, mußte den Thron besteigen. Er fand sein Weib und seine Kinder wieder, bestrafte die Schuldigen und bewährte auf diese Art die Vortrefflichkeit der Geduld.

12.

Der arme Teufel.

Der Teufel lebte anfänglich am Hofe des Persischen Padischah's. Da er aber mit seinem Schweife nicht solche Schnirkel machen konnte, wie die Mirsa's in den Firmans, und da sein Rücken nicht fähig war, sich in 25 verschiedenen Richtungen zu beugen, wie der eines jeden Höflings, bekam der arme Schelm eines Tages die Bastonnade und ward über die hohe Schwelle des Schegin-Schah*) hinausgeworfen. Mit blutiger Nase und höchst niedergeschlagen flüchtete er sich in die Stadt.

„Weißt du was," sagte er zu sich selbst, „werde Kaufmann. Die Städter sind dummes Volk: ich habe es ja gesehen, was das Hofgesindel über sie vermag und wie es mit süßen Worten ihnen die Dukaten aus der Tasche lockt."

Gesagt, gethan. Er verkaufte seine Hörner einem Messerschmied zu Heften für Hirschhörner. Er freute sich über das empfangene Geld — wußte aber nicht, daß es von Zinn war. Man ergriff ihn als Falschmünzer, spannte ihn in die Felacka**) und gab ihm abermals die Bastonnade. Nur mit Mühe machte er sich frei, stürzte davon und erreichte athemlos das freie Feld. Nun wird überlegt und hin und her gedacht. „Ich will mit den Bauern leben," ruft endlich der Teufel aus, „sie sind rohe einfältige Menschen: sie zu betrügen ist eine Kleinigkeit!"

Bald darauf begegnet ihm ein Bauer. —

„Salam aleikum!" —

„Aleikum Salam!" —

„Wo gehst du hin, guter Freund?" —

„Immer geradezu die Straße entlang." —

„Es ist schönes Wetter." —

„Ja wahrhaftig, wer sich ersäufen will, kann kein besseres wünschen." —

Aha, dachte der Teufel bei sich, der Fasan fliegt dem Habicht selbst entgegen; seine Seele entgeht meinen Klauen nicht. Wenigstens muß, so lange er noch lebt, seine Tschaga***) mein werden. —

„Wie kam dir denn die Lust an, dich zu ersäufen?" fragte der Teufel. —

„Ich habe nichts zu essen ... wollte mich daher wenigstens satt trinken." —

„Auch das ist gut, liebster Bruder; wenn ich dir aber helfe?" —

„Oh, dann bin ich ewig dein Sklave! Du würdest mein Chan sein, mein Herr, mein leiblicher Vater, wallach, billach, tallach!" —

*) Des Königs der Könige.

**) Ein Brett mit zwei Oeffnungen, in welche des Delinquenten Füße, die Ferse nach oben, gesperrt werden.

***) Rock.

„Nun höre einmal, Freundchen, was wir thun wollen: wir wollen Saat kaufen und das Feld bestellen: das ist deine Sache; mir aber gehören dann drei Viertheil der Aerndte, und du erhältst nur ein Viertheil. Bist du damit zufrieden?"

Das Bäuerlein weinte vor Freude. — „Nicht nur drei Viertheile, nein, Alles, was aus der Erde kommt, überlasse ich dir und begnüge mich mit den Wurzeln."

So war die Sache richtig und man gab sich den Handschlag. Der Teufel versetzte sein Fell bei einem Fakir für 2 Taman. Dafür kaufte der Bauer Petersilien-, Rettig- und Mohrrüben-Saat und bestellte ein großes Stück Land damit. Der Teufel brachte die Nächte schlaflos zu und ruhte auch am Tage nicht, trug Wasser, verscheuchte die Sperlinge und zitterte vor Frost, weil er sein Fell versetzt hatte; er lebte nur in Hoffnung auf seinen Gewinn. Die Saat ging herrlich auf und die Aerndte glücklich von Statten. Der Bauer, ein gewissenhafter Mensch, überlieferte dem Teufel alles Grüne und behielt nur die Wurzeln für sich; er wurde fett und reich und der arme Teufel ward nicht einmal mit seiner grünen Waare auf den Markt zugelassen.

„Ach, ihr verfluchten Menschen," rief er voll Ingrimm aus und trocknete sich die Thränen mit seinem Schweif; „überall überlistet ihr mich und doch soll ich an Allem Schuld sein; höchst ungerechter Weise bürdet ihr mir alles Schlechte auf. Nun so bleibt allein für euch: ich bin euch überflüssig!" —

Er stürzte sich hierauf in das Innere der Erde und ließ seitdem nichts mehr von sich hören und sehen. Aus seinem Fell, das als Unterpfand bei dem Fakir geblieben war, ließ sich dieser einen Pelz machen, und wie man erzählt, soll er ihn später einem Kadi verkauft haben."

13.

Der Prinz, der Frosch und die Schlange.

Es war einmal ein mächtiger Herrscher, der zwei Söhne hatte; und als er aus dieser Welt schied, eignete sich der älteste Sohn seine Krone und seinen Thron zu, und wollte seinen jüngeren Bruder umbringen.

Hülflos ging dieser einsam aus der Stadt und aus dem Königreich. Eines Tages kam er an das Ufer eines Teiches, und sah, daß eine Schlange einen Frosch ergriffen hatte, welcher schrie. Der Prinz rief der Schlange zu, welche darauf ihre Beute fahren ließ; der Frosch hüpfte in's Wasser und die Schlange blieb. Der Prinz schämte sich, daß er der Schlange das Futter aus dem Munde genommmen hatte. Kurz, er schnitt ein Stück Fleisch von seinem eigenen Leibe und warf es der Schlange hin, die mit dem Fleisch im Munde zu ihrem Weibchen ging.

Als das Weibchen es kostete, sagte es zum Männchen: „Woher hast du dies schmackhafte und liebliche Fleisch geholt?"

Die Schlange erzählte ihr alle Umstände. Das Weibchen sagte: „Du mußt der Person, welche dir eine solche Güte erwiesen hat, deine Dankbarkeit bezeigen."

Nachdem die Schlange sich in die Gestalt eines Menschen verwandelt hatte, wartete sie dem Prinzen auf und sagte: „Mein Name ist Chalis (oder Aufrichtig); ich wünsche, in euren Dienst zu treten." Der Prinz willigte ein.

Als der Frosch, mit Blut befleckt, aus dem Rachen der Schlange gesprungen war, ging er zu seinem Weibchen und erzählte ihr alle Umstände. Das Weibchen sagte zu ihm: „Geh jetzt hin und sei bereit, jener Person einen Dienst zu leisten."

Nachdem der Frosch auch die menschliche Gestalt angenommen hatte, kam er zum Prinzen und sagte: „Mein Name ist Muchles (oder Redlich); ich wünsche, euch zu dienen, wie eure übrigen Sklaven." Der Prinz nahm ihn auch in seinen Dienst.

Diese drei Männer reiseten von dort ab und kamen nach einer Stadt, worin ein König war, zu welchem der Prinz ging und sagte: „Ich bin so tapfer, daß ich allein im Stande bin, gegen hundert Männer zu fechten; wenn ihr mir täglich tausend Rupien zahlen wollt, so will ich in euren Dienst treten, und was für ein Geschäft ihr auch zu verrichten mir befehlen werdet, ich will es immer ausführen."

Der König stellte ihn in seinen Diensten an und befahl, ihm täglich tausend Rupien auszusetzen. Der Prinz erhielt jeden Tag tausend Rupien, wovon hundert für seine eigenen Ausgaben hinreichten, zweihundert theilte er unter seine Gefährten und das Uebrige verschenkte er als Almosen.

Eines Tages zog der König auf den Fischfang aus; von ungefähr fiel der Ring des Königs in den Fluß, und ungeachtet alles Suchens konnte man seiner nicht wieder habhaft werden. Da sagte er zum Prinzen: „Hole meinen Ring aus dem Fluß."

Der Prinz besprach sich mit seinen Gefährten, welche fragten: „Von welcher Art ist das Geschäft, welches der König euch zu verrichten befohlen hat?" Muchles sagte: „Beruhigt euch, ich will dies Geschäft ausführen." Als Muchles demnach die Gestalt eines Frosches angenommen hatte, stürzte er sich in den Fluß und holte sogleich den Ring heraus. Der Prinz überreichte den Ring dem Könige, welcher seine Güte gegen ihn vermehrte.

Als die Tochter des Königs einige Tage nachher von einer Schlange gebissen war, brachten alle Heilmittel, welche die Aerzte, auflegten, keine Wirkung hervor. Der König befahl dem Prinzen, seine Tochter zu heilen.

Der Prinz war in Gedanken vertieft, und sagte bei sich selbst: „Das ist mein Geschäft nicht." Chalis sagte: „Führe mich zu dem Fräulein und bringe sie in ein Gemach, wo sie allein ist; ich will sie heilen."

Er that es. Chalis hielt seinen Mund auf die Wunde, welche die Schlange gemacht hatte, und sog alles Gift heraus, worauf die Prinzessin sogleich wieder gesund wurde.

Der König war hoch erfreut und gab seine Tochter dem Prinzen zur Ehe, den er zu seinem Statthalter machte. Chalis und Muchles sagten Beide: „Wir

wünschten jetzt Erlaubniß zu erhalten, abzureisen." Der Prinz bemerkte: „Was für eine Zeit ist jetzt, um Abschied zu nehmen!" Chalis sagte: „Ich bin jene Schlange, welcher ihr euer eigenes Fleisch gabt."

Muchles sagte: „Ich bin der nämliche Frosch, den ihr aus dem Munde der Schlange befreitet; wir wünschen jetzt nach unseren Wohnungen zurückzukehren." Hierauf bewilligte der Prinz Beiden ihren Abschied.

14.

Der Kaufmann und die Stute.

Es war vor Zeiten einmal ein kluger Kaufmann, der ein bösartiges Pferd hatte. Eines Tages, während der Kaufmann eine Mahlzeit zu sich nahm, kam Jemand auf einer Stute herbei, und als er abgestiegen war, wollte er seine Stute neben dem Pferde des Kaufmanns anbinden.

Der Kaufmann sagte zu ihm: „Bindet sie nicht neben meinem Pferde an!" Der Mann kehrte sich nicht daran, sondern band seine Stute dicht neben des Kaufmanns Pferd fest, und darauf setzte er sich nieder, um mit dem Kaufmann zu essen, welcher hierauf sagte: „Was bist du für ein Mensch, daß du dich ungebeten an meinen Tisch setzest?" Der Mann stellte sich taub, und gab durchaus keine Antwort.

Der Kaufmann glaubte, der Mann sei taub oder stumm, und da er sich also nicht zu helfen wußte, sagte er weiter nichts. Einen Augenblick nachher schlug das Pferd des Kaufmanns die Stute so heftig, daß ihr Bauch aufgerissen wurde und daß sie starb. Der Eigenthümer fing an mit dem Kaufmann zu zanken und sagte: „Euer Pferd hat meine Stute todtgeschlagen, wahrhaftig, ich werde schon machen, daß ihr mir den Werth derselben bezahlt."

Kurz, er ging weg und brachte seine Beschwerde vor den Kadi, der den Kaufmann vorfordern ließ; dieser erschien vor dem Kadi, betrug sich aber wie ein Stummer, und ertheilte auf keine der Fragen des Kadi's irgend einen Bescheid.

Der Kadi bemerkte: „Der Kaufmann ist stumm und kann nicht im Mindesten getadelt werden."

Der Kläger fragte den Richter: „Wie wißt ihr, daß er stumm ist? als ich meine Stute neben der seinen anbinden wollte, sagte er zu mir: Bindet sie nicht an! Nun stellt er sich stumm."

Da entgegnete der Kadi: „Wenn er dich warnte, welche Schuld trägt er denn? Geh doch hin! du bist ja ein Sündenkind und ein Pinsel; du hast dich durch deine eigene Zunge überführen lassen."

15.

Der Brahmine und das Meer.

Vormals war ein König in Odschein, genannt Vikermadschid, welcher Einsicht und Urtheil besaß, Kenntniß und Klugheit erworben hatte. Einst fiel der Festtag seines Sohnes ein; er beschloß an demselben die Bewirthung der Gäste bis auf einen Grad zu führen, zu dem sie vor ihm noch Keiner gebracht hätte, und den Grauschimmel der Mühwaltung bis zu einem Punkte zu treiben, wohin ihn zuvor noch Niemand geritten. Der Wesir besorgte demnach alles zu dem Gastmahle Erforderliche und öffnete die Thore der Bewirthung.

Der König wünschte, daß Beide, die Inhaber des Landes und die der See, bei seinem Schmause sich einfinden, und daß sowohl die Bewohner des Trockenen als die der Gewässer bei ihm zu Gaste kommen möchten. Er berieth sich mit den Wesiren seines Hofes und mit den Fürsten seines Reiches und sprach: „Ich wünsche diese Sache bis auf den alleräußersten Punkt zu führen, und dieserhalb das Meer bei meinem Schmause zu Gaste zu laden. Denn das Meer ist in Absicht auf die Großmuth einem Könige ähnlich, und ein König in Hinsicht der Freigebigkeit dem Meere vergleichbar; daher auch, wenn Jemand das Meer im Traume sieht, die Deuter ihn für einen König halten."

Alle sprachen: „Es wird sich sehr wohl schicken. Du bist gegenwärtig ein solcher Herrscher, daß aus Schaam vor deiner Freigebigkeit der Stolz des Meeres zu Wasser worden ist, und aus Furcht vor deinen Reitern seine Bewohner Beben ergriffen hat. Was ist denn das Meer, daß es deine Ehre nicht heilig halten, und auf diesen deinen Ruf nicht eilends herbei sich wälzend kommen sollte?"

Der König rief hierauf einen weisen Gürtelträger, einen klugen Brahminen, der in seinem Reiche in der Kenntniß der Grundsätze der Wissenschaft ausgezeichnet, und in der Kenntniß der Regeln der Tugend der allgemein gepriesene war, und sagte zu demselben:

„Gehe zu dem Meere, vermelde dort meinen Auftrag, und sprich: „Es ist bei uns das Fest eines Sohnes eingefallen. Wenn du uns der Ehre deiner Gegenwart würdigtest, und unsere Feier durch deine Vollkommenheit verherrlichtest, so würdest du dadurch den Pflichten der Freundschaft Glanz verleihen, und die Grundsätze des guten Vernehmens neu beleben. Unsere Bitte gehet demnach dahin, daß du sammt den Großen deines Hofes und den Pfeilern deines Reiches, mit der Schaar deiner Kämmerer und dem Schwarme deiner Statthalter an Seedrachen, Wallfischen, Krebsen, Schildkröten, Fröschen, Krokodillen und Muschelbewohnern zu uns hin aufbrechen mögest, um über unsere Feier durch deine Gegenwart Schimmer zu werfen, und in unserer Versammlung durch deinen Anblick Freude zu verbreiten. Aber, o Brahmine! es ist durchaus nothwendig, daß

du schon am dritten Tage wiederkehrest und das Meer mit dir bringest; wo nicht, so wirst du das Blut verwirkt und dein Leben in Gefahr gestürzt haben.

Als der Brahmine diese Neuigkeit vernahm und solche Botschaft hörte, da befiel ihn Zittern. Er ging in sein Haus, und sprach zu seiner Gattin: „Der König hat mich beauftragt, das Meer einzuladen. Was für ein Gedanke ist doch dieser, der in seinen Geist Eingang gefunden, welche Phantasie ist diese, die in seinem Gemüthe sich festgesetzt hat! Wann ist je das Meer mit seinen Fluthen Jemandes Gast gewesen, daß es bei ihm zu Gaste kommen könnte? Des Himmels Last — welche Wage und welche Schale wäget sie? Des Meeres Geräth in welcher Welt hat es Raum?"

„Dies sind Ränke, angelegt, um mich zu verderben, Anschläge, ersonnen, um mich wegzuschaffen. Dem muß nothwendig also sein. Denn von hier bis zum Meere ist ein Weg von sechs Monden; wie könnte ich denn in drei Tagen dahin gelangen? und wie wäre es möglich, das Meer, bei seinem großen Umfange, herzubringen? Ich kann keine Tollkühnheit begehen, und vermag nicht, mich zu dem Meere hinzubegeben. Tödtet mich der König, so wird er einen Schuldlosen getödtet, und Einen, welchem Unrecht geschieht, gequält haben. Das Blut des Unschuldigen aber trifft das Haupt, und die Qual Dessen, welchem Unrecht geschieht, hat unausbleibliche Folgen."

Als der Brahmine voll Verzweiflung diese Worte sprach, und sein Blut schon in der Mitte der Blutvergießer zu erblicken glaubte, führte der Westwind, welcher der Kundschafter des Meeres ist, auf der Stelle die Nachricht hievon einem Fische zu, und der Fisch hinterbrachte sie dem Meere. Das Meer erzitterte in seinem Innern, führte die Hand zum Munde, und sprach: „Es geziemt sich nicht, daß jener Schuldlose wegen meiner getödtet werde, daß eine Schuld deshalb auf mich falle, und irgend ein Unheil sich daraus ergebe."

Heiliger Gott! Einst waren Tage, in denen man auf solche Weise für einen Brahminen sorgte; jetzt aber ist eine Zeit, in welcher sie sich um Weise und Gelehrte nicht bekümmern.

Das Meer berief hierauf siebenhundert Gestalten verschiedenartigen Baues, die sich unter seiner Herrschaft befanden, und begann zu dem Seedrachen, welcher der größte unter ihnen war, also zu reden: „Der König der Könige hat einen Brahminen beauftragt, mich einzuladen; dieser aber kann keine Verwegenheit begehen, und ist nicht im Stande, zu uns zu kommen. Es geziemt sich jedoch nicht, daß demselben ein Leides widerfahre, und die Schuld des Todes eines Brahminen auf mir lasten bleibe. Gehe hin und sprich zu ihm: Beruhige dein Gemüth! Ich habe deine Einladung angenommen, und deinem Ansuchen Gehör gegeben. Komme du fröhlichen Herzens hieher, auf daß wir zusammen mit edlen Kostbarkeiten uns dahin auf den Weg machen."

Der Seedrache antwortete: „Ich will gehen und den Befehl vollziehen. Aber ich bin ein Thier von großer Statur und seltsamer Gestalt, langen Wuchses und breiten Leibes. Wer mich erblickt, wird verwirrt, ja stürzt nieder und verliert die Sinne. Wie mag ich die Botschaft überbringen, sintemal der Mensch meinen

Anblick nicht aushält? Auch sprechen sie so: In dem Meere ist kein größeres Thier denn der Seedrache; die Bewohner des Meeres fürchten sich vor ihm, er aber fürchtet sich vor Niemanden, und verschlingt jeden Tag so viel tausend Seegeschöpfe. In den Tagen des Decembers, zur Zeit des Winters, stemmt er sein Haupt auf einer Stelle fest und seinen Schweif auf einer andern Stelle, hebt seine Mitte in die Luft empor und macht durch seine Furchtbarkeit die Sonne heiß; wer aus der Ferne hinschaut, stellt sich vor, es sei ein Regenbogen. Und wenn er sich wieder in die Fluten wirft, so bleibt kein Tropfen Wassers im Meere, der nicht durch seinen Stoß erzitterte. Wenn er stirbt, so gewährt er dem Meervolke Speise bis zur Sättigung auf lange Zeit."

Das Meer sprach: „O Seedrache! du hast wohl gesprochen. Wer ist nun aber tauglich zu jenem Geschäfte, und wen soll man in dieser Angelegenheit beauftragen?"

Jener erwiderte: „Es ist da der Wallfisch, von dem es heißt: Dieser ist da der größte unter ihnen von Bau, und der schönste unter ihnen von Gestalt, und der feinste unter ihnen von Wandel, und der schnellste unter ihnen an Bewegung, und der schärfste unter ihnen im Wandern, und der glatteste unter ihnen von Leibe, und der stärkste unter ihnen an Zahl."

Das Meer sagte: „O Wallfisch! was spricht der Seedrache da?"

Der Wallfisch antwortete: „Er hat Recht. Jedoch, ich weiß nicht, auf welche Weise ich dorthin gehen und sie anreden soll, indem ich nicht zwei Füße habe, auf denen ich gehen könnte, und auch keine Zunge besitze, mit der ich sprechen könnte, mich auch keine einzige Stunde ohne Wasser behelfen kann. Aber die Schildkröte ist zu dieser Sache paßlich; denn sie behilft sich ohne Wasser und weidet auf dem Trockenen. Dazu ist sie stark von Leibe, hart von Rücken, gelinde, ehrbar, geduldig und dankbar."

Das Meer sagte: O Schildkröte! was spricht der Wallfisch da?"

Sie antwortete: „Er spricht sehr wohl; jedoch schicke ich mich nicht zu dieser Sache und Angelegenheit. Denn ich habe einen schweren Gang und bin wenigen Gespräches und der Weg ist lang, und die Verhandlung lebhaft. Aber der Krebs wäre wol tüchtig zu dieser Unternehmung; denn er hat viele Füße, ist wacker im Gange, schnell im Lauf und hat einen leeren Rücken."

Das Meer sprach: „O Krebs! was sagt die Schildkröte?"

Er antwortete: „Sie spricht sehr wohl; jedoch fürchte ich, daß ich dort zum Gelächter werde. Denn ich bin ein Thier ohne Kopf, habe meine Augen auf meinen Schultern und mein Maul auf meiner Brust; ich habe sieben krumme Füße, die immer nach der linken Seite gehen. Aber der Krokodil ist zu jenem Auftrage ganz geschickt; denn er ist bewundernswürdiger Gestalt, reich an Füßen, wacker auf dem Marsche, schnell im Lauf, weiten Maules, langer Zunge, und mit Zähnen wohl versehen."

„Das Meer sprach: „O Krokodil! was sagt der Krebs da?"

Der Krokodil erwiderte: „Er hat ganz Recht; aber ich tauge doch nicht zu der Sache; denn ich bin zorniger Natur, übelgelaunt, hitzig, scheu und unzuverlässig. Die Sache dort aber will nicht mit Gewalt und Zwang abgethan sein,

sondern mit Gelindigkeit und Mäßigung, davon ich nichts empfangen habe. Aber der Frosch ist für jenes Unternehmen wohl eingerichtet; denn er ist nachsichtig, duldsam, beredter Zunge und spricht viel. Er gehört zu den Thieren, die sich im Wasser nähren, aber auf dem Lande und im Meere wohnen. Er hat einen runden Kopf, zwei Augen, welche zaubern, und zwei ausgespreizte Hände, so daß er aufhockend sich hinsetzen kann. Er spaziert in die Wohnungen der Menschenkinder, ohne sie zu fürchten, oder von ihnen gefürchtet zu werden."

Das Meer sprach: „O Frosch! was sagt der Krokodil?"

Der Frosch antwortete: „Er hat ganz Recht. Welcher Befehl es auch sei, ich will meine Sachen packen und zu jeder Stunde mich auf den Weg machen."

Als das Meer sahe, daß die Vornehmen und Berühmten nicht gehen wollten, der Frosch aber an das Unternehmen sich mache, dachte es besorgend bei sich also: Es könnte geschehen, daß der Brahmine den Worten dieses Thieres nicht traucte, es nicht für meinen Gesandten ansähe, daher im Kommen saumselig sich bezeigte, und also der gedrohten harten Strafe schuldig würde. Es ist dies aber eine Religionsangelegenheit, und in Sachen der Religion ist keine Nachlässigkeit erlaubt. Wenn drei Tage verfließen, und Jenen dann Qual und Elend treffen, so werde ich mich schämen müssen. Ich muß daher diese Sache selbst ausrichten, und mich in Person zu ihm hin verfügen. Den Weg der Religion kann man nicht mit dem Fuße eines Anderen durchmessen, noch durch das Wandern eines Fremden zurücklegen.

Das Meer nahm sogleich die Gestalt eines Menschen an, ging in das Haus jenes Brahminen und sagte zu demselben: „Ich bin derjenige, mit dessen Einladung sie dich beauftragt haben."

Als der Brahmine gewahr wurde, daß dieses das Meer sei, fiel er demselben zu Füßen und sprach: „O welche große Sorgfalt hast du da bewiesen! die Sonne kommt hier an den Ort des Sonnenstäubchens, und der Mond begiebt sich in die Wohnung eines dunkeln Sternleins! Aber von einem solchen Wasser, wie du bist, läßt sich Etwas wie dieses erwarten.

Darauf gingen sie Beide fort, um dem Könige ihre Aufwartung zu machen. Als dieser den Brahminen sah, sagte er: „Bist du nicht der, den ich heute an das Meer abfertigte?"

Jener antwortete: „So ist es. Aber obgleich mir eine Frist von drei Tagen gesetzt war, so habe ich doch noch vor Verlauf derselben die Sache in's Werk zu richten gesucht, und das Meer mit mir hergebracht."

Der König fragte: „Wo ist es denn?"

Jener antwortete: „Es ist draußen vor der Thür."

Der König ging hinaus, schloß das Meer in seine Arme und machte viele Entschuldigungen: „Du beschämest mich gar sehr und bist außerordentlich schnell gekommen; solche Eile hättest du dir nicht zumuthen sollen."

Das Meer entgegnete: „Du hattest den Brahminen hart bedroht und heftig eingeschüchtert und für das einen Monat entfernte Meer eine Frist von drei Tagen gesetzt. Der Wind überbrachte diese Nachricht und ich befürchtete, es

möchte geschehen, daß Jener der ihm aufgelegten Verbindlichkeit sich nicht entledigen könnte, und du alsdann gewaltsam gegen ihn verführest, ich aber für einen Brahminen verantwortlich würde."

Der König erwiderte: „Ich hatte ihm freilich eine kurze Frist gegeben; meine Absicht dabei war aber die, daß er es sich sollte mehr angelegen sein lassen, und dich zum Kommen anreizen und bewegen. Du hast etwas Großes gethan, daß du so selbst erschienen bist. Ja, fürwahr, wegen jener reinen Natur, die du besitzest, läßt sich von dir dergleichen vermuthen."

Das Meer sprach: „Wiewohl ich mit dem Kommen sehr geeilt habe, so bin ich dennoch außerordentlich beschämt, indem ich nemlich mit leerer Hand gekommen bin und Nichts mitgebracht habe, womit ich euch bedienen könnte."

Nach einigen Tagen aber langten die Geschenke des Meeres an, welche zu fassen das Angesicht der Erde kaum vermochte, deren Last zu tragen, das bewohnte Erdviertel fast nicht im Stande war; alle Waaren der Küsten und Stoffe des Meeres, an rother Goldtinktur, feinstem Theriak, grünen Smaragden, hellsten Perlen, Seeroffen, Meerelephanten, bemalten und einfachen Gewändern, zusammengereihten und losen Edelsteinen, Südkorallen und Hafenkorallen, fleischfarbigem Karneol, granatenfarbigen und purpurfarbigen Sapphiren, grasgrünen, seifengrünen und basilikongrünen Smaragden, fleischfarbigen, skorpionfarbigen und waldzwiebelartigen Rubinen, Knabenperlen, dattelartigen und olivenartigen Perlen; und außer diesen noch andere Kostbarkeiten der Meeresküsten und alle edle Waaren der See, an Aloeholz, Ambra, starkduftendem Muskus, sprechenden Vögeln und wohlriechendem Sandelholz, in solchem Maaße, daß der Mathematikus der Fassungskraft an der Uebersicht dieser Dinge verzweifelte, und der Mechanikus des Verstandes sich einen vollständigen Begriff davon zu verschaffen nicht im Stande war.

Der König aber gab alles Dieses zurück, und sagte: „Für mich giebt es kein Geschenk, welches köstlicher sein könnte, als deine Gegenwart; dein Anblick ist die edelste Gabe, welche mir werden kann."

Das Meer begann hierauf dringend zu bitten, und der König, um ihm zu Willen zu sein, nahm vier Dinge an: Erstens einen Schatz Goldes, zweitens einen Schatz Juwelen, drittens einen Schatz Rosse, viertens einen Schatz Gewänder. Die besondere Eigenschaft dieser vier Dinge war an jeglichem Orte, wo sie sich befanden, und wohin man sie legte, folgende: Wenn man von diesem Golde, den Juwelen, den Rossen und den Gewändern auch jeden Tag etwas verbrauchte, so blieb dennoch diese Waare unverringert, so daß man sie ein geheimnißvolles Meer und einen himmlischen Schatz nennen konnte, von dem nichts verloren ging.

Darnach wendete der König der Könige sein Angesicht zu dem Brahminen und sprach zu ihm: „Von diesen vier Sachen nimm für dich diejenige, welche dir beliebt."

Der Brahmine erwiderte: „Diese Nacht werde ich Gelegenheit haben, bei mir darüber nachzudenken; morgen will ich, wie du gebietest, thun."

Der Brahmin hatte vier Söhne; mit diesen allen Vieren ging er zu Rathe und sagte: „Wählet euch eine von jenen Sachen aus, damit ich dieselbe dann morgen nehmen könne."

Der erste Sohn sprach: „Das Gold muß genommen werden; denn alle weltlichen Dinge hängen vom Golde ab." Der zweite Sohn sprach: „Die Juwelen müssen genommen werden; wenn man Juwelen hat, so erhält man auch Gold, so viel man will." Der dritte Sohn sagte: „Die Gewänder müssen genommen werden; denn ein Mensch ohne Kleid ist armselig; wie sie denn auch gesagt haben: Die Menschen gelten nach den Kleidern." Der vierte Sohn aber sagte: „Die Rosse müssen genommen werden; wer Rosse hat, erlangt jene anderen Sachen alle. Denn der Huf des Rosses ist die Wurzel alles Ansehens und der Herrschaft."

Am folgenden Morgen ging der Brahmine an den Hof des Königs und sprach: „Gestern trug mir der König auf, eine jener vier Sachen für mich auszuwählen. Nun habe ich vier Söhne, mit denen ich darüber berieth, indem ich sie aufforderte, einen der vier Schätze zu bestimmen, den ich alsdann nehmen wollte. Da verlangte der Eine von ihnen das Gold, der Andere die Juwelen, der Dritte die Kleider und der Vierte die Rosse. Jetzt weiß ich noch nicht, wofür ich mich entscheiden soll."

Der König lächelte über diese Rede; ihm gefielen des Brahminen Feinheit und Scharfsinn und er schenkte ihm daher die sämmtlichen vier köstlichen Schätze.

16.

Geschichte des Prinzen Kalaf.

Kalaf war der Sohn eines alten Chans der Nogaïs-Tartaren. Die Geschichte seines Zeitalters gedenkt seiner auf das Rühmlichste; sie sagt, daß er alle Prinzen seiner Zeit an Schönheit, Geist und Tapferkeit übertraf; daß er den gelehrtesten Männern nicht an Gelehrsamkeit nachstand; daß er den geheimsten Sinn der Auslegungen des Korans durchdrungen hatte und die Sprüche Mahomets auswendig wußte; mit einem Wort, sie nennt ihn den Helden Asiens und den Phönir des Morgenlandes.

In der That hatte dieser Prinz in einem Alter von achtzehn Jahren vielleicht nicht seines Gleichen in der Welt; er war die Seele in dem Staatsrath seines Vaters Timurtasch. Wenn er eine Meinung vortrug, so ward sie von den erfahrensten Ministern gebilligt, welche seine Einsicht und seine Weisheit nicht genug bewundern konnten. Galt es jedoch sich im Felde zu beweisen, so sah man ihn an der Spitze des Heeres den Feind aufsuchen, ihn angreifen und besiegen. Er hatte schon mehrere Siege erfochten und die Nogaïs hatten sich

durch diese glücklichen Erfolge so furchtbar gemacht, daß die benachbarten Völker nicht wagten, sich mit ihnen zu entzweien.

In solchem Zustande befanden sich die Angelegenheiten seines Vaters, des Chans, als an seinem Hofe ein Gesandter des Sultans von Karisme erschien und erklärte, daß sein Herr für die Zukunft von den Nogaïs-Tartaren einen jährlichen Tribut fordere; wo nicht, so würde er selbst mit einer Armee von zweimal hunderttausend Mann kommen, sie dazu zwingen, und ihrem Fürsten Krone und Leben nehmen, zur Strafe, daß er sich nicht auf der Stelle gutwillig unterworfen habe.

Der Chan versammelte seinen Rath. Man überlegte, ob man lieber den Tribut zahlen wolle, als deshalb mit einem so mächtigen Feinde in Krieg gerathen, oder ob man seine Drohungen verachten solle. Kalaf und die Mehrzahl derer, welche an der Berathung Theil nahmen, waren der letzteren Meinung, so daß man den Gesandten mit einer abschlägigen Antwort zurückschickte.

Hierauf sandte man Abgeordnete zu den benachbarten Völkern, um ihnen vorzustellen, wie sehr es ihr eigener Vortheil erfordere, sich mit dem Chan gegen den Sultan von Karisme zu vereinigen, dessen ausschweifender Ehrgeiz nicht ermangeln würde, auch von ihnen denselben Tribut zu fordern, wenn man die Nogaïs erst dazu gezwungen hätte. Die Abgeordneten waren in ihren Unterhandlungen glücklich; die benachbarten Völker und unter andern die Cirkassier, versprachen sich mit dem Chan zu vereinigen und ihn mit funfzigtausend Mann zu unterstützen. Auf dieses Versprechen hob der Prinz zu dem Heere, welches er für gewöhnlich bereit hatte, noch neue Truppen aus.

Während die Nogaïs diese Vorbereitungen trafen, zog seinerseits der Sultan von Karisme ein Heer von zweimalhunderttausend Soldaten zusammen und setzte zu Kodschand über den Japartes.*) Er durchzog die Länder Jlak und Saganak, wo er Lebensmittel in Ueberfluß antraf, und drang bis Dschünd vor, ehe noch die Armee des Chans, welche Prinz Kalaf befehligte, in's Feld rücken konnte, weil die Circassier und die übrigen Hülfstruppen sich nicht früher mit ihr vereinigen konnten.

Sobald Kalaf alle Verstärkungen, welche er erwartete, empfangen hatte, marschirte er gerade auf Dschünd los, aber er hatte kaum über den Dschengikunt gesetzt, als seine Vorläufer ihm die Nachricht brachten, daß die Feinde sich sehen ließen und in Schlachtordnung heranzögen.

Die beiden Heere waren sich an Zahl fast gleich, und die Völker, aus denen sie bestanden, waren die Einen wie die Anderen gleich kriegerisch, und so war die Schlacht, welche geliefert wurde, blutig und hartnäckig. Sie begann am Morgen und dauerte bis in die Nacht. Von beiden Seiten thaten die Anführer wie die Soldaten vollkommen ihre Schuldigkeit. Der Sultan bewies sich während des Treffens als ein Meister in dem Kriegeshandwerk und Prinz Kalaf that mehr, als man von einem so jungen Feldherrn erwarten konnte. Bald befanden sich die Nogaïs-Tartaren im Vortheil, bald mußten sie dem Andringen der Karismier weichen.

*) Der sonst Sihon genannte Fluß.

So geschah es, daß beide Parteien, abwechselnd Sieger und Besiegte, beim Einbruch der Nacht zum Rückzug bliesen, entschlossen, am folgenden Morgen den Kampf zu erneuern.

Allein der Anführer der Circassier begab sich heimlich zum Sultan und versprach, ihm die Nogaïs zu verlassen, wenn er sich durch einen feierlich beschworenen Vertrag verpflichte, von den cirkassischen Völkern nimmer, unter welchem Vorwande es auch immer sei, einen Tribut zu fordern. Der Sultan willigte darein, der Vertrag wurde geschlossen, der Anführer begab sich wieder nach seinem Lager und am folgenden Morgen sah man plötzlich die Circassier sich von ihren Verbündeten trennen und den Weg nach ihrer Heimath einschlagen.

Diese Verrätherei machte dem Prinzen Kalaf große Sorge, und da er sich jetzt viel schwächer sah als der Sultan, so hätte er gern den Kampf vermieden; aber es lag nicht mehr in seiner Gewalt. Die Karismier griffen ungestüm an, und indem sie das Terrain benutzten, welches ihnen gestattete sich auszubreiten, umschlossen sie die Nogaïs von allen Seiten. Diese, obschon von ihren besten Hülfstruppen verlassen und von Feinden umringt, verloren den Muth nicht. Angefeuert durch das Beispiel ihres Prinzen, schlossen sie sich dicht an einander und hielten lange Zeit die heftigsten Angriffe des Sultans aus. Endlich wurden ihre Reihen doch durchbrochen und Kalaf, an dem Siege verzweifelnd, dachte jetzt nur an seine Rettung. Er nahm einige Reiterschaaren und an ihrer Spitze schlug er sich mitten durch die Karismier. Als der Sultan seinen Rückzug erfuhr, schickte er sechstausend Reiter zu seiner Verfolgung nach. Aber Kalaf täuschte seine Verfolger, indem er Wege einschlug, welche ihnen nicht bekannt waren; und kurz, wenige Tage nach der Schlacht kam er an dem Hofe seines Vaters an, wo er durch die Nachricht seines Unglücks Trauer und großen Schrecken verbreitete.

Wenn diese Nachricht schon Timurtasch betrübte, so setzte ihn die, welche er bald darauf empfing, vollends in Verzweiflung. Ein Anführer, welcher der Schlacht entronnen war, hinterbrachte, daß der Sultan von Karisme fast alle Nogaïs hätte über die Klinge springen lassen und in starken Tagesmärschen heranrückte, entschlossen, die ganze Familie des Chans umzubringen und das Volk seiner Herrschaft zu unterwerfen.

Der Chan bereute jetzt den Tribut verweigert zu haben; indeß, wie das arabische Sprichwort sagt: „Was hilft die Reue nach der Zerstörung der Stadt Basra*)?“ Da die Zeit drängte und man sich retten mußte, um nicht dem Sultan in die Hände zu fallen, so nahmen der Chan, seine Gemahlin Elmase**) und Kalaf das Köstlichste von ihren Schätzen und verließen ihre Hauptstadt Astrakan, begleitet von einigen Dienern, welche sie nicht verlassen wollten und den Reitern, welche sich mit dem jungen Prinzen einen Weg durch die Feinde gebahnt hatten.

Sie schlugen den Weg nach der großen Bulgarei ein, in der Absicht, bei irgend einem Fürsten um Schutz zu bitten. Sie waren schon mehrere Tage

*) Basra sonst Balsora.
**) Elmase bedeutet Diamant.

unterwegs und hatten schon den Kaukasus erreicht, als viertausend Räuber, welche in diesem Gebirge hauf'ten, plötzlich über sie herstürzten. Obwol Kalaf kaum vierhundert Mann hatte, so leistete er dennoch dem Anfall der Räuber Widerstand; er selbst tödtete eine große Anzahl; aber er verlor alle seine Leute und fiel endlich in die Gewalt dieser Räuber, von denen die Einen sich der Schätze bemächtigten, welche sie fanden, während die Anderen das ganze Gefolge des Chans ermordeten. Sie verschonten Niemanden als den Fürsten, seine Gemahlin und Kalaf, und auch diese ließen sie fast nackt mitten im Gebirge zurück.

Der Schmerz Timurtaschs, als er sich in dieses äußerste Elend versetzt sah, ist nicht zu beschreiben. Er beneidete das Loos derjenigen, die vor seinen Augen umgekommen waren, überließ sich ganz der Verzweiflung und wollte sich den Tod geben. Die Fürstin ihrerseits zerfloß in Thränen und ließ die Luft von Klagen und Seufzern wiederhallen. Nur Kalaf hatte die Kraft, die Schläge eines solchen Mißgeschickes zu ertragen; durchdrungen von den Lehren des Korans und den Sprüchen Mahomets über die Vorherbestimmung bewahrte er eine unerschütterliche Festigkeit der Seele. Das größte Leid verursachte ihm der übergroße Jammer, in welchen der Chan und dessen Gemahlin ausbrach.

„O mein Vater, meine Mutter," sagte er zu ihnen, „erlieget nicht euerm Unglück, bedenkt, daß euer Elend Gottes Wille ist. Laßt uns ohne Murren seinen unabänderlichen Beschlüssen unterwerfen. Sind wir die ersten Fürsten, welche die Zuchtruthe seiner Hand getroffen hat? Wie viele Könige vor uns sind nicht aus ihren Staaten vertrieben worden, und nachdem sie lange in der Irre umhergewandert und in fremden Ländern sogar für die elendesten Sterblichen gehalten worden sind, haben sie wieder ihren Thron bestiegen. Wenn Gott die Macht hat, Kronen zu nehmen, so kann er sie auch wiedergeben. Hoffen wir also, daß unser Elend ihn erbarmen und er auf unsern jetzigen bejammernswerthen Zustand das Glück wieder folgen lassen wird."

Er fügte noch mehrere andere Trostworte hinzu, und je länger er sprach, je mehr fühlten sein Vater und seine Mutter, die seinen Worten aufmerksam zuhörten, eine geheime Beruhigung. Endlich ließen sie sich von seinen frommen und tröstenden Worten überreden:

„Ja, mein Sohn," sagte der Chan, „wir wollen uns der Vorsehung überlassen; und da die Leiden, welche uns umgeben, auf der Tafel des Verhängnisses verzeichnet sind, so wollen wir sie ohne Klage erdulden."

Mit diesen Worten setzten der Fürst, seine Gemahlin und ihr Sohn, entschlossen, ihr Unglück mit Standhaftigkeit zu ertragen, ihren Weg zu Fuß fort; denn die Räuber hatten sie auch ihrer Pferde beraubt. So wanderten sie lange Zeit und lebten von Früchten, welche sie in den Thälern fanden, aber sie geriethen in eine Wüste, wo die Erde nichts zu ihrem Unterhalt hervorbrachte und der Muth entsank ihnen. Der Chan, welcher schon bejahrt war, fühlte, daß seine Kräfte ihn verließen, und die Fürstin, ermüdet von dem Wege, den sie zurückgelegt hatte, vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten, so daß Kalaf, obgleich selbst müde genug, sie Beide abwechselnd auf seinen Schultern trug, um ihnen Erholung zu gönnen.

Endlich, alle Drei vor Hunger, Durst und Müdigkeit ganz erschöpft, gelangten sie an einen von furchtbaren Abgründen umschlossenen Ort. Es war ein sehr hoher Abhang, von schrecklichen Klüften durchschnitten, zwischen denen hindurchzugehen es sehr gefährlich schien, und doch sah man keinen andern Weg, um in eine weite Ebene jenseits zu gelangen, weil zu beiden Seiten des Berges das Land so mit Gestrüpp und Dornen verwachsen war, daß man nirgends hindurchdringen konnte. Als die Fürstin diese Abgründe gewahrte, wurde sie so erschrocken, daß sie einen lauten Schrei ausstieß, und der Chan verlor gänzlich seine Geduld. Er gerieth in Wuth und sagte zu dem Prinzen, seinem Sohne:

„Es ist aus mit uns, ich weiche meinem bösen Verhängniß, ich unterliege so vielen Leiden, ich will mich selbst in einen dieser tiefen Schlünde hinabstürzen, welche mir der Himmel ohne Zweifel zum Grabe bestimmt hat, ich will mich von der Gewalt meines grausamen Geschickes befreien, lieber will ich den Tod, als ein so trauriges Leben."

Der Chan, von Verzweiflung hingerissen, wollte sich schon in einen Abgrund stürzen, als der Prinz ihn in seine Arme faßte und zurückhielt.

„Ach mein Vater," sagte er zu ihm, „was willst du thun? Zu was läßt du dich hinreißen? Beweiset du so die Unterwerfung, welche du den Geboten des Himmels schuldig bist? Gehe in dich; anstatt ungeduldig seinem Willen zu widerstreben, wollen wir ihn lieber durch unsere Standhaftigkeit zu bewegen suchen, daß er uns wieder mit einem gnädigen Auge ansehe. Wir sind, ich muß gestehen, in einer sehr übeln Lage und können nicht ohne Gefahr diese Klüfte durchziehen, aber es giebt vielleicht noch einen anderen Weg in jene Ebene; erlaube, daß ich ihn aufsuche. Du indeß, theurer Vater, besänftige die Heftigkeit deiner Bewegung und verweile hier mit der Mutter, ich werde bald wieder zurück sein."

„Geh', mein Sohn," antwortete der Chan, „wir erwarten dich hier, fürchte nichts von meiner Verzweiflung; bis du wieder hier bist, werde ich derselben schon Meister sein."

Der junge Prinz durchlief den ganzen Berg, ohne einen Weg entdecken zu können; er war darüber sehr bekümmert, er warf sich nieder, brach in Klagen aus und flehte den Beistand des Himmels an. Dann stand er wieder auf und suchte von Neuem nach irgend einem Fußsteig, der in die Ebene führte. Endlich fand er einen, er verfolgte ihn, indem er Gott für diese Gnade dankte, bis an den Fuß eines Baumes, der sich am Eingang der Ebene befand und einen reinen und klaren Quell beschattete. Er bemerkte auch noch andere Bäume, welche mit erstaunlich großen Früchten beladen waren.

Entzückt über diese Entdeckung eilte er seinem Vater und seiner Mutter davon Nachricht zu geben, welche sie um so freudiger vernahmen, als sie daraus schlossen, daß der Himmel anfinge, sich ihres Elends zu erbarmen.

Kalaf führte sie nun zu der Quelle, wo sie alle Drei Gesicht und Hände wuschen und den brennenden Durst löschten, der sie verzehrte. Sodann aßen sie von den Früchten, welche der Prinz pflückte, und die ihnen, da sie der Nahrung so sehr bedurften, vortrefflich schmeckten.

„Du siehst jetzt," sagte Kalaf zu seinem Vater, „die Ungerechtigkeit deines Murrens, als du glaubtest, der Himmel habe dich verlassen. Ich habe seine Hülfe angefleht und er hat uns geholfen, er ist nicht taub für die Stimme der Unglücklichen, die ihr ganzes Vertrauen auf ihn setzen.

Sie verweilten zwei oder drei Tage bei der Quelle, um sich auszuruhen und ihre erschöpften Kräfte wieder herzustellen. Darauf versahen sie sich mit Früchten und zogen in der Ebene weiter, in der Hoffnung, zu irgend einem bewohnten Orte zu gelangen. Ihre Hoffnung täuschte sie nicht; sie erblickten bald eine Stadt vor sich, die ihnen groß und von prächtiger Bauart schien. Sie gingen darauf zu und als sie an's Thor kamen, blieben sie daselbst, um die Nacht zu erwarten, weil sie, bedeckt mit Staub und Schweiß und fast nackend, nicht am Tage in die Stadt gehen wollten. Sie setzten sich unter einen weitschattigen Baum und streckten sich auf das Gras nieder.

Als sie hier schon eine Weile geruht hatten, kam ein alter Mann aus der Stadt und setzte sich unter denselben Baum neben sie, nachdem er sie ehrerbietig begrüßt hatte. Sie erwiederten seinen Gruß und fragten ihn hierauf, wie die Stadt heiße.

„Sie heißt Dschayk," antwortete der Greis, „und ist die Hauptstadt des Landes, in welchem der Fluß Dschayk entspringt. Der König Jlengsche-Chan hat hier seinen Sitz; ihr müßt wol sehr weit her sein, daß ihr diese Frage an mich thut."

„Ja," versetzte der Chan, „wir sind aus einem weit entlegenen Lande. Wir stammen aus dem Königreich Karisme, wohnen an den Ufern des caspischen Meeres und treiben Handel. Wir gingen mit mehreren anderen Kaufleuten nach dem Kapdschak, da überfiel eine starke Räuberbande unsere Caravane und plünderte sie. Sie haben uns zwar das Leben gelassen, uns aber in den Zustand versetzt, in welchem ihr uns sehet. So sind wir über das Gebirge des Kaukasus gekommen und bis hierher, ohne zu wissen, wohin wir gingen.

Der Greis, der für die Leiden seiner Mitmenschen ein sehr mitfühlendes Herz hatte, bezeugte ihnen seine Theilnahme an ihrem Unglück und um sie noch mehr davon zu überzeugen, bot er ihnen sein Haus an. Er that ihnen dies Anerbieten auf eine so zuvorkommende Weise, daß, wenn sie auch nicht die Noth gezwungen hätte, sie es dennoch nicht hätten ablehnen können.

Er führte sie also bei Anbruch der Nacht mit sich heim: es war ein kleines, sehr einfach eingerichtetes Haus, in welchem Alles jedoch sehr sauber war und mehr den Anstrich der Genügsamkeit als des Mangels trug. Der Greis gab bei seinem Eintritt einem seiner Sklaven ganz leise einige Befehle und bald darauf kam dieser mit zwei Kaufmannsburschen zurück, von denen der Eine ein großes Pack ganz fertiger Frauen- und Männerkleider trug, der Andere aber mit allen Arten von Schleiern, Turbanen und Gürteln beladen war. Der Prinz Kalaf und sein Vater nahmen Jeder einen Kaftan von Tuch und eine Weste von Brokat nebst einem Turban von indischer Leinwand und die Fürstin nahm gleichfalls einen vollständigen Frauenanzug.

Hierauf bezahlte der Wirth die Kaufleute, entließ sie und befahl das Abendessen zu bringen. Zwei Sklaven besetzten sogleich eine Tafel und einen Schenktisch mit Porzellan, Schüsseln von Sandel- und Aloeholz und mehreren Korallenschalen, welche von grauem Ambra dufteten. Dann trugen sie ein vortreffliches Schurva*) und zwei Schüsseln von Stöhrrogen auf: der Chan, seine Gemahlin und Kalaf setzten sich mit dem Greise zu Tisch und aßen von diesen Gerichten, auf welche eine Gazellen-Pastete und eine große Schüssel Reis mit drei in Stücke zerschnittenen Haselhühnern folgten. Sodann brachte man eine Schüssel mit Ziberika**), einem trefflichen Fische der Wolga und zwei Stöhre; ein Rostbraten von einer Pferdekeule machte den letzten Gang, worauf sie drei große Flaschen Kammes und Dattel-Branntwein tranken.

Der Greis, welchen der Genuß dieser Getränke in sehr heitere Laune versetzt hatte, gab sich alle nur mögliche Mühe, auch seine Gäste zur Freude zu stimmen. Als er jedoch bemerkte, daß er es nicht dahin bringen könne und daß sie beständig mit dem Gedanken an ihr Unglück beschäftigt waren, sagte er zu ihnen: „Ich sehe wol, daß ich mich vergebens bemühe, euern Geist von dem Unglück abzuwenden, welches euch begegnet ist: ihr ruft euch ohne Aufhören die Erinnerung an dasselbe zurück. Verzeiht, wenn ich euch vorstelle, daß, anstatt euch diesen traurigen Bildern hinzugeben, ihr vielmehr bemüht sein solltet, sie aus eurem Gedächtnisse zu verbannen. Beruhigt euch über den Verlust von Gütern, welche die Räuber euch genommen haben: wie oft ereignen sich dergleichen Unglücksfälle! Reisende und Kaufleute erfahren dergleichen täglich; ich selbst bin in meiner Jugend auf dem Wege von Mußel nach Bagdad beraubt worden, die Räuber nahmen mir ein beträchtliches Vermögen und ich meinte sterben zu müssen; ich befand mich in derselben Lage wie ihr, aber ich tröstete mich, so unangenehm es auch war, für einen Menschen meines Standes, mich an den Bettelstab gebracht zu sehen. Ich will euch im Vertrauen meine Geschichte erzählen, sie wird euch vielleicht von Nutzen sein. Die Betrachtung meines Unglücks kann euch ermuthigen, das eurige zu ertragen.“ Nach diesen Worten befahl der Greis seinen Sklaven sich zu entfernen und erzählte dann folgende Geschichte:

Geschichte des Prinzen Fadlallah und seiner schönen Semrude.

„Ich bin der Sohn des Königs von Mußel, des großen Bin-Ortok. Sobald ich das zwanzigste Jahr meines Lebens erreicht hatte, wünschte er mich zu vermählen. Er ließ mir eine große Anzahl junger Sklavinnen vorführen, unter welchen es sehr schöne gab. Ich betrachtete sie alle mit Gleichgültigkeit, es war nicht eine darunter, welche den mindesten Eindruck auf mich machte. Sie merkten es, errötheten darüber und zogen sich zurück voll Verdruß, mein Herz kalt gelassen zu haben. Mein Vater war auch über meine Unempfindlichkeit sehr

*) Schurva ist eine fette Fleischbrühe mit Brotschnitten.

**) Ziberika ist ein 5 Fuß langer Fisch mit einem langen und breiten Maule gleich einem Entenschnabel, sein Leib ist weiß und schwarz gefleckt, an Geschmack ist er dem Salm ähnlich.

verwundert; er hatte sie nicht erwartet, sondern vielmehr geglaubt, es würde mir, von so mannigfaltigen Schönheiten zu gleicher Zeit getroffen, die Wahl schwer werden. Ich erklärte ihm, ich fühle noch keine Neigung, mich zu vermählen; dies käme vielleicht daher, weil ich die größte Lust hätte, zu reisen und ich beschwöre ihn, mir die Erlaubniß zu geben, zum wenigsten nach Bagdad zu reisen; nach meiner Rückkehr würde ich mich vielleicht entschließen, eine Frau zu nehmen."

„Er wollte mir keinen Zwang anthun und erlaubte mir also eine Reise nach Bagdad zu machen, und um in jener großen Stadt als der Sohn eines Königs zu erscheinen, so ließ er mich auf das Reichste dazu ausstatten: er öffnete seine Schatzkammer und nahm daraus vier Kameellasten Gold; dazu gab er mir welche von den Dienern seines Hauses zur Bedienung mit und hundert Mann seiner Leibwache zur Bedeckung. Ich verließ also Mußel mit diesem zahlreichen Gefolge, um mich nach Bagdad zu begeben. Es begegnete uns in den ersten Tagen kein Unfall, aber eines Nachts, als wir, auf einer Wiese gelagert, ausruhten, wurden wir von einem großen Schwarm von Beduinen-Arabern so ungestüm überfallen, daß der größte Theil meiner Leute schon niedergemacht war, bevor ich noch den ganzen Umfang der Gefahr erkannte, in welcher ich mich befand. Ich setzte mich mit meinen noch übrigen Soldaten und Dienern meines Vaters zur Wehre. Wir griffen die Beduinen mit solcher Wuth an, daß unter unsern Säbeln mehr als dreihundert fielen. Inzwischen war es Tag geworden und die Räuber, welche uns umringt hielten, beschämt und ergrimmt über den hartnäckigen Widerstand einer Hand voll Leute, verdoppelten ihre Anstrengung und obgleich wir wie Verzweifelte fochten, so überwältigten sie uns endlich doch und wir mußten der Uebermacht weichen. Sie nahmen uns unsere Waffen und unsere Kleider und anstatt uns zu Sklaven zu machen oder uns laufen zu lassen als Leute, die doch schon elend genug waren in dem Zustande, in welchen sie uns versetzt hatten: wollten sie noch den Tod ihrer Gefährten rächen. Sie waren niederträchtig und unmenschlich genug, Leute, die sich nicht mehr vertheidigen konnten, über die Klinge springen zu lassen. Alle meine Leute kamen um und ich sollte schon dasselbe Schicksal erdulden, als ich mich den Räubern zu erkennen gab und ihnen zurief:"

„Haltet ein, ihr Verruchten, und ehrt das Blut eines Königs. Ich bin der Prinz Fadlallah, der einzige Sohn Bin-Ortoik's, des Königs von Mußel, der Erbe seines Reichs."

„Ich freue mich, entgegnete hierauf der Anführer der Beduinen, zu erfahren, wer du bist. Schon lange hassen wir deinen Vater tödtlich, er hat mehrere unserer Gefährten, die in seine Hände fielen, aufhängen lassen; du sollst auf dieselbe Weise behandelt werden."

„Er ließ mich in der That binden und die Räuber, nachdem sie sich meines Gepäckes bemächtigt hatten, führten mich mit sich an den Fuß eines Berges, zwischen zwei Wäldern, wo eine Unzahl kleiner grauer Zelte aufgeschlagen waren. Hier war ihr Schlupfwinkel. Man brachte mich in das Zelt des Anführers, welches sich inmitten der übrigen erhob und weit größer schien. Man bewachte mich hier einen ganzen Tag und dann band man mich an einen Baum, wo ich

den Verdruß hatte, während ich den langsamen Tod erwartete, der mein kaum begonnenes Leben bereits endigen sollte, mich von allen diesen Banditen umringt zu sehen, die mich mit beißenden Spottreden verhöhnten und sich ein Vergnügen daraus machten, mir einen Schimpf zuzufügen."

„Ich stand schon eine geraume Zeit an dem Baum gebunden und der letzte Augenblick meines Lebens schien nicht mehr fern zu sein, als ein Spion den Anführer der Beduinen benachrichtigte, daß sieben Stunden von dort ein guter Fang zu machen sei, da eine große Caravane die nächste Nacht an einem Ort, den er bezeichnete, ihr Lager aufschlagen würde. Sogleich befahl der Hauptmann seinen Leuten, sich zum Aufbruch zu rüsten, was auch in kurzer Zeit geschah. Sie stiegen Alle zu Pferde und ließen mich in ihrem Schlupfwinkel zurück, in der Ueberzeugung, daß sie mich bei ihrer Rückkehr entseelt finden würden."

„Indeß der Himmel, der alle Entschlüsse der Menschen vereitelt, wenn sie nicht mit seinen ewigen Absichten übereinstimmen, wollte nicht, daß ich schon jetzt meinen Tod fände. Die Frau des Räuber-Anführers hatte Mitleid mit mir, sie kam in der Nacht zu dem Baum, an welchen ich gebunden war und sagte zu mir: Junger Mensch, dein Unglück geht mir nahe und ich möchte dich wol aus der Gefahr befreien, in welcher du schwebst; aber wenn ich dich losbände und dich in Freiheit setzte, hättest du wol noch Kraft genug, dich zu retten?"

„Ja, antwortete ich ihr, da euch Gott diese Bewegung des Mitleids eingeflößt hat, so wird er mir auch Kraft geben, gehen zu können. Die Frau band mich also los, gab mir einen alten Kaftan ihres Mannes nebst zwei oder drei Broten und indem sie mir einen Fußsteg zeigte, sagte sie zu mir: „Folge diesem Wege hier, so wirst du an einen bewohnten Ort gelangen."

„Ich dankte meine Befreierin und ging die ganze Nacht durch, ohne mich von dem Wege zu entfernen, welchen sie mir bezeichnet hatte."

„Am folgenden Morgen traf ich auf einen Mann, der ein mit zwei großen Ballen beladenes Pferd vor sich hertrieb. Ich gesellte mich zu ihm und nachdem ich ihm gesagt hatte, daß ich ein unglücklicher Fremdling sei, der, des Landes unkundig, sich verirrt habe, fragte ich ihn, wohin er ginge."

„Ich reise, antwortete er, nach Bagdad, um Waaren zu verkaufen, und denke in zwei Tagen dort einzutreffen."

„Ich begleitete diesen Mann und verließ ihn nicht eher, als beim Eintritt in diese große Stadt; er ging, wohin ihn seine Geschäfte riefen und ich begab mich in eine Moschee, wo ich zwei Tage und zwei Nächte zubrachte. Ich hatte wenig Lust, sie zu verlassen; ich fürchtete Leuten von Mußel zu begegnen und erkannt zu werden. Ich schämte mich so sehr, mich in meinem gegenwärtigen Aufzuge sehen zu lassen, daß ich, weit entfernt, daran zu denken, meinen Stand zu entdecken, gewünscht hätte, ihn vor mir selbst verbergen zu können. Der Hunger überwand dennoch zuweilen einen Theil meiner Schaam oder, richtiger gesagt, ich mußte der Nothwendigkeit nachgeben, die uns Alle regiert. Ich entschloß mich, bis ich irgend etwas Besseres ergreifen könne, einstweilen mein Brot wie ein Elender zu betteln."

„Ich stellte mich vor ein niedriges Fenster eines großen Hauses und bat mit lauter Stimme um Almosen. Alsbald erschien eine alte Sklavin mit einem Brot in der Hand, welches sie mir geben wollte. Indem ich mich näherte, es zu empfangen, hob zufällig der Wind den Vorhang des Fensters auf und ließ mich in dem Gemach eine junge Dame von überraschender Schönheit erblicken; ihr Anblick traf mich wie ein Blitzstrahl, ich war ganz geblendet davon. Ich nahm das Brot, ohne zu wissen, was ich that, und blieb unbeweglich vor der alten Sklavin stehen, anstatt ihr den schuldigen Dank zu sagen. Ich war so überrascht, so verwirrt, so ganz außer mir vor Liebe, daß sie mich ohne Zweifel für einen Wahnsinnigen hielt. Sie verschwand und ließ mich auf der Straße stehen, wo ich vergebens nach dem Fenster starrte, denn der Wind hob den Vorhang nicht wieder auf."

„Ich blieb demungeachtet den ganzen übrigen Tag auf jener Stelle, in Erwartung eines abermaligen glücklichen Windstoßes. Als die Nacht herannahte, dachte ich endlich daran, mich zurückzuziehen; aber bevor ich mich von diesem Hause entfernte, fragte ich einen alten Mann, der vorüberging, ob er nicht wisse, wem es gehöre."

„Es ist, war die Antwort, das Haus des Herrn Muaffak, Adban's Sohn; er ist ein Mann von Stande und dazu ein reicher und geehrter Mann. Es ist noch nicht lange her, daß er der Statthalter dieser Stadt war, aber er entzweite sich mit dem Kadi, welcher Mittel fand, ihn in der Gunst des Kaliphen zu stürzen und ihn um seine Statthalterschaft zu bringen."

„In Gedanken über mein Abentheuer verließ ich unvermerkt die Stadt und trat in einen großen Begräbnißplatz, in der Absicht, dort die Nacht zuzubringen. Ich aß mein Brot ohne besonderen Appetit, obwol derselbe hätte groß genug sein sollen. Darauf legte ich mich an einem Grabe nieder, den Kopf auf einen Steinhaufen gestützt. Ich hatte nicht wenig Mühe einzuschlafen; so sehr beschäftigte das reizende Bild der Tochter Muaffak's meine Phantasie. Endlich gelang es mir doch; aber mein Schlaf war nicht von langer Dauer; ein lautes Geräusch, welches sich in dem Grabmahle hören ließ, weckte mich bald wieder auf. Aufgeschreckt von diesem Lärmen, dessen Ursache ich nicht kannte, erhob ich mich, um die Flucht zu ergreifen und den Begräbnißplatz zu verlassen, als zwei Männer, die am Eingange des Grabmahls standen, mich gewahr wurden, mich anhielten und fragten, wer ich sei und was ich hier mache."

„Ich bin, antwortete ich ihnen, ein unglücklicher Fremdling, welchen das Mißgeschick gezwungen hat, von Almosen zu leben, und habe die Nacht hier zubringen wollen, weil ich in der Stadt keine Wohnung habe."

„Da du ein Bettler bist, versetzte einer der beiden Männer, so danke dem Himmel, daß er dich mit uns zusammenführt, du sollst mit uns eine gute Mahlzeit halten."

„Mit diesen Worten führten sie mich in das Grabgewölbe, wo viele von ihren Genossen große Rüben und Datteln aßen und mächtige Krüge voll Branntwein ausleerten; sie hießen mich zu ihnen setzen an einen breiten Stein, der ihnen

zum Tisch diente, und ich war genöthigt, ihnen zu Gefallen mit zu essen und zu trinken. Ich hielt sie sogleich für das, was sie waren, d. h. für Räuber, und sie bestätigten mich bald durch ihre Gespräche in meinem Verdacht. Sie fingen an sich von einem ansehnlichen Diebstahl zu unterhalten, welchen sie vorhatten, und da sie sich einbildeten, es würde für mich ein großes Vergnügen sein, in ihre Gesellschaft einzutreten, so machten sie mir diesen Vorschlag, der mich in die größte Verlegenheit setzte. Ihr könnt wol denken, daß ich keineswegs in Versuchung war, mich mit diesen Leuten zu verbinden, aber ich fürchtete sie zu erzürnen, wenn ich ihr Anerbieten nicht annähme; das war es, was mich in Verlegenheit setzte. Ich wußte also nicht, was ich ihnen erwidern sollte, als ich mich plötzlich aus dieser Verlegenheit befreit sah."

„Der Stellvertreter des Kadi, begleitet von 20 bis 30 wohlbewaffneten Häschern, trat in das Grabgewölbe, bemächtigte sich der Räuber und meiner und führte uns Alle in's Gefängniß, wo wir den übrigen Theil der Nacht zubrachten. Am folgenden Morgen kam der Kadi, die Gefangenen zu verhören. Die Räuber bekannten ihr Verbrechen, weil sie wol sahen, daß ihnen das Leugnen zu nichts helfen würde: was mich betrifft, so erzählte ich dem Richter, auf welche Weise ich mit ihnen zusammengetroffen sei, und da sie das Nämliche aussagten, so brachte man mich in einen anderen Gewahrsam. Der Kadi wollte mich noch insbesondere verhören, bevor er mich seinen Händen entließ."

„Er kam zu mir und fragte mich, was ich auf dem Begräbnißplatze, wo man mich ergriffen, zu suchen gehabt hätte und was ich in Bagdad treibe; kurz, er that mir tausend Fragen und ich beantwortete sie mit großer Aufrichtigkeit, außer daß ich ihm meine Geburt nicht entdeckte. Ich legte ihm besonders genaue Rechenschaft von allen meinen Schritten in Bagdad ab und erzählte ihm sogar, daß ich den Tag vorher, als ich vor ein Fenster von Muaffak's Hause getreten sei, ein Almosen zu bitten, zufällig eine junge Dame gesehen, die mich entzückt hätte."

„Bei dem Namen Muaffak belebten sich die Augen des Kadis. Der Richter blieb einige Augenblicke in Nachdenken versunken, dann erheiterte sich sein Gesicht und er sagte zu mir: „Junger Mann, es wird nur auf dich ankommen, die Dame zu besitzen, welche du gestern gesehen hast. Ohne Zweifel war es die Tochter Muaffak's, denn er soll ja eine Tochter von vollendeter Schönheit besitzen. Und wenn du auch der niedrigste aller Menschen wärest, ich will dich auf den Gipfel deiner Wünsche bringen. Du darfst mich nur machen lassen, ich werde sogleich an deinem Glücke arbeiten."

„Ich dankte ihm, ohne zu wissen, was er beabsichtige, und folgte dem Oberhaupt seiner schwarzen Verschnittenen, der mich auf sein Geheiß aus dem Gefängniß brachte und mich in ein öffentliches Bad führte."

„Während ich mich daselbst befand, schickte der Kadi zwei Beamte zu Muaffak und ließ ihm sagen, er wünsche über eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit mit ihm zu sprechen."

„Muaffak kam mit den Beamten. Als ihn der Kadi erblickte, ging er ihm entgegen, begrüßte ihn und umarmte ihn zu wiederholten Malen."

„Muaffak war ganz erstaunt über diesen Empfang. Oho! sagte er bei sich, wie kommt es doch, daß der Kadi, mein größter Feind, mir heute so viele Höflichkeiten erweist? es muß etwas dahinter stecken!"

„Herr Muaffak," redete ihn der Richter an, „der Himmel will nicht, daß wir länger Feinde bleiben. Er bietet uns eine Gelegenheit dar, diesen Haß auszulöschen, der seit einigen Jahren unsere Familien getrennt hält. Der Prinz von Basra kam gestern Abend in Bagdad an, und wohnt bei mir. Er ist von Basra weggereist, ohne von dem Könige, seinem Vater, Abschied zu nehmen. Er hat von eurer Tochter reden gehört und das Bildniß, welches man ihm von ihr entworfen, hat ihm eine so heftige Liebe eingeflößt, daß er entschlossen ist, sie von euch zur Ehe zu verlangen. Er wünscht, daß durch meine Vermittlung diese Ehe gestiftet werde, was mir um so angenehmer ist, als es ein Mittel darbietet, mich mit euch zu versöhnen."

„Ich bin erstaunt," antwortete Muaffak, „daß der Prinz von Basra mir die Ehre zu erweisen gedenkt, meine Tochter Semrude zu heirathen, und daß ihr es seid, der mir diese Nachricht hinterbringt, ihr, der sich jederzeit so eifrig bewiesen hat mir zu schaden."

„Sprechen wir nicht mehr von der Vergangenheit, Herr Muaffak," versetzte der Kadi; „ich bitte, laßt uns Alles vergessen, was wir uns gegenseitig angethan haben und unter Begünstigung der schönen Bande, welche eure Tochter mit dem Prinzen von Basra verknüpfen sollen, laßt uns den Rest unserer Tage in gutem Einverständniß verleben."

„Muaffak war von Natur eben so gutmüthig als der Richter boshaft. Er ließ sich von den falschen Freundschaftsbezeugungen seines Feindes täuschen. Er erstickte augenblicklich seinen Haß und gab sich ohne Mißtrauen den treulosen Schmeicheleien des Kadis hin, sie umarmten sich eben und schwuren einander unverbrüchliche Freundschaft, als ich in das Zimmer trat, in welchem sie sich befanden, in Begleitung des Aga's, der mich nach dem Bade ein schönes Kleid hatte anlegen lassen und einen Turban von indischem Mousselin, dessen goldgestickter Zipfel bis auf mein Ohr herabhing.

„Erhabener Prinz," redete der Kadi mich an, sobald er mich erblickte, „gesegnet seien eure Schritte und eure Ankunft zu Bagdad; welche Worte könnten euch meine ganze Erkenntlichkeit ausdrücken dafür, daß ihr die hohe Ehre mir erwiesen habt, bei mir eure Wohnung zu nehmen! Hier ist der Herr Muaffak, den ich von dem Zweck eurer Reise bereits unterrichtet habe. Er willigt ein, euch seine Tochter, die an Schönheit einem hellglänzenden Gestirn gleicht, zur rechtmäßigen Gemahlin zu geben."

„Muaffak machte mir hierauf eine tiefe Verbeugung und sagte zu mir: „O Sohn eines großen Königs, die Ehre, welche ihr meiner Tochter erweisen wollt, beschämt mich: sie würde sich schon glücklich fühlen, nur die Sklavin einer der Prinzessinnen eures Harems zu sein."

„Ihr könnt euch denken, in welches Erstaunen mich diese Reden versetzten, auf die ich nichts zu antworten wußte. Ich begrüßte Muaffak, ohne ein Wort zu

erwidern, allein der Kadi, der mich so bestürzt sah und fürchtete, ich möchte vielleicht eine Antwort geben die seinen ganzen Plan vereitle, beeilte sich, das Wort zu nehmen und sagte: „Der Heirathsvertrag kann sogleich im Beisein genügender Zeugen vollzogen werden."

„Mit diesen Worten befahl er seinem Aga, Zeugen herbeizuholen, und inzwischen setzte er den Vertrag auf."

„Als der Aga die Zeugen herbeigebracht hatte, wurde in ihrer Gegenwart der Contrakt vorgelesen, den ich unterzeichnete; Muaffak unterschrieb ihn gleichfalls und darauf der Kadi, welcher noch die letzte Hand daran legte. Sodann entließ der Kadi die Zeugen und sagte zu Muaffak:

„Ihr wißt, die Angelegenheiten der Großen werden nicht wie die anderer Menschen betrieben, sie erfordern Verschwiegenheit und Eile; führt diesen Prinzen in euer Haus, er ist jetzt euer Schwiegersohn, trefft sofort eure Anstalten zur Vollziehung der Ehe und sorgt dafür, daß Alles geschehe, wie es sich gehört."

„Ich verließ mit Muaffak das Haus des Kadis. Vor der Thüre fanden wir zwei schöne, sehr reich aufgeschirrte Maulthiere, die uns erwarteten und welche uns der Richter mit großer Feierlichkeit zu besteigen einlud.

„Muaffak führte mich nach seinem Hause und als wir in den Hof gelangt waren, stieg er zuerst ab und trat mit einer sehr ehrerbietigen Miene heran, um mir den Steigbügel zu halten, was ich durchaus geschehen lassen mußte. Hierauf nahm er mich bei der Hand und führte mich in das Gemach seiner Tochter, woselbst er mich mit ihr allein ließ, nachdem er sie von Allem benachrichtigt hatte, was bei dem Kadi vorgegangen war.

„Semrude in der festen Ueberzeugung, daß ihr Vater sie mit dem Prinzen von Bassra vermählt habe, empfing mich, wie einen Gemahl, der sie eines Tages auf den Thron erheben sollte, und ich, der glücklichste und verliebteste aller Menschen, lag den ganzen Tag zu den Füßen dieser jungen Dame und bemühte mich durch ein zärtliches und einschmeichelndes Betragen, ihr einige Neigung für mich einzuflößen. Ich bemerkte bald, daß ich meine Zeit nicht verloren hatte und daß meine Jugend und meine Liebe einigen Eindruck auf sie machten. Welchen Reiz hatte diese Entdeckung für mich! Ich verdoppelte meine Sorgfalt und ich hatte das Vergnügen zu sehen, daß ich mit jedem Augenblick einige Fortschritte in ihrer Gunst machte. Inzwischen hatte Muaffak zu der Hochzeitfeier seiner Tochter ein großes Mahl bereiten lassen, bei welchem sich mehrere Mitglieder seiner Familie einfanden. Die Braut erschien dabei glänzender und schöner als die Huris;*) die Gefühle, welche ich ihr bereits eingeflößt hatte, schienen ihre Schönheit durch einen neuen Glanz zu erhöhen."

„Auf das Mahl folgten Tänze und Concerte; mehrere recht anmuthige Sklavinnen begannen zu tanzen, zu singen und zu spielen, und während die Gesellschaft beschäftigt war, ihnen zuzusehen und zuzuhören, begaben wir uns zur Ruhe."

„Am folgenden Morgen hörte ich an meine Thüre klopfen; ich stand auf, und ging, sie zu öffnen: es war der schwarze Aga, der mir ein großes Pack Lumpen

*) Die Jungfrauen in Mahomed's Paradiese, die sich einer ewigen Jugend erfreuen.

brachte. Ich bildete mir ein, der Kadi überschicke mir und meiner Frau zwei Ehrenkleider, — aber ich täuschte mich."

„Herr Abentheurer", sagte der Schwarze mit einer spöttischen Miene zu mir, „der Kadi läßt euch grüßen und ersucht euch ihm das Kleid wiederzuschicken, welches er euch gestern geliehen hat, um den Prinzen von Bassra vorzustellen: ich bringe euch hier euren alten Rock und die übrigen Lumpen wieder zurück, ihr könnt euch nun eure rechte Kleidung wieder anlegen."

„Diese Anrede überraschte mich nicht wenig, ich erkannte jetzt die ganze Bosheit des Kadis; ich gab dem Aga den Turban und das Kleid seines Herrn zurück und empfing meinen alten ganz zerrissenen Kaftan. Semrude hatte einen Theil dieses Gespräches mit dem Schwarzen gehört und da sie mich jetzt mit Lumpen bedeckt sah, so rief sie aus: „o Himmel, was bedeutet diese Verwandlung, und was hat dieser Mensch zu euch gesagt?"

„Meine Prinzessin, antwortete ich ihr, der Kadi ist ein großer Bösewicht, aber er hat sich selbst durch seine Bosheit angeführt. Er glaubt euch einen Elenden zum Gemahl gegeben zu haben, der in dem niedrigsten Stande geboren ist und er hat euch mit einem Prinzen vermählt. Ich bin nicht geringer als der Gemahl, dessen Hand ihr empfangen zu haben glaubt; der Rang des Prinzen von Bassra ist nicht höher als der meinige. Ich bin der einzige Sohn des Königs von Mousel, der Erbe des großen Bin-Ortok: Fadlallah ist mein Name. Zugleich erzählte ich ihr meine Geschichte, ohne den mindesten Umstand zu verschweigen."

„Als ich meine Erzählung vollendet hatte, sagte sie zu mir: „mein Prinz, und wenn ihr auch nicht der Sohn eines großen Königs wäret, so würde ich euch doch nicht weniger lieben und ich darf euch versichern, daß wenn es mir auch Freude macht eure hohe Geburt zu vernehmen, dies nur in Rücksicht auf meinen Vater ist, welcher für weltliche Ehren empfindlicher ist, als ich. Mein ganzer Ehrgeiz besteht darin, einen Gemahl zu besitzen, der mich allein liebt und der mir nicht den Kummer macht, mir Nebenbuhlerinnen zu geben." Ich betheuerte ihr, daß ich sie mein ganzes Lebenlang lieben würde und sie schien von dieser Versicherung hocherfreut. Darauf rief sie eine ihrer Frauen und hieß sie heimlich und schleunig zu einem Kaufmann gehen und einen fertigen und möglichst reichen Männeranzug einkaufen. Die Sklavin, welche diesen Auftrag empfangen hatte, besorgte ihn ganz nach Wunsch; nicht lange, so kam sie zurück mit einem prächtigen Rock und Unterkleid und einem Turban von indischem Mousselin, der eben so schön war, als jener frühere, so daß ich mich in Zeit von einigen Augenblicken reicher gekleidet sah, als vorhin."

„Wie nun Herr," sagte Semrude jetzt zu mir, „glaubt ihr, daß der Kadi besondere Ursache hat über sein Werk zu frohlocken? Er hat meiner Familie einen Schimpf zufügen wollen und er hat ihr eine unsterbliche Ehre verschafft; ohne Zweifel bildet er sich in diesem Augenblicke ein, daß wir vom Schmerz niedergedrückt sind. Wie wird er sich ärgern, wenn er erfährt, daß er seinen Feinden einen so trefflichen Dienst erwiesen hat; aber bevor wir ihn wissen lassen, wer ihr seid, soll er für seine nichtswürdige Absicht bestraft werden. Diese Sorge nehme ich

auf mich: es giebt hier in der Stadt einen Färber, der eine Tochter von abschreckender Häßlichkeit hat.... ich will euch nichts weiter davon sagen, fügte sie hinzu, indem sie sich unterbrach, ich will euch nicht das Vergnügen der Ueberraschung rauben. So viel nur will ich euch sagen, daß ich eine Rache im Sinne habe, welche den Kadi in Verzweiflung bringen und ihn zum Gespött des Hofes und der Stadt machen wird."

„Ich glaubte den Kadi schon dadurch hinlänglich bestraft, daß er mich dem Muaffak als Schwiegersohn gegeben habe und hätte gewünscht, daß man sich damit begnüge, ihm meinen Stand zu entdecken; aber Semrude schien ein unwiderstehliches Verlangen zu haben, sich zu rächen. Ihr kennt die Frauen, ich würde ihr eben kein Vergnügen gemacht haben, wenn ich mich ihrem Vorhaben widersetzt hätte. Sie zog ein einfaches, aber sauberes Kleid an und nachdem sie das Gesicht mit einem sehr dichten Schleier verhüllt hatte, bat sie mich um Erlaubniß ausgehen zu dürfen. Ich gab sie ihr, sie ging ganz allein fort, begab sich nach dem Hause des Kadis und stellte sich in einen Winkel des Saales, in welchem der Richter sowol den Muselmännern wie den Ungläubigen Gehör gab."

„Er hatte sie nicht sobald bemerkt, als er, durch ihre majestätische Haltung aufmerksam gemacht, einen Beamten zu ihr schickte und sie fragen ließ: wer sie sei und was sie wünsche. Sie antwortete, sie sei die Tochter eines Handwerkers und wünsche den Kadi in einer geheimen Angelegenheit zu sprechen."

„Als der Beamte diese Antwort dem Kadi hinterbracht hatte, gab der Richter, welcher von Natur das schöne Geschlecht sehr liebte, Semruden ein Zeichen sich zu nähern und in ein Cabinet zu treten, welches sich neben dem Gerichtssaal befand. Sie gehorchte mit einer tiefen Verbeugung, setzte sich auf ein Sopha und hob ihren Schleier auf. Der Kadi folgte ihr nach, setzte sich neben sie und war ganz überrascht von ihrer Schönheit."

„Wohlan, mein schönes Kind, was steht zu euren Diensten?"

„Herr," antwortete sie ihm, „ihr, in dessen Macht es steht, die Leute zur Beobachtung der Gesetze zu nöthigen und der ihr den Armen, wie den Reichen Gerechtigkeit zu Theil werden laßt, hört, ich bitte euch, aufmerksam und theilnehmend meine Klage. — Habt Mitleid mit der traurigen und unglücklichen Lage, in welcher ich mich befinde."

„Eröffne mir dein Anliegen," erwiderte der Kadi, schon ganz aufgeregt, „ich schwöre bei meinem Haupte und meinen Augen, daß ich für dich das Mögliche und das Unmögliche thun will."

„Hierauf nahm Semrude ihren Schleier gänzlich weg und indem sie dem Richter ihr schönes, moschusfarbiges Haar zeigte, welches in Locken auf ihre Schultern fiel, sagte sie zu ihm: „seht Herr, ob dieser Haarwuchs mißfällig sei, betrachtet mein Gesicht und sagt mir ohne Umstände, was ihr davon denkt!"

„Der Kadi blieb bei diesen Worten, die ihm ein so schönes Spiel boten, nicht stumm: „Bei dem Opfer des Berges Arafas,"*) rief er aus, „ich bemerke

*) Ein Berg in der Nähe von Mekka, wohin die Pilger von Mekka jährlich einmal wallfahrten, um Opfer zu bringen.

an euch keinen Fehler, eure Stirn gleicht einer Silberplatte, eure Augenbrauen zwei Bogen, eure Wangen den Rosen, eure Augen zwei kostbaren Edelsteinen, die einen blendenden Glanz ausstrahlen und euren Mund könnte man einem Rubinkästchen vergleichen, welches ein Armband von Perlen einschließt."

„Die Tochter Muaffak's ließ es hierbei noch nicht bewenden; sie stand vom Sopha auf und ging einigemal mit zierlichem Anstande in dem Cabinet auf und ab. „Seht meinen Wuchs, gnädiger Herr," sagte sie, „betrachtet ihn wohl, findet ihr darin irgend eine Unregelmäßigkeit? ist er nicht leicht und schlank? Habe ich gezwungene Manieren, eine verlegene Haltung? ist etwas Widriges in meinem Gange?"

„Ich bin entzückt von eurer ganzen Person," versetzte der Richter, „ich habe nie so etwas Schönes gesehen, als euch."

„Und was scheint euch von meinen Armen," fuhr sie fort, indem sie dieselben enthüllte, „sind sie nicht weiß und voll genug?"

„Ach! Grausame," unterbrach sie der von Liebe ganz hingerissene Kadi, „du tödtest mich! Wenn du mir noch etwas Andres zu sagen hast, so sprich schleunig, denn mein Verstand fängt an mich zu verlassen und ich kann deinen Anblick nicht länger aushalten."

„Erfahret also, gnädiger Herr," sagte Semrude, „daß ich der Reize ungeachtet, mit welchen der Himmel mich begabt hat, in der Dunkelheit eines Hauses lebe, welches nicht nur allen Männern untersagt ist, sondern den Frauen sogar, die mir durch ihre Unterhaltung einigen Trost geben könnten. Nicht etwa, daß sich nicht häufig Heirathsanträge für mich dargeboten hätten, ja, ich würde schon längst verheirathet sein, wenn mein Vater nicht die Grausamkeit gehabt hätte, mich Allen die um mich anhielten, zu verweigern. Zu dem einen sagte er: ich sei dürre wie eine Schindel, zu dem andern: ich sei bucklig, zu diesem: ich hinke, zu jenem: ich sei blödsinnig; bald habe ich einen Krebs am Rücken, bald bin ich wasserfüchtig und mit Ausschlag bedeckt. Genug, er giebt mich für ein der menschlichen Gesellschaft unwürdiges Geschöpf aus und hat mich dergestalt verschrieen, daß er mich zum Abscheu aller Menschen gemacht hat; niemand bewirbt sich mehr um mich und so bin ich zu einer ewigen Ehelosigkeit verdammt. „Bei diesen Worten stellte sie sich, als ob sie weine und spielte ihre Rolle so gut, daß der Richter sich davon täuschen ließ."

„O du unmenschlicher Vater!" rief er aus, „wie kannst du eine so liebenswürdige Tochter mit solcher Härte behandeln! Du willst also, daß ein so schöner Baum ohne Früchte bleibe: nein, das werde ich nimmer zugeben! Was ist denn aber, fuhr er fort, die Absicht eures Vaters, sprecht, warum will er euch denn nicht verheirathen?"

„Ich weiß es nicht, Herr," antwortete Semrude, „ich begreife nicht, was seine Absicht sein kann; aber ich bekenne euch, meine Geduld ist zu Ende, ich kann nicht länger in diesem Zustande leben. Es ist mir gelungen aus dem Hause meines Vaters zu entfliehen, und nun komme ich, mich in eure Arme zu werfen und eure Hülfe anzuflehen. Habt also die Güte, gnädiger Herr, euer Ansehen zu

gebrauchen und mir Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen oder ich stehe nicht mehr für mein Leben ein. Ich durchbohre mich selbst mit meinem eigenen Dolche, ja ich werde mich tödten, um meinen Leiden ein Ende zu machen."

„Durch diese letzten Worte verrückte Semrude dem Kadi vollends den Kopf. „Nein, nein," sagte er, „ihr sollt nicht sterben und sollt nicht eure ganze Jugend unter Thränen und Seufzern vertrauern. Es steht nur bei euch aus jener Dunkelheit, die eure Vollkommenheiten verbirgt, hervorzutreten und noch heutigen Tages die Gemahlin des Kadis von Bagdad zu werden. Ja, vollkommnes Abbild der Huris, ich bin bereit euch zu heirathen, wenn es euch Freude macht, diese Verbindung zu schließen."

„Gnädiger Herr," erwiderte die junge Dame, „selbst, wenn ihr nicht einer der angesehensten Männer dieser Stadt wäret, so würde ich eure Hand doch nicht ausschlagen, denn ihr scheint mir ein sehr liebenswürdiger Mann, aber ich fürchte, ihr werdet die Einwilligung meines Vaters nicht erhalten können, wie groß auch die Ehre ist, die ihm durch die Verbindung mit euch zu Theil wird."

„Darum seid unbekümmert," versetzte der Richter, „ich stehe für den Erfolg. Saget mir nur, wo euer Vater wohnt, wie er heißt und welches Gewerbe er jetzt treibt."

„Er heißt Usta-Omar," antwortete Semrude; „er ist ein Färber, er wohnt auf dem östlichen Kai des Dedschela*) und an der Thür seines Hauses steht ein Dattelpalmbaum."

„Das ist genug," sagte der Kadi; „ihr könnt jetzt nach Hause zurückkehren, ihr sollt bald mehr von mir hören, auf mein Wort."

„Nachdem die Dame dem Richter noch einen zärtlichen Blick zugeworfen, bedeckte sie ihr Gesicht wieder mit dem Schleier, verließ das Cabinet und kehrte zu mir zurück. Sie erzählte mir die Unterredung, welche sie mit dem Kadi gehabt hatte; sie war so außer sich vor Freuden, daß sie sich kaum mäßigen konnte. „Wir werden gerächt werden, sagte sie zu mir, unser Feind, der uns zum Gelächter des Volks zu machen glaubte, wird ihm selber zum Gespött dienen."

„In der That hatte der Richter kaum Semruden aus den Augen verloren, als er einen Beamten zu Usta-Omar schickte, der sich gerade zu Hause befand.

„Folgt mir zum Kadi," sagte der Beamte, „er will mit euch sprechen und hat mir Befehl gegeben, euch vor ihn zu führen."

„Der Färber erblaßte bei diesen Worten, er glaubte, es habe ihn Jemand beim Kadi verklagt und deshalb käme man ihn holen: er folgte daher dem Beamten mit großer Unruhe.

„Sobald er vor den Kadi kam, ließ dieser ihn in dasselbe Gemach treten, wo er sich mit Semruden unterhalten hatte und hieß ihn sich auf dasselbe Sopha setzen. Der Handwerksmann war so verwirrt über die Ehre, welche ihm widerfuhr, daß er mehr als einmal die Farbe wechselte. „Meister Omar," redete ihn der Kadi an, „ich freue mich euch zu sehen, ich habe schon lange Zeit vortheilhaft von euch sprechen hören; man sagt, ihr seid ein Mann von guten Sitten, ihr verrichtet

*) d. h. des Tigris.

regelmäßig täglich eure fünf Gebete und versäumt niemals das Freitagsgebet in der großen Moschee; überdies weiß ich, daß ihr kein Schweinefleisch esset und weder Wein noch Dattelbranntwein trinket — und endlich, daß, während ihr arbeitet, einer von euren Burschen den Koran vorliest."

„Das ist wahr, gnädiger Herr," antwortete der Färber, „ich weiß selbst mehr als viertausend Hadits*) auswendig und ich bereite mich vor bald eine Pilgerreise nach Mekka anzutreten."

„Ich versichere euch," erwiderte der Kadi, „daß mir dies Alles sehr viel Freude macht, denn ich liebe die echten Muselmänner leidenschaftlich. Man hat mir auch gesagt, daß ihr hinter dem Vorhange der Keuschheit**) eine Tochter habt, die sich in dem heirathsfähigen Alter befindet: ist das wahr?" —

„Großer Richter," antwortete Usta-Omar, „dessen Pallast den Unglücklichen, welche von den Stürmen dieser Welt verschlagen sind, einen Hafen und einen Zufluchtsort darbietet, man hat euch die Wahrheit gesagt. Ich habe eine Tochter, die alt genug ist, um heirathen zu können, denn sie hat die Dreißig schon überschritten — aber das arme Geschöpf ist nicht von der Art einem Manne vorgestellt zu werden; sie ist häßlich oder vielmehr abscheulich, verkrüppelt, mit Ausschlag bedeckt, blödsinnig, mit einem Wort, sie ist ein Ungeheuer, welches ich nicht genug verbergen kann."

„Ganz wohl," sagte der Kadi lächelnd, „das habe ich erwartet, Meister Omar, ich war überzeugt, daß ihr eine solche Lobrede auf eure Tochter halten würdet. Aber vernehmet, mein Freund, diese Aussätzige, diese Blödsinnige, diese Verkrüppelte, dieses Ungeheuer mit allen seinen Gebrechen wird bis zur Raserei von einem Manne geliebt, der sie zur Gattin zu haben wünscht, und dieser Mann bin ich."

„Bei dieser Rede sah der Färber dem Kadi starr ins Gesicht, und sagte zu ihm, „wenn mein gnädiger Herr Kadi scherzen will, so steht es ihm frei; er kann so viel es ihm gefällt, sich über meine Tochter lustig machen."

„Nein, nein," versetzte der Kadi, „ich scherze nicht, ich bin in eure Tochter verliebt, und halte bei euch um sie an."

„Der Handwerker schlug bei diesen Worten ein lautes Gelächter auf, und rief, „bei dem Propheten, es will euch Jemand etwas aufbinden, denn ich versichre euch, meine Tochter ist einhändig, lahm, wassersüchtig...."

„Ganz recht," unterbrach ihn der Richter, „an diesem Bilde erkenn' ich sie, ich liebe diese Art Mädchen, das ist nun mein Geschmack so."

„Noch einmal," hub der Färber auf's neue an, „sie paßt nicht für euch, sie heißt Kayfakattaddahri ***) und ich betheure euch, daß sie mit Recht so heißt."

„Oh, schon zu viel davon," sagte der Kadi mit barschem und gebieterischem Ton, „ich bin aller dieser Ausflüchte überdrüssig: Meister Omar, ich verlange,

*) Sprüche Mahomed's welche sich mündlich fortgepflanzt haben.

**) d. h. in den Frauengemächern.

***) d. h. Ungeheuer der Zeit.

daß du mir diese Kayfakattaddahri, so wie sie nun ist, bewilligst, und entgegne mir nichts weiter."

„Als der Färber ihn so entschlossen sah, seine Tochter zu heirathen, war er vollkommen überzeugt, daß irgend Jemand, um sich einen Spaß zu machen, ihn auf ein falsches Bildniß von ihr in sie verliebt gemacht habe, und sagte bei sich selber: „ich muß ein hohes Schirbeha *) fordern, diese Summe wird ihm meine Tochter verleiden und er wird nicht weiter mehr davon mit mir sprechen." „Gnädiger Herr," sagte er zu ihm, „ich bin bereit, euch zu gehorchen, aber ich werde euch Kayfakattaddahri nicht eher überliefern, als bis ihr mir ein Heirathsgut von 1000 Zechinen gegeben habt."

„Die Summe ist ein wenig hoch," sagte der Kadi, „demungeachtet will ich sie dir augenblicklich auszahlen lassen."

„Sogleich ließ er einen großen Sack mit Goldstücken herbeibringen, man zählte tausend Stück davon ab, man wog sie und der Färber nahm sie in Empfang. Darauf befahl der Richter, daß der Heirathsvertrag aufgesetzt werde; aber als es so weit war, ihn zu unterzeichnen, betheuerte der Handwerksmann, daß er ihn nur unterzeichnen würde in Gegenwart von hundert gesetzkundigen Männern."

„Du bist sehr mißtrauisch," sagte der Kadi, „doch immerhin, ich will dir deinen Willen thun, denn deine Tochter soll mir einmal nicht entgehen."

Er ließ sogleich Doktoren, Alfakihs, Mullas, Diener der Moschee und der Gerechtigkeit herbeiholen, und es kamen ihrer mehr, als der Färber verlangt hatte.

Als alle die Zeugen bei dem Richter versammelt waren, nahm Omar das Wort und sagte: „Herr Kadi, ich gebe euch meine Tochter zur rechtmäßigen Ehefrau, weil ihr es nun durchaus so haben wollt: aber ich erkläre zugleich vor allen diesen Herren, es geschieht nur unter der Bedingung, daß, wenn sie euch mißfällt, nachdem ihr sie gesehen habt, und ihr Lust haben solltet, sie zu verstoßen, ihr meiner Tochter ebenfalls tausend Zechinen gebet, so viel als ich bereits von euch empfangen habe."

„Wohlan, ich schwöre es dir zu," sagte der Kadi, „und ich rufe die ganze Versammlung zu Zeugen darüber an: bist du nun zufrieden?"

„Der Färber antwortete: „Ja!" und verließ den Saal mit dem Versprechen, ihm bald die Braut herzusenden."

Nachdem Omar weggegangen war, entfernte sich auch die ganze Versammlung und der Kadi blieb allein. Er war seit zwei Jahren mit der Tochter eines Kaufmannes aus Bagdad verheirathet, mit welcher er bisher in ziemlich gutem Einverständnisse gelebt hatte. Als diese Frau nun vernahm, daß ihr Mann an eine neue Heirath dächte, gerieth sie in heftigen Zorn und sagte zu ihm: „Wie, also zwei Köpfe in einer Mütze, zwei Hände in einem Handschuh, zwei Frauen in einem Hause! Ha, du Unbeständiger! Da die Liebkosungen einer treuen und noch jungen Gattin nicht im Stande sind, deinen flatterhaften Sinn zu

*) Die Brautgabe in baarem Gelde, welche der Bräutigam an den Vater der Braut geben muß, oder an diese, wenn er sie verstößt.

fesseln, so bin ich bereit, meine Stelle meiner Nebenbuhlerin abzutreten und mich wieder zu meinen Eltern zu begeben: du darfst mich nur verstoßen und mir mein Heirathsgut auszahlen, so wirst du mich nie mehr wiedersehen."

„Es freut mich, daß du mir zuvorkommst," entgegnete ihr der Richter, „denn es war mir peinlich, dich von meiner neuen Heirath zu benachrichtigen." Sogleich zog er aus einem Kasten eine Börse hervor, in welcher sich fünfhundert Goldstücke befanden, gab ihr dieselbe und sagte dabei: „Hier, Frau, ist dein Heirathsgut, geh, nimm deine Aussteuer: ich verstoße dich einmal, zweimal, dreimal, ich verstoße dich*)!! Und damit deine Aeltern nicht daran zweifeln, daß ich dich verstoßen habe, so will ich dir diese Worte, von meiner Hand geschrieben und unterzeichnet von mir und meinem Nayb den Gesetzen gemäß, mitgeben." Er that dies sogleich und seine Frau begab sich mit dem Schreiben und dem Gelde wieder zu ihrem Vater.

Der Kadi sah sie kaum aus seinem Hause, als er ein Zimmer prächtig ausschmücken ließ, um seine neue Gattin darin zu empfangen. Man legte Fußdecken von Sammet und Teppiche und Sophas von Gold- und Silberbrokat; mehrere Rauchfässer von Wohlgerüchen durchdufteten das Brautgemach. Alles war schon bereit und der Kadi erwartete mit Ungeduld Kayfakattaddahri, die immer noch nicht erschien. Er rief also seinen getreuen Aga und sagte zu ihm: „Mich dünkt, der reizende Gegenstand meiner Wünsche sollte schon hier sein; was kann sie so lange bei ihrem Vater noch zurückhalten? die Augenblicke, welche mein Glück verzögern, werden mir zu einer Ewigkeit!"

Voller Ungeduld, seine neue Frau zu sehen, wollte der Kadi so eben seinen Aga zu Usta-Omar schicken, als ein Lastträger ankam, der einen Kasten von Weidenholz, mit einem grüntaffeten Teppich bedeckt, aufgeladen hatte.

Was bringst du mir, mein Freund? fragte ihn der Richter.

„Gnädiger Herr," antwortete der Lastträger, „indem er den Kasten auf die Erde setzte, es ist eure Gemahlin; ihr dürft nur den Teppich aufheben und ihr werdet sehen, wie sie beschaffen ist."

Der Kadi zog den Teppich fort, und erblickte ein Geschöpf drei und einen halben Fuß hoch: sie hatte ein langes mit einem Ausschlag bedecktes Gesicht; die Augen lagen ganz tief im Kopf und waren röther als Feuer; sie hatte gar keine Nase; über dem Mund, der wie ein Krokodilsrachen gestaltet war, erscheinen nur zwei breite abschreckende Nasenlöcher. Der Kadi konnte dies Wesen nicht ohne Abscheu ansehen; er warf schleunig wieder den Teppich darüber und sagte zu dem Träger: Was soll ich denn mit einem solchen Scheusal anfangen?

„Gnädiger Herr," versetzte der Lastträger, „dies ist die Tochter des Färbermeisters Omar, der mir gesagt hat, ihr habet sie aus Neigung geheirathet."

„Gerechter Himmel," schrie der Kadi, „wie kann man denn ein solches Ungeheuer heirathen?"

*) Dies ist die Formel, deren sich die Morgenländer bedienen, wenn sie ihre Frauen verstoßen.

In diesem Augenblick trat der Färber herein, der die Ueberraschung des Kadis wohl vorausgesehn hatte. „Elender," schrie ihn der Kadi an, „für was hältst du mich? Du bist sehr unverschämt, mir einen solchen Streich zu spielen! Du wagst es, mich so zu behandeln, mich, dem es nur ein Kleines ist, mich an seinen Feinden zu rächen! mich, der deinesgleichen in Ketten und Banden werfen lassen kann, wenn es ihm gefällt. Fürchte meinen Zorn, Elender; anstatt dieser scheußlichen Kreatur, die du mir geschickt hast, gieb mir deine andere Tochter, deren Schönheit nichts gleichkommt, oder du sollst sehr bald erfahren, was der Zorn eines Kadi vermag."

„Gnädiger Herr," entgegnete Omar, „höret auf mir zu drohen, ich bitte euch darum, und zürnet nicht länger auf mich; ich schwöre euch bei dem Schöpfer des Lichts, daß ich keine andere Tochter habe, als diese da. Ich hab' euch tausendmal gesagt, daß sie nicht für euch paßte: ihr habt mir nicht glauben wollen; wem könnt ihr also die Schuld beimessen?"

Bei diesen Worten besann sich der Kadi und sagte zu dem Färber: „Meister Omar, diesen Morgen kam ein ausgezeichnet schönes Mädchen hierher, die sagte zu mir, ihr wäret ihr Vater, und ihr gäbet sie nur deshalb bei aller Welt für ein Ungeheuer aus, damit Niemand Lust bekäme, sie von euch zur Ehe zu verlangen."

„Gnädiger Herr," erwiderte der Handwerker, „jenes schöne Mädchen ist gewiß eine Spitzbübin, und ihr müßt irgend einen Feind haben."

Der Kadi ließ den Kopf auf die Brust sinken und blieb einige Zeit ganz in Nachdenken versunken; dann nahm er das Wort und sagte: „Es war meine Bestimmung so; sprechen wir nicht weiter davon. Ich bitte dich, laß deine Tochter wieder nach Hause bringen, und behalte die tausend Goldstücke, welche ich dir gegeben, aber verlange nicht mehr von mir, wenn du willst, daß wir gute Freunde bleiben.

Obgleich nun der Richter vor gesetzkundigen Zeugen geschworen hatte, noch tausend Zechinen zu geben, wenn Omar's Tochter ihm nicht gefiele, so wagte doch der Handwerksmann nicht, ihn zur Erfüllung seines Versprechens zu nöthigen, aus Furcht ihn sich zum Feinde zu machen, denn er kannte ihn als einen sehr rachsüchtigen Mann, der die Gelegenheit, seinen Feinden zu schaden, leicht herbeizuziehen wußte. Er zog es also vor, sich mit dem bereits Empfangenen zu begnügen und sagte zu ihm: „Gnädiger Herr, ich will euch gehorchen und euch meiner Tochter entledigen; aber ihr müßt sie, wenn's euch beliebt, zuvor verstoßen."

„Oh wahrhaft," sagte der Kadi, „an mir soll es nicht fehlen; ich versichere dich, es soll bald geschehen sein."

In der That ließ er auf der Stelle seinen Nayb holen, und die Verstoßung geschah in aller Form. Hierauf nahm Meister Omar Abschied von dem Richter und ließ den Träger die schauderhafte Kayfakattaddahri wieder nach Hause tragen.

Dieses Abentheuer wurde sehr bald in der ganzen Stadt bekannt. Alle Welt lachte darüber und fand es ganz recht, daß man dem Kadi einen solchen

Streich gespielt habe; allein es war noch nicht genug, daß er ganz Bagdad zum Gelächter wurde. Wir trieben unsere Sache noch weiter. Ich begab mich, auf Muaffak's Rath, zu dem Beherrscher der Gläubigen*), entdeckte ihm meinen wahren Stand und erzählte ihm meine Abentheuer. Wie ihr leicht denken könnt, so verschwieg ich diejenigen Umstände nicht, welche die Bosheit des Kadi recht in's Licht stellten."

„Nachdem der Kalif mir sehr aufmerksam zugehört hatte, machte er mir freundschaftliche Vorwürfe und sagte: „Mein Prinz, warum habt ihr nicht sogleich eure Zuflucht zu mir genommen? Ihr schämtet euch ohne Zweifel eures Mißgeschicks; aber ihr konntet euch immer, ohne zu erröthen, meinen Augen in euerm elenden Zustande darstellen. Hängt es denn von den Menschen ab, glücklich oder unglücklich zu sein, und ist es nicht Gott, der nach seinem Gefallen den Faden unseres Lebens webt? Durftet ihr fürchten, daß ich euch nicht freundlich aufnehmen würde? Nein, ihr wißt ja, daß ich den König Bin-Ortok, euern Vater, liebe und hochachte; mein Hof war ein sicherer Zufluchtsort für euch."

„Der Kadi überhäufte mich mit Freundlichkeiten; er gab mir eine Galat**) nebst einem sehr schönen Diamant, den er am Finger trug; darauf bewirthete er mich mit köstlichem Sorbet und als ich nach Hause zu meinem Schwiegervater kam, so fand ich sechs große Packete von persischem Gold- und Silberbrokat, zwei Stücke Kemcha***) und ein treffliches persisches Roß, reich aufgeschirrt. Außerdem gab er Muaffak die Statthalterschaft von Bagdad wieder und um den Kadi zu bestrafen, dafür, daß er Semruden und ihren Vater so zu betrügen beabsichtigte, verurtheilte er ihn zu ewigem Gefängnisse, wo er, um sein Unglück voll zu machen, mit der Tochter des Usta-Omar leben mußte."

„Wenige Tage nach meiner Verheirathung schickte ich einen Eilboten nach Mußel, um den König, meinen Vater, von allem, was mir seit dem Tage meiner Abreise begegnet war, zu unterrichten, und ihm zugleich die Versicherung zu geben, daß ich in Kurzem mit meiner Gemahlin zurückkehren würde. Ungeduldig erwartete ich die Rückkehr meines Boten, aber ach, welche betrübende Nachrichten brachte er mir zurück!"

„Ich erfuhr, daß Bin-Ortok auf die Nachricht, daß viertausend Beduinen mich angegriffen und mein Gefolge niedergehauen hätten, überzeugt gewesen sei, ich befinde mich nicht mehr am Leben, und dies habe er sich so zu Herzen genommen, daß er gestorben sei. Hierauf habe der Prinz Amadeddin Sengi, mein Vetter, den Thron bestiegen, und herrsche mit vieler Gerechtigkeit; demungeachtet habe das Volk, wiewohl er allgemein beliebt sei, auf die Nachricht von meinem Leben, eine unglaubliche Freude an den Tag gelegt. Der Prinz Amadeddin selber versicherte mich in einem Briefe, den mir der Bote überbrachte, seiner Treue, und bezeigte mir seine Ungeduld, mich zu sehen, um mir die Krone zurückzugeben und mein erster Unterthan zu werden."

*) Dies ist der Titel der Kalifen.

**) Ein Ehrenkleid.

***) Großgeblümter Damast.

„Diese Nachrichten bewogen mich zu dem Entschluß, meine Rückkehr nach Mußel zu beschleunigen. Ich nahm Abschied von dem Beherrscher der Gläubigen, der mir dreitausend Reiter von seiner Leibwache zur Bedeckung bis in meine Staaten mitgab, und nachdem ich Muaffak und seine Frau umarmt hatte reiste ich von Bagdad ab in Begleitung meiner geliebten Semrude, die bei der Trennung von ihren Eltern vor Schmerz gestorben wäre, wenn ihre Liebe zu mir dies Gefühl nicht gemäßigt hätte."

„Ich hatte noch nicht die Hälfte des Weges von Bagdad nach Mußel zurückgelegt, als der Vortrab meines Geleites die Spitze einer Truppenschaar entdeckte, die grade auf uns zu marschirte. Ich glaubte, es seien abermals Beduinen und Araber. Ich stellte daher meine Leute sogleich in Schlachtordnung und wir standen schon schlagfertig, als meine Vorreiter mir die Nachricht brachten, jene Männer, welche wir für Räuber und Feinde gehalten hätten, seien Truppen aus Mußel, die mir entgegenkämen, und Amadeddin Sengi führe sie an.

„Dieser Prinz hatte seinerseits kaum erfahren, wer wir wären, so verließ er sein kleines Herr und kam mir mit den vornehmsten Herren von Mußel entgegen. Er sprach zu mir ganz seinem Briefe gemäß, das heißt auf eine unterwürfige und ehrfurchtsvolle Weise, und alle die Herren, die ihn begleiteten, versicherten mich ihres Eifers und ihrer Treue."

„Welchen Grund ich auch hatte, ihnen zu mißtrauen, und zu argwöhnen daß mein Vetter unter dem Vorwand von Ehrenbezeugungen vielleicht die Absicht habe, mir das Leben zu nehmen, um im Besitz meines Reiches zu bleiben: so wollte ich doch lieber alles Mißtrauen verbannen, als zu erkennen geben, daß ich nicht ohne Furcht sei. Ich schickte also die Schutzwache des Kalifen zurück und vertraute mein Leben dem Prinzen Amadeddin. Ich hatte nicht Ursache mein Vertrauen zu bereuen: anstatt, daß er irgend einen verrätherischen Plan gegen mich ausgeführt hätte, dachte er nur darauf, mir Beweise seiner Anhänglichkeit zu geben."

„Als wir zu Mußel ankamen, bezeugte alles Volk unter lautem Zuruf seine Freude, mich wieder zu sehen und stellte drei Tage hindurch Festlichkeiten an. Die Läden der Asuaken*) und der Badistans**) wurden von innen und außen mit Teppichen behängt und waren die ganze Nacht hindurch mit Lampen erleuchtet, welche Buchstaben eines Spruches aus dem Koran bildeten: dergestalt, daß, da jeder Laden seinen besondern Spruch hatte, man dieses heilige Buch von Anfang bis zu Ende durch die Stadt hin las, und es schien, als wenn der Engel Gabriel es zum zweitenmal in leuchtender Schrift unserm großen Propheten darbrächte."

„Außer dieser frommen Erleuchtung waren vorn an den Läden gewaltige Schüsseln voll Reiß von allen Farben in Pyramiden aufgestellt, nebst großen Näpfen voll Sorbet und Granatensaft, wovon die Vorübergehenden nach Be-

*) Asuaken heißt die Straßen der Kaufleute.

**) Badistan ist ein Ort, wie der Markt St. Germain oder das Palais (in Paris) ganz voll Läden der Juweliere.

lieben aßen und tranken. An allen Straßenecken sah man Tschengis*) tanzen zu den Klängen der Tambura**) und Deffs***) und die Kalender liefen ihrer Gewohnheit nach wie Narren und Rasende durch die Stadt. Von allen Gewerken kamen die Leute auf Wagen, mit Rauschgold und fliegenden Bändern von mannigfaltigen Farben geschmückt, nebst den Geräthschaften, welche ihr Handwerk bezeichneten, nachdem sie durch die große Straße gezogen waren, unter dem Schall der Pfeifen, Trommeln und Trompeten, an meinem Balken vorüber, wo Semrude neben mir saß, und begrüßten uns, indem sie aus Leibeskräften schrieen: Heil und Segen über dich, du Gesandter des Herrn! Gott verleihe Sieg dem Könige!"

„Ich begnügte mich nicht, diese Ehrenbezeugungen mit der Tochter Muaffak's zu theilen, sondern ich bemühte mich auch, Alles aufzusuchen, was ihr einiges Vergnügen gewähren könnte. Ich ließ in ihr Wohnzimmer Alles bringen, was es nur Seltnes und Anmuthiges gab. Ich wählte ihr ein Gefolge von 25 georgischen jungen Frauen aus, Sklavinnen aus dem Serail meines Vaters; einige von ihnen sangen und spielten bewunderungswürdig schön die Laute, andere die Harfe und noch andere tanzten mit eben so viel Kunst und Anmuth als Leichtigkeit. Ich gab ihr auch einen schwarzen Aga mit 12 Dienern, von denen jeder eine Geschicklichkeit besaß, die zu ihrer Heiterkeit beitragen konnte."

„Ich herrschte über treue und ergebene Unterthanen, ich liebte Semruden mehr als jemals und wurde eben so von ihr geliebt. Ich war vollkommen glücklich, als ein junger Derwisch an meinem Hofe erschien. Er führte sich durch sein angenehmes und einschmeichelndes Wesen bei den vornehmsten Herren des Hofes ein und gewann bald durch seine guten Einfälle und seine treffenden und witzigen Antworten ihre Freundschaft. Er begleitete sie auf die Jagd, er war der Genosse ihrer Schmausereien und nahm an allen ihren Vergnügungen Theil. Einige von ihnen erzählten mir fast täglich von ihm, den sie als einen sehr angenehmen Gesellschafter rühmten, und endlich brachten sie es dahin, daß ich Lust bekam, ihn zu sehen und zu sprechen."

„Ich fand nicht, daß man mir zu viel von ihm gesagt hatte, im Gegentheil, er erschien mir noch geistreicher, als er mir geschildert worden war. Seine Unterhaltung entzückte mich, und benahm mir den Irrthum, in welchem sich noch heut zu Tage viele vornehme Leute befinden, welche meinen, man fände nur bei Hofe feine und geistreiche Köpfe. Ich fand an den Reden des Derwisches so viel Geschmack, und er schien mir selbst zu wichtigen Geschäften so tauglich, daß ich ihn unter die Zahl meiner Minister aufnehmen wollte: aber er dankte mir und sagte, er habe das Gelübde gethan, nie ein Amt zu bekleiden; er ziehe es vor, ein freies und unabhängiges Leben zu führen; er verachte Ehren und Reichthümer

*) Tschengis sind Tänzer von Gewerbe.

**) Tamburas sind eine Art sehr kleiner Lauten, die 5 Draht-Saiten haben und ein 2 Fuß langes Griffbrett. Man rührt diese Saiten mit einem kleinen Stück Schildkröten-Schaale, welches man Tasaoa nennt. Dies Instrument wird gewöhnlich mit Gesang begleitet.

***) Deffs sind eine Art von Tamburin, welche bei Conzerten den Takt angeben.

und begnüge sich mit dem, was Gott, der für das geringste Thier sorge, ihn zu seinem Unterhalte finden lasse. Mit einem Wort, er sei zufrieden mit seinem Stande."

„Ich bewunderte einen von den weltlichen Dingen so unabhängigen Menschen und schätzte ihn nur um so höher. Ich empfing ihn immer sehr zuvorkommend, so oft er sich bei Hofe einfand; wenn er unter der Menge der Höflinge stand, so suchten meine Augen ihn auf und er war einer von denen, die ich am häufigsten anredete. So faßte ich unvermerkt eine solche Freundschaft für ihn, daß er ganz und gar meine Günstling wurde."

„Eines Tages, als ich in einem Walde jagte, entfernte ich mich von meinem Gefolge und der Derwisch befand sich allein mit mir. Er fing an, mir von seinen Reisen zu erzählen, denn obwohl noch jung, war er doch schon weit umher gekommen. Er unterhielt mich von mehreren merkwürdigen Dingen, die er in Indien gesehen, und unter andern von einem alten Brahmanen*), welchen er dort gekannt hatte."

„Dieser große Mann, erzählte er mir, wußte eine Anzahl von Geheimnissen, von denen eines immer merkwürdiger war, als das andere; die Natur hatte nichts Undurchdringliches für ihn. Er starb in meinen Armen, und da er mich liebte, sprach er vor seinem Hinscheiden zu mir: „Mein Sohn, ich will dich, damit du dich meiner auch in Zukunft erinnerst, ein wichtiges Geheimniß lehren; doch unter der Bedingung, daß du es Niemanden mittheilst." Ich versprach es ihm, fuhr der Derwisch fort, und vertrauend auf mein Versprechen, lehrte er mich dasselbe."

„Ei, von welcher Art ist denn dieses Geheimniß?" fragte ich, „ist es nicht etwa die Kunst, Gold zu machen?"

„Nein, gnädiger Herr," entgegnete er, „es ist ein weit seltneres und viel köstlicheres Geheimniß: es besteht darin, einen todten Körper wieder zu beleben. Nicht, daß ich," fuhr er fort, „einem Leichnam dieselbe Seele wieder geben könnte, die er verloren hat — der Himmel allein besitzt die Macht, ein solches Wunder zu thun — aber ich kann meine eigene Seele in einen des Lebens beraubten Leib übergehen lassen, und ich will vor den Augen Ew. Majestät eine Probe davon ablegen, wenn es Euch beliebt."

„Sehr gern," antwortete ich ihm, „und das auf der Stelle, wenn du willst."

„In diesem Augenblick lief uns gerade zur rechten Zeit eine Hirschkuh vorüber, und ich drückte einen Pfeil auf sie ab, der sie traf und erlegte. „Nun laß sehen," sagte ich darauf, „ob du dieses Thier wieder beleben kannst."

„Gnädiger Herr," versetzte der Derwisch, „eure Neugierde soll bald befriedigt werden; gebt wohl Acht, was ich beginne."

„Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ich plötzlich seinen Körper leblos hinfallen sah; zu gleicher Zeit sah ich die Hirschkuh mit großer Leichtigkeit wieder aufstehen. Ihr könnt euch meine Ueberraschung denken; obgleich ich an dem, was ich sah, nicht zweifeln konnte, so traute ich doch kaum meinen

*) Auch Bramine, Priester des Brahma.

Augen. Inzwischen kam die Hirschkuh liebkosend an mich heran, und nachdem sie mehrere Sprünge gemacht hatte, stürzte sie nieder; sogleich belebte sich auch der Körper des Derwisches wieder, der auf der Erde ausgestreckt lag. Ich war von einem so schönen Geheimniß entzückt, und bat den Derwisch es mich zu lehren."

„Gnädiger Herr," entgegnete er mir, „es thut mir leid, euer Verlangen nicht befriedigen zu können; aber ich versprach dem Brahmanen in seiner Todesstunde, Niemanden dieses Geheimniß mitzutheilen, und ich bin der Sklave meines Wortes."

„Jemehr der Derwisch sich sträubte, mein neugieriges Verlangen zu befriedigen, um so heftiger reizte er dasselbe. „Um Gotteswillen," sagte ich zu ihm, „verweigere meine Bitte nicht länger; ich verspreche dir auch, dieses Geheimniß nicht weiter zu entdecken, und ich schwöre dir bei dem, der uns beide erschaffen hat, daß ich nie einen Mißbrauch davon machen werde."

„Der Derwisch besann sich einen Augenblick, nahm dann das Wort und sprach: „Ich kann einem Könige, den ich mehr liebe, als mein Leben, nichts abschlagen: ich gebe so dringenden Bitten nach! Ueberdieß," setzte er hinzu, „gab ich dem Brahmanen nur ein einfaches Versprechen, ich band mich nicht durch einen unverletzlichen Eid. Ich will also Ew. Majestät mein Geheimniß lehren; es kommt nur darauf an, zwei Worte zu behalten, und es genügt, sie in Gedanken auszusprechen, um einen Leichnam wieder zu beleben." Darauf lehrte er mich diese Worte."

„Ich wußte sie kaum, als ich ihre Kraft auch erproben wollte; ich sprach sie aus, in der Absicht meine Seele gleichfalls in den Körper der Hirschkuh übergehen zu lassen, und ich sah mich auf der Stelle in dieses Thier verwandelt."

„Indeß meine Freude über diese rasche Seelenwanderung verwandelte sich sehr bald in Trauer; denn kaum daß mein Geist in den Körper der Hirschkuh übergegangen war, ließ der Treulose den seinigen von meinem Leibe Besitz nehmen, und indem er rasch meinen Bogen spannte, würde er mich mit einem meiner Pfeile durchbohrt haben, wenn ich nicht seine Absicht aus der Bewegung erkannt, und mich durch eine schleunige Flucht seinen Nachstellungen entzogen hätte. Er unterließ nicht, einen Pfeil abzudrücken, zum Glück aber verfehlte er mich."

„So war ich nun gezwungen, mit den Thieren der Berge und Wälder zu leben; glücklich, wenn ich ihnen auch vollkommen geglichen und mit der menschlichen Gestalt zugleich die Vernunft verloren hätte! Ich wäre nicht der Raub von tausend quälenden Gedanken gewesen."

„Während ich in den Wäldern mein Unglück beklagte, nahm der Derwisch den Thron von Mußel in Besitz, und was mir noch weit schmerzlicheren Kummer machte, er besaß auch Semruden. Seinen Derwisch-Leichnam ließ er im Walde, und ganz zufrieden, den meinigen erlangt zu haben, genoß er ungestört die Süßigkeit der Herrschaft. Da er jedoch fürchtete, ich könnte durch dasselbe Geheimniß, welches mir so verderblich gewesen war, Mittel finden, in den Pal-

last zu gelangen und mich für seine Treulosigkeit zu rächen, so befahl er noch an demselben Tage, als er meine Stelle einnahm, alle Hirschkühe im ganzen Königreich zu tödten; denn er wollte, wie er sagte, seine Staaten von dieser Art Thiere, welche er tödlich hasse, reinigen, und um seine Unterthanen desto mehr zu ermuntern, diese Thiere auszurotten, so ließ er öffentlich bekannt machen, daß er 30 Zechinen für jeden Kopf einer Hirschkuh, den man ihm bringe, bezahlen werde."

„Die Völker von Mußel, durch die Hoffnung eines solchen Gewinnes angetrieben, durchzogen alle Felder mit Pfeil und Bogen, drangen in die Wälder, durchstreiften die Berge und tödteten auf ihren Zügen jede Hirschkuh, die ihnen in den Weg kam."

„Glücklicher Weise hatte ich ihre Nachstellungen nicht zu fürchten; denn als ich am Fuße eines Baumes eine todte Nachtigall erblickte, belebte ich sie wieder, und unter dieser neuen Gestalt flog ich nach dem Pallast meines Feindes, und verbarg mich im Garten in dem dichten Laube eines Baumes. Dieser Baum stand nicht weit von dem Gemach der Königin. Hier in Gedanken an mein trauriges Geschick und an das Glück meines Nebenbuhlers fühlte ich mich auf's tiefste bewegt, und fing an meine Leiden im Gesang zu klagen."

„Eines Morgens bei Sonnenaufgang begannen die andern Vögel, entzückt das Licht wieder zu sehen, durch ihren Gesang die Freude auszudrücken, die sie beseelte. Nur ich, unempfindlich für das Licht des neuen Tages, war bloß mit meinem Kummer beschäftigt. Die Augen voll Trauer auf das Gemach Semrudens gerichtet, erfüllte ich die Luft mit einem so klagenden Gesang, daß ich dadurch die Prinzessin an's Fenster lockte. Bei ihrem Anblick setzte ich mein Klagelied fort, ja ich strengte mich an, es noch rührender zu machen, wie wenn ich ihr die Ursache meines Schmerzes hätte mittheilen können. Aber ach! es machte ihr Vergnügen, mich zu hören, und ich hatte die Kränkung, zu bemerken, daß sie, anstatt sich durch meine kläglichen Töne rühren zu lassen, nur darüber lachte, in Gesellschaft einer ihrer Sklavinnen, die auch an das nämliche Fenster gekommen war, um mir zuzuhören."

„Ich verließ weder diesen Tag noch die folgenden den Garten und versäumte nicht, alle Morgen an der nämlichen Stelle zu singen. Semrude verfehlte eben so wenig, sich an's Fenster zu setzen und, was mir ein Werk des Himmels schien, sie bekam Lust, mich zu besitzen. „Hört," sagte sie zu ihren Frauen, „ich wünsche, daß man diese Nachtigall einfange; man hole Vogelsteller, ich liebe diesen Vogel, ich bin ganz närrisch nach ihm, man suche ihn ja zu erhaschen und bringe ihn mir."

„Man gehorchte der Königin und holte geschickte Vogelsteller herbei, die ihre Netze nach mir ausstellten, und da ich nicht die Absicht hatte, ihnen zu entschlüpfen, weil ich wohl sah, daß man mich meiner Freiheit nur berauben wollte, um mich zum Sklaven meiner Prinzessin zu machen, so ließ ich mich fangen."

„Als ich in ihren Händen war, bezeugte sie große Freude. „Mein Herzchen," sagte sie, indem sie mich liebkoste, „meine liebe Nachtigall, ich will deine

Rose sein*); ich fühle schon eine unendliche Zärtlichkeit für dich." Bei diesen Worten küßte sie mich, und ich drückte meinen Schnabel sanft an ihre Lippen. „Ah, der kleine Schelm," rief sie lachend, „es scheint fast, er versteht, was ich zu ihm sage." Endlich, nachdem sie mich auf's zärtlichste geliebkost hatte, setzte sie mich selbst in einen Käfig von Golddraht, den ein Sklave in der Stadt hatte kaufen müssen."

„Ich sang nun alle Morgen, so bald sie aufwachte; und wenn sie an meinen Käfig kam, um mir zu schmeicheln oder mir etwas zu geben, so spreizte ich, weit entfernt wild zu scheinen, meine Flügel aus, um meine Freude zu bezeugen, und reichte ihr meinen kleinen Schnabel hin. Sie war erstaunt, mich in so kurzer Zeit so zahm zu sehen; manchmal nahm sie mich aus meinem Käfig und ließ mich in ihrem Zimmer umher fliegen, aber ich kam immer zu ihr, um sie zu liebkosen und von ihr geliebkost zu werden; wenn jedoch eine ihrer Sklavinnen mich fangen wollte, so hackte ich heftig nach derselben. Auf solche Weise machte ich mich nach und nach bei Semrnden so beliebt, daß sie oft sagte, wenn sie das Unglück hätte, mich zu verlieren, so würde sie untröstlich sein, so sehr hinge ihr Herz an mir."

„Wenn ich in meinem Unglück einigen Trost darin fand, in dem Zimmer der Königin zu sein, so bezahlte ich ihn doch sehr theuer, wenn der Derwisch sie zu besuchen kam. Welche furchtbare Qual! ich kann noch heute nicht ohne Schaudern daran denken; ich hob von Zeit zu Zeit die Augen zum Himmel empor, ihn um Rache anzuflehen; meine Federn sträubten sich, das Herz voll Grimm, flatterte ich hin und her und geberdete mich höchst unruhig in meinem Käfig."

„Wenn manchmal die Königin in Gegenwart des Verräthers mich liebkoste, und er selbst mir schmeicheln wollte, so hackte ich aus Leibeskräften mit meinem Schnabel nach ihm, und zeigte die äußerste Wuth; aber mein Zorn belustigte sie Beide nur, und konnte mich nicht rächen."

„Semrnde hatte gleichfalls in ihrem Zimmer eine Hündin, welche sie sehr liebte; dieses Thier starb eines Tages, da ich mit ihm allein war. Sein Tod brachte mich auf den Gedanken, zum drittenmal eine Probe meiner Kunst anzustellen. Ich will, sagte ich zu mir selbst, in den Leichnam dieser Hündin übergehen, um zu sehen, welchen Kummer die Prinzessin über den Tod ihrer Nachtigall empfinden wird. — Ich weiß nicht, weshalb ich auf diesen Einfall kam, denn ich konnte nicht vorher sehen, wozu diese neue Verwandlung führen solle; aber der Trieb darnach erschien mir als ein geheimer Wink des Himmels, und ich folgte ihm auf gut Glück."

„Als Semrnde wieder in das Zimmer kam, war ihr erstes, daß sie an den Käfig trat. Kaum bemerkte sie, daß die Nachtigall todt sei, so stieß sie einen Schrei aus, der alle ihre Sklavinnen herbeirief.

*) Nach der Sage der Morgenländer ist die Nachtigall in die Rose verliebt. Alle türkischen Dichter gedenken in ihren Werken dieser Liebe, und reden niemals von der Nachtigall, ohne zugleich von der Rose und dem Rosenbusch zu reden.

„Was ist euch zugestoßen, Gebieterin?“ fragten sie mit erschrockener Miene; „ist euch irgend ein Unglück begegnet?“

„Ihr seht mich in Verzweiflung,“ antwortete die Prinzessin, bitterlich weinend, „meine Nachtigall ist todt, mein geliebter Vogel! mein kleines Männchen! warum bist du mir doch so bald entrissen worden? ich werde also nicht mehr deine schmelzenden Gesänge hören! ich werde dich nicht mehr um mich sehen! womit habe ich eine so harte Strafe des Himmels verdient?“

„Sie war so betrübt, daß ihre Frauen sich vergebens bemühten, sie zu trösten; ihr Zureden erhöhte nur noch ihren Schmerz.“

„Eine von ihnen lief, um den Derwisch von dem Zustand der Königin zu benachrichtigen; er kam sogleich und stellte ihr vor, sie dürfe sich um den Tod eines Vogels nicht dermaßen betrüben; der Verlust eines Vogels sei nicht unersetzlich, und wenn sie die Nachtigallen so sehr liebe und welche haben wolle, so sei es ja leicht, ihren Wunsch zu befriedigen. Aber er mochte reden, was er wollte, alle Vorstellungen waren vergebens, nichts machte Eindruck auf Semruden.“

„Hört auf, Herr,“ sagte sie zu ihm, „meinen Schmerz zu bekämpfen, ihr werdet ihn nie besiegen; ich weiß wohl, daß es eine große Schwäche ist, sich über den Tod eines Vogels nicht trösten zu können, ich bin davon eben so überzeugt, wie ihr, und gleichwol kann ich dem Schmerz, der mich überwältigt, nicht widerstehen; ich liebte dieses kleine Thier, es schien so empfänglich für die Liebkosungen, die ich ihm erwies, und es erwiederte dieselben auf eine Weise, die mich entzückte. Wenn meine Frauen sich ihm nahten, so wurde es wild, oder vielmehr unwillig, während es meiner Hand zuvor kam, wenn ich sie ausstreckte, es zu nehmen. Es war, als wenn es Liebe für mich empfände; es sah mich mit zärtlichen und sehnsüchtigen Blicken an, und oft hätte man sagen mögen, es sei von Schmerz erfüllt, nicht den Gebrauch der Sprache zu haben, um mir seine Gefühle auszudrücken; ich las es in seinen Augen. Ach! ich kann nicht ohne Verzweiflung daran denken; mein liebenswürdiger Vogel, ich habe dich für immer verloren.“ Bei diesen Worten verdoppelte sie ihre Thränen und schien gar keinen Trost annehmen zu können.“

„Ich zog aus der Heftigkeit ihres Schmerzes eine günstige Vorbedeutung; ich lag in einem Winkel des Zimmers, wo ich Alles hörte, was gesprochen wurde, und Alles, was vorging, beobachtete, ohne daß man auf mich Acht gab. Ich hatte ein Vorgefühl, daß der Derwisch, um die Königin zu trösten, seine Kunst benutzen würde, und dieses Vorgefühl täuschte mich nicht.“

„Als der Derwisch sah, daß die Prinzessin durchaus nicht fähig war einen Vernunftgrund anzunehmen, und da er sie leidenschaftlich liebte und von ihren Thränen gerührt war, so befahl er, anstatt noch weiter Worte zu verschwenden, den Sklavinnen der Königin aus dem Zimmer zu gehen und ihn allein mit ihr zu lassen.“

„Meine Gebieterin,“ sagte er hierauf zu ihr, in der Meinung, daß ihn Niemand höre, „weil euch der Tod eurer Nachtigall so vielen Kummer macht, so soll sie wieder aufleben; betrübt euch nicht länger, ihr werdet sie wieder leben-

dig sehen, ich verspreche sie eurer Zärtlichkeit zurück zu geben; morgen bei eurem Erwachen sollt ihr sie singen hören, und das Vergnügen haben, sie zu liebkosen."

„Ich verstehe euch, Herr," sagte Semrude zu ihm, „ihr betrachtet mich wie eine Wahnsinnige, deren Schmerz man einschläfern muß. Ihr macht mir Hoffnung, daß ich morgen meine Nachtigall wieder lebendig sehen werde; morgen werdet ihr dieses Wunder auf den folgenden Tag verschieben; und so es immer weiter hinausschiebend, rechnet ihr darauf, daß ich allmälig meinen Vogel vergessen werde — oder auch," fuhr sie fort, „ihr habt die Absicht, noch heute einen andern aufsuchen zu lassen, und ihn an seine Stelle zu setzen, um meinen Kummer zu täuschen."

„Nein, meine Königin," versetzte der Derwisch, „nein, sondern dieser Vogel, den ihr in seinem Käfig leblos hingestreckt seht, diese Nachtigall, der glückliche Gegenstand eines so lebhaften Schmerzes, er selber soll euch wieder singen; ich will ihm ein neues Leben geben, und ihr könnt ihn wieder mit Liebkosungen überhäufen; er wird sie jetzt noch höher zu schätzen wissen und ihr werdet ihn noch eifriger sehen, euch zu gefallen; denn ich selbst werde ihn beseelen; alle Morgen werde ich ihn wieder aufleben lassen, um euch zu ergötzen. — Ich kann dieses Wunder thun," fuhr er fort, „es ist ein Geheimniß, welches ich besitze; wenn ihr daran zweifelt, oder euer Verlangen zu ungeduldig ist, euren Vogel wieder lebendig zu sehen, so will ich ihn auf der Stelle wieder beleben."

„Da die Prinzessin ihm nicht antwortete, und da er aus ihrem Schweigen schloß, daß sie von seinen Worten nicht eben sehr überzeugt sei, so setzte er sich auf ein Sopha, wo er durch die Kraft der beiden geheimnißvollen Worte, welche der Seele die Macht gaben, in einen Leichnam überzugehen, seinen Leib, oder vielmehr den meinigen verließ und in den der Nachtigall überging."

„Der Vogel begann sogleich, zum großen Erstaunen Semrudens, in seinem Käfig zu singen. Aber nicht lange, so verging ihm die Stimme! denn kaum hatte sein Gezwitscher angefangen, so verließ ich den Leib der Hündin und nahm schleunigst von dem meinigen Besitz. Zugleich lief ich nach dem Käfig, ergriff ungestüm den Vogel und drehte ihm den Hals um."

„Was macht ihr, Herr?" rief die Prinzessin, „warum geht ihr so mit meiner Nachtigall um? wenn ihr nicht wolltet, daß sie lebe, so mußtet ihr sie nicht in's Leben zurückrufen."

„Dem Himmel sei Dank!" rief ich jetzt, ohne darauf zu hören, was sie sagte, so sehr war ich mit der Rache beschäftigt, die ich für die Schmach meiner Ehre und meiner Liebe genommen hatte, „es ist geschehen, ich habe den Treulosen bestraft, dessen abscheuliche Verrätherei noch eine weit härtere Strafe verdient hätte."

„Wenn Semrude erstaunt gewesen war, ihre Nachtigall wieder lebendig zu sehen, so war sie es nicht weniger, mich diese Worte mit solcher Heftigkeit sprechen zu hören."

„Herr, welche Aufwallung ergreift euch," sagte sie zu mir, „und was soll eure Rede bedeuten?"

„Ich erzählte ihr hierauf alles, was mir begegnet war, und ich bemerkte, daß sie während meiner Erzählung alle Augenblicke zusammenschauderte; bald erröthete sie vor Scham, mir ungetreu gewesen zu sein, wenn auch ganz ohne Schuld; bald machte sie der Schmerz, den sie darüber empfand, bleicher als der Tod."

„Sie konnte nicht daran zweifeln, daß ich wirklich Fadlallah sei, weil sie wußte, daß man den Leichnam des Derwisches in dem Walde gefunden und dieser den Befehl gegeben hatte, alle Hirschkühe zu tödten."

„Nachdem ich Semrnden von diesem so seltsamen Abenteuer vollständig unterrichtet hatte, gereuete es mich; ich hätte ihr nur sagen sollen, daß irgend ein großer Zauberer mich das Geheimniß gelehrt habe, einen Leichnam zu beleben, ohne ihr von dem Streich zu sagen, den mir der Derwisch gespielt hatte. Wollte der Himmel, daß sie von dieser abscheulichen Treulosigkeit nie etwas erfahren hätte: ach vielleicht lebte sie dann noch! Aber was sage ich, wohin verirrt sich mein Geist? weiß ich nicht, daß alles Gute und Böse, was uns begegnen soll, schon im Himmel bestimmt ist?"

Die Tochter Muaffak's empfand so großen Schmerz, einen Nichtswürdigen beglückt zu haben, daß es mir unmöglich war, sie zu trösten. Ich mochte ihr immerhin vorstellen, daß ihr Irrthum sie völlig freispreche und daß der Derwisch ganz allein die Schuld trage, die er mit seinem Tode gebüßt habe — aber ungeachtet alles dessen, was ich ihr sagen mochte, ungeachtet meiner Versicherung, sie immer mit derselben Zärtlichkeit zu lieben, war ich doch nicht im Stande, dieses widerwärtige Ereigniß aus ihrem Gedächtniß zu löschen. Sie wurde krank und starb in meinen Armen, indem sie mich noch wegen eines Verbrechens um Verzeihung bat, an welchem sie nicht schuldig war, und welches meine Liebe zu ihr um nichts verminderte."

„Als sie nun todt war und ich ihrer Leiche die schuldigen Ehrenbezeugungen erwiesen hatte, ließ ich den Prinzen Amadeddin Sengi rufen und sprach zu ihm: „Mein lieber Vetter, ich habe keine Kinder und entsage zu euern Gunsten der Krone von Mußel; ich übergebe sie euch, ich leiste Verzicht auf die Herrscherwürde und will meine übrigen Tage im Verborgenen zubringen."

„Amadeddin, der mich aufrichtig liebte, unterließ nichts, mich von meinem Entschluß abzubringen; aber ich überzeugte ihn, daß er vergebens dagegen kämpfe. „Prinz," entgegnete ich ihm, „mein Vorhaben ist unumstößlich, ich überlasse euch meinen Platz; nehmet den Thron Fadlallah's in Besitz, und möget ihr glücklicher sein als er; regiert über Völker, die eure Verdienste kennen und das Glück schon erfahren haben, euch zum Herrscher zu haben. Ich dagegen, überdrüssig aller Macht und Hoheit, will in entfernte Gegenden ziehen und wie ein Mann von gewöhnlichem Stande leben; frei von allen Sorgen, die mit der Herrschermacht verknüpft sind, will ich dort meine Semrnde beweinen, und indem ich mir die glücklichen Tage die wir zusammen verlebt haben, in's Gedächtniß zurückrufe, soll diese süße Erinnerung meine einzige Beschäftigung in der Einsamkeit sein."

„Ich ließ also Amadeddin auf dem Throne von Mußel, und nur von einigen Sklaven begleitet, begab ich mich auf den Weg nach Bagdad, wo ich, mit Gold und Edelsteinen reich versehen, glücklich anlangte. Ich stieg bei Muaffak ab; seine Frau so wie er waren nicht wenig erstaunt, mich wieder zu sehen und sie wurden es bald noch mehr, wie ich sie von dem Tode ihrer Tochter benachrichtigte, welche sie zärtlich liebten. Wir vergossen bittere Thränen, ich beim Erzählen, sie beim Zuhören."

„Ich blieb nicht lange in Bagdad; ich schloß mich einer großen Anzahl von Pilgern an, die nach Mekka wallfahrteten, wo ich, nachdem ich meine Andacht verrichtet hatte, zufällig eine Gesellschaft tartarischer Pilger antraf, mit welchen ich nach der Tartarei zog. Wir kamen durch diese Stadt, ich fand den Aufenthalt darin angenehm, verweilte hier und ließ mich gänzlich nieder; und es sind nun beinahe vierzig Jahre, daß ich hier wohne. Ich gelte hier für einen Fremden, der sich vormals mit dem Handel beschäftigt hat; ich führe ein zurückgezogenes Leben und sehe fast Niemand; Semrude lebt ewig in meinen Gedanken, und die Erinnerung an sie ist mein höchstes Vergnügen."

Als Fadlallah die Erzählung seiner Abentheuer beendigt hatte, sagte er zu seinen Gästen: „Da habt ihr meine Geschichte. Ihr seht aus meinen Unglücksfällen, wie aus den eurigen, daß das menschliche Leben ein unaufhörlich vom rauhen Nordwinde bewegtes Rohr ist. Gleichwol kann ich euch versichern, daß ich seit meinem Aufenthalt in Dschaik ruhig und glücklich bin; ich bereue es nicht, die Krone von Mußel niedergelegt zu haben; ich finde mein Glück in der Dunkelheit des Looses, welches ich genieße."

Timurtasch, Elmase und Kalaf ertheilten dem Sohne Bin-Ortok's tausend Lobsprüche; der Chan erneuerte den Entschluß, sein eigenes Reich aufzugeben, um unbekannt in einem fremden Lande zu leben, wo man nicht einmal den Rang kannte, den er vormals in der Welt eingenommen hatte. Elmase lobte die Treue, die er Semruden bewahrte, und seinen Schmerz über ihren Tod. Kalaf endlich sagte zu ihm: „Es wäre zu wünschen, mein Fürst, daß alle Menschen, die in's Unglück gerathen, so viel Standhaftigkeit hätten, als ihr in euerm Mißgeschick bewiesen habt."

Sie fuhren fort sich zu unterhalten, bis es Zeit war schlafen zu gehen. Da rief Fadlallah seine Sklaven, welche Wachslichter auf Leuchtern von Aloeholz brachten, und den Chan, die Fürstin und ihren Sohn in ein Gemach führten, wo die nämliche Einfachheit herrschte, die man im ganzen übrigen Hause erblickte. Elmase und Timurtasch blieben in einem Zimmer, und Kalaf legte sich in einem andern schlafen.

Am folgenden Morgen trat der Greis in das Gemach seiner Gäste, nachdem sie aufgestanden waren, und sagte zu ihnen: „Ihr seid nicht allein unglücklich; so eben erfahre ich, daß gestern Abend ein Gesandter des Sultans von Karisme hier angekommen ist; sein Herr schickt ihn an Ilengsche-Chan, um diesen zu bitten, dem Chan der Nogaïs, seinem Feinde, nicht nur keine Zuflucht zu gönnen, sondern ihn sogar festnehmen zu lassen, sobald er durch das Land Dschaik

käme. In der That," fuhr Fadlallah fort, „geht das Gerücht, daß dieser unglückliche Chan, aus Furcht, in die Hände des Sultans von Karisme zu fallen, seine Hauptstadt verlassen und sich mit seiner Familie geflüchtet habe."

Bei dieser Nachricht wechselten Timurtasch und Kalaf die Farbe und die Fürstin fiel in Ohnmacht.

Die Ohnmacht Elmasens, so wie die Bestürzung des Vaters und des Sohnes, ließen Fadlallah vermuthen, daß seine Gäste keine Kaufleute seien. „Ich sehe wohl," sagte er zu ihnen, nachdem die Fürstin wieder zu sich gekommen war, „daß ihr an dem Unglück des Chans der Nogaïs sehr lebhaften Antheil nehmt; oder vielmehr, soll ich euch sagen, was ich denke? ich glaube daß ihr selbst die beklagenswerthen Gegenstände der Verfolgung jenes Sultans seid."

„Ja Herr," erwiderte Timurtasch, „wir sind die Schlachtopfer, die er verlangt; ich bin der Chan der Nogaïs und hier seht ihr meine Frau und meinen Sohn; wir thäten unrecht, uns euch nicht zu entdecken nach der Aufnahme und dem Vertrauen, die ihr uns gewährt habt. Ja ich hoffe sogar, daß euer Rath uns helfen wird, der Verlegenheit, in der wir uns befinden, zu entgehen."

„Die Umstände sind allerdings sehr mißlich," versetzte der alte König von Mußel; „ich kenne Ilengsche-Chan, er fürchtet den Sultan von Karisme, und es ist kein Zweifel, daß er, ihm zu gefallen, euch überall wird suchen lassen. Ihr seid weder bei mir, noch in irgend einem andern Hause der Stadt in Sicherheit, und es bleibt euch daher nichts anderes übrig, als das Land Dschaïk schleunigst zu verlassen; gehet über den Irtisch-Fluß und suchet, so rasch ihr nur könnt, die Grenzen des Stammes Berlas zu erreichen."

Timurtasch, seine Frau und Kalaf fanden diesen Rath gut. Sogleich ließ Fadlallah drei Pferde mit den nöthigen Lebensmitteln für sie zurechtmachen, und indem er ihnen eine mit Gold gefüllte Börse überreichte, sagte er zu ihnen: „begebt euch schleunigst hinweg, ihr habt keinen Augenblick zu verlieren; denn vielleicht schon morgen läßt Ilengsche-Chan nach euch suchen."

Sie dankten dem alten König auf das herzlichste und verließen sodann Dschaïk, gingen über den Irtisch und langten nach mehreren Tagereisen in das Gebiet des Stammes Berlas. Sie hielten bei der ersten Horde an*), auf welche sie trafen, verkauften ihre Pferde und lebten hier ziemlich sorgenfrei, so lange sie Geld hatten. Als ihnen dieses aber zu fehlen begann, erneuerte sich auch der Kummer des Chans.

„O warum muß ich noch auf der Welt sein?" sagte er. „War es nun nicht weit besser, in meinem Reich meine übermüthigen Feinde zu erwarten, und bei der Vertheidigung meiner Hauptstadt zu sterben, als ein Leben zu fristen, welches nur eine Kette von Unglücksfällen ist? Es ist umsonst, daß wir unser Mißgeschick mit Geduld ertragen, der Himmel wird uns nie wieder glücklich werden lassen, denn er läßt uns ja beständig im Elend, aller Ergebung in seinen Willen ungeachtet."

*) Eine große Anzahl von Zelten, die im Freien neben einander aufgeschlagen sind, eine Art von Stadt bilden und den Tartaren zur Wohnung dienen.

„Mein Vater," erwiderte ihm Kalaf, „verzweifle nicht an dem Ende unsrer Leiden; der Himmel, welcher die Schicksale der Menschen lenkt, bereitet uns vielleicht noch Annehmlichkeiten, die wir nicht voraussehen können. Laß uns zu der vornehmsten Horde dieses Stammes gehen; ich habe eine Ahnung, daß unser Geschick dort eine günstigere Wendung nehmen wird."

Sie gingen also alle Drei zu der Horde, wo der Chan von Berlas residirte. Sie traten in ein großes Zelt, welches armen Fremden zur Aufnahme diente, und legten sich in einem Winkel desselben nieder, sehr bekümmert, was sie thun sollten, um ihren Unterhalt zu gewinnen. Kalaf ließ seinen Vater und seine Mutter hier zurück, ging hinaus und in der Horde umher, indem er das Mitleid der Vorübergehenden ansprach; von der kleinen Summe Geldes, welche er auf solche Weise empfing, kaufte er Lebensmittel, die er am Abend seinem Vater und seiner Mutter brachte. Sie konnten sich Beide der Thränen nicht erwehren, da sie vernahmen, daß ihr Sohn Almosen gebettelt hatte. Kalaf wurde gleichfalls bewegt und sagte zu ihnen:

„Ich gestehe, nichts scheint mir schmerzlicher, als zum Betteln gezwungen zu sein: wenn ich jedoch auf keine andre Weise für euch sorgen kann, so will ich es thun, welche Ueberwindung es mich auch kostet. Aber," fügte er hinzu, „ihr dürft mich ja nur als Sklaven verkaufen, und von dem Gelde, welches ihr daraus löst, werdet ihr lange Zeit leben können."

„Was sagst du, mein Sohn?" rief Timurtasch bei diesen Worten. „Du schlägst uns vor, auf Kosten deiner Freiheit zu leben? Ach, lieber möge das Unglück, welches uns niederdrückt, immer fortdauern. Wenn einer von uns Dreien verkauft werden muß, um den beiden andern Hülfe zu gewähren, so bin ich es; und ich weigere mich nicht, für euch das Joch der Sklaverei auf mich zu nehmen."

„Mein Vater," versetzte Kalaf, „ich hab' einen Einfall; morgen früh will ich gehn und mich unter die Lastträger stellen; irgend Jemand wird sich meiner bedienen und wir werden so von dem Ertrage meiner Arbeit leben können."

Bei diesem Entschluß blieben sie. Am folgenden Tage stellte sich der Prinz unter die Lastträger der Horde und wartete darauf, daß sich Jemand seiner bedienen möchte; aber unglücklicherweise traf es sich, daß Niemand seine Dienste verlangte, und so war die Hälfte des Tages schon verflossen, ohne daß er irgend etwas verdient hatte. Das bekümmerte ihn sehr: wenn es mit meinem Erwerb nicht besser geht, sprach er bei sich selbst, wie werd' ich da Vater und Mutter ernähren können?

Es langweilte ihn, vergebens unter den Lastträgern zu stehen, ohne daß Jemand sich an ihn wendete, und so ging er aus der Horde in's Feld hinaus, um ungestörter über die Mittel zum Unterhalt nachzudenken. Er setzte sich unter einen Baum und schlief ein, nachdem er den Himmel um Erbarmen mit seiner Lage angefleht hatte.

Bei seinem Erwachen bemerkte er neben sich einen Falken von ausnehmender Schönheit; sein Kopf war mit einem tausendfarbigen Federbusch geschmückt, und um den Hals trug er eine Kette von Goldblättchen, mit Diamanten, Topa-

sen und Rubinen verziert. Kalaf, der sich auf die Falknerei verstand, hielt ihm die Faust hin und der Vogel setzte sich darauf. Der Prinz der Nogaïs hatte große Freude darüber; laß sehen, sprach er bei sich selbst, wohin dies führen wird, dieser Vogel gehört allem Anscheine nach dem Gebieter dieser Horde.

Er täuschte sich nicht; es war der Falke Allinger's, des Chans von Berlas, welchen dieser Fürst den Tag zuvor auf der Jagd verloren hatte. Seine Oberjägermeister suchten weit und breit nach ihm um so eifriger und besorgter, da ihr Herr sie mit dem Tode bedroht hatte, wenn sie ohne seinen Vogel, den er leidenschaftlich liebte, an den Hof zurückkehrten.

Prinz Kalaf kehrte mit dem Falken in die Horde zurück. Sogleich fing das ganze Volk an zu schreien: „Ah! da ist der Falke des Chans wiedergefunden; gesegnet sei der Jüngling, der unserm Fürsten eine solche Freude bereitet und ihm seinen Vogel wiederbringt."

In der That, sobald Kalaf an das königliche Zelt kam und mit dem Falken sich zeigte, lief der Chan, ganz außer sich vor Freude, auf seinen Vogel zu und erwies ihm tausend Liebkosungen: sodann wandte er sich zu dem Prinzen der Nogaïs und fragte ihn, wo er den Vogel gefunden habe. Kalaf erzählte den ganzen Hergang, worauf der Chan zu ihm sagte: „Du scheinst mir ein Fremder; aus welchem Lande bist du, und welches Gewerbe treibst du?"

„Herr," antwortete ihm der Sohn des Timurtasch, indem er sich ihm zu Füßen warf, „ich bin der Sohn eines sehr vermögenden Kaufmanns in der Bulgarei; ich reiste mit meinem Vater und meiner Mutter in dem Lande Dschaik; da stießen wir auf Räuber, die uns nichts als das Leben ließen, und so haben wir uns bis zu dieser Horde fortbetteln müssen."

„Jüngling," versetzte der Chan, „es ist mir lieb, daß du es bist, der meinen Falken gefunden hat, denn ich habe geschworen, demjenigen, der mir ihn wiederbringen würde, drei Bitten zu gewähren; du darfst also nur sprechen. Sag' mir, was du von mir wünschest, und sei versichert, daß ich es dir gewähre."

„Weil es mir denn erlaubt ist, drei Dinge zu erbitten," antwortete Kalaf, „so wünschte ich zuerst, daß mein Vater und meine Mutter, die sich im Armenzelte befinden, ein eigenes Zelt in der Nähe Eurer Majestät erhielten, und daß sie auf Eure Kosten den Rest ihrer Tage verpflegt und von Eurer eigenen Dienerschaft bedient würden. Für's zweite begehre ich eins der schönsten Rosse aus Euern Ställen, ganz gesattelt und gezäumt, und endlich einen vollständigen und prächtigen Anzug, mit einem kostbaren Säbel, so wie eine volle Börse mit Gold, um mit Bequemlichkeit eine Reise zu machen, die ich vorhabe."

„Deine Wünsche sollen erfüllt werden," sagte Allinger, „führe deinen Vater und deine Mutter hierher, ich will sie von heute an so verpflegen lassen, wie du es wünschest, und morgen kannst du, reich gekleidet und auf dem schönsten Rosse meines Marstalles, reisen wohin du willst."

Kalaf warf sich abermals vor dem Chan nieder, und nachdem er ihm für seine Gnade gedankt hatte, begab er sich nach dem Zelt zurück, wo Elmase und Timurtasch ungeduldig auf ihn warteten.

„Ich bringe euch gute Nachrichten," sagte er zu ihnen, „unser Schicksal hat sich schon geändert." Zugleich erzählte er ihnen Alles, was ihm begegnet war. Sie freuten sich sehr über dieses Ereigniß und betrachteten es als ein untrügliches Zeichen, daß die Strenge ihres Geschickes nachzulassen anfange. Bereitwillig folgten sie Kalaf, der sie nach dem königlichen Zelte führte, und sie dem Chan vorstellte. Dieser Fürst empfing sie sehr gütig, und versprach ihnen, das Versprechen, welches er ihrem Sohn gegeben hatte, genau zu erfüllen. Er ließ es ihnen an nichts fehlen, gab ihnen von Stund' an ein besonderes Zelt, ließ sie durch die Sklaven und Beamten seines Hauses bedienen, und befahl, daß man ihnen so begegne, wie ihm selbst.

Am folgenden Morgen wurde Kalaf mit einem reichen Anzuge bekleidet; er empfing aus der Hand des Fürsten Allinger selbst einen Säbel, dessen Griff von Diamanten war, nebst einer mit Goldstücken gefüllten Börse, und sodann führte man ihm ein sehr schönes turkomanisches Roß vor. Er stieg auf vor dem ganzen Hofe, und um zu zeigen, daß er ein Pferd zu behandeln verstehe, ließ er es hundert verschiedene Wendungen machen, auf eine Weise, welche den Fürsten und seinen Hofstaat entzückte.

Nachdem er dem Chan für alle seine Wohlthaten gedankt hatte, nahm er Abschied von ihm. Hierauf begab er sich zu seinen Eltern. „Ich habe eine außerordentliche Lust," sagte er zu ihnen, „das große Königreich China zu sehen; erlaubt mir, diesen Wunsch auszuführen; eine Vorahnung sagt mir, daß ich mich durch irgend eine glänzende That auszeichnen und die Freundschaft des Monarchen gewinnen werde, der jene umfangreichen Staaten beherrscht. Verstattet also, daß ich euch hier in einem Zufluchtsorte zurücklasse, wo ihr in Sicherheit seid, und wo es euch an nichts fehlt; während ich dem Antriebe folge, welcher mich fortzieht, oder vielmehr mich dem Himmel überlasse, der mich führt."

„Geh' mein Sohn," antwortete Timurtasch, „folge dem edlen Zuge, der dich treibt; geh' dem Schicksal entgegen, welches dich erwartet; beschleunige durch deine Tapferkeit das langsame Glück, welches unserm Mißgeschick folgen soll, oder erwirb durch einen schönen Tod eine glänzende Stelle in der Geschichte unglücklicher Fürsten. Zieh' hin, wir wollen hier in diesem Stamme Nachrichten von dir erwarten, und dein Glück wird das unsrige bestimmen."

Der junge Prinz der Nogaïs umarmte seinen Vater und seine Mutter und begab sich auf den Weg nach China. Ohne daß ihm unterwegs ein Abentheuer zustieß, gelangte er zu der großen Stadt Kanbalek, sonst Peking genannt, und stieg bei einem Hause in der Vorstadt ab, welches von einer alten Wittwe bewohnt war. Kalaf trat an die Thür, die Alte erschien sogleich und er begrüßte sie indem er sagte: „Meine gute Mutter, möchtet ihr wol einen Fremden bei euch aufnehmen? wenn ihr mich in eurem Hause wohnen lassen könnt, so darf ich euch versichern, es wird euch nicht gereuen."

Die alte Frau betrachtete das Gesicht des jungen Prinzen, und da sie aus seinen edlen Zügen wie aus seiner Kleidung schloß, daß es kein zu verschmähender Gast sei, so verneigte sie sich tief und antwortete ihm: „Junger Fremdling, der

ihr ein so vornehmes Aussehen habt, mein Haus steht zu euerm Dienst, so wie Alles, was darin ist."

„Habt ihr aber auch," fragte er sodann weiter, „einen geeigneten Ort für mein Pferd?"

„Ja," antwortete sie, „ich habe einen." Zugleich faßte sie das Pferd beim Zügel und führte es in einen kleinen Stall hinter dem Hause. Sodann kehrte sie zu Kalaf zurück, der großen Hunger empfand und fragte, ob sie nicht Jemand hätte, der ihm auf dem Markt etwas einkaufen könnte.

Die Wittwe antwortete, sie hätte einen Enkelsohn von 12 Jahren, der bei ihr wohne und diesen Auftrag gewiß ganz wohl ausrichten werde. Hierauf zog der Prinz ein Goldstück aus seiner Börse und übergab es dem Knaben, der damit auf den Markt ging.

Inzwischen hatte die Wirthin vollauf zu thun, die Neugierde Kalafs zu befriedigen. Er richtete tausend Fragen an sie über die Sitten der Einwohner dieser Stadt, wie groß die Zahl ihrer Bewohner sei, und endlich kam die Rede auch auf den König von China.

„Sagt mir doch, ich bitte euch," fragte Kalaf, „von welcher Gemüthsart ist dieser Fürst? Ist er großmüthig, und glaubt ihr wohl daß er den Eifer eines jungen Fremdlings, der sich anböte ihm gegen seine Feinde zu dienen, mit einiger Aufmerksamkeit erwidern würde? Mit einem Wort, verdient er, daß man sich seinem Dienste widme?"

„Ganz gewiß," versetzte die Alte, „er ist ein sehr guter Fürst, der seine Unterthanen eben so sehr liebt, wie er von ihnen geliebt wird, und ich bin ganz erstaunt, daß ihr von unserm guten Könige Altun-Chan noch nicht reden gehört habt, denn der Ruf seiner Güte ist ja durch die ganze Welt verbreitet."

„Nach dem zu urtheilen, was ihr von ihm sagt," versetzte der Prinz der Nogaïs, „muß er ja der glücklichste Monarch auf der ganzen Erde sein."

„Demungeachtet ist er es nicht," erwiderte ihm die Wittwe, „man kann sogar sagen, daß er sehr unglücklich ist. Für's erste hat er keinen Prinzen, der ihm nachfolgen könnte, er kann keinen männlichen Erben bekommen, wie viel gute Werke er auch deshalb thut. Und gleichwol muß ich euch sagen, ist der Kummer, keinen Sohn zu haben, noch nicht sein größter. Was die Ruhe seines Lebens stört, ist die Prinzessin Turandokt, seine einzige Tochter."

„Ei," erwiderte Kalaf, „warum ist sie denn eine solche Qual für ihn?"

„Das will ich euch sagen," sprach die Wittwe, „ich kann euch das ganz genau erzählen, denn ich habe es oft von meiner Tochter gehört, welche die Ehre hat, im Harem eine der Sklavinnen der Prinzessin zu sein."

„Die Prinzessin Turandokt," fuhr die alte Wirthin des Prinzen der Nogaïs fort, „steht in ihrem 19ten Jahre und ist so schön, daß die Maler, welche ihr Bildniß gemalt haben, obgleich sie die geschicktesten im ganzen Morgenlande sind, doch alle gestanden haben, sie schämten sich ihres Werkes, und kein Pinsel auf der Welt, sei er auch noch so geschickt die Reize eines schönen Gesichts wieder zu geben, vermöge alle die der Prinzessin von China darzustellen. Gleichwol haben

die verschiedenen Bildnisse, welche man von ihr gemacht hat, obschon sie unendlich hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, schreckliche Wirkungen hervorgebracht."

„Sie verbindet mit ihrer hinreißenden Schönheit einen so gebildeten Geist, daß sie nicht nur alles weiß, worin Frauen ihres Ranges gewöhnlich unterrichtet werden, sondern selbst die Wissenschaften, die nur den Männern zukommen. Sie kann die verschiedenen Schriftzüge mehrerer Völker schreiben, sie versteht die Rechenkunst, die Erdkunde, die Weltweisheit, die Mathematik, die Rechte und hauptsächlich die Gottesgelehrtheit; sie hat die Gesetze und die Sittenlehre unsers Gesetzgebers Vergingusing*) gelesen; kurz, sie ist so unterrichtet, wie alle Gelehrten zusammen; aber ihre schönen Eigenschaften werden durch eine Seelenhärte verdunkelt, die ohne gleichen ist; sie befleckt alle ihre Verdienste durch eine abscheuliche Grausamkeit."

„Es sind nun zwei Jahre, daß der König von Tibet sie für den Prinzen, seinen Sohn, der sich durch den Anblick ihres Bildnisses in sie verliebt hatte, zur Gemahlin verlangte. Altun-Chan, ganz erfreut über diese Verbindung, schlug sie der Turandokt vor. Aber diese stolze Prinzessin, der alle Männer verächtlich erscheinen, so eitel hat sie ihre Schönheit gemacht, verwarf den Antrag mit Unwillen. Der König gerieth in Zorn gegen sie, und erklärte ihr, daß er Gehorsam fordere. Doch anstatt sich gutwillig dem Wunsch ihres Vaters zu unterwerfen, weinte sie vor Aerger, daß man sie zwingen wolle. Sie betrübte sich so unmäßig, wie wenn man ihr ein großes Uebel hätte zufügen wollen; kurz, sie quälte sich dergestalt, daß sie in eine Krankheit verfiel. Die Aerzte, welche die Ursache ihrer Krankheit kannten, erklärten dem Könige, daß alle ihre Heilmittel vergebens wären, und daß die Prinzessin unfehlbar sterben müsse, wenn er darauf bestehe, sie mit dem Prinzen von Tibet zu vermählen."

„Da ging der König, welcher seine Tochter grenzenlos liebte, erschrocken über die Gefahr in welcher sie sich befand, zu ihr, und versicherte sie, daß er den Abgesandten von Tibet mit einer abschlägigen Antwort zurückschicken werde."

„Das ist nicht genug, Herr," entgegnete ihm die Prinzessin, „ich habe beschlossen, nicht am Leben zu bleiben, wenn ihr mir nicht bewilligt, um was ich euch zu bitten habe. Wenn ihr wünschet, daß ich lebe, so müßt ihr euch durch einen unverletzlichen Schwur verpflichten meine Gefühle nicht zu zwingen, und müßt öffentlich bekannt machen lassen, daß keiner von allen Prinzen, die mich zur Gemahlin verlangen, meine Hand erhält, wenn er vorher nicht die Fragen richtig beantwortet hat, welche ich ihm im Beisein aller gesetzkundigen Männer dieser Stadt vorlegen werde. Beantwortet er sie gut, so willige ich ein seine Gemahlin zu werden: beantwortet er sie schlecht, so soll ihm im Hofe eures Pallastes der Kopf abgehauen werden."

„Durch diese Bedingung," fügte sie hinzu, „welche man den fremden Prinzen, die nach Peking kommen, kund macht, wird man ihnen die Lust benehmen, mich zur Ehe zu begehren, und das ist mein Wunsch, denn ich hasse die Männer, und will mich nicht vermählen."

*) Die Chinesen nennen ihn auch den Propheten Dschakmuny: es ist offenbar Confucius.

„Aber meine Tochter," entgegnete ihr der König, „wenn nun einer, ohne Scheu vor dieser Bedingung, sich dennoch meldet und dir deine Fragen ganz richtig beantwortet?"

„Oh, davor hab' ich keine Furcht," unterbrach sie ihn heftig, „ich kann ihm so schwere vorlegen, daß ich die gelehrtesten Männer damit in Verlegenheit setzen würde; auf die Gefahr hin will ich es wagen."

„Altum-Chan überlegte eine Weile, was die Prinzessin von ihm verlange; ich sehe wohl, sagte er bei sich selber, daß meine Tochter sich nicht vermählen will, und daß in der That diese Bekanntmachung alle ihre Bewerber zurückschrekken wird; ich wage also nichts, wenn ich ihr diese Beruhigung gebe; es kann kein Unglück dadurch geschehen: welcher Prinz wäre thöricht genug, einer so abschrekkenden Gefahr zu trotzen?"

„Genug, der König, überzeugt, daß dieser Beschluß keine übeln Folgen haben werde, und daß die völlige Genesung der Prinzessin davon abhänge, ließ ihn öffentlich bekannt machen, und schwur auf das Gesetzbuch von Bergingsing, ihn streng zu erfüllen. Turandokt, beruhigt durch diesen heiligen Schwur, den wie sie wußte, der König, ihr Vater, nie zu verletzen wagen würde, gewann ihre Kräfte wieder und erfreute sich bald einer vollkommenen Gesundheit."

„Indessen zog der Ruf ihrer Schönheit mehrere fremde junge Prinzen nach Peking; man mochte ihnen immerhin den Inhalt des Gesetzes kund machen, es war vergeblich; denn da ein Jeder, und vor allem junge Männer, die beste Meinung von seinem Verstande hat, so waren sie kühn genug, die Fragen der Prinzessin beantworten zu wollen; weil sie jedoch den dunkeln Sinn derselben nicht zu durchdringen vermochten, so kamen sie alle elendiglich um, einer nach dem andern. Der König, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, schien sehr gerührt von ihrem Schicksal. Es gereute ihn, einen Schwur gethan zu haben, der ihn bindet, und der Zärtlichkeit ungeachtet, die er für seine Tochter hegt, möchte er sie doch lieber todt wissen, als sie um diesen Preis erhalten haben. Wenn ein Bewerber, den die Bedingung nicht hat zurückschrecken können, um die Hand der Prinzessin bei ihm anzuhalten kommt, so bemüht er sich, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, und giebt nur mit Betrübniß zu, daß er sich der Gefahr aussetze, sein Leben zu verlieren. Aber es geschieht gewöhnlich, daß er diese jungen Wagehälse nicht abzureden vermag. Sie sind so sehr von Turandokt erfüllt, daß die Hoffnung, sie zu besitzen, sie über die Schwierigkeiten verblendet, welche damit verbunden sind."

„Wenn aber der König sich wenigstens gefühlvoll bei dem Untergange dieser unglücklichen Prinzen bezeigt, so ist selbst das nicht einmal bei seiner grausamen Tochter der Fall. Sie frohlockt über die blutigen Schauspiele, welche ihre Schönheit den Chinesen giebt. Sie besitzt eine solche Eitelkeit, daß der liebenswürdigste Prinz ihr ihrer nicht nur unwürdig, sondern sogar höchst unverschämt erscheint, daß er es wagt, seine Gedanken und Hoffnungen bis zu ihrem Besitze zu erheben, und sie betrachtet seinen schrecklichen Tod als eine gerechte Strafe seiner Vermessenheit."

„Das Beklagenswertheste dabei ist, daß der Himmel noch so oft Prinzen hierher kommen läßt, sich dieser unmenschlichen Prinzessin hinzuopfern. Es ist noch gar nicht lange, daß ein Prinz, der sich schmeichelte, Geist genug zu besitzen um ihre Fragen zu beantworten, sein Leben verloren hat; und diese Nacht soll ein anderer hingerichtet werden, den sein Mißgeschick in der nämlichen Hoffnung nach China geführt hat."

Kalaf hatte der Alten sehr aufmerksam zugehört. „Ich begreife nicht," versetzte er, nachdem sie geendet hatte, „wie es nur so unbesonnene Prinzen geben kann, die sich demungeachtet um die Prinzessin von China zu bewerben kommen. Wer sollte nicht von einer solchen Bedingung, die an ihren Besitz geknüpft ist, zurückgeschreckt werden? Uebrigens, was auch die Maler sagen mögen, die ihr Bildniß gemalt haben, mögen sie immerhin versichern, daß ihr Werk nur ein unvollkommenes Abbild ihrer Schönheit sei: ich glaube vielmehr, daß sie ihr Reize geliehen haben, und daß ihre Gemälde geschmeichelt sind, weil sie so mächtige Wirkungen hervorgebracht haben. Kurz, ich kann nicht glauben, daß Turandokt so schön sei, wie ihr sagt."

„Gnädiger Herr," entgegnete die Wittwe, „sie ist noch viel reizender, als ich euch gesagt habe, und ihr könnt mir das glauben, denn ich habe sie öfter gesehen, wenn ich zu meiner Tochter in den Harem ging. Macht euch, wenn ihr wollt, ein Bild ganz nach euerm Gefallen, vereinigt in eurer Phantasie Alles, was zu einer vollkommenen Schönheit gehört, und seid überzeugt, daß ihr euch gleichwol nicht eine Schönheit vorzustellen vermögt, die sich der Prinzessin nur im entferntesten annähere."

Der Prinz der Nogaïs konnte den Reden seiner Wirthin nicht Glauben beimessen, so übertrieben fand er sie; gleichwohl empfand er, ohne zu wissen warum, ein geheimes Vergnügen daran. „Aber, gute Mutter," fing er von neuem an, „sind denn die Fragen, welche die Tochter des Königs vorlegt, so schwer, daß man sie nicht auf eine Weise beantworten könnte, die den gesetzkundigen Männern, welche darüber zu entscheiden haben, genügt? Was mich betrifft, so bilde ich mir ein, daß die Prinzen, welche den Sinn derselben nicht zu ergründen vermochten, sämmtlich sehr schwerköpfig oder unwissend gewesen sind."

„Nein, nein," versetzte die Alte, „kein Räthsel ist so dunkel, als die Fragen der Prinzessin, und es ist fast unmöglich, sie gut zu beantworten."

Während sie sich so von der Prinzessin Turandokt und ihren unglücklichen Bewerbern unterhielten, kehrte der Knabe, der auf den Markt geschickt worden war, mit Lebensmitteln beladen, zurück. Kalaf setzte sich an die Tafel, welche die Wirthin ihm zurichtete, und aß wie ein Mensch, der fast vor Hunger gestorben wär'. Darüber kam die Nacht heran und bald hörte man in der Stadt den Schall der Gerichtspauken*).

Der Prinz fragte, was dieser Lärm bedeute. „Er benachrichtigt das Volk," antwortete die Alte, „daß Jemand hingerichtet werden soll, und das unglückliche Schlachtopfer ist eben der Prinz, von dem ich euch gesagt habe, daß er diese

*) Sie werden immer bei Hinrichtungen geschlagen.

Nacht sein Leben verlieren soll, weil er die Fragen der Prinzessin schlecht beantwortet hat. Man richtet sonst die Missethäter am Tage hin, aber dies hier ist ein besonderer Fall. Der König verabscheut in seinem Herzen die schreckliche Strafe, welche er die Bewerber seiner Tochter erdulden läßt, und will nicht, daß die Sonne Zeuge einer so grausamen Handlung sei."

Der Sohn des Timurtasch hatte Lust, diese Hinrichtung mit anzusehen, deren Ursache ihm so seltsam vorkam; er verließ also das Haus seiner Wirthin, und da er auf der Straße einen großen Haufen Chinesen fand, welche die nämliche Neugier trieb, so mischte er sich unter sie und begab sich in den Hof des Palastes, wo ein so beklagenswerther Auftritt vor sich gehen sollte. Er sah in der Mitte ein Schebtscherage, das heißt einen hölzernen sehr hohen Thurm, dessen Außenwände von oben bis unten mit Cypressenzweigen bedeckt waren, zwischen welchen man eine außerordentliche Menge von Lampen geschickt vertheilt hatte, die ein so helles Licht verbreiteten, daß der ganze Hof davon erleuchtet wurde. Funfzehn Ellen von diesem Thurm erhob sich ein Schaffot, ganz bekleidet mit weißer Seide*) und umgeben von mehreren Zelten von gleichfarbigem Taffet. Hinter diesen Zelten bildeten zweitausend Soldaten der Leibwache des Altun-Chan, den bloßen Säbel und das Beil in der Hand, eine doppelte Kette, welche als Schranke für das Volk diente.

Kalaf betrachtete mit Aufmerksamkeit Alles, was sich ihm darbot, als plötzlich das traurige Schauspiel, dessen Zurüstung man sah, mit einem verworrenem Getöse von Trommeln und Glocken begann, welche von der Höhe des Thurmes weithin erschallten. Zugleich traten zwanzig Mandarine und eben so viele Rechtsgelehrte, alle in langen Gewändern von weißer Wolle, aus dem Palast, näherten sich dem Schaffot, und nachdem sie dreimal um dasselbe gegangen waren, setzten sie sich unter den Zelten nieder.

Hierauf erschien das Schlachtopfer, geschmückt mit Blumen und Cypressen, und nicht mit einem rothen, sondern mit einem weißen Fähnlein auf dem Kopf**), wie es die zum Tode Verurtheilten tragen. Es war ein junger Prinz, kaum achtzehn Jahre alt; er wurde von einem Mandarin begleitet, der ihn an der Hand führte; der Scharfrichter folgte. Sie stiegen alle Drei auf das Schaffot und sogleich schwieg der Lärm der Trommeln und Glocken. Darauf richtete der Mandarin folgende Worte an den Prinzen mit so lauter Stimme, daß es die Hälfte des Volkes hören konnte:

„Prinz," sagte er zu ihm, „ist es nicht wahr, daß man euch den Inhalt des königlichen Befehls bekannt gemacht hat, sobald ihr erschienen seid, euch um die Hand der Prinzessin zu bewerben? Ist es ferner nicht wahr, daß der König alle Mühe angewandt hat, euch von euerm tollkühnen Entschluß abzubringen?"

Nachdem der Prinz mit Ja geantwortet hatte, fuhr der Mandarin fort: „Erkennt ihr also, daß es nur eure Schuld ist, wenn ihr jetzt das Leben verliert, und daß der König und die Prinzessin an euerm Tode nicht schuldig sind?"

*) Die weiße Farbe ist bei den Chinesen ein Zeichen der Trauer.

**) In China trägt ein Verbrecher, den man zum Tode führt, auf dem Kopf eine weiße Fahne.

„Ich vergebe ihnen denselben," versetzte der Prinz, „ich klage nur mich selbst an und bitte den Himmel, von ihnen nicht Rechenschaft über mein Blut zu fordern, welches jetzt vergossen wird."

Er hatte die Worte noch nicht ausgesprochen, als der Scharfrichter ihm den Kopf mit einem Säbelhiebe abschlug. In dem nämlichen Augenblick wurde die Luft auf's neue mit dem Schall der Glocken und dem Getöse der Trommeln erfüllt. Inzwischen nahmen zwölf Mandarine den Körper auf, legten ihn in einen Sarg von Elfenbein und Ebenholz, und setzten diesen auf eine kleine Bahre, welche sieben von ihnen auf ihren Schultern in den Garten des Harems trugen, unter eine weiße Marmorkuppel, welche der König eigens zu einem Grabdenkmal für alle die unglücklichen Prinzen hatte erbauen lassen, welche dasselbe Schicksal haben sollten. Oft begab er sich dorthin und weinte an dem Grabe der Geopferten, und indem er ihre Asche durch seine Thränen ehrte, bemühte er sich, auf eine Weise wenigstens die Unmenschlichkeit seiner Tochter zu sühnen.

Sobald die Mandarine den Leichnam des Prinzen weggetragen hatten, gingen die Rechtsgelehrten und das Volk wieder nach Hause, den König tadelnd, daß er die Unvorsichtigkeit gehabt habe, durch einen unverletzlichen Schwur der Wuth der Prinzessin solche Macht gegeben zu haben.

Kalaf blieb in dem Hofe des Palastes, von tausend verworrenen Gedanken beschäftigt; er bemerkte neben sich einen Mann, der in Thränen schwamm; er schloß mit Recht, daß dies Jemand sei, der an der eben vollzogenen Hinrichtung großen Antheil nähme, und in der Hoffnung, mehr davon zu erfahren, redete er ihn an: „Der lebhafte Schmerz, welchen ihr bezeigt," sagte er zu ihm, „rührt mich, und ich theile eure Betrübniß, denn ich zweifle nicht, daß ihr den Prinzen näher gekannt habt, der so eben sein Leben verloren hat."

„Ach, mein Herr," erwiderte ihm dieser kummervolle Mensch, indem seine Thränen sich verdoppelten, „ich muß ihn wohl gekannt haben, denn ich war ja sein Hofmeister. O unglücklicher König von Samarkand," fügte er hinzu, „welche Betrübniß wirst du empfinden, wenn du die Todesart deines Sohnes hörst! und wer wird es wagen, dir diese Nachricht zu überbringen?"

Kalaf fragte, auf welche Weise der Prinz von Samarkand in die Prinzessin von China verliebt geworden.

„Ich will es euch sagen," antwortete der Hofmeister, „und ihr werdet ohne Zweifel erstaunen, über das, was ihr hört. Der Prinz von Samarkand," fuhr er fort, „lebte glücklich an dem Hofe seines Vaters. Die Hofleute, welche in ihm den Prinzen sahen, der einst ihr Herr werden sollte, beeiferten sich nicht weniger, ihm, wie dem Könige selber, zu gefallen. Er brachte gewöhnlich den Tag auf der Jagd zu oder beim Kugelspiel, und des Nachts ließ er heimlich die munterſten Jünglinge des Hofes zu sich kommen, und erfreute sich mit ihnen beim Genuß geistiger Getränke. Auch vergnügte er sich öfter damit, schöne Sklavinnen tanzen zu sehen und Gesang und Saitenspiel zu hören. Mit einem Wort, die Augenblicke seines Lebens waren mit allen Vergnügungen ausgefüllt, von denen sich eins immer an das andere reihte."

„Inzwischen traf ein berühmter Maler in Samarkand ein mit mehreren Bildnissen von Prinzessinnen, die er an den verschiedenen Höfen, welche er besucht, gemalt hatte. Er kam und zeigte sie meinem Prinzen, der bei dem Anblick der ersten, welche ihm vorgestellt wurde, sagte: „das sind in der That sehr schöne Bildnisse: ich bin jedoch überzeugt, daß die Urbilder dieser Portraits eurer Kunst sehr viel zu danken haben."

„Gnädiger Herr," versetzte der Maler, „ich gestehe, daß diese Bildnisse ein wenig geschmeichelt sind, aber ich muß euch sagen, daß ich ein noch viel schöneres, als diese hier, besitze, und welches gleichwol seinem Urbilde nicht nahe kommt." Mit diesen Worten zog er aus einem Kästchen, in welchem er seine Gemälde verwahrte, das der Prinzessin von China heraus."

„Kaum hielt es mein Herr in der Hand, so rief er aus, da er sich nicht vorstellen konnte, daß die Natur fähig sei, eine so vollkommene Schönheit hervorzubringen, es gäbe kein so reizendes Wesen auf der Welt, und das Bildniß der Prinzessin müsse noch weit mehr geschmeichelt sein, als alle die andern. Der Maler versicherte dagegen, dies sei nicht der Fall, vielmehr könne kein Pinsel je die Anmuth und Lieblichkeit in dem Gesicht der Prinzessin Turandokt wiedergeben."

„Auf diese Versicherung kaufte mein Herr das Bildniß, welches einen so lebhaften Eindruck auf ihn machte, daß er eines Tags den Hof seines Vaters verließ, und nur von mir begleitet, aus Samarkand ging; ohne mir seine Absicht zu sagen, nahm er den Weg nach China und kam in dieser Stadt an. Er nahm sich vor, eine Zeit lang Altun-Chan gegen seine Feinde zu dienen, und dann um die Prinzessin bei ihm anzuhalten. Bei unsrer Ankunft aber vernahmen wir jene strenge Bedingung, und was das seltsamste dabei ist, daß mein Prinz, anstatt über diese Nachricht sehr betrübt zu sein, Freude darüber empfand. Ich will mich erbieten, sprach er zu mir, die Fragen der Turandokt zu beantworten. Es fehlt mir nicht an Geist, ich werde diese Prinzessin gewinnen."

„Ich brauch' euch das Weitere nicht erst zu sagen, mein Herr," fuhr der Hofmeister schluchzend fort; „das traurige Schauspiel, dessen Zeuge ihr wart, läßt euch schließen, daß der beklagenswerthe Prinz von Samarkand nicht, wie er hoffte, die unseligen Fragen dieser barbarischen Schönheit beantworten konnte, deren Vergnügen es ist, Blut zu vergießen und die schon mehreren Königssöhnen das Leben gekostet hat. Sobald er sah, daß er sich zum Tode vorbereiten müßte, übergab er mir das Bildniß dieser grausamen Prinzessin, und sagte: „Ich vertraue dir dieses wunderbare Bild; bewahre dieses kostbare Vermächtniß wohl: du darfst es nur meinem Vater zeigen, wenn du ihm mein Schicksal erzählst, und ich zweifle nicht, daß er mir beim Anblick eines so reizenden Bildnisses meine Verwegenheit verzeihen werde." „Mag jedoch," fügte der Hofmeister hinzu, „ein Anderer, wenn er Lust hat, dem Könige, seinem Vater, eine so traurige Nachricht hinterbringen: was mich betrifft, so geh' ich, gramerfüllt, weit von hier und von Samarkand, ein so geliebtes Haupt zu beweinen."

„Das ist es, was ihr zu wissen wünschtet, und hier ist dieses gefährliche Bildniß," fuhr er fort, indem er es unter dem Kleide hervorzog und unwillig

auf die Erde warf; „da ist die Ursache des Todes meines Prinzen. O abscheuliches Bild! Warum hatte mein Herr, da er es in den Händen hielt, nicht meine Augen? O unmenschliche Prinzessin! könnten doch alle Prinzen der Erde für dich die Gefühle haben, welche du mir einflößest! Anstatt der Gegenstand ihrer Liebe zu sein, würdest du ihren Abscheu erregen."

Bei diesen Worten ging der Hofmeister des Prinzen von Samarkand, nachdem er noch einen wüthenden Blick auf den Palast geworfen hatte, voll Zorn hinweg, ohne dem Sohn des Timurtasch etwas weiteres zu sagen. Dieser hob das Bildniß der Turandokt schleunig auf und wollte sich damit in das Haus seiner alten Wirthin zurückbegeben; aber in der Dunkelheit verirrte er sich und gerieth, ohne daß er es merkte, außerhalb der Stadt. Er erwartete mit Ungeduld den Tag, um die Schönheit der Prinzessin von China zu betrachten. Kaum war es so hell geworden, daß Kalaf seine Neugierde befriedigen konnte, als er die Kapsel öffnete, welche das Bildniß verschloß.

Er zögerte gleichwol, bevor er es ansah. „Was will ich thun?" rief er. „Soll ich meinen Augen einen so gefährlichen Gegenstand darstellen? Denke, denke, Kalaf, an die unseligen Wirkungen, welche es hervorgebracht hat; hast du vergessen, was der Hofmeister des Prinzen von Samarkand dir erzählte? Sieh dieses Bild nicht an; widersteh der Bewegung, welche dich hinzieht, so lange sie nur noch ein neugieriges Verlangen ist. So lange du deiner Vernunft mächtig bist, kannst du deinen Untergang vermeiden . . . Aber was sag' ich, vermeiden!" fügte er hinzu, sich selbst tadelnd: „welche falsche Schlußfolge flößt mir ein so zaghaftes Bedenken ein? Wenn ich die Prinzessin lieben soll, steht meine Liebe nicht schon mit unauslöschlichen Zügen im Himmel geschrieben? Uebrigens, glaub' ich, kann man das schönste Bildniß ohne Gefahr sehen; man muß sehr schwach sein, um sich durch den Anblick einer wesenlosen Mischung von Farben verwirren zu lassen. Fürchte nichts, betrachte mit kaltem Blut diese sieghaften und meuchelmörderischen Züge: ich will sogar die Fehler daran auffinden, und ein neues Vergnügen genießen, die Reize dieser überstolzen Prinzessin meiner Musterung zu unterwerfen; und ich wünschte, um ihre Eitelkeit zu kränken, daß sie vernähme, wie ich ohne Bewegung ihr Bild betrachtet habe."

Der Sohn des Timurtasch getraute sich wol das Bildniß der Turandokt mit gleichgültigem Auge zu betrachten: er blickt es an, er prüft es, er bewundert den Umriß des Gesichts, die Regelmäßigkeit der Züge, die Lebhaftigkeit der Augen, den Mund, die Nase; Alles scheint ihm vollkommen: er erstaunt über eine so seltene Vereinigung; und obwohl auf der Hut gegen das, was er sieht, läßt er sich doch davon bezaubern. Eine unbegreifliche Unruhe treibt ihn wider seinen Willen; er kennt sich selbst nicht mehr: „Welches Feuer," spricht er, „hat mich so plötzlich durchdrungen? In welche Verwirrung setzt dieses Bildniß meine Sinne? Gerechter Himmel! Ist es denn das Loos aller derer, welche dies Gemälde anblicken, die unmenschliche Prinzessin zu lieben, welche sich ihnen darstellt? Ach! ich fühle nur zu sehr, daß sie auf mich den nämlichen Eindruck gemacht hat, wie auf den unglücklichen Prinzen von Samarkand; ich ergebe mich den Reizen,

die ihn verwundet haben, und statt durch sein beklagenswerthes Geschick abgeschreckt zu werden, fehlt wenig, daß ich nicht sein Unglück sogar beneide! Welche Verwandlung, großer Gott! So eben noch begriff ich nicht, wie man so sinnlos sein könne, eine so furchtbare Bedingung zu verachten, und in diesem Augenblick sehe ich nichts mehr, das mich abschreckt; alle Gefahr ist verschwunden."

„Nein, unvergleichliche Prinzessin," fuhr er fort, indem er das Bildniß mit zärtlichen Blicken ansah, „kein Hinderniß hält mich zurück; ich liebe dich trotz deiner Unmenschlichkeit; und da es mir vergönnt ist, nach deinem Besitz zu streben, so will ich von Stund' an Alles aufbieten, dich zu gewinnen: wenn ich in einem so schönen Vorhaben untergehe, so werde ich sterbend nur den Schmerz empfinden, dich nicht besitzen zu können."

Nachdem Kalaf also den Entschluß gefaßt hatte, sich um die Prinzessin zu bewerben, kehrte er zu seiner alten Wirthin zurück, deren Wohnung er nur mit vieler Mühe wieder auffinden konnte, denn er hatte sich in der Nacht ziemlich weit davon entfernt.

„Ach, mein Sohn," sagte die Wirthin, sobald sie ihn erblickte, „ich bin sehr erfreut, euch wieder zu sehen! ich war in großer Sorge um euch, ich fürchtete, es könne euch irgend ein Unfall zugestoßen sein. Warum seid ihr denn nicht früher heimgekommen?"

„Meine gute Mutter," antwortete er ihr, „es thut mir leid, euch Unruhe gemacht zu haben, aber ich habe mich in der Dunkelheit verirrt. Darauf erzählte er ihr, wie er den Hofmeister des Prinzen, der hingerichtet worden, getroffen habe, und wiederholte ihr Alles, was ihm dieser gesagt hatte. Sodann zeigte er ihr das Bildniß der Prinzessin Turandokt und sagte: „Sehet ob dieses Gemälde nur ein unvollkommenes Abbild der Prinzessin von China sei; ich für meinen Theil kann mir durchaus nicht einbilden, daß es der Schönheit des Urbildes nicht gleichkommen sollte."

„Bei der Seele des Propheten Dschakmuny," rief die Alte aus, nachdem sie das Bildniß prüfend betrachtet hatte, „die Prinzessin ist noch tausendmal schöner und reizender, als sie hier dargestellt ist. Ich wollte, daß ihr sie gesehen hättet, ihr würdet so gut, wie ich, überzeugt sein, daß alle Maler von der Welt, die es unternehmen, sie nach dem Leben zu malen, dies nicht im Stande sein werden; ich nehme selbst den berühmten Many nicht aus."

„Ihr macht mir ein außerordentliches Vergnügen," versetzte der Prinz der Nogaïs, „indem ihr mich versichert, daß die Schönheit Turandokts über alle Anstrengungen der Malerei erhaben sei. Wie angenehm ist mir diese Versicherung! Sie bestärkt mich in meinem Vorhaben und treibt mich an, ein so schönes Abentheuer schleunigst zu versuchen. Warum steh' ich nicht schon vor der Prinzessin? Ich brenne vor Ungeduld, zu erfahren, ob ich glücklicher bin, als der Prinz von Samarkand."

„Was sagt ihr da, mein Sohn?" entgegnete die Wittwe, „in welches unselige Unternehmen wollt ihr euch wagen, und denkt ihr in der That, es auszuführen?"

„Ja, meine gute Mutter," versetzte Kalaf, „ich will mich noch heute zur Beantwortung der Fragen Turandokts melden; ich kam nur nach China, meinen Arm dem großen König Altun-Chan anzubieten, aber es ist besser, sein Schwiegersohn, als bloß ein Offizier seines Heeres zu werden."

Bei diesen Worten brach die Alte in Thränen aus. „Ach, gnädiger Herr," sagte sie, „im Namen Gottes, besteht nicht auf einem so tollkühnen Entschluß: ihr seid ohne Zweifel verloren, wenn ihr die Verwegenheit habt, euch um die Prinzessin zu bewerben; anstatt von ihrer Schönheit entzückt zu sein, verabscheut sie vielmehr, weil sie die Ursache von so traurigen Ereignissen ist; stellt euch den Schmerz eurer Eltern vor, wenn sie die Nachricht eures Todes empfangen werden; laßt euch durch das tödliche Herzeleid rühren, in welches ihr sie stürzen wollt."

„Hört auf, gute Mutter, ich bitte euch," unterbrach sie der Sohn des Timurtasch, „mir Bilder vorzuführen, die so geeignet sind mich zu bewegen. Ich weiß wohl, daß, wenn ich heut' mein Leben ende, dies für die Stifter meiner Tage eine unerschöpfliche Thränenquelle sein wird; vielleicht (denn ich kenne ihre Zärtlichkeit für mich) würden sie sogar meinen Tod nicht vernehmen können, ohne selbst vor Schmerz zu sterben: aber welche Erkenntlichkeit auch ihre Liebe von mir fordern darf, und welche sie in der That mir einflößt, so muß ich dennoch der Leidenschaft folgen, die mich beherrscht; doch was sag' ich, geschieht es nicht auch, um sie vollkommen glücklich zu machen, daß ich mein Leben auf's Spiel setze? Ja, ohne Zweifel, ihr Glück vereinigt sich mit dem Verlangen, welches mich beseelt, und wenn mein Vater hier wäre, so würde er, weit entfernt sich meinem Entschluß zu widersetzen, mich antreiben, ihn schleunigst auszuführen. Das steht also fest: verliert keine Zeit, mich davon abreden zu wollen, denn nichts könnte mich wankend machen."

Als die Alte sah, daß ihr junger Gast auf ihren Rath nicht hörte, verdoppelte sich ihre Betrübniß: „Es steht also fest, gnädiger Herr," erwiderte sie, „man kann euch nicht zurückhalten, euerm Verderben entgegen zu rennen: warum mußtet ihr doch gerade in meinem Hause eure Wohnung nehmen? warum habe ich euch von Turandokt erzählt? Das Bildniß, welches ich euch von ihr entworfen habe, hat eine solche Liebe in euch entzündet — o ich Unglückliche! Ich bin es, die euch getödtet hat! Warum muß ich mir euern Tod vorzuwerfen haben?"

„Nein, meine gute Mutter," unterbrach sie abermals der Prinz der Nogaïs, „ihr seid nicht Schuld an meinem Unglück, schreibt euch die Liebe nicht zu, die ich für die Prinzessin empfinde; ich mußte sie lieben und ich erfülle mein Schicksal; übrigens, woher wißt ihr, daß ich ihre Fragen schlecht beantworten werde? Ich bin weder ohne Kenntnisse, noch ohne Geist, und der Himmel hat mir vielleicht die Ehre vorbehalten, den König von China von dem Kummer zu befreien, den ihm sein schrecklicher Schwur verursacht. Indeß," fügte er hinzu, indem er die Börse hervorzog, welche der Chan von Berlas ihm gegeben hatte, und in welcher sich noch eine ziemlich große Anzahl von Goldstücken befand, „da der Erfolg allerdings ungewiß ist, und es geschehen kann, daß ich sterbe, so mache ich euch diese Börse zum Geschenk, um euch über meinen Tod zu trösten; ihr könnt auch mein

Pferd verkaufen, und das Geld dafür behalten, denn ich habe es nicht mehr nöthig, sei es, daß die Tochter Altun-Chans der Preis meiner Kühnheit wird, oder daß mein Tod der traurige Lohn dafür sein muß."

Die Wittwe nahm die Börse Kalafs und sagte: „O mein Sohn, ihr täuscht euch sehr, wenn ihr euch einbildet, daß diese Goldstücke mich über euern Tod trösten können; ich will sie zu guten Werken verwenden, einen Theil davon in den Hospitälern an die Armen vertheilen, die ihr Elend mit Geduld tragen und deren Gebete deshalb Gott so angenehm sind; und den Ueberrest will ich den Dienern unsrer Religion geben, damit alle zusammen den Himmel bitten, daß er euch erleuchte, und nicht zulasse, daß ihr euch einer solchen Gefahr aussetzet. Das einzige, um was ich euch bitte, ist, daß ihr nicht schon heute hingeht, euch zur Beantwortung der Fragen Turandokts zu melden; wartet wenigstens bis morgen, der Aufschub ist ja nicht lang; lasset mir bis dahin Zeit, um die frommen Seelen in Thätigkeit zu setzen, und Dschakmuny zu euern Gunsten zu gewinnen; dann mögt ihr thun, was euch gefällt. Bewilligt mir, ich flehe, diese Beruhigung; ich wage zu sagen, daß ihr sie einer Person schuldig seid, die eine solche Freundschaft für euch gefaßt hat, daß sie über euern Tod untröstlich sein würde."

In der That mußte Kalaf sogleich für sich einnehmen, denn nicht nur, daß er einer der schönsten und wohlgebildetsten Prinzen von der Welt war, so hatte er auch ein so natürliches und anmuthiges Wesen, daß man ihn nicht sehen konnte, ohne ihn zu lieben. Er war gerührt von dem Schmerz und der Theilnahme, welche diese gute Alte ihm bewies. „Nun wol, gute Mutter," sagte er zu ihr, „ich will euch die Gefälligkeit erweisen, welche ihr von mir verlangt; ich werde heut' nicht hingehen, mich um die Prinzessin zu bewerben; wenn ich euch aber meine Meinung sagen soll, so glaube ich nicht, daß euer Prophet Dschakmuny mich in meinem Entschlusse wankend machen kann."

Den ganzen Tag über verließ er demnach das Haus der Wittwe nicht, die nicht verfehlte in die Hospitäler zu gehen und Almosen auszutheilen, so wie für ihr gutes baares Geld die Verwendung der Bonzen*) bei Verginguſing zu erkaufen. Eben so ließ sie den Götzenbildern Hühner und Fische opfern; auch die Schutzgeister wurden nicht vergessen, man brachte ihnen an den dazu geweihten Stätten Reiß und Hülsenfrüchte zum Opfer dar. Aber alle die Gebete der Bonzen und Götzendiener, obgleich gut bezahlt, brachten doch die Wirkung nicht hervor, welche die gute Wirthin Kalafs davon erwartet hatte; denn am folgenden Morgen erschien dieser Prinz noch entschlossener als vorher, sich um Turandokt zu bewerben.

„Lebt wohl, meine gute Mutter," sagte er zu der Wittwe, „es thut mir leid, daß ihr euch gestern um meinetwillen so viel Mühe gegeben habt; ihr konntet sie euch ersparen, denn ich hatte euch versichert, daß ich heute nicht andern Sinnes sein würde." Mit diesen Worten verließ er die Alte, die, vom lebhaftesten Schmerz ergriffen, sich das Gesicht mit ihrem Schleier verhüllte und den Kopf auf den Knieen, in einer unbeschreiblichen Niedergeschlagenheit zurückblieb.

*) Priester.

Der junge Prinz der Nogaïs, von Spezereien duftend und schöner als der Mond, begab sich nach dem Pallast; er erblickte am Thore 5 Elephanten und zu beiden Seiten waren 2000 Soldaten in zwei Reihen aufgestellt, einen Helm auf dem Kopf, einen Schild an der Hand und über und über mit Eisen gepanzert. Einer der vornehmsten Offiziere, welcher sie befehligte, schloß aus Kalafs Aussehn, daß er ein Fremder sei, hielt ihn deshalb an und fragte ihn, was er im Pallast zu thun habe.

„Ich bin ein fremder Prinz," antwortete ihm der Sohn des Timurtasch, „ich komme, mich dem Könige vorzustellen, und ihn zu bitten, mir die Erlaubniß zu bewilligen, die Fragen der Prinzessin, seiner Tochter, zu beantworten."

Der Offizier sah ihn bei diesen Worten mit Erstaunen an und sagte zu ihm: „Prinz, wißt ihr wohl, daß ihr damit um euren Tod bittet? ihr hättet besser gethan, in eurem Lande zu bleiben, als euch von einem solchen Entschluß hierher führen zu lassen. Kehrt sogleich wieder um und schmeichelt euch nicht mit der trügerischen Hoffnung, die unmenschliche Turandokt zu gewinnen. Und wärt ihr auch gelehrter als ein Mandarin*) der Wissenschaft, so würdet ihr doch nie den Sinn ihrer vieldeutigen Sprüche durchdringen."

„Ich danke euch für euren Rath," entgegnete Kalaf, „aber ich bin nicht bis hierher gekommen, um wieder zurück zu gehen."

„So geht denn zum Tode," versetzte der Offizier verdrießlich, „wenn es unmöglich ist, euch daran zu verhindern." Zugleich ließ er ihn in den Pallast treten, und indem er sich zu einigen anderen Offizieren wendete, die ihr Gespräch mit angehört hatten, sagte er zu ihnen: „Wie schön und wohlgebildet ist dieser junge Prinz! Schade, daß er so bald sterben soll!"

Inzwischen ging Kalaf durch mehrere Säle und gelangte endlich in den, wo der König seinen Völkern Gehör zu geben pflegte; es stand darin ein Thron von Katai'schem Stahl**) in Form eines Drachen, 3 Ellen hoch; 4 hohe Säulen, gleichfalls von Stahl, trugen über demselben einen weiten Thronhimmel von gelber Seide, mit Edelsteinen geschmückt. Altun-Chan, mit einem Kaftan von rothgrundigem Goldbrokat bekleidet, saß auf seinem Thron mit einer Miene voll Würde, die durch einen sehr langen Haarbüschel, der in drei Locken getheilt war und den er mitten in seinem Bart trug, ganz außerordentlich erhöht wurde.

Nachdem dieser Monarch einige seiner Unterthanen gehört hatte, warf er zufällig die Augen auf den Prinzen der Nogaïs, der unter der Menge stand. Da es ihm schien, daß er ein Fremder sei, und da er aus seinem edlen Anstand wie aus seiner prächtigen Kleidung sah, daß es kein gewöhnlicher Mensch war, so rief er einem seiner Mandarine, zeigte mit dem Finger auf Kalaf und befahl ihm ganz leise, sich nach seinem Stande und nach der Ursache, die ihn an seinen Hof führe, zu erkundigen.

*) Es giebt in jeder Stadt von China zwei Hio-kong's, d. h. Mandarine der Wissenschaft, welche das Amt haben, diejenigen zu prüfen, welche sich zu gelehrten Würden melden.

**) Chatai und Chatha das nördliche China; die Eisenarbeiter und Waffenschmiede daselbst sind berühmt.

Der Mandarin näherte sich dem Sohne des Timurtasch und sagte ihm, der König verlange zu erfahren, wer er sei und ob er irgend etwas von ihm zu bitten habe?

„Ihr könnt dem König, euerm Herrn, sagen," antwortete der junge Prinz, „daß ich der einzige Sohn eines Monarchen bin, und daß ich hierher komme in der Absicht, die Ehre zu verdienen, sein Schwiegersohn zu werden."

Altun-Chan erfuhr nicht sobald die Antwort des Prinzen der Nogaïs, als er die Farbe wechselte; sein erhabnes Antlitz bedeckte sich mit einer Todesblässe; er hob sogleich die Sitzung auf und entließ alles Volk; darauf stieg er von seinem Thron herab und näherte sich Kalaf: „Tollkühner Jüngling," sagte er zu ihm, „kennt ihr die Strenge meines Beschlusses und das unglückliche Schicksal aller derjenigen, welche bisher darauf bestanden haben, die Prinzessin, meine Tochter, erwerben zu wollen?"

„Ja Herr," antwortete der Sohn des Timurtasch, „ich kenne die ganze Gefahr, der ich entgegen gehe; meine Augen sind selbst Zeugen von der gerechten Hinrichtung gewesen, welche Ew. Majestät den Prinzen von Samarkand erdulden ließen; aber das beklagenswerthe Ende aller jener Verwegenen, die sich vergebens mit der süßen Hoffnung schmeichelten, die Prinzessin Turandokt zu besitzen, reizt nur noch mehr mein Verlangen, sie zu erwerben."

„Welche Wuth!" versetzte der König, „kaum daß ein Prinz sein Leben verloren hat, so stellt sich ein anderer dar, um das nämliche Schicksal zu haben; es scheint, daß sie Vergnügen daran finden, sich aufzuopfern: welche Blindheit! besinnt euch Prinz, und seid nicht so verschwenderisch mit euerm Blute. Ihr flößt mir ein lebhafteres Mitleid ein, als alle die übrigen, die hierher kamen, ihren Tod zu suchen; es regt sich eine besondere Zuneigung für euch in mir, und ich will alles Mögliche thun, euch von euerm Untergange abzuhalten. Kehrt in die Staaten eures Vaters zurück und macht ihm nicht den Kummer, durch das Gerücht zu erfahren, daß er seinen einzigen Sohn nicht mehr wiedersehen wird."

„Herr," erwiderte Kalaf, „es ist mir sehr angenehm, aus dem Munde Euer Majestät selbst zu hören, daß ich das Glück habe, euch zu gefallen; ich ziehe daraus eine günstige Vorbedeutung: vielleicht daß der Himmel, gerührt von dem Unglück, welches die Schönheit der Prinzessin verursacht hat, sich meiner bedienen will, um ihm ein Ziel zu setzen und zugleich die Ruhe Euers Lebens zu sichern, welche durch die Nothwendigkeit, so grausame Handlungen vollziehen zu müssen, getrübt wird. Wißt ihr denn in der That, ob ich auf die Fragen, die man mir vorlegen wird, schlecht antworten werde? Welche Gewißheit habt ihr, daß es zu meinem Verderben endet? Wenn Andere den Sinn der dunkeln Sprüche Turandokts nicht enträthseln konnten, ist es darum nothwendig, daß auch ich sie nicht durchdringe? Nein, Herr, ihr Beispiel vermöchte nimmer mich auf die glänzende Ehre verzichten lassen, Euer Schwiegersohn zu werden."

„Ach, unglücklicher Prinz," erwiderte der König mit beweglicher Stimme, „ihr wollt nicht länger leben! Die Bewerber, welche vor euch erschienen, um die unseligen Fragen meiner Tochter zu beantworten, führten dieselbe Sprache;

sie hofften alle, den Sinn derselben zu durchdringen und sind doch nicht damit zu Stande gekommen: ach! ihr werdet gleichfalls das Opfer euers Selbstvertrauens werden; noch einmal, mein Sohn," fuhr er fort, „laßt euch zureden, ich liebe euch, und will euch retten, vereitelt meine gute Absicht nicht durch eure Hartnäckigkeit; welchen Verstand ihr auch besitzt, mißtraut ihm: ihr seid im Irrthum, wenn ihr euch einbildet, auf der Stelle die Fragen beantworten zu können, welche die Prinzessin euch vorlegen wird; denn ihr werdet nur eine halbe Viertelstunde Zeit haben, darüber nachzudenken, so ist das Gesetz. Wenn ihr nicht augenblicklich dann eine passende Antwort gebt, die von allen den Gelehrten, die darüber zu entscheiden haben, gebilligt wird, so werdet ihr alsbald des Todes schuldig erklärt, und in der folgenden Nacht zur Hinrichtung geführt: darum, Prinz, entfernt euch, benutzet den noch übrigen Theil des Tages, über den Entschluß nachzudenken, den ihr ergreifen wollt; berathet euch mit verständigen Männern; überlegt es euch, und sagt mir morgen, zu was ihr euch entschlossen habt."

Nach diesen Worten verließ er Kalaf, der sehr verdrießlich darüber, daß er bis morgen warten sollte, den Pallast verließ; denn er war keineswegs durch das, was ihm der König vorgestellt hatte, erschüttert, und kehrte zu seiner Wirthin zurück, ohne die mindeste Besorgniß über die schreckliche Gefahr zu empfinden, der er sich aussetzen wollte.

Als er zu Hause der alten Frau erzählte, was ihm im Pallast begegnet war, so begann sie von neuem ihre Beredsamkeit aufzubieten und Alles in Bewegung zu setzen, um ihn von seinem Vorhaben abzulenken, aber sie erntete keine andere Frucht ihrer neuen Anstrengungen, als zu bemerken, daß sie ihren jungen Gast nur noch mehr entzündeten, und ihn in seinem Entschluß befestigten. In der That kehrte er am folgenden Tage in den Pallast zurück und ließ sich beim Könige melden, der ihn in seinem Kabinet empfing, denn er wollte nicht, daß Jemand Zeuge ihres Gesprächs sei.

„Nun, Prinz," sagte Altun-Chan zu ihm, „soll euer Anblick mich heute erfreuen oder betrüben? Welches Sinnes seid ihr?"

„Herr," antwortete Kalaf, „ich hege noch immer die nämliche Absicht; da ich die Ehre hatte, mich gestern Ew. Majestät vorzustellen, hatte ich bereits Alles überlegt; ich bin entschlossen, die nämliche Strafe zu erdulden, wie meine Mitbewerber, wenn der Himmel nicht anders über mein Geschick bestimmt hat."

Bei diesen Worten zerschlug der König seine Brust, zerriß sein Kleid und raufte sich die Haare aus dem Bart. „Ich Unglücklicher," rief er aus, „daß ich für diesen da so viel Freundschaft empfinde! Der Tod aller übrigen hat mir nicht solchen Kummer gemacht. Ach, mein Sohn," fuhr er fort, indem er den Prinzen der Nogaïs mit einer Zärtlichkeit umarmte, welche diesen etwas erschütterte, „gieb meinem Schmerze nach, wenn meine Gründe nicht fähig sind, dich wankend zu machen. Ich fühle, daß der Schlag, der dir das Leben nimmt, mein Herz tödtlich verwunden wird; verzichte, ich beschwöre dich, auf den Besitz meiner grausamen Tochter; du wirst in der Welt noch genug andere Prinzessinnen finden, welche du besitzen kannst: warum beharren auf dem Streben nach einer

unmenschlichen, welche du nie erlangen kannst? Bleib, wenn du willst, an meinem Hofe, du sollst hier die erste Stelle nach mir einnehmen; du sollst vollauf Vergnügungen haben, mit einem Wort, ich will dich betrachten wie meinen eigenen Sohn. Steh also ab, mit solchem Eifer nach Turandokt zu trachten, damit ich wenigstens die Genugthuung habe, dieser blutdürstigen Prinzessin ein Opfer zu entreißen."

Der Sohn des Timurtasch war von der Freundschaft, die ihm der König von China bezeugte, sehr gerührt; aber er antwortete ihm: „Herr, ich bitte euch, laßt mich der Gefahr entgegengehen, von der ihr mich zurückhalten wollt. Je größer sie ist, desto mehr reizt sie mich. Ich muß euch gestehn, daß sogar die Grausamkeit der Prinzessin heimlich meiner Liebe schmeichelt. Es gewährt mir das lebhafteste Vergnügen, zu denken, daß ich vielleicht der Glückliche bin, der über diese Stolze triumphiren soll. Im Namen Gottes," fuhr er fort, „mögen Ew. Majestät aufhören, einen Entschluß zu bekämpfen, dessen Ausführung meine Ehre, meine Ruhe, ja mein Leben sogar fordern; denn genug, ich kann nicht leben, wenn ich Turandokt nicht erhalte."

Als Altun-Chan sah, daß Kalaf in seinem Entschluß unerschütterlich sei, ward er tief ergriffen davon. „Ach, verwegener Jüngling," sagte er zu ihm, „dein Untergang ist unfehlbar, da du hartnäckig darauf bestehst, dich um meine Tochter zu bewerben. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich mein Möglichstes gethan habe, dich auf vernünftige Gedanken zu bringen. Du nimmst aber meinen Rath nicht an, und willst lieber sterben, als ihm folgen. Sprechen wir also nicht mehr davon: du wirst bald den Lohn deiner thörichten Beständigkeit empfangen. Ich bewillige, daß du es unternimmst, die Fragen der Prinzessin Turandokt zu beantworten; zuvor aber muß ich dir die Ehren erweisen, die ich gewöhnlich den Prinzen bezeige, die eine Verbindung mit mir beabsichtigen."

Nach diesen Worten rief er das Oberhaupt seiner ersten Eunuchenschaar*), und befahl ihm, Kalaf in den Prinzen-Pallast**) zu führen und ihm zweihundert Eunuchen zu seiner Bedienung zu geben.

Kaum befand sich der Prinz der Nogaïs in dem Pallast, in welchen man ihn geführt hatte, als die vornehmsten Mandarine ihn zu begrüßen kamen, d. h. sie warfen sich auf die Knie und bückten den Kopf bis auf die Erde, indem einer nach dem andern zu ihm sagte: „Prinz, der unwandelbare Diener euers erlauchten Hauses kommt, euch als solcher seine Ehrfurcht zu bezeugen."

Inzwischen ließ der König, der so viel Freundschaft für den Sohn des Timurtasch empfand und Mitleid mit ihm hatte, den gelehrtesten oder wenigstens den berühmtesten Professor seines königlichen Kollegiums holen und sagte zu ihm: „Doktor, es ist an meinem Hofe abermals ein Prinz, der um meine Tochter an-

*) Die Eunuchen des Königs von China sind gewöhnlich zwölftausend an Zahl, mehr oder weniger, und in verschiedene Schaaren getheilt.

**) In dem Umfange des königlichen Pallastes giebt es noch mehrere andere abgesonderte, einen für den Erbprinzen, einen für den Enkel, einen andern für die Königin, einen für die Prinzessinnen u. s. w.

hält. Ich habe nichts gespart, um ihn davon abzuhalten; aber es ist mir nicht gelungen. Ich wünschte, daß deine Beredsamkeit ihn zur Vernunft brächte, und deshalb habe ich dich rufen lassen."

Der Doktor gehorchte, ging zu Kalaf und hatte eine sehr lange Unterredung mit ihm; sodann kehrte er wieder zu Altun-Chan zurück und sagte zu ihm, „Herr, es ist unmöglich, diesen jungen Mann zu bewegen; er will durchaus die Prinzessin gewinnen oder sterben. Als ich erkannte, daß es vergeblich sei, seine Festigkeit besiegen zu wollen, so war ich neugierig, zu erfahren, ob seine Hartnäckigkeit nicht noch einen andern Grund hätte, als seine Liebe; ich befragte ihn über mancherlei Gegenstände und fand ihn so gelehrt, daß ich erstaunt war. Er ist ein Muselmann und scheint mir in allem, was seine Religion betrifft, vollkommen unterrichtet. Kurz, um Ew. Majestät zu sagen, was ich davon denke, so glaub' ich, daß, wenn irgend ein Prinz fähig ist, die Fragen der Prinzessin gut zu beantworten, so ist es dieser."

„O Doktor!" rief der König, „du entzückst mich durch diese Worte; gebe der Himmel, daß der Prinz mein Schwiegersohn werde! Vom ersten Augenblick an hab' ich eine Zuneigung für ihn gefühlt; möge er glücklicher sein, als die andern, die zu ihrem Verderben in diese Stadt gekommen sind."

Der gute König Altun-Chan begnügte sich nicht mit bloßen Wünschen für Kalaf, er bemühte sich auch, ihm die Geister geneigt zu machen, die im Himmel, auf der Sonne und im Monde walten. Zu diesem Zweck befahl er öffentliche Gebete und ließ in den Tempeln feierliche Opfer bringen. Man schlachtete auf sein Gebot dem Himmel einen Stier, der Sonne eine Ziege und dem Monde ein Schwein. Noch mehr, er ließ in Peking kund machen, daß die monatlichen Brüderschaften*) eine Festlichkeit veranstalten sollten, damit der Prinz, der sich eben um die Prinzessin bewerbe, so glücklich sei, sie zu erlangen.

Nach diesen Gebeten und Opfern schickte der Monarch seinen Kolao**) zu dem Prinzen der Nogaïs, um ihm anzukündigen, daß er sich bereit halte, am folgenden Morgen die Fragen der Prinzessin zu beantworten, und ihm zu sagen, man werde nicht ermangeln, ihn nach dem Divan zu führen, und die Personen, aus denen die Versammlung bestehen solle, hätten schon den Befehl empfangen, sich einzufinden.

Wie entschlossen auch Kalaf war, das Abentheuer zu bestehen, so brachte er die Nacht doch nicht ohne Unruhe zu. Bald vertraute er seinem Geist und versprach sich einen glücklichen Erfolg; bald wankte diese Zuversicht, indem er sich die Schmach darstellte, wenn seine Antworten dem Divan nicht genügten; dann dachte er auch an seine Eltern: ach! sagte er, wenn ich sterbe, was wird aus meinem Vater und meiner Mutter werden?

Der Tag überraschte ihn in diesen verworrenen Gedanken. Alsbald vernahm er den Klang mehrerer Glocken nebst einem großen Lärm von Trommeln.

*) Dies sind Brüderschaften von Handwerkern, so genannt, weil in jeder dreißig Brüder sind, welche einen Tag um den andern die Brüderschaft bewirthen.

**) Kolao ist der Kanzler.

Er schloß, dies sei das Zeichen, alle Diejenigen, welche sich zur Sitzung einfinden sollten, zusammen zu rufen. Darauf erhob er seine Gedanken zu Mahomet: „O großer Prophet," sprach er ihn an, „du siehst, in welcher Lage ich mich befinde, erleuchte mich: Soll ich mich in den Divan begeben, oder soll ich dem Könige sagen, daß die Gefahr mich zurückschreckt?"

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als alle Furcht schwand und sein Vertrauen zurückkehrte; er stand auf und bekleidete sich mit einem Kaftan und einem Mantel von rother Seide mit goldenen Blumen durchwirkt, welchen Altun-Chan ihm geschickt hatte, nebst blauseidenen Strümpfen und Schuhen.

Als er mit dem Ankleiden fertig war, traten sechs Mandarine, gestiefelt und in sehr weite dunkelrothe Gewänder gehüllt, in sein Gemach, und nachdem sie ihn auf die nämliche Weise begrüßt hatten, wie die am vorigen Tage, sagten sie zu ihm, sie kämen vom Könige, um ihn in den Divan zu geleiten.

Er ließ sich hinführen; sie gingen über einen Hof durch eine doppelte Reihe von Soldaten, und als sie in dem Vorsaale des Divans angelangt waren, fanden sie daselbst mehr als tausend Sänger und Spielleute, die alle zusammen sangen und spielten, und einen erstaunlichen Lärm machten. Von da traten sie in den Saal der Raths-Versammlung, welcher mit dem inneren Pallast in Verbindung stand.

Schon saßen alle Personen, welche an der Versammlung Theil nehmen sollten, unter Zelten von verschiedenen Farben, welche im Saale rings umherliefen. Die vornehmsten Mandarine saßen auf der einen Seite; der Kolao mit den Professoren des königlichen Kollegiums auf der andern, und mehrere berühmte Doktoren nahmen die übrigen Plätze ein. In der Mitte standen zwei Throne von Gold, die auf zwei dreieckigen Gestellen ruhten. Als der Prinz der Nogaïs erschien, begrüßte ihn die edle und gelehrte Versammlung mit allen Zeichen einer tiefen Ehrfurcht, aber ohne ein Wort zu sprechen, weil Jedermann, in Erwartung der Ankunft des Königs, ein tiefes Stillschweigen beobachtete.

Die Sonne war im Begriff aufzugehen; kaum sah man die ersten Strahlen dieses schönen Gestirns leuchten, so öffneten zwei Eunuchen von beiden Seiten die Vorhänge an der Thür des innern Pallasts, und alsbald trat der König mit der Prinzessin Turandokt herein, die ein langes seidenes und mit Gold durchwirktes Gewand trug, und einen Schleier von dem nämlichen Stoffe, der ihr Antlitz verhüllte. Auf fünf silbernen Stufen stiegen alle Beide ihre Throne hinauf. Als sie ihre Plätze eingenommen hatten, stellten sich zwei junge Mädchen von seltener Schönheit, die eine zur Seite des Königs, die andere zur Seite der Prinzessin. Es waren Sklavinnen aus dem Harem Altun-Chans. Sie trugen Gesicht und Hals blos, dicke Perlen in den Ohren, und hielten Papier und Feder vor sich, bereit aufzuschreiben, was der König ihnen heißen würde. Während dieser Zeit blieben alle Personen der Versammlung, welche bei dem Eintritt Altun-Chan's aufgestanden waren, mit vielem Ernst, die Augen halb geschlossen, stehn. Kalaf allein warf seine Blicke überall umher, oder vielmehr, er sah nur die Prinzessin an, deren majestätische Haltung er bewunderte.

Als der mächtige Monarch von China den Mandarinen und Doktoren ein Zeichen zum Sitzen gegeben hatte, kniete einer der sechs Herren nieder, welche Kalaf hergeführt hatten, und der mit ihm funfzehn Fuß von beiden Thronen stand, und las eine Schrift vor, welche die Bewerbung dieses fremden Prinzen um die Prinzessin Turandokt enthielt. Sodann stand er auf und hieß Kalaf sich dreimal vor dem Könige verbeugen. Der Prinz der Nogaïs that dies mit solchem Anstande, daß Altum-Chan sich nicht enthalten konnte, ihm zuzulächeln, um ihm sein Vergnügen über seinen Anblick zu bezeugen.

Hierauf erhob sich der Kolao von seinem Platz, und las mit lauter Stimme den traurigen Befehl, der alle die kühnen Bewerber, welche die Fragen der Turandokt schlecht beantworteten, zum Tode verdammte. Dann sprach er, das Wort an Kalaf richtend, zu diesem: „Prinz, ihr habt vernommen, unter welcher Bedingung der Besitz der Prinzessin zu erlangen ist; wenn die Vorstellung der drohenden Gefahr einigen Eindruck auf eure Seele macht, so ist es jetzt noch Zeit, euch zurückzuziehen.

„Nein, nein," entgegnete der Prinz der Nogaïs, „den Preis, um den es sich handelt, davon zu tragen, ist zu schön, als daß Jemand die Feigheit haben könnte, darauf Verzicht zu leisten."

Als der König Kalaf bereit sah, auf die Fragen der Prinzessin Turandokt zu antworten, wandte er sich zu dieser und sagte: „Meine Tochter, jetzt ist es an dir, zu reden; lege diesem jungen Prinzen die Fragen vor, welche du ausgedacht hast, und gefalle es allen Geistern, denen man gestern Opfer gebracht hat, daß er den Sinn deiner Fragen durchdringe."

Bei diesen Worten sprach Turandokt: „Ich nehme den Propheten Dschakmuny zum Zeugen, daß ich nur mit Kummer so viele Prinzen sterben sehe; aber warum beharren sie darauf, mich besitzen zu wollen? warum lassen sie mich nicht ruhig in meinem Pallast leben, ohne hierher zu kommen und meiner Freiheit nachzustellen? Wisset also, verwegener Jüngling," fügte sie hinzu, indem sie sich an Kalaf wendete, „daß ihr mir keinen Vorwurf zu machen habt, wenn ihr, wie eure Mitbewerber, einen grausamen Tod erdulden müßt; ihr seid allein Schuld an euerm Verderben, denn ich nöthige euch nicht, hierher zu kommen und um meine Hand anzuhalten."

„Schöne Prinzessin," antwortete der Prinz der Nogaïs, „ich weiß Alles, was man mir darüber sagen kann; legt mir, wenn es euch gefällt, eure Fragen vor, und ich will versuchen, ihren Sinn zu enträthseln.

„Wohlan denn," versetzte Turandokt, „so sagt mir:

welches Geschöpf ist in allen Landen zu Hause, aller Welt Freund, und möchte nimmer seines Gleichen dulden?"

„Prinzessin," antwortete Kalaf, „das ist die Sonne."

„Er hat Recht," riefen alle die Doktoren, „es ist die Sonne."

„Wer ist die Mutter," fuhr die Prinzessin fort, „die alle ihre Kinder, nachdem sie sie zur Welt gebracht hat, wieder verschlingt, sobald sie groß geworden sind?"

„Das ist das Meer," antwortete der Prinz der Nogaïs, „denn die Ströme, welche sich in's Meer ergießen, haben auch ihren Ursprung daher."

Als Turandokt sah, daß der junge Prinz ihre Fragen richtig beantwortete, wurde sie dadurch so gereizt, daß sie beschloß, nichts unversucht zu lassen, um ihn zu verderben.

„Was ist das für ein Baum," sagte sie zu ihm, „dessen Blätter auf der einen Seite weiß, auf der andern schwarz sind?"

Sie begnügte sich jedoch nicht damit, ihm diese Frage vorzulegen, sondern diese boshafte Prinzessin hob zu gleicher Zeit, um Kalaf zu blenden und zu verwirren, ihren Schleier in die Höhe, und ließ die ganze Versammlung die Schönheit ihres Antlitzes sehen, welchem Zorn und Scham neue Reize hinzufügten. Ihr Haupt war mit natürlichen Blumen geschmückt, welche mit unendlicher Kunst geordnet waren, und ihre Augen strahlten heller als Sterne. Sie war so schön wie die Sonne, wenn sie durch die Oeffnung einer Wolke in vollem Glanze hervorstrahlt.

Der verliebte Sohn des Timurtasch, anstatt auf die vorgelegte Frage zu antworten, blieb bei dem Anblick dieser unvergleichlichen Prinzessin stumm und unbeweglich. Sogleich wurde der ganze Divan, welcher Theil nahm, von einem tödtlichen Schrecken ergriffen; der König selbst erblaßte darüber und glaubte, daß es nun um den jungen Prinzen geschehen sei.

Aber Kalaf, der sich von der Ueberraschung, die ihm das plötzliche Enthüllen einer solchen Schönheit verursacht hatte, wieder erholte, ermuthigte bald die Versammlung, indem er folgendermaßen sprach: „Reizende Prinzessin, ich bitte euch, mir zu verzeihen, wenn ich einige Augenblicke bestürzt stand, ich glaubte eines jener himmlischen Wesen zu sehen, welche den schönsten Schmuck des Aufenthaltes ausmachen, der den Gläubigen nach ihrem Tode versprochen ist*); ich habe so viele Reize nicht sehen können, ohne davon verwirrt zu werden: habt die Güte, die Frage, die ihr mir vorgelegt habt, zu wiederholen, denn ich erinnere mich ihrer nicht mehr: euer Anblick hat mich Alles vergessen lassen."

„Ich habe euch gefragt," sagte Turandokt: „Was ist das für ein Baum, dessen Blätter auf der einen Seite weiß und auf der andern schwarz sind?"

„Dieser Baum," antwortete Kalaf, „stellt das Jahr vor, welches aus Tagen und Nächten zusammengesetzt ist."

Auch diese Antwort fand den Beifall des Divans; die Mandarinen und Doktoren erklärten sie für richtig und ertheilten dem jungen Prinzen tausend Lobsprüche. Darauf sagte Altun-Chan zu Turandokt: „Nun, meine Tochter, bekenne dich für besiegt und willige darin, die Gemahlin deines Siegers zu werden: die anderen Prinzen, welche hierher kamen und um deine Hand anhielten, haben nicht einmal eine deiner Fragen beantworten können, und dieser hier, wie du siehst, hat sie alle gedeutet."

*) Der Huri's im Paradiese.

„Er hat den Sieg noch nicht davon getragen," entgegnete die Prinzessin, indem sie ihren Schleier herabließ, um ihre Verwirrung und die Thränen zu verbergen, deren Erguß sie nicht zurückhalten konnte; „ich habe ihm noch andere Fragen zu thun, aber ich werde sie ihm morgen vorlegen."

„Oh nicht so," versetzte der König, „ich werde nicht dulden, daß du ihm bis in's Unendliche hin Fragen vorlegst; Alles was ich zugeben kann, ist, daß du ihm auf der Stelle noch eine vorlegst."

Die Prinzessin sträubte sich dagegen, indem sie sagte, sie habe sich nur auf die bereits gelösten vorbereitet, und sie bat den König, ihren Vater, ihr die Erlaubniß nicht zu verweigern, den Prinzen noch am folgenden Tage zu befragen.

„Das werde ich dir nicht bewilligen," rief der Monarch von China zornig; „du trachtest nur danach, den Geist dieses jungen Prinzen in Verwirrung zu setzen, ich aber denke nur daran, mich des schrecklichen Eides zu entledigen, den ich unbesonnenerweise geleistet habe. O Grausame, du athmest nur Blut, und der Tod deiner Bewerber ist ein anmuthiges Schauspiel für dich. Die Königin, deine Mutter, ergriffen von dem ersten Unglück, welches du verursachtest, starb vor Schmerz, daß sie eine so unmenschliche Tochter auf die Welt gesetzt hatte; und ich, du weißt es, bin in einen Trübsinn versunken, den nichts zu zerstreuen vermag, seit ich die unseligen Folgen meiner Nachsicht für dich erblicke. Aber Dank den Geistern, die im Himmel, in der Sonne und im Monde walten, und denen meine Opfer angenehm gewesen sind, man wird nicht mehr in meinem Pallast diese schrecklichen Hinrichtungen vollziehen, die deinen Namen zum Abscheu machen. Da dieser Prinz auf die Fragen, die du ihm vorgelegt hast, so wohl geantwortet hat, so frage ich diese ganze Versammlung, ob es nicht billig ist, daß er dein Gemahl werde?"

Die Mandarine und die Doktoren brachen hierauf in ein Gemurmel aus und der Kolao nahm das Wort und sagte zum Könige:

„Herr, Eure Majestät ist nicht mehr durch den Schwur gebunden, welcher euch zur Vollziehung jenes strengen Edikts zwang; es ist nun an der Prinzessin, ihrerseits demselben genug zu thun: sie verspricht ihre Hand Demjenigen, der ihre Fragen richtig beantworten würde; ein Prinz beantwortet sie auf eine Weise, die den ganzen Divan befriedigt hat, sie muß also ihr Versprechen erfüllen, oder ohne Zweifel werden die Geister, welche über die Strafen des Meineides wachen, sie bald dafür büßen lassen."

Während dieser Zeit saß Turandokt schweigend da; den Kopf auf die Knie gestützt, schien sie in tiefe Betrübniß versunken. Als Kalaf dies bemerkte, warf er sich vor Altum-Chan nieder und sagte zu ihm:

„Großer Monarch, unter dessen Gerechtigkeit und Güte das weite Reich von China blüht, ich bitte Ew. Majestät um eine Gnade; ich sehe wohl, daß die Prinzessin in Verzweiflung ist, daß ich das Glück hatte, ihre Fragen zu beantworten; sie würde ohne Zweifel lieber sehn, daß ich den Tod verdient hätte. Da sie nun einen solchen Widerwillen gegen die Männer hat, daß, ihres gegebenen Versprechens ungeachtet, sie sich mir verweigert, so will ich gern auf das Recht,

welches ich auf sie habe, Verzicht leisten, unter der Bedingung, daß sie ihrerseits eine Frage, die ich ihr vorlegen will, richtig beantworte."

Die ganze Versammlung war von dieser Rede nicht wenig überrascht. Ist dieser junge Prinz ein Narr? sagte einer leise zum andern, sich dem Zufall auszusetzen, das wieder zu verlieren, was er so eben mit Gefahr seines Lebens gewonnen hat? Glaubt er eine Frage thun zu können, welche Turandokt in Verlegenheit setzt? Er muß den Verstand verloren haben!

Altum-Chan war ebenfalls über die kühne Bitte Kalafs höchst erstaunt. „Prinz," antwortete er ihm, „habt ihr die Worte wohl überlegt, die euch so eben entschlüpft sind?"

„Ja, Herr," erwiderte der Prinz der Nogaïs, „und ich beschwöre euch, mir diese Gnade zu bewilligen."

„Ich will es thun," versetzte der König, „aber was auch daraus entstehen mag, so erkläre ich, daß ich nicht mehr durch den Eid gebunden bin, den ich abgelegt habe, und daß ich von nun an keinen Prinzen mehr werde hinrichten lassen."

„Göttliche Turandokt," hub der Sohn des Timurtasch an, indem er sich zur Prinzessin wandte, „ihr habt gehört, was ich gesagt habe: obgleich nach dem Ausspruch dieser weisen Versammlung eure Hand mir gebührt, obgleich ihr mir zugehört, so gebe ich euch euch selbst zurück, ich verzichte auf euern Besitz, ich beraube mich eines so kostbaren Gutes, vorausgesetzt, daß ihr die Frage, die ich euch vorlegen werde, richtig beantwortet. Aber beschwört auch ihrerseits, daß, wenn ihr sie nicht beantworten könnt, ihr bereit seid, in mein Glück zu willigen und meine Liebe zu krönen."

„Ja, Prinz," entgegnete Turandokt, „ich nehme die Bedingung an, ich beschwöre es bei allem, was heilig ist, und nehme diese Versammlung zum Zeugen meines Schwurs."

Der ganze Divan war in Erwartung der Frage, welche Kalaf der Prinzessin thun würde, und es gab Keinen, der nicht diesen jungen Prinzen tadelte, daß er sich ohne Noth der Gefahr ausgesetzt habe, die Tochter Altum-Chans zu verlieren; sie waren Alle unwillig über seine Verwegenheit.

„Schöne Prinzessin," sagte Kalaf, „wie heißt der Prinz, welcher, nachdem er tausend Mühseligkeiten erduldet und sein Brot erbettelt hat, sich in diesem Augenblick auf dem Gipfel des Ruhmes und der Freude befindet?"

Die Prinzessin dachte eine Weile nach, dann sagte sie: „Es ist mir unmöglich, dies auf der Stelle zu beantworten, aber ich verspreche euch, daß ich euch morgen den Namen dieses Prinzen nennen werde."

„Prinzessin," rief Kalaf aus, „ich habe keinen Aufschub verlangt, und die Billigkeit erfordert nicht, ihn euch zu gewähren; indeß ich will euch auch noch diese Befriedigung geben; ich hoffe, ihr werdet dann so zufrieden mit mir sein, daß ihr keine Schwierigkeit mehr macht, meine Gemahlin zu werden."

„Sie soll sich wohl dazu entschließen," sagte jetzt Altum-Chan, „wenn sie die vorgelegte Frage nicht beantwortet: sie darf nicht glauben, dadurch, daß sie

etwa krank wird oder sich so anstellt, sich ihrem Verlobten zu entziehen; selbst wenn mein Eid mich nicht verpflichtete, sie ihm zu geben, und sie ihm nicht in Folge jenes Edikts zugehörte, so würde ich sie lieber sterben lassen, als diesen jungen Prinzen zurückschicken. Wie kann sie jemals einen liebenswürdigeren Mann finden?" Mit diesen Worten erhob er sich von seinem Thron und entließ die Versammlung. Er kehrte in den inneren Pallast mit der Prinzessin zurück, die sich von da in den ihrigen zurückzog.

Sobald der König den Divan verlassen hatte, machten alle die Doktoren und Mandarine dem Kalaf Lobeserhebungen über seinen Scharfsinn. „Ich bewundere," sagte der eine zu ihm, eure rasche und leichte Auffassungsgabe."

„Nein," sagte der andere, „es giebt keinen Baccalaureus, keinen Licentiaten, ja keinen Doktor, der scharfsinniger wäre, als ihr. Keiner der Prinzen, die sich bisher gemeldet, hatte auch nur von fern euer Verdienst, und wir empfinden eine außerordentliche Freude, daß euch euer Unternehmen gelungen ist."

Der Prinz der Nogaïs hatte nicht wenig zu thun, allen denen zu danken, welche sich beeiferten, ihm Glück zu wünschen. Endlich führten ihn die sechs Mandarine, die ihn zum Divan geleitet hatten, wieder in denselben Pallast zurück, aus welchem sie ihn abgeholt hatten, während die Andern nebst den Doktoren sich heimbegaben, nicht ohne Unruhe über die Antwort, welche die Tochter Altun-Chans auf seine Frage ertheilen würde.

Die Prinzessin Turandokt begab sich mit zwei jungen Sklavinnen, die ihr Vertrauen besaßen, in ihren Pallast. Kaum befand sie sich in ihrem Gemach, so riß sie den Schleier ab, warf sich auf ein Sopha und überließ sich gänzlich ihrer heftigen Gemüthsbewegung; Scham und Schmerz malten sich auf ihrem Antlitz; ihre Augen, schon vom Weinen gebadet, vergossen neue Thränen, sie riß die Blumen herab, die ihr Haupt schmückten, und brachte ihr schönes Haar ganz in Unordnung; ihre beiden Vertrauten wollten sie trösten, aber sie sagte zu ihnen: „Laßt mich, eine wie die andre, es ist verlorne Mühe, die ihr euch gebt, ich höre nur auf meine Verzweiflung; ich will weinen und mich härmen; ach! welche Beschämung wartet morgen auf mich, wenn ich in voller Rathsversammlung vor den gelehrtesten Doktoren in China eingestehen muß, daß ich auf die vorgelegte Frage nicht zu antworten vermag. Ist das, werden sie sagen, die geistreiche Prinzessin, die sich rühmt, Alles zu wissen, und der es ein Leichtes ist, das schwerste Räthsel zu lösen?"

„Ach," fuhr sie fort, „Alle nahmen Theil für den jungen Prinzen; ich habe sie bleich, erschrocken gesehn, als er verwirrt schien; und ich sah sie voller Freude, als er den Sinn meiner Fragen errieth. Ich werde die tödtliche Kränkung haben, mit anzusehn, wie sie nochmals sich an meinem Kummer ergötzen, wenn ich mich für überwunden bekenne. Welches Vergnügen wird ihnen dieses schmachvolle Geständniß nicht gewähren, und welche Qual für mich, genöthigt zu sein, es abzulegen!"

„Meine Prinzessin," versetzte eine der Sklavinnen, „anstatt euch in voraus zu bekümmern, anstatt euch die Beschämung vorzustellen, die euch morgen erwartet,

thätet ihr denn nicht besser, darauf zu denken, wie ihr derselben zuvorkommen könnt? Ist denn die Frage, die er euch vorgelegt hat, so schwierig, daß ihr sie nicht beantworten könntet? Vermöchtet ihr nicht mit dem Geist und dem Scharfsinn, welchen ihr besitzt, damit zu Stande zu kommen?"

„Nein," entgegnete Turandokt, „das ist eine Sache der Unmöglichkeit; er fragt mich: wie heißt der Prinz, welcher, nachdem er tausend Mühseligkeiten erduldet und sein Brot erbettelt hat, sich in diesem Augenblick auf dem Gipfel des Ruhms und der Freude befindet? Ich fasse wohl, daß er selbst dieser Prinz ist, aber da ich ihn gar nicht kenne, so kann ich seinen Namen nicht sagen."

„Gleichwol, Prinzessin," versetzte die nämliche Sklavin, „habt ihr versprochen, morgen den Namen dieses Prinzen im Divan zu nennen; ohne Zweifel hofftet ihr doch also, als ihr dies Versprechen gabt, es halten zu können?"

„Ich hoffte nichts," antwortete die Prinzessin, „ich habe nur Zeit verlangt, um vor Kummer zu sterben, bevor ich genöthigt wäre, meine Schande zu bekennen und den Prinzen zu heirathen."

„Das ist ein verzweifelter Entschluß," sagte hierauf die andere Lieblingssklavin; „ich weiß wohl, Prinzessin, daß kein Mann eurer würdig ist, aber gestehen muß man, daß dieser hier ausgezeichnete Vorzüge besitzt; seine Schönheit, sein edler Anstand und sein Geist müssen zu seinen Gunsten bei euch sprechen."

„Ich lasse ihm Gerechtigkeit widerfahren," unterbrach die Prinzessin sie; „wenn es einen Prinzen auf der Welt giebt, der es verdient, daß ich ihn mit günstigem Auge ansehe, so ist es dieser. Ja noch mehr, ich gestehe, bevor ich ihn fragte, hab' ich ihn beklagt; ich habe bei seinem Anblick geseufzt, und was bis auf diesen Tag mir noch nie geschehen ist, es fehlte wenig, daß ich nicht gewünscht hätte, er beantwortete meine Fragen richtig. Es ist wahr, daß ich in demselben Augenblick über meine Schwachheit erröthete, aber mein Stolz überwand sie, und die richtigen Antworten, die er mir gab, reizten mich vollends gegen ihn, und alle die Beifallsbezeigungen, welche die Doktoren ihm ertheilten, haben mich dermaßen gekränkt, daß ich nichts mehr fühlte und noch für ihn fühle, als Bewegungen des Hasses. O unglückliche Turandokt, stirb rasch vor Kummer und Verdruß, einen Jüngling getroffen zu haben, der dich mit Schmach bedecken und dich zwingen konnte, seine Gemahlin zu werden!"

Bei diesen Worten verdoppelte sie ihre Thränen, und in der Heftigkeit ihrer Gemüthsbewegung verschonte sie weder ihre Haare noch ihre Kleider, ja sie war mehr als einmal im Begriff, ihre schönen Wangen zu zerkratzen und ihre Reize zu bestrafen, als die ersten Urheber der Verwirrung, in welcher sie sich jetzt befand, wenn die Sklavinnen, die ihre Wuth bewachten, ihr Gesicht nicht davor gerettet hätten; aber sie mochten sich immerhin beeifern, ihr beizustehn, ihre Aufregung konnten sie nicht besänftigen. Während sie in diesem schrecklichen Zustande war, schwamm der Prinz der Nogaïs, entzückt von seinem Erfolg im Divan, in Freuden, und überließ sich der Hoffnung, die geliebte Prinzessin am folgenden Tage zu besitzen.

Als der König aus dem Saale der Rathsversammlung in sein Zimmer zurückgekehrt war, sandte er nach Kalaf, um sich noch besonders mit ihm über das, was im Divan vorgegangen war, zu unterhalten. Der Prinz der Nogaïs erschien sogleich auf das Geheiß des Monarchen, der ihn mit vieler Zärtlichkeit umarmte und zu ihm sagte: „Ach, mein Sohn, benimm mir die Unruhe, in der ich mich befinde; ich fürchte, daß meine Tochter die Frage, die du ihr vorgelegt hast, beantwortet; warum hast du dich der Gefahr ausgesetzt, den Gegenstand deiner Liebe zu verlieren?"

„Herr," antwortete Kalaf, „Ew. Majestät besorge nichts; es ist unmöglich, daß die Prinzessin mir sage, wie der Prinz heiße, nach dessen Namen ich sie gefragt habe, denn ich selbst bin dieser Prinz, und Niemand kennt mich an euerm Hofe."

„Diese Worte beruhigen mich," rief der König mit Entzücken aus; „ich war in Sorge, ich gesteh' es dir. Turandokt ist sehr scharfsinnig; die Schärfe ihres Geistes ließ mich für dich zittern; aber, dem Himmel sei Dank, du giebst mir die Ruhe wieder: wie leicht sie auch den Sinn von Räthseln durchdringen mag, so kann sie doch in der That deinen Namen nicht errathen. Ich beschuldige dich nicht mehr der Unbesonnenheit, und sehe ein, daß das, was mir ein Mangel an Klugheit zu sein schien, eine geistreiche Wendung ist, deren du dich bedient hast, um meiner Tochter jeden Vorwand zu benehmen, sich deinen Wünschen zu verweigern."

Als Altun-Chan mit Kalaf über die der Prinzessin vorgelegte Frage gelacht hatte, bekam er Lust sich auf der Jagd zu vergnügen; er zog einen leichten Kaftan an und steckte seinen Bart in einen Beutel von schwarzem Taffet. Die Mandarine erhielten Befehl, sich zu seiner Begleitung bereit zu halten, und auch dem Prinzen der Nogaïs ließ er Jagdkleider reichen; sie hielten in der Eile eine kleine Mahlzeit und verließen sodann den Pallast. Die Mandarine, in offenen Sänften von Elfenbein mit Gold ausgelegt, eröffneten den Zug; jeder ward von sechs Männern getragen, zwei gingen vor ihm her mit Strickgeißeln, und zwei andere folgten ihm mit silbernen Tafeln, auf denen in großen Schriftzügen alle ihre Würden verzeichnet waren; der König und Kalaf folgten hinter den Mandarinen, sie wurden von zwanzig Offizieren in einer Sänfte von rothem Sandelholz getragen, die ebenfalls offen war, und auf welcher der erste Buchstabe des königlichen Namens so wie mehrere Thierbilder in Silber gemalt waren, zwei Generale der Armee Altun-Chans hielten jeder auf einer Seite der Sänfte einen breiten Fächer, um sie vor der Hitze zu schützen, und dreitausend Eunuchen, welche hinterdrein gingen, beschlossen den Zug.

Als sie an den Ort gekommen waren, wo die Jägermeister den König mit den Stoßvögeln erwarteten, begann man die Wachteljagd, die bis zum Untergang der Sonne dauerte. Hierauf kehrte der Fürst mit den Personen seines Gefolges in der nämlichen Ordnung, in welcher sie ausgezogen waren, nach dem Pallast zurück. Sie fanden in einem Hofe unter mehreren Zelten von buntfarbigem Taffet

eine Unzahl von kleinen wohlgefirnißten*) Tafeln zugerichtet und mit allen Arten geschnittenen Fleisches besetzt. Kalaf und die Mandarine setzten sich, nach dem Beispiele des Königs, jeder an eine besondere kleine Tafel, neben der noch eine andere stand, die als Schenktisch diente. Sie fingen damit an mehrere Gläser Reißwein**) zu trinken, bevor sie das Fleisch anrührten, dann aßen sie nur ohne zu trinken.

Nachdem das Mahl beendigt war, führte Altun-Chan den Prinzen der Nogais in einen großen hell erleuchteten Saal, in welchem Stühle wie zum Ansehn irgend eines Schauspiels reihenweis aufgestellt waren, und alle Mandarine folgten ihnen. Der König bestimmte die Rangordnung und ließ Kalaf neben sich sitzen auf einem großen Thron von Ebenholz, der mit durchbrochener Arbeit von Gold geschmückt war.

Nachdem Alle Platz genommen hatten, traten Sänger und Spielleute herein, die ein sehr anmuthiges Conzert zusammen anstimmten. Altun-Chan war entzückt davon. Eingenommen von der Chinesischen Musik, fragte er von Zeit zu Zeit den Sohn des Timurtasch, was er davon dächte, und dieser junge Prinz erhob sie aus Gefälligkeit über alle Musik von der Welt.

Als das Conzert beendigt war, zogen sich die Sänger und Spielleute zurück, um einem künstlichen Elephanten Platz zu machen, welcher durch Federgetriebe bis in die Mitte des Saals vorschritt und sechs Tänzer ausspie, die gefährliche Sprünge zu machen anfingen. Sie waren fast nackt; sie hatten nur Tanzschuhe***) an, Hosen von indischer Leinwand und Mützen von Brokat. Nachdem sie in tausend überraschenden Wendungen ihre Geschmeidigkeit und Gewandtheit hatten sehen lassen, begaben sie sich in den Elephanten zurück, der wieder hinausging, so wie er hereingekommen war.

Hierauf erschienen Komödianten†), welche auf der Stelle ein Stück spielten, dessen Inhalt der König ihnen vorschrieb.

Als alle diese Vergnügungen beendigt, und da die Nacht schon weit vorgerückt war, stand der König mit Kalaf auf, um sich in ihre Zimmer zur Ruhe zu begeben, und alle Mandarine gingen nach Hause.

Der junge Prinz der Nogais, von Eunuchen geführt, die auf goldenen Leuchtern Schlangenkerzen††) trugen, beabsichtigte die Süßigkeit des Schlafes zu genießen, so weit die Ungeduld, zum Divan zurückzukehren, ihm dies gestattete, als er beim Eintritt in sein Gemach eine junge Dame fand; sie trug ein sehr wei-

*) Man ißt in China auf Tischen, die mit einem Firniß überzogen sind, den man Scharan nennt. Man hat weder Tischtücher noch Handtücher, auch braucht man keine Messer, weil das Fleisch geschnitten auf den Tisch kommt; anstatt der Gabeln bedient man sich zweier Stäbchen.

**) Der Reißwein hat die Farbe des Ambra, und ist eben so köstlich, wie der Spanische Wein.

***) Man heißt sie Nalänen.

†) Die Chinesischen Schauspieler, sowohl die des Königs, als die andern, spielen, gleich den Italienischen Schauspielern, auf der Stelle Alles, was man ihnen aufgiebt.

††) Diese Kerzen bereitet man aus dem Fett einer gewissen Schlange mit etwas Wachs gemischt. Sie sind weißer und geben ein glänzenderes Licht als Wachskerzen.

tes Gewand von rothem Brokat mit silbernen Blumen und darunter ein anderes engeres von weißer Seide, ganz mit Gold gestickt und mit Rubinen und Smaragden besät; auf dem Kopf hatte sie eine Mütze von einfachem rosenfarbigem Taffet, mit Perlen besetzt und ganz leicht mit Silber gestickt, die ihr nur den oberen Theil des Kopfes bedeckte und sehr schönes lockiges Haar sehen ließ, welches mit einigen künstlichen Blumen durchflochten war: was ihren Wuchs und ihr Antlitz anbetraf, so konnte man nach der Prinzessin von China nichts Schöneres und Vollkommneres sehen.

Der Sohn des Timurtasch war sehr überrascht, mitten in der Nacht eine so reizende Dame allein in seinem Zimmer anzutreffen. Er würde sie nicht ungestraft betrachtet haben, wenn er nicht Turandokt gesehen hätte, aber wer diese Prinzessin liebte, konnte der noch Augen haben für eine andere?

Sobald die Dame ihn bemerkte, stand sie vom Sopha auf, auf welchem sie saß und ihren Schleier hingelegt hatte, und nachdem sie eine ziemlich tiefe Verbeugung gemacht hatte, sagte sie: „Prinz, ich zweifle nicht, daß ihr sehr erstaunt seid, eine Frau hier zu finden, denn es ist euch gewiß nicht unbekannt, daß es den Männern und Frauen, welche diesen Harem bewohnen, unter den härtesten Strafen verboten ist, irgend eine Gemeinschaft mit einander zu haben; aber die Wichtigkeit der Dinge, die ich euch mitzutheilen habe, läßt mich alle diese Gefahren verachten; ich habe die Geschicklichkeit und das Glück gehabt, alle Hindernisse, die sich meinem Vorhaben entgegenstellten, zu beseitigen; ich habe die Eunuchen gewonnen, die euch bedienen: genug, ich bin in euer Zimmer gelangt. Nun hab' ich euch nichts weiter mehr zu sagen, als was mich herführt, und das sollt ihr gleich hören."

Dieser Eingang erregte Kalafs Theilnahme; er zweifelte nicht, daß die Dame, da sie einen so gefährlichen Weg unternommen hatte, ihm nur beachtungswerthe und wichtige Dinge zu sagen habe. Er bat sie, sich wieder auf das Sopha niederzulassen; sie setzten sich alle Beide darauf und die Dame begann nun:

„Mein Herr, ich glaube damit anfangen zu müssen, daß ich euch sage, ich bin die Tochter eines dem Altun-Chan tributpflichtigen Chans. Mein Vater war vor mehreren Jahren so kühn, die Zahlung dieses gewöhnlichen Tributs zu verweigern, und da er allzusehr seiner Erfahrung in der Kriegskunst, so wie der Tapferkeit seiner Soldaten vertraute, so setzte er sich in Vertheidigungszustand, im Fall man ihn angriffe. Dies blieb nicht aus; der König von China, durch seine Kühnheit gereizt, sandte den geschicktesten seiner Generale gegen ihn mit einer mächtigen Armee. Mein Vater, obgleich schwächer, ging ihm entgegen. Nach einem blutigen Kampf, der am Ufer eines Flusses vorfiel, blieb der Chinesische General Sieger. Mein Vater, mit tausend Wunden bedeckt, starb während der Schlacht; aber sterbend befahl er noch, seine Frauen und seine Kinder in den Fluß zu stürzen, um sie vor der Sklaverei zu bewahren. Die mit diesem erhabenen aber unmenschlichen Befehl Beauftragten vollzogen ihn; sie stürzten mich nebst meiner Mutter, meinen Schwestern und zwei Brüdern, welche ihrer Kindheit

wegen noch bei uns waren, in den Fluß. Der Chinesische General kam in dem nämlichen Augenblick in die Gegend des Flusses, wo man uns hineingeworfen hatte und wo wir unser elendes Geschick beschließen sollten. Dieses traurige und schreckliche Schauspiel erregte sein Mitleid; er versprach den Soldaten, die einen Theil der Familie des besiegten Chans retten würden, eine Belohnung. Mehrere Chinesische Reiter sprengten, trotz des reißenden Stroms, sogleich hinein und trieben ihre Pferde überall hin, wo sie unsere sterbenden Körper schwimmen sahen. Sie rafften einen Theil davon auf, aber ihre Hülfe kam nur mir allein zu Statten; ich athmete noch, da sie mich an's Land brachten, die Uebrigen kehrten nicht mehr in's Leben zurück. Der General trug große Sorgfalt für meine Erhaltung, als wenn sein Ruhm ihrer bedurft, und meine Gefangennahme seinem Sieg noch einen neuen Glanz gegeben hätte. Er brachte mich in diese Stadt und stellte mich dem Könige vor, nachdem er ihm von seiner Handlungsweise Rechenschaft abgelegt hatte. Altun-Chan schickte mich zu der Prinzessin, seiner Tochter, die zwei bis drei Jahr jünger ist als ich."

„Obgleich ich noch nicht aus der Kindheit getreten war, so unterließ ich doch nicht zu bedenken, daß ich eine Sklavin geworden sei und daß ich meine Gesinnung meinem Unglück gemäß einrichten müsse; ich erforschte also den Charakter der Turandokt; ich bemühte mich, ihr zu gefallen, und ich erreichte dies durch meine Gefälligkeit und Sorgfalt in einem solchen Grade, daß ich ihre Freundschaft gewann. Seit dieser Zeit theile ich ihr Vertrauen mit einer jungen Person von hoher Geburt, welche das Mißgeschick ihres Hauses gleichfalls in Sklaverei gebracht hat."

„Verzeiht mir, Herr," fuhr sie fort, „diese Erzählung, welche nichts mit dem Gegenstande gemein hat, der mich hierher führt. Doch ich glaubte euch sagen zu müssen, daß ich aus edlem Blut bin, um euch mehr Vertrauen zu mir fassen zu lassen: denn die wichtige Mittheilung, die ich euch zu machen habe, ist von der Art, daß eine einfache Sklavin wenig Glauben bei euch finden könnte. Weiß ich doch selbst nicht, ob ich, als die Tochter eines Königs, es euch glaubhaft machen werde: denn wird ein Prinz, welcher von Turandokt entzückt ist, dem Glauben beimessen, was ich ihm zu sagen komme?"

„Kanüme*)," unterbrach sie hier der Sohn des Timurtasch, „laßt mich nicht länger in Ungewißheit; eröffnet mir, ich bitte euch, was ihr mir von der Prinzessin von China zu sagen habt."

„Herr," versetzte die Dame, „Turandokt, die unmenschliche Turandokt hat den Entschluß gefaßt, euch ermorden zu lassen."

Bei diesen Worten sank Kalaf auf das Sopha zurück und blieb so in der Stellung eines Menschen, der von Schreck und Erstaunen ergriffen ist.

Die Prinzessin-Sklavin, welche die Bestürzung des jungen Prinzen wohl vorausgesehn hatte, sagte zu ihm: „Ich wundere mich nicht, daß ihr diese schreckliche Neuigkeit so aufnehmt, und ich sehe wohl, daß ich mit Recht zweifelte, ob ihr sie glauben würdet."

*) Das heißt Prinzessin.

„Gerechter Himmel!“ rief Kalaf, als er sich von seiner Bestürzung erholt hatte, „hab' ich recht gehört? Kann die Prinzessin von China eines so schwarzen Anschlages fähig sein? Wie hat sie ihn fassen können?

„Prinz,“ antwortete die Dame, „hört, auf welche Weise sie zu diesem abscheulichen Entschluß gekommen ist: Als sie diesen Morgen den Divan verließ, wo ich hinter ihrem Throne stand, empfand sie einen tödtlichen Verdruß über das, was ihr begegnet war; von den lebhaftesten Bewegungen des Hasses und der Wuth entflammt, kehrte sie auf ihr Zimmer zurück. Sie dachte lange Zeit über die Frage nach, die ihr ihr vorgelegt habt, und da sie keine befriedigende Antwort finden konnte, so überließ sie sich der Verzweiflung. Weder ich, noch die andere vertraute Sklavin haben etwas unversucht gelassen, die Heftigkeit ihrer Aufwallungen zu besänftigen. Ja wir haben selbst unser Möglichstes gethan, ihr günstige Gesinnungen für euch einzuflößen; wir haben ihr euer edles Aussehn und euern Geist gerühmt, und haben ihr vorgestellt, daß sie, anstatt sich ohne Maaß zu betrüben, sich vielmehr entschließen sollte, euch ihre Hand zu reichen. Aber sie hat uns durch einen Strom beleidigender Worte, die sie gegen die Männer ausstieß, Stillschweigen auferlegt; der liebenswürdigste macht nicht mehr Eindruck auf sie, als der häßlichste und übelgebildetste.“

„Sie sind alle,“ sagte sie, „verächtliche Geschöpfe, gegen die ich immer einen Widerwillen haben werde. Was diesen anbetrifft, der sich jetzt gemeldet hat, so hasse ich ihn noch viel mehr, als die andern, und da ich nicht weiß, wie ich mich auf eine andere Art von ihm befreien soll, als durch einen Mord, so will ich ihn ermorden lassen.“

„Ich kämpfte gegen diesen abscheulichen Entschluß,“ fuhr die Prinzessin-Sklavin fort; „ich stellte ihr die schrecklichen Folgen vor Augen; ich wies sie auf das Unrecht hin, welches sie an euch begehen, auf den gerechten Abscheu, welchen die Nachwelt bei ihrem Andenken empfinden würde. Ihrerseits hat auch die andre vertraute Sklavin nicht unterlassen, Gründe der Vernunft den meinigen hinzuzufügen; aber alle unsre Reden waren umsonst, wir konnten sie nicht von ihrem Vorhaben abbringen. Sie beauftragte einige vertraute Eunuchen, euch morgen früh, wenn ihr euern Pallast verließet, um euch nach dem Divan zu begeben, das Leben zu nehmen.“

„O unmenschliche Prinzessin, treulose Turandokt!“ rief der Prinz der Nogaïs, „so also willst du die zärtliche Liebe des unglücklichen Sohnes des Timurtasch belohnen? Kalaf erschien dir also wol abscheulich, da du dich lieber durch ein Verbrechen, welches dich entehrt, seiner entledigen willst, als dein Loos an das seinige knüpfen! Großer Gott, aus welchen wunderlichen Abentheuern ist mein Leben zusammengesetzt! Bald scheine ich mich eines beneidenswerthen Glükkes zu erfreuen, und bald bin ich in einen Abgrund von Elend versunken.“

„Herr,“ sagte die gefangene Prinzessin, „wenn der Himmel euch Unglück erfahren läßt, so will er wenigstens nicht, daß ihr demselben unterliegt, da er euch von den Gefahren, die euch drohen, benachrichtigt. Ja, Prinz, er selbst hat mir ohne Zweifel den Gedanken eingeflößt, euch zu retten, denn ich komme nicht

nur, euch einen Anschlag zu entdecken, der gegen euer Leben gerichtet ist, sondern euch auch die Mittel zu geben, ihm zu entgehen. Durch Vermittlung einiger mir zugethanen Verschnittenen hab' ich die Soldaten der Wache gewonnen, die euch die Flucht aus dem Pallast erleichtern werden. Da man aber nach eurer Flucht nicht unterlassen wird, Nachsuchungen anzustellen, und leicht erfahren wird, daß ich die Urheberin davon bin, so hab' ich mich entschlossen, mit euch zu fliehen, um mich von diesem unseligen Hofe zu entfernen, wo ich mehr als einen Grund zum Ueberdrusse habe; meine Sklaverei macht ihn mir widerwärtig und ihr laßt ihn mir noch verhaßter erscheinen."

„Es stehen," fuhr sie fort, „hier in der Stadt Pferde für uns bereit: laßt uns fliehen und wo möglich das Gebiet des Stammes Berlas erreichen. Bande des Bluts verknüpfen mich mit dem Fürsten Allinger, dem Beherrscher desselben; er wird eine außerordentliche Freude empfinden, seine Anverwandte aus den Fesseln des übermüthigen Altun-Chans erlöst zu sehen, und er wird euch als meinen Befreier empfangen. Wir werden alle Beide unter seinen Zelten ruhiger und glücklicher leben, als hier; ich, aus den Banden meiner Gefangenschaft befreit, werde mich dort eines angenehmeren Looses erfreuen, und ihr, Herr, könnt dort wohl irgend eine Prinzessin finden, die schön genug ist, um eure Liebe zu verdienen, und die weit entfernt, euch nach dem Leben zu trachten, um nicht eure Gattin zu werden, nur mit der Sorge beschäftigt sein wird, euch zu gefallen, wenn sie im Stande ist, das Glück eines solchen Prinzen zu machen, wie ihr seid. Laßt uns keine Zeit verlieren, auf, und morgen früh, wenn die Sonne ihren Lauf beginnt, findet sie uns schon weit entfernt von Peking."

„Schöne Prinzessin," antwortete Kalaf, „ich bin euch tausendfachen Dank schuldig, daß ihr mich aus der Gefahr, in der ich schwebe, befreien wollt. Könnte ich doch, um meine Erkenntlichkeit zu beweisen, euch aus der Sklaverei befreien und euch zu der Horde des Chans von Berlas, euers Anverwandten, bringen. Welches Vergnügen würde ich empfinden, euch seinen Händen zu überliefern! Ich würde mich dadurch mancher Verpflichtungen entledigen, die ich gegen ihn habe. Aber sagt mir, Kanüme, darf ich also den Augen Altun-Chans entschwinden? Was würde er von mir denken? Er würde glauben, ich wäre nur an seinen Hof gekommen, euch zu entführen, und während ich entflöhe, um seiner Tochter ein Verbrechen zu ersparen, würde er mich beschuldigen, die Rechte der Gastfreundschaft verletzt zu haben; überdieß muß ich euch gestehn, daß, wie unmenschlich auch die Prinzessin von China ist, mein feiges Herz sie nicht zu hassen vermöchte. Was sag' ich, sie hassen? Ich bete sie an, ich bin ganz ihrem Willen geweiht, und da sie mich opfern will, so ist das Opfer bereit."

Als die Dame den Prinzen der Nogaïs entschlossen sah, eher zu sterben als mit ihr zu entfliehen, so brach sie in Thränen aus und sagte zu ihm: „Ist es möglich, Herr, daß ihr den Tod der Erkenntlichkeit gegen eine gefangene Prinzessin vorzieht, deren Fesseln ihr lösen könnt? Wenn Turandokt schöner ist als ich, so hab' ich dagegen ein anderes Herz als sie. Ach! als ihr diesen Morgen im Divan erschient, hab' ich gezittert für euch; ich fürchtete, ihr würdet die Fragen

der Tochter Altun-Chans nicht beantworten können; und als ihr sie treffend löstet, fühlte ich eine andere Besorgniß in mir erwachen, ohne Zweifel war es die Vorahnung, daß man euch nach dem Leben trachten würde. — Ach, mein theurer Prinz," fügte sie hinzu, „ich beschwör' euch, an euch selbst zu denken und euch nicht zu dieser Sinnlosigkeit hinreißen zu lassen, die euch dem Tode ohne Erbleichen in's Angesicht schauen läßt. Eine blinde Liebe lasse euch nicht die Gefahr verachten, die mich in Schrecken setzt; gebet der Furcht nach, die mich für euch beunruhigt, und laßt uns alle Beide ohne Aufschub aus diesem Pallast entfliehen, wo ich eine grausame Qual erdulde."

„Meine Prinzessin," erwiderte auf diese Worte der Sohn des Timurtasch, „welches Unglück mir auch begegnen soll, ich kann mich zu einer so schleunigen Flucht nicht entschließen. Ich bekenne, ihr seid im Stande, euern Befreier zu belohnen und ihm ein reizendes Loos zu bereiten: aber ich bin zum Unglück geboren; meine Bestimmung ist, Turandokt zu lieben, und des Widerwillens ungeachtet, den sie gegen mich empfindet, könnte ich doch, fern von ihr, meine Tage nur sehnsuchtsvoll hinschleppen . . ."

„Nun wohlan, Undankbarer," unterbrach ihn ungestüm die Dame, indem sie aufstand, „bleib und entferne dich nicht von diesem Ort, der deine Wonne ausmacht; und wenn du ihn mit deinem Blut besprengen müßtest, ich dränge dich nicht mehr, ihn zu verlassen; dir mißfällt die Flucht mit einer Sklavin; wenn du in die Tiefe meines Herzens blickst, so lese ich in dem deinigen: welche Glut dir auch die Prinzessin von China einflößt, du hast weniger Liebe für sie, als Abneigung gegen mich." Mit diesen Worten warf sie ihren Schleier über und verließ das Zimmer Kalafs.

Der junge Prinz blieb nach der Entfernung der Dame in großer Bestürzung auf dem Sopha. Soll ich glauben, sagte er, was ich gehört habe? Kann man die Unmenschlichkeit so weit treiben? Aber ach, ich kann nicht daran zweifeln: diese gefangene Prinzessin hat sich vor dem Anschlage Turandokts entsetzt, sie ist hierher gekommen, mich davon zu benachrichtigen, und die Gefühle selbst, welche sie mich hat blicken lassen, sind sichere Bürgen ihrer Aufrichtigkeit. Ach! grausame Tochter des besten aller Könige, mißbrauchst du so die Gaben, welche du vom Himmel empfangen hast? O Gott! wie konntest du dieser unmenschlichen Prinzessin eine so vollkommene Schönheit verleihen, oder warum hast du ihr eine so unmenschliche Seele bei so vielen Reizen gegeben?

Anstatt zu versuchen, noch einige Stunden Schlaf zu genießen, brachte er den übrigen Theil der Nacht damit zu, sich den kummervollsten Betrachtungen zu überlassen. Endlich brach der Tag an; der Klang der Glocken und das Getöse der Trommeln ließen sich hören, und bald darauf kamen sechs Mandarine, ihn wie am vorigen Tage abzuholen, um ihn in die Versammlung zu geleiten. Er ging mit ihnen durch den Hof, wo die Soldaten der Leibwache des Königs in Reihen aufgestellt waren; er glaubte, hier sein Leben lassen zu müssen, da die Leute, die man mit seiner Ermordung beauftragt, ihn ganz gewiß bei dem Durchgang erwarteten; aber weit entfernt, auf seiner Hut zu sein und an seine Vertheidigung

zu denken, schritt er wie ein zum Tod entschlossener Mann vorwärts, und schien sogar seine Mörder für ihre Langsamkeit anzuklagen. Er ging indeß durch den Hof, ohne daß ihn Jemand anfiel, und gelangte in den Vorsaal des Divans.

Ach, es ist ohne Zweifel hier, sagte er bei sich selbst, wo der blutige Befehl der Prinzessin vollzogen werden soll. Zugleich sah er sich nach allen Seiten um, und jede Person, die er erblickte, schien ihm zu seiner Ermordung bestellt. Er schritt gleichwol vorwärts und trat in das Gemach der Rathsversammlung, ohne den tödtlichen Streich, den er erwartete, zu empfangen.

Alle die Doktoren und Mandarine befanden sich schon unter ihren Zelten, und Altun-Chan sollte bald erscheinen. Was ist nur die Absicht der Prinzessin? sagte er bei sich selbst. Will sie Zeuge meines Todes sein, will sie mich vor den Augen ihres Vaters umbringen lassen? Sollte der König diesen Anschlag theilen? Was soll ich davon denken? Oder hätte sie etwa ihre Gesinnung verändert und den Befehl meines Todes widerrufen?

Während er in dieser Ungewißheit schwebte, öffnete sich die Thür des inneren Pallasts, und der König, von Turandokt begleitet, trat in den Saal. Sie setzten sich auf ihre Throne, und der Prinz der Nogaïs stand vor ihnen, in der nämlichen Entfernung, wie am vorigen Tage.

Sobald der Kolao den König sitzen sah, stand er auf und fragte den jungen Prinzen, ob er sich seines Versprechens erinnere, auf die Prinzessin Verzicht zu leisten, wenn sie die Frage, die er ihr vorgelegt habe, richtig beantworte?

Kalaf bejahte und versicherte abermals, daß er nur unter dieser Bedingung seinen Anspruch auf die Ehre, des Königs Schwiegersohn zu werden, aufgäbe.

Der Kolao wandte sich darauf an Turandokt. „Und ihr, erlauchte Prinzessin," sprach er zu ihr, „ihr wißt, welcher Schwur euch bindet und welchem Loose ihr euch unterwerfen müßt, im Fall ihr heute nicht den Prinzen nennt, um dessen Namen man euch befragt hat."

Der König, überzeugt, daß sie die Frage Kalafs nicht beantworten könne, sagte zu ihr: „Meine Tochter, du hast Zeit genug gehabt, über die Frage nachzudenken, die man dir vorgelegt hat; aber wenn man dir auch ein ganzes Jahr zum Nachdenken darüber bewilligte, so würdest du doch am Ende gestehen müssen, daß sie für dich undurchdringlich ist; also, da du sie nicht enträthseln kannst, so ergieb dich gutwillig der Liebe dieses jungen Prinzen und befriedige meinen Wunsch, ihn als deinen Gemahl zu sehen; er ist würdig, es zu sein, und mit dir nach meinem Tode über die Völker von China zu herrschen."

„Herr," sagte Turandokt, „warum bildet ihr euch ein, daß ich die Frage des Prinzen nicht beantworten könnte? Sie ist nicht so schwer, als ihr meint! wenn ich gestern die Schande hatte, besiegt zu werden, so hoffe ich heute auf die Ehre des Sieges. Ich will diesen verwegenen Jüngling, der eine so geringe Meinung von meinem Verstande hat, beschämen. Er soll seine Frage an mich richten und ich werde sie beantworten."

„Prinzessin," sagte hierauf der Prinz der Nogaïs, „ich frage euch: wie heißt der Prinz, welcher, nachdem er tausend Mühseligkeiten

erduldet und sein Brot erbettelt hat, sich jetzt auf dem Gipfel des Ruhms und der Freude befindet?"

„Dieser Prinz," antwortete Turandokt, „heißt Kalaf und ist der Sohn des Timurtasch."

Kaum hörte Kalaf seinen Namen aussprechen, so wechselte er die Farbe; Alles um ihn herum verdunkelte sich vor seinen Augen und er stürzte plötzlich besinnungslos nieder.

Der König und die ganze Versammlung, welche daraus schlossen, daß Turandokt den Namen des Prinzen, um den sie befragt worden war, wirklich genannt habe, erbleichten und waren in großer Bestürzung.

Nachdem Prinz Kalaf durch die Bemühungen der Mandarine und des Königs selbst, der von seinem Thron gestiegen war, um ihm zu Hülfe zu eilen, sich von seiner Ohnmacht erholt hatte, wandte er sich an Turandokt und sprach: „Schöne Prinzessin, ihr seid im Irrthum, wenn ihr meine Frage richtig beantwortet zu haben meint; der Sohn des Timurtasch befindet sich nicht auf dem Gipfel der Freude und des Ruhms, er ist vielmehr mit Schmach bedeckt und von Schmerz niedergedrückt."

„Ich gestehe," antwortete die Prinzessin, „daß ihr in diesem Augenblick nicht auf dem Gipfel der Freude und des Ruhms seid; aber ihr wart es, da ihr mir eure Frage vorlegtet: also, Prinz, anstatt eure Zuflucht zu Spitzfindigkeiten zu nehmen, gesteht ehrlich, daß ihr eure Ansprüche auf Turandokt verloren habt. Ich kann euch also meine Hand verweigern und euch der Reue überlassen, sie verloren zu haben: indeß will ich euch gern bekennen und es hier öffentlich erklären, daß ich in Betreff eurer einen andern Entschluß gefaßt habe; die Freundschaft, welche der König, mein Vater, für euch gefaßt hat und eure besondern Verdienste bestimmen mich, euch zum Gemahl zu nehmen."

Bei diesem Ausspruch erscholl der Saal des Divans von tausendfachem Freudengeschrei. Die Mandarine und Doktoren bezeigten laut ihren Beifall über die Worte der Prinzessin, der König näherte sich ihr, umarmte sie und sagte zu ihr: „Meine Tochter, du konntest keinen Entschluß fassen, der mir mehr Freude gemacht hätte: dadurch wirst du den ungünstigen Eindruck wieder auslöschen, den du auf die Gemüther meiner Unterthanen gemacht hast, und einem Vater die Genugthuung geben, die er seit langer Zeit von dir erwartete und die er je zu erlangen schon verzweifelte. Ja, der Widerwille, den du gegen alle Männer hattest, dieser so unnatürliche Widerwille benahm mir die süße Hoffnung, Prinzen meines Geblüts zu erhalten. Glücklicherweise hat dieser Haß heute sein Ende genommen, und was meinen Wünschen die Krone aufsetzt, du giebst ihn auf zu Gunsten eines jungen Helden, der mir so theuer ist. — Aber erkläre uns," fügte er hinzu, „wie konntest du den Namen eines Prinzen errathen, der dir unbekannt war? Durch welchen Zauber hast du ihn entdeckt?"

„Herr," antwortete Turandokt, „ich hab' ihn nicht durch Zauberei erfahren, sondern auf ganz natürlichem Wege: eine meiner Sklavinnen hat diese Nacht den Prinzen Kalaf besucht und die Gewandtheit gehabt, ihm sein Geheimniß zu ent-

reißen. Er muß mir verzeihen, diese Verrätherei benutzt zu haben, da ich keinen schlimmeren Gebrauch davon mache."

„Ach, reizende Turandokt," rief jetzt der Prinz der Nogaïs, „ist es wol möglich, daß ihr so günstige Gesinnungen für mich hegt? Von welchem schrecklichen Abgrund zieht ihr mich zurück, um mich auf den ersten Platz von der Welt zu erheben! Ach, wie ungerecht war ich! Während ihr mir ein so schönes Loos zu bereiten Willens wart, hielt ich euch der schwärzesten Treulosigkeit fähig. Getäuscht durch eine schreckliche Erdichtung, welche meinen Geist verwirrte, hab' ich eure Güte mit beleidigendem Argwohn belohnt: wie ungeduldig bin ich, zu euern Füßen meine Ungerechtigkeit zu sühnen."

Der verliebte Sohn des Timurtasch wollte fortfahren sich in zärtlichen und leidenschaftlichen Reden zu ergießen, als er plötzlich genöthigt war, zu schweigen, um eine Sklavin zu hören und zu betrachten, die hinter der Prinzessin von China gestanden hatte, und nun mitten in die Versammlung vortretend, alle Anwesenden durch ihr Benehmen überraschte. Sie hob ihren Schleier auf und sogleich erkannte Kalaf in ihr die nämliche Dame, die er des Nachts in seinem Zimmer getroffen hatte; ihr Antlitz war bleich wie der Tod, ihre Augen irrten umher und sie schien auf irgend etwas Trübseliges zu sinnen. Aller Augen waren auf sie gerichtet, und Altun-Chan war gleich den Uebrigen in Erwartung, was sie sagen würde, als sie sich gegen Turandokt wandte und so zu ihr sprach:

„Prinzessin, es ist Zeit, euch zu enttäuschen; ich bin nicht zu dem Prinzen Kalaf gegangen, ihn dahin zu bringen, mir seinen Namen zu entdecken; ich habe diesen Schritt nicht unternommen, in der Absicht, euch zu dienen: nur um meiner selbst willen hab' ich ihn gewagt. Ich wollte mich aus der Sklaverei befreien und euch euern Verlobten entführen. Ich hatte Alles vorbereitet, um mit ihm zu entfliehen; er verwarf mein Anerbieten oder vielmehr der Undankbare verschmähte meine Zärtlichkeit: ich habe nichts unversucht gelassen, ihn von euch loszureißen; ich habe ihm euern Stolz mit den schwärzesten Farben gemalt; ich habe ihm sogar gesagt, daß ihr ihn heute ermorden lassen wollet, aber ich habe ihm vergebens dieses Märchen aufgebürdet, ich konnte seine Standhaftigkeit nicht erschüttern. Er weiß, in welcher Aufregung ich mich von ihm entfernte, und seine Augen sind Zeugen meines Zornes und meiner Verwirrung gewesen. Voll Eifersucht und Verzweiflung bin ich in eure Wohnung zurückgekehrt, und habe mir, indem ich euer Vertrauen täuschte, aus einem Schritt, der nur zu meiner Schmach ausgeschlagen ist, ein Verdienst bei euch gemacht. Es geschah also nicht, um euch aus einer Verlegenheit zu retten, daß ich euch den Namen des Prinzen entdeckte, den ihr wissen wolltet; er entschlüpfte dem Prinzen in einer Aufwallung, deren er nicht Herr werden konnte; und ich glaubte, daß ihr, den Männern bisher immer feindselig, sehr gern die Gelegenheit ergreifen würdet, Kalaf entfernen zu können. Kurz, ich glaubte dadurch den verhaßten Banden, die euch verknüpfen werden, zuvorzukommen; aber da mein Kunstgriff mißlungen ist, und ihr euch entschließt, den Prinzen Kalaf zu heirathen, so kann ich keinen andern Ausweg ergreifen, als diesen."

Mit diesen Worten zog sie unter ihrem Gewande einen Dolch hervor und stieß ihn sich in die Brust.

Die ganze Versammlung schauderte bei dem Anblick dieser That. Altun-Chan wurde von Entsetzen ergriffen. Kalaf fühlte seine Freude getrübt, und Turandokt, einen Schrei ausstoßend, eilte vom Thron herab und der Unglücklichen zu Hülfe, um wo möglich ihren Tod zu verhindern; in der nämlichen Absicht lief auch die andre vertraute Sklavin hinzu, so wie die beiden, welche Papier und Tinte hielten; aber bevor sie herbeikamen, zog die unglücklich Liebende, als hätte der erste Dolchstoß noch nicht hingereicht, ihr das Leben zu nehmen, den Dolch wieder heraus und durchbohrte sich damit zum zweitenmal. Alles was sie thun konnten, war, ihren wankenden Körper in ihren Armen aufzufangen.

„Adelmülk*)," sagte die Prinzessin von China, in Thränen schwimmend, zu ihr, „meine theure Adelmülk, was hast du gethan? Mußtest du es bis zu diesem Aeußersten treiben? Warum hast du mir diese Nacht nicht dein Herz geöffnet? Warum hast du mir nicht gesagt, daß es dein Leben kosten würde, wenn ich den Prinzen Kalaf heirathete? Was würde ich nicht für eine Nebenbuhlerin, wie du, gethan haben?"

Bei diesen Worten öffnete die Prinzessin-Sklavin die Augen, welche der Tod schon zu schließen begann, wendete sie brechend gegen Turandokt und sagte zu ihr: „Es ist geschehn, meine Prinzessin, ich höre auf zu leben und zu leiden. Beklagt mein Schicksal nicht, lobt vielmehr meinen muthigen Entschluß. Ich befreie mich durch den Tod von einer doppelten Sklaverei: ich breche die Fesseln Altun-Chans und die der Liebe, die noch weit schmählicher sind. Ich habe mit der Muttermilch die Lehren Kaka's**) eingesogen; man darf sich daher nicht wundern, daß ich dieser Entschlossenheit fähig bin." Nach diesen Worten seufzte sie tief auf und verschied.

Die Mandarine und Doktoren waren von dem bejammernswerthen Ende Adelmülks gerührt; Turandokt brach auf's neue in Thränen aus, und Kalaf, der sich als den Urheber dieses traurigen Ereignisses betrachtete, empfand einen tiefen Schmerz darüber.

Auch der gute König von China schien sehr betrübt: „Ach, unglückliche Prinzessin," rief er, „letztes und kostbares Ueberbleibsel eines berühmten Hauses, was hilft es dir nun, daß man dich der Gewalt der Wellen entrissen hat? Ja, du wärst glücklicher gewesen, wenn du an demselben Tage, welcher deinen Vater, den unglücklichen Keykobad, den Chan der Tartaren, und deine ganze Familie umkommen sah, dein Loos erfüllt hättest: möchtest du wenigstens, nachdem du neun Höllen durchwandert***), bei der nächsten Wiedergeburt als die Tochter

*) Gerechtigkeit der Herrschaft.

**) Zufolge der Sekte Kaka's ist nach dem Tode weder eine Belohnung zu hoffen, noch eine Bestrafung zu fürchten.

***) Die meisten Chinesen bilden sich ein, daß es neun Höllen giebt, welche die Seelen durchwandern müssen; daß sie dann wieder in's Leben zurückkehren, aber nicht alle wieder in der nämlichen Weise: die Glücklichsten werden als Menschen wiedergeboren, andere werden den Menschen ähnliche Thiere, und die Unglücklichsten empfangen Vogelgestalten, ohne Hoffnung, bei der nächsten Seelenwanderung wieder Menschen zu werden.

eines andern Fürsten geboren werden." Altun-Chan begnügte sich nicht damit, in solcher Weise das Unglück der Prinzessin Adelmülk zu beklagen, er veranstaltete ihr auch ein prächtiges Leichenbegängniß. Man trug den Körper in einen besonderen Pallast, wo er in reiche weiße Gewänder gehüllt wurde, und bevor man ihn in den Sarg legte, ging der König mit allen seinen Hausbeamten hin, ihm die letzte Ehre zu erweisen und ihm Wohlgerüche darzubringen; hierauf verschloß man ihn in einen Sarg von Aloeholz und stellte ihn auf eine Art Thron, der zu diesem Zweck mitten auf einem großen Hofe errichtet worden war; er blieb daselbst eine ganze Woche, und alle Tage waren die Frauen der Mandarine, von Kopf bis zu Fuß in Trauerkleidern, verpflichtet, ihn zu besuchen, ihm jede vier Verbeugungen zu machen und ihm ihr Beileid zu bezeigen.

Nach dieser Feierlichkeit, setzte man, als der Tag gekommen war, den der Hofastrolog zum Begräbniß bezeichnet hatte, den Sarg auf einen Triumphwagen, bedeckt mit silbernen Schilden und dazwischen allerhand Thierbilder auf Pappe gemalt. Hierauf brachte man dem Schutzgeist des Wagens ein Opfer dar, damit die Leichenfeierlichkeit glücklich vollendet würde, und nachdem man den Sarg mit wohlriechendem Wasser besprengt hatte, begann der Zug: er dauerte drei Tage, wegen der verschiedenen Feierlichkeiten und der Pausen, die man machen mußte, bevor er an den Berg gelangte, in welchem sich die Grabmäler der Könige von China befinden; denn Altun-Chan wollte, daß die Asche der Prinzessin Adelmülk mit der Asche der Prinzen seines eignen Hauses vermischt werde; Turandokt, aus Liebe zu ihrer Lieblingssklavin, hatte den König, ihren Vater, gebeten, ihr diese Ehre zu erweisen.

Als der Leichenzug bei dem Berge angelangt war, nahm man den Sarg vom Wagen, der ihn bis hierher geführt hatte, um ihn auf einen noch weit reicheren zu setzen, sodann opferte man einen Stier, den man mit gewürztem Wein besprengte, und brachte ihn sammt andern Dingen der Erde dar, mit der Bitte, die Leiche der Prinzessin gütig anzunehmen.

Als die Leichenfeierlichkeiten der Adelmülk zu Ende waren, änderte der Chinesische Hof sein Aussehn, man legte die Trauerkleider ab, und Lustbarkeiten folgten auf die Trauranstalten, mit denen man sich bisher beschäftigt hatte. Altun-Chan befahl alle Zubereitungen zur Vermählung Kalafs mit Turandokt, und während man daran arbeitete, schickte er Gesandte an den Stamm der Berlas, um den Chan der Nogaïs von Allem zu unterrichten, was sich in China begeben hatte, und ihn einzuladen, mit der Fürstin, seiner Gemahlin, dahinzukommen.

Die Vorbereitungen waren vollendet, die Hochzeit wurde mit aller Pracht und allem Reichthum gefeiert, welcher dem hohen Stand des Bräutigams geziemte; man gab aber Kalaf keine Lehrmeister*), und der König erklärte sogar öffentlich, daß er, um die Hochachtung und besondere Rücksicht, die er für seinen

*) Man giebt den Schwiegersöhnen der Könige von China gewöhnlich zwei alte Mandarine zu Lehrmeistern, um sie in Allem zu unterrichten, was ein Prinz wissen muß; auch müssen sie darauf achten, daß der Füm-ma, d. h. der Gemahl der Königstochter, ihr so lange täglich vier Kniebeugungen mache, bis sie Kinder gehabt hat.

Schwiegersohn habe, zu beweisen, ihn davon entbände, seiner Gemahlin die üblichen Verbeugungen zu machen. Man sah einen ganzen Monat hindurch bei Hofe nichts als Schauspiele und Feste, und auch in der Stadt gab es große und glänzende Lustbarkeiten.

Der Besitz Turandokts verminderte Kalafs Liebe nicht, und die Prinzessin, welche bis dahin die Männer nur mit Verachtung angesehn hatte, konnte sich nicht erwehren, einen so vollkommenen Prinzen zu lieben.

Einige Zeit nach ihrer Vermählung kehrten die Abgesandten, welche Altun-Chan in das Gebiet der Berlas geschickt hatte, in guter Gesellschaft zurück: sie brachten nicht nur den Vater und die Mutter des königlichen Schwiegersohnes, sondern sogar den Fürsten Allinger mit, welcher, um Elmasen und Timurtasch noch mehr Ehre zu erweisen, sich entschlossen hatte, sie mit den vornehmsten Herren seines Hofes bis nach Peking zu begleiten.

Als der junge Prinz der Nogaïs von ihrer Ankunft benachrichtigt wurde, säumte er nicht, ihnen entgegen zu gehen; er traf sie an der Pforte des Pallastes: man denke sich die Freude, welche er empfand, seinen Vater und seine Mutter wiederzusehn, und die Bewegung, in welche sie bei seinem Anblick geriethen! dies ist Etwas, was durch Worte gar nicht ausgedrückt werden kann. Sie umarmten sich alle Drei zu wiederholten Malen, und die Thränen, welche sie dabei vergossen, rührten alle Chinesen und Tartaren, welche zugegen waren, bis zum Weinen.

Nach diesen süßen Umarmungen begrüßte Kalaf den Chan von Berlas; er bezeugte ihm, wie gerührt er durch seine Güte wäre, und besonders dadurch, daß er die Urheber seines Daseins selbst bis an den Hof von China begleitet hatte, worauf der Fürst Allinger antwortete, daß er in Unwissenheit über den Stand des Timurtasch und der Elmase, ihnen nicht alle die gebührenden Rücksichten erwiesen habe, und er demnach, um die schlechte Behandlung, die sie von ihm erfahren haben möchten, wieder gut zu machen, diese Begleitung für seine Schuldigkeit gehalten hätte. Der Chan der Nogaïs und die Fürstin, seine Gemahlin, erwiderten dem Gebieter von Berlas eben so höflich, und dann traten sie Alle in den Pallast, um Altun-Chan zu begrüßen.

Sie fanden diesen Monarchen in dem ersten Saale, wo er sie erwartete; er umarmte sie einen nach dem andern und empfing sie höchst zuvorkommend. Er führte sie hierauf in sein Zimmer, und nachdem er Timurtasch seine Freude, ihn kennen zu lernen, und seine Theilnahme an seinem Mißgeschick bezeugt hatte, versicherte er ihn, daß er alle seine Kräfte aufbieten werde, um ihn an dem Sultan von Karisme zu rächen.

Und dies war keine leere Versicherung, denn noch an dem nämlichen Tage wurde allen Statthaltern der Provinzen der Befehl übersandt, die Truppen, welche in den Städten ihres Gebiets ständen*), schleunig marschiren und den

*) In allen Städten des Chinesischen Reichs giebt es Soldaten, die kein anderes Gewerbe haben, als Krieg zu führen; daneben giebt es aber auch welche, die zugleich Handwerker sind, wie Schuster und Weber.

Weg nach dem Baldschuta-See nehmen zu lassen, welchen man zum Sammelplatz einer furchtbaren Armee gewählt hatte.

Seinerseits hatte auch der Chan von Berlas, der diesen Krieg vorausgesehen und zu Timurtaschs Wiedereinsetzung in seine Staaten mitzuwirken wünschte, bei seiner Abreise dem Oberbefehlshaber seiner Truppen befohlen, sich bereit zu halten, auf das erste Geheiß in's Feld zu rücken. Er gebot ihm nun, sich so schleunig als möglich nach dem Baldschuta-See zu begeben.

Während die Offiziere und Soldaten, welche Altun-Chans Armee bilden sollten und in den Städten des Reichs zerstreut standen, auf dem Marsch nach ihrem Versammlungsort waren, ließ sich der König die gute Aufnahme seiner neuen Gäste äußerst angelegen sein. Er ließ jedem einen besonderen Pallast anweisen, nebst einer großen Anzahl von Eunuchen und einer Leibwache von zweitausend Mann. Jeden Tag bewirthete er sie mit einem neuen Feste und richtete alle seine Aufmerksamkeit fortwährend darauf, zu erforschen, was ihnen Vergnügen machen könnte.

Kalaf, obgleich von tausendfältigen Geschäften in Anspruch genommen, vergaß doch seiner alten Wirthin nicht; er erinnerte sich mit Vergnügen des Antheils, welchen sie an seinem Schicksal genommen hatte, ließ sie in den Pallast kommen und bat Turandokt, sie unter die Personen ihres Gefolges aufzunehmen.

Die Hoffnung, welche Timurtasch und die Fürstin Elmase hatten, mit Hülfe des Königs von China den Thron der Nogaïs-Tartaren wieder zu besteigen, ließ sie alle die überstandenen Leiden unvermerkt vergessen; und der schöne Prinz, welchen Turandokt um diese Zeit gebar, setzte sie auf den Gipfel der Freude. Die Geburt dieses Kindes, welches zum Erbprinzen von China ernannt wurde, ward in allen Städten dieses großen Reiches durch öffentliche Freudenfeste gefeiert.

Diese dauerten noch, als man durch die Kuriere, welche die mit der Versammlung des Heeres beauftragten Offiziere absandten, erfuhr, daß sämmtliche Truppen des Königreichs, und ebenso die des Chans von Berlas, an dem Baldschuta-See angelangt wären. Sogleich verließen Timurtasch, Kalaf und Allinger den Hof, und begaben sich nach dem Lager, wo sie in der That Alles in Ordnung*) und siebenmalhunderttausend Mann marschfertig fanden. Sie brachen alsbald gegen Kotan auf, von wo sie nach Kaschar zogen, und endlich betraten sie die Staaten des Sultans von Karisme.

Dieser Fürst, durch die Kuriere, welche ihm die Statthalter seiner Grenzörter schickten, von dem Marsch des Heeres und seiner Stärke benachrichtigt, rüstete sich, anstatt über eine so große Anzahl von Feinden bestürzt zu sein, voller Muth, sie gut zu empfangen. Anstatt sich zu verschanzen, hatte er sogar die Kühnheit, ihnen an der Spitze von viermalhunderttausend Mann, die er in Eile zusammengerafft hatte, entgegen zu gehen. Beide Heere trafen bei Kodschand zusammen und stellten sich in Schlachtordnung. Bei den Chinesen befehligte Timurtasch den rechten Flügel, Fürst Allinger den linken, und Kalaf das Centrum:

*) Dies ist sehr leicht möglich, weil in dem ganzen Reich über eine Million Soldaten von Handwerk sind. Achtzigtausend stehen gewöhnlich allein in der Stadt Peking.

bei der Gegenarmee vertraute der Sultan die Führung seines rechten Flügels dem geschicktesten seiner Generale, stellte den Prinzen von Karisme dem Prinzen der Nogaïs entgegen, und behielt selbst den linken Flügel, auf welchem sich seine auserlesenste Reiterei befand.

Der Chan von Berlas begann die Schlacht mit den Truppen seines Stammes, die wie Leute fochten, welche die Augen ihres Gebieters zu Zeugen ihrer Thaten haben, und den rechten Flügel des Feindes bald zum Weichen brachten; aber der Offizier, welcher ihn befehligte, brachte ihn wieder in Ordnung. Nicht so ging es bei Timurtasch; der Sultan warf ihn beim ersten Anlauf, und die Chinesen, in Unordnung gebracht, waren nahe daran, die Flucht zu ergreifen, ohne daß sie der Chan der Nogaïs zurückhalten konnte, als Kalaf, von dem Vorgange benachrichtigt, den Befehl des Centrums einem alten Chinesischen General übergab und mit auserlesenen Truppen seinem Vater zu Hülfe eilte. Sehr bald gewann Alles ein anderes Aussehn; der linke Flügel der Karismier wurde nun ebenfalls über den Haufen geworfen, die Reihen öffneten sich und wurden sodann leicht durchbrochen: der ganze Flügel gerieth in Unordnung. Der Sultan, welcher siegen oder sterben wollte, machte unglaubliche Anstrengungen, um seine Soldaten wieder zu sammeln; aber Timurtasch und Kalaf ließen ihm nicht Zeit dazu und umzingelten ihn von allen Seiten, so daß, da Fürst Allinger inzwischen auch den linken Flügel geschlagen hatte, der Sieg sich völlig für die Chinesen entschied.

Es blieb dem Sultan von Karisme nichts weiter übrig, als sich mitten durch die Feinde Bahn zu brechen und bei einem fremden Fürsten Zuflucht zu suchen; aber der Sultan zog es vor, seine Niederlage nicht zu überleben, als den Völkern ein seiner Kronen entblößtes Haupt zu zeigen, er stürzte sich also blindlings in das dichteste Getümmel des Kampfes und focht so lange, bis er von tausend tödtlichen Wunden durchbohrt, leblos niederstürzte und unter dem Haufen der Todten liegen blieb. Der Prinz von Karisme, sein Sohn, hatte dasselbe Schicksal; zweimalhunderttausend Karismier wurden getödtet oder gefangen; die übrigen suchten ihr Heil in der Flucht. Die Chinesen verloren auch viel Leute; aber, wenn gleich die Schlacht blutig war, so war sie dafür auch entscheidend.

Nachdem Timurtasch dem Himmel für diesen glücklichen Erfolg gedankt hatte, sandte er einen Offizier nach Peking, um dem Könige von China darüber Bericht abzustatten; sodann drang er in Sagatay vor und bemächtigte sich der Stadt Karisme.

Er ließ in dieser Stadt öffentlich bekannt machen, daß er weder die Reichthümer noch die Freiheit der Karismier wolle, sondern weil ihn Gott zum Herrn über den Thron seines Feindes gemacht, so gedenke er denselben zu behalten, und von nun an sollten Sagatay nebst den übrigen Ländern, die unter der Herrschaft des Sultan gestanden, den Prinzen Kalaf, seinen Sohn, als ihren Beherrscher anerkennen.

Die Karismier, der Herrschaft ihres letzten Regenten müde, und überzeugt, daß die Kalafs milder sein werde, unterwarfen sich gutwillig und riefen den jungen Prinzen, dessen vorzügliche Eigenschaften ihnen bekannt waren, zum Sultan aus.

Während der neue Sultan von Karisme alle nothwendigen Maaßregeln traf, seine Macht zu befestigen, brach Timurtasch mit einem Theil des Chinesischen Heeres auf und begab sich so schleunig wie möglich nach seinen eigenen Staaten. Die Nogaïs-Tartaren empfingen ihn als treue Unterthanen, die entzückt waren, ihren rechtmäßigen Herrscher wieder zu sehen; aber er begnügte sich nicht, seinen Thron wieder einzunehmen, er erklärte auch den Cirkassiern den Krieg, um sich wegen der Verrätherei zu rächen, die sie an dem Prinzen Kalaf zu Dschünd begangen hatten. Anstatt zu versuchen, ihn durch Unterwürfigkeit zu besänftigen, rafften diese Völker in der Eile ein Heer zusammen, um ihm Widerstand zu leisten; aber er schlug sie, hieb sie fast alle in Stücke und ließ sich zum Könige von Cirkassien ausrufen.

Als er hierauf wieder nach Sagatay kam, fand er daselbst die Fürstinnen Elmase und Turandokt, welche Altun-Chan in glänzendem Aufzuge nach Karisme hatte geleiten lassen.

So endeten die Drangsale des Prinzen Kalaf, der sich durch seine Tugenden die Liebe und Hochachtung der Karismier erwarb. Er herrschte lange und in Frieden über sie. Turandokt, in deren Besitz er sich immer glücklich fühlte, beschenkte ihn mit einem zweiten Sohn, der nach ihm Sultan von Karisme wurde; denn den Prinzen von China ließ Altun-Chan erziehen und erwählte ihn zu seinem Nachfolger.

Timurtasch und seine Gemahlin begaben sich wieder nach Astrakan, wo sie den Rest ihrer Tage zubrachten, und der Chan von Berlas, nachdem er von ihnen und ihrem Sohn alle Beweise der Erkenntlichkeit empfangen hatte, die sein Edelmuth verdiente, zog mit seinen übrigen Truppen wieder heim zu seinem Stamme.

17.

Geschichte des Aly Baba und der vierzig Räuber.

In einer Stadt Persiens lebten zwei Brüder, von denen der eine Kassim, der andere Aly Baba hieß. Da ihr Vater ihnen nur wenig Vermögen hinterlassen hatte, und sie es gleichmäßig unter sich vertheilt hatten, so sollte man denken, ihre äußere Lage hätte sich auch gleich bleiben müssen: indeß der Zufall wollte es anders.

Kassim heirathete eine Frau, die kurze Zeit nach ihrer Hochzeit einen sehr wohl ausgestatteten Kaufladen, ein reich angefülltes Waarenlager und liegende Gründe erbte, die ihn auf einmal in Wohlstand versetzten und zu einem der reichsten Kaufleute in der Stadt machten.

Aly Baba hingegen, der eine Frau geheirathet hatte, die eben so arm war, wie er, wohnte sehr armselig, und hatte keinen andern Erwerb, um sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen und sich und die Seinigen zu ernähren, als daß er

in einen benachbarten Wald Holz fällen ging, und es auf drei Esel, die sein einziges Besitzthum ausmachten, nach der Stadt führte und es dort verkaufte.

Eines Tages war Aly Baba wieder im Walde und hatte schon hinlänglich Holz abgehauen, um seine drei Esel damit zu beladen, als er eine dicke Staubwolke aufsteigen sah, die sich in gerader Richtung dem Ort näherte, wo er sich eben befand. Er richtete seine Blicke scharf darauf hin und unterschied jetzt einen ansehnlichen Trupp Reiter, die in starkem Trabe herankamen.

Obgleich in dieser Gegend nie von Räubern die Rede gewesen war, kam Aly Baba gleichwol auf den Gedanken, diese Reiter könnten welche sein, und ohne daran zu denken, was aus seinen Eseln werden sollte, dachte er nur darauf, sich selbst zu retten. Er kletterte auf einen starken Baum, der in geringer Höhe rundum sehr dicht belaubte Aeste ausbreitete. Hier, inmitten dieses Laubzeltes, ließ er sich mit um so größerer Zuversicht nieder, da er sehen konnte, ohne gesehn zu werden. Der Baum erhob sich am Fuß eines Felsens, der von allen Seiten frei stand, weit höher, als der Baum war, und so steil, daß er an keiner Stelle zu erklimmen war.

Diese Reiter, welche alle groß, ansehnlich, wohlberitten und wohlbewaffnet waren, näherten sich dem Felsen und stiegen vom Pferde. Aly Baba, der ihrer vierzig zählte, hatte, ihrem Aussehn und ihrer Bekleidung nach, keinen Zweifel mehr, daß sie Räuber seien. Er täuschte sich nicht, es waren in der That Räuber, die, ohne der Umgegend etwas Böses zuzufügen, ihre Räubereien in weiter Ferne trieben und hier ihren Versammlungsort hatten. Was er sie da vornehmen sah, bestärkte ihn in dieser Meinung.

Jeder Reiter zäumte sein Pferd ab, band es an, hing ihm einen Sack voll Gerste, den er hinter sich auf dem Pferde gehabt hatte, um den Hals, und nahm sein Felleisen ab; die meisten dieser Felleisen schienen Aly Baba so schwer, daß er schloß, sie müßten voll Gold- und Silbermünzen sein.

Der stattlichste unter ihnen, den Aly Baba für den Hauptmann der Räuber hielt, näherte sich, gleich den übrigen mit seinem Felleisen beladen, dem Felsen, der sich dicht neben dem großen Baume befand, auf welchen sich Aly Baba geflüchtet hatte, und nachdem er sich durch einige Sträuche den Weg gebahnt, sprach er so laut, daß Aly Baba es hörte, die Worte: „Sesam, öffne dich."

Sobald der Räuberhauptmann sie ausgesprochen hatte, öffnete sich eine Thür, und nachdem er alle seine Leute vor sich her hatte durch dieselbe eintreten lassen, ging er ebenfalls hinein und die Thür schloß sich.

Die Räuber blieben geraume Zeit in dem Felsen, und Aly Baba, welcher fürchtete, daß einer von ihnen oder alle zusammen in dem Augenblick herauskommen könnten, wo er seinen Platz verließe, um sich zu retten, war gezwungen, auf dem Baume zu bleiben und geduldig zu warten. Zuweilen gerieth er in Versuchung, herabzusteigen, sich zweier Pferde der Räuber zu bemächtigen, eins davon zu besteigen und, seine drei Esel vor sich her jagend, die Stadt so schnell als möglich zu gewinnen; allein die Unsicherheit dieses Unternehmens ließ ihn lieber das Sicherste ergreifen.

Endlich öffnete sich die Thür, die vierzig Räuber traten heraus, und zwar der Hauptmann, der vorhin zuletzt hineingetreten war, jetzt zuerst, und ließ die übrigen an sich vorbeiziehen. Aly Baba hörte, daß er die Worte sprach: Sesam, schließe dich! worauf sich die Thür wieder verschloß. Jeder kehrte zu seinem Pferde zurück, zäumte es, band sein Felleisen an und stieg wieder auf. Als der Hauptmann endlich sah, daß sie alle marschfertig waren, schlug er, an ihrer Spitze, wieder denselben Weg ein, auf welchem sie gekommen waren.

Aly Baba stieg nicht sogleich vom Baum herab: sie könnten, sprach er bei sich selbst, irgend etwas vergessen haben, was sie wieder umzukehren nöthigte, und ich würde dann von ihnen ertappt werden. Er verfolgte sie mit den Augen, bis er sie aus dem Gesicht verloren hatte, und stieg zu größerer Sicherheit erst lange Zeit nachher herunter. Da er die Worte behalten hatte, durch welche der Räuberhauptmann die Thür öffnete und verschloß, so trieb ihn die Neugier, zu versuchen, ob sie wol, wenn er sie ausspräche, dieselbe Wirkung haben würden. Er arbeitete sich durch das Gesträuch hindurch und entdeckte die verborgene Thür. Er stellte sich vor sie und sprach: „Sesam, öffne dich!" und augenblicklich that sich die Thür angelweit auf.

Aly Baba hatte erwartet, in die Finsterniß einer engen Höhle zu treten; aber wie überrascht war er, das Innere derselben sehr hell, weit und geräumig zu finden, von Menschenhänden in Form eines hohen Gewölbes, das durch eine oben im Felsen angebrachte Oeffnung Licht empfing, ausgehöhlt. Er sah da reichliche Mundvorräthe, Ballen von kostbaren Kaufmannswaaren in Haufen gethürmt, Stoffe von Seide und Brokat, Tapeten von großem Werth, und besonders viel Gold- und Silbermünzen, theils in Haufen, theils in großen ledernen Säcken und Beuteln über einander geschüttet. Bei dem Anblick alles dessen, was er hier sah, schien es ihm, als müsse diese Grotte nicht blos seit Jahren, sondern schon seit Jahrhunderten Räubern zum Zufluchtsort gedient haben.

Aly Baba besann sich nicht lange, was er thun sollte; er trat in die Grotte, und als er eingetreten war, schloß sich die Thür wieder; doch das beunruhigte ihn nicht, denn er kannte ja das Geheimniß, sie zu öffnen. Er hielt sich nicht an das Silbergeld, sondern an die Goldmünzen, und besonders an die, welche in Säcken waren. Er nahm davon mehreremal so viel, als er nur fortbringen konnte und als hinreichend war, seine drei Esel damit zu beladen. Er trieb die Esel, welche sich inzwischen zerstreut hatten, wieder zusammen, und als er sie bis an den Felsen getrieben hatte, packte er ihnen die Säcke auf, und um diese zu verbergen, belegte er sie mit Holz, so daß sie nicht zu sehn waren. Als er damit fertig war, stellte er sich vor die Thür, und er hatte kaum die Worte ausgesprochen: Sesam, schließe dich! so schloß sie sich; sie hatte sich nämlich jedesmal, wenn er hineingetreten war, von selbst geschlossen, und war jedesmal, wenn er hinausgegangen war, offen geblieben.

Sobald dies geschehen war, nahm Aly Baba den Rückweg nach der Stadt, und als er in seiner Behausung anlangte, ließ er seine drei Esel in einen kleinen Hof treten und schloß sorgfältig die Thür. Er nahm das wenige Holz, welches

die Säcke bedeckte, herab, und trug die Säcke in sein Haus, wo er sie vor seine Frau, die auf dem Sopha saß, der Reihe nach hinstellte.

Seine Frau nahm die Säcke in die Hand, und da sie fühlte, daß sie voll Geld seien, argwöhnte sie, ihr Mann habe sie gestohlen, so daß, nachdem er sie alle herbeigebracht hatte, sie sich nicht enthalten konnte, zu ihm zu sagen: „Aly Baba, solltest du so elend gewesen sein, diese Säcke zu . . ."

Aly Baba unterbrach sie mit den Worten: „Still, liebe Frau, beunruhige dich nicht, ich bin kein Dieb, man müßte denn auch einer sein, wenn man Räubern etwas nimmt. Du wirst aufhören, eine schlimme Meinung von mir zu haben, wenn ich dir mein Glück erzählt haben werde."

Er schüttete die Säcke aus, die einen so großen Haufen Goldes ausmachten, daß seine Frau ganz geblendet davon war; hierauf erzählte er ihr sein Abentheuer von Anfang bis zu Ende, und zuletzt befahl er ihr, es ja geheim zu halten.

Als die Frau sich von ihrem Erstaunen wieder erholt hatte, freute sie sich mit ihrem Mann über das Glück, welches ihnen zu Theil geworden war, und wollte das ganze Gold, welches vor ihr lag, Stück für Stück zählen.

„Liebe Frau," sagte Aly Baba zu ihr, „du bist nicht klug, was willst du thun? Wann würdest du mit dem Zählen fertig werden? Ich will eine Grube machen und es da hineinschütten; wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Es wäre doch aber gut," sagte die Frau, „wenn wir wenigstens ungefähr wüßten, wie viel es ist. Ich will mir in der Nachbarschaft ein kleines Maaß borgen und es messen, während du die Grube gräbst."

„Liebe Frau," entgegnete Aly Baba, „was du da thun willst, nützt zu nichts, und wenn du mir folgen wolltest, so würdest du es lieber lassen; indeß thu, was du Lust hast, nur vergiß nicht die Sache geheim zu halten."

Um ihre Neugier zu befriedigen, ging die Frau des Aly Baba fort und zu Kassim, ihrem Schwager, der in der Nähe wohnte. Kassim war nicht zu Hause, und sie wendete sich deshalb an seine Frau mit der Bitte, ihr auf einige Augenblicke ein Maaß zu borgen.

Die Schwägerin fragte sie, ob sie ein großes oder ein kleines wolle, und die Frau Aly Baba's bat um ein kleines.

„Sehr gern," sagte die Schwägerin, „wartet einen Augenblick, ich will es euch holen."

Die Schwägerin ging das Maaß suchen, sie fand es, da sie aber die Armuth Aly Baba's kannte, so war sie neugierig zu wissen, was für Getreide seine Frau damit messen wolle, und es fiel ihr ein, unten an das Maaß unvermerkt etwas Talg zu kleben. Darauf kehrte sie zurück, überreichte der Frau Aly Babas das Maaß, und entschuldigte sich, sie so lange haben warten zu lassen, damit, daß sie es erst habe suchen müssen.

Die Frau Aly Baba's kehrte nach Hause zurück, setzte das Maaß auf den Goldhaufen, füllte es und schüttete es in einiger Entfernung auf das Sopha, bis sie mit dem Ganzen zu Ende war; sie war mit der guten Anzahl Maaße, welche der Haufen ausgab, sehr zufrieden.

Während Aly Baba, der inzwischen die Grube gemacht hatte, nun das Gold hineinschüttete, brachte sie, um ihre Pünktlichkeit und Ordnung zu zeigen, der Schwägerin das Maaß zurück, ohne jedoch zu bemerken, daß ein Goldstück am Boden kleben geblieben war. „Schwägerin," sagte sie zu ihr, indem sie es zurückgab, „ihr seht, ich hab' euer Maaß nicht lange behalten, ich bin euch sehr dankbar dafür, hier habt ihr es wieder."

Die Frau Aly Baba's hatte kaum den Rücken gewandt, als die Frau des Kassim den Boden des Maaßes besichtigte, und in welches unbeschreibliche Erstaunen gerieth sie, als sie dort ein Goldstück kleben fand. „Wie," sagte sie, „Aly Baba kann sein Gold mit Scheffeln messen? Und wo hat der Elende dies Gold her?"

Kassim, ihr Mann, war, wie schon gesagt, nicht zu Hause; er befand sich in seinem Laden, von wo er vor Abend nicht zurückkehren sollte. Die Zeit, bis er wieder kam, dünkte ihr eine Ewigkeit, so groß war ihre Ungeduld, ihm eine so wichtige Neuigkeit mitzutheilen, die ihm nicht weniger überraschend sein mußte, als ihr.

Als Kassim heimkehrte, sagte seine Frau zu ihm: „Kassim, du bildest dir ein reich zu sein, aber du irrst dich: Aly Baba ist unendlich reicher als du, er zählt sein Gold nicht wie du, er mißt es."

Kassim fragte nach der Erklärung dieses Räthsels und sie gab ihm dieselbe, indem sie ihm erzählte, welcher List sie sich bedient habe, um diese Entdeckung zu machen, dabei wies sie ihm die Goldmünze, welche sie am Boden des Maaßes gefunden hatte, und die Münze war so alt, daß der Name des Fürsten, unter dem sie geprägt war, ihm gänzlich unbekannt war.

Anstatt an dem Glück, welches seinem Bruder begegnet sein könnte, innigen Antheil zu nehmen, empfand Kassim einen tödtlichen Neid. Er brachte fast die ganze Nacht schlaflos zu und am folgenden Morgen ging er noch vor Sonnenaufgang zu ihm. Er behandelte ihn gar nicht als Bruder, denn diese Benennung schien er seit seiner Heirath mit der reichen Wittwe ganz vergessen zu haben, und redete ihn ausholend so an: „Aly Baba, du bist in deinen Angelegenheiten recht zurückhaltend, du spielst den Armen, den Elenden, den Bettler und missest das Gold mit Scheffeln."

„Mein Bruder," versetzte Aly Baba, „ich weiß nicht wovon du da sprichst, erklär' dich deutlicher."

„Spiele nur nicht den Unwissenden," entgegnete Kassim, und zeigte ihm dabei das Goldstück, welches ihm seine Frau mitgegeben hatte. „Wie viel Stücke hast du," fragte er, „von der Art wie dies hier, welches meine Frau unten am Maaß gefunden hat, welches die deinige gestern von ihr borgte?

Bei diesen Worten erkannte Aly Baba, daß Kassim und dessen Frau durch den Eigensinn seiner Frau bereits das erfahren hatten, an dessen Geheimhaltung ihm so viel gelegen gewesen war: indeß der Fehler war einmal geschehen und ließ sich nicht wieder gut machen. Ohne gegen seinen Bruder das geringste Zeichen von Erstaunen oder Verdruß an den Tag zu legen, gestand er ihm Alles, erzählte ihm, durch welchen Zufall er den Schlupfwinkel der Räuber entdeckt habe, und

an welchem Orte, und bot ihm, wenn er es geheim halten wolle, einen Antheil an dem Schatz an.

„Den verlange ich ohnehin," versetzte Kassim mit stolzer Miene; „aber ich will auch noch ganz genau wissen," fuhr er fort, „wo dieser Schatz liegt, die Merkmale, die Kennzeichen, und wie ich selbst hinein gelangen könnte, wenn ich Lust dazu hätte; sonst gehe ich hin und gebe dich bei den Gerichten an. Verweigerst du es, so hast du nicht nur nichts mehr davon zu hoffen, sondern wirst sogar das verlieren, was du genommen hast, während ich für die Anzeige meinen Antheil doch bekommen werde."

Mehr aus natürlicher Gutmüthigkeit als aus Furcht vor den unverschämten Drohungen seines hartherzigen Bruders, gab ihm Aly Baba vollständige Auskunft über Alles und sagte ihm sogar die Worte, deren er sich bedienen mußte, um in die Grotte hinein und wieder heraus zu kommen.

Kassim wollte nichts weiter wissen und verließ Aly Baba, entschlossen, ihm zuvor zu kommen; und voller Hoffnung, sich des Schatzes allein zu bemächtigen, brach er am folgenden Morgen, noch vor Tagesanbruch, mit zehn Mauleseln auf, mit großen Kasten beladen, die er zu füllen sich vornahm, mit dem Vorbehalt, bei einer zweiten Reise eine noch größere Anzahl mitzunehmen, nach Verhältniß der Ladungen, die er in der Felsenhöhle finden würde. Er nimmt den Weg, welchen Aly Baba ihm bezeichnet hat, langt am Felsen an und erkennt die Merkmale und den Baum, auf welchem Aly Baba verborgen gewesen war. Er sucht die Thür, findet sie, und spricht um sie zu öffnen, die Worte: Sesam, öffne dich! Die Thür öffnet sich, er tritt hinein und sogleich schließt sie sich wieder. Als er die Grotte besichtigt, ist er nicht wenig verwundert, weit mehr Reichthümer zu erblicken, als er nach Aly Baba's Erzählung vermuthet hatte und seine Verwunderung steigt in dem Maaß, als er jeden Gegenstand einzeln besieht. Geizig und nach Reichthümern habgierig, wie er war, hätte er wol den ganzen Tag damit zugebracht, seine Augen an dem Anblick so vielen Goldes zu weiden, hätte er nicht bedacht, daß er gekommen sei, von diesem Golde mit sich zu nehmen und seine zehn Maulesel damit zu beladen. Er nimmt also eine Anzahl von Säcken, so viel er tragen kann, doch als er damit vor die Thür kommt, um sie zu öffnen, den Kopf ganz voll von dem Gedanken, der ihm am wichtigsten war, findet sich's, daß er das erforderliche Wort vergessen hat und anstatt Sesam sagt er: Gerste, öffne dich; und ist ganz erstaunt als er sieht, daß die Thür, statt sich zu öffnen, verschlossen bleibt. Er nennt mehrere andere Namen von Getreidearten und die Thür öffnet sich noch immer nicht.

Auf diesen Zufall war Kassim nicht gefaßt. Entsetzen ergreift ihn bei der großen Gefahr, in der er sich erblickt und je mehr er sich anstrengt, sich an das Wort Sesam zu erinnern, desto mehr verwirrt er sein Gedächtniß, und als ob er jenes Wort nie hätte nennen hören, so gänzlich ist es ihm entfallen. Er wirft die Säcke, mit denen er sich bepackt hat, auf die Erde, er geht mit großen Schritten in der Grotte auf und ab, von einer Seite zur andern, und alle die Reich-

thümer, von denen er sich umgeben sieht, reizen ihn nicht mehr. Doch lassen wir Kassim sein Loos bejammern, er verdient kein Mitleid.

Die Räuber kehrten gegen Mittag zu ihrer Grotte zurück. Als sie nicht mehr weit entfernt waren und die mit Kasten beladenen Maulesel Kassims um den Felsen her erblickten, so sprengten sie, durch diese unerwartete Erscheinung beunruhigt, mit verhängtem Zügel heran und scheuchten die zehn Maulesel, welche Kassim anzubinden versäumt hatte, und die frei weideten, in die Flucht, so daß sie sich hierhin und dorthin in den Wald zerstreuten und ihnen bald aus dem Gesicht entschwanden.

Die Räuber gaben sich keine Mühe den Mauleseln nachzulaufen, es lag ihnen mehr daran, den aufzufinden, dem sie gehörten. Während nun die einen um den Felsen herum die Runde machten, um ihn zu suchen, stieg der Hauptmann mit den andern vom Pferde und ging gerade auf die Thür zu, den Säbel in der Hand; er sprach die Worte und die Thür öffnete sich.

Kassim, der mitten in der Grotte das Pferdegetrampel hörte, zweifelte nicht, daß die Räuber angekommen seien und sein Untergang bevorstehe. Entschlossen wenigstens einen Versuch zu machen, ihren Händen zu entwischen und sich zu retten, hielt er sich bereit, hinauszustürzen, sobald sich die Thür öffne. Kaum hört er das Wort Sesam aussprechen, welches seinem Gedächtniß entfallen war und sieht die Thür aufgehn, als er so ungestüm hinausstürzte, daß er den Hauptmann zu Boden warf. Allein er entschlüpfte nicht den andern Räubern, welche gleichfalls den Säbel in der Hand, ihn auf der Stelle ums Leben brachten.

Das Erste, was die Räuber nach dieser Strafvollziehung zu thun hatten, war, in die Grotte hineinzugehen; gleich an der Thür fanden sie die Säcke, welche Kassim angefangen hatte fortzutragen, um sie mitzunehmen und auf die Maulesel zu laden; sie stellten sie wieder an ihren Platz, ohne die fehlenden zu bemerken, welche Aly Baba zuvor mitgenommen hattte. Indem sie nun über dieses Ereigniß berathschlagten und es gemeinschaftlich in Ueberlegung zogen, begriffen sie wohl, wie Kassim nicht aus der Grotte habe heraus können, aber wie er hineingekommen sei, das war es, was sie sich nicht erklären konnten. Zwar fiel ihnen ein, er könne von oben herabgestiegen sein, allein die Oeffnung, durch welche das Licht eindrang, war so hoch und der Gipfel des Felsens von außen so unzugänglich, auch fanden sie keine Spur, daß er diesen Weg genommen habe, daß sie einstimmig dies für etwas ihnen Unbegreifliches erklärten. Daß er durch die Thür hinein gekommen sei, konnten sie auch nicht glauben, wenn er nicht wenigstens das Geheimniß, sie zu öffnen, besessen habe; und daß sie die einzigen seien, die es besäßen, hielten sie für ganz gewiß, worin sie sich freilich täuschten, aber sie wußten ja nicht, daß Aly Baba sie belauscht habe.

Indeß, wie es immer zugegangen sein mochte, die Hauptsache war, daß ihre gemeinschaftlichen Reichthümer sicher gestellt würden, und so beschlossen sie den Leichnam Kassims in vier Theile zu theilen und diese innerhalb der Grotte nah bei der Thür, je zwei auf beiden Seiten, aufzuhängen, um jeden, der die Kühnheit hätte, einen ähnlichen Versuch zu wagen, zurückzuschrecken; sie selbst nahmen

sich vor, erst in einiger Zeit in die Grotte zurückzukehren, wenn der Verwesungsdunst der Leiche sich verzogen haben würde. Dieser Entschluß, den sie faßten, wurde auch sogleich ausgeführt; da sie nichts mehr zurückhielt, verließen sie ihren Zufluchtsort wohlverschlossen, stiegen zu Pferde und durchstreiften die Ebene nach den von Karavanen am meisten besuchten Straßen hin, um jene anzugreifen und ihre gewohnten Räubereien zu treiben.

Inzwischen war Kassims Frau in großer Unruhe, als sie sah, daß es Nacht wurde und ihr Mann immer noch nicht zurückkam. Sie ging voller Sorge zu Aly Baba und sagte: „Schwager, es wird euch, denk ich, nicht unbekannt sein, daß euer Bruder Kassim in den Wald gegangen ist und in welcher Absicht. Er ist noch nicht zurückgekehrt und es ist schon tief in der Nacht; ich fürchte, daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen ist."

Aly Baba hatte diese Reise seines Bruders in Folge ihres Gesprächs vermuthet und war deshalb diesen Tag nicht in den Wald gegangen, um ihm kein Mißtrauen zu erregen. Ohne der Frau seines Bruders einen Vorwurf zu machen, der sie oder ihren Mann, wenn er noch lebte, hätte beleidigen können, sagte er zu ihr, sie solle sich nur noch keinen Kummer deshalb machen, Kassim habe es wahrscheinlich der Klugheit für angemessen gehalten, erst in später Nacht zur Stadt zurückzukehren.

Kassims Frau glaubte es gleichfalls und zwar um so leichter, als sie bedachte, wie viel ihrem Mann daran liegen müßte, die Sache geheim zu halten. Sie kehrte in ihre Wohnung zurück und wartete geduldig bis Mitternacht. Dann aber verdoppelte sich ihre Unruhe, und die Sorge preßte sie um so mehr als sie dieselbe nicht äußern und weder durch Schreien noch Weinen sich eine Erleichterung verschaffen konnte, denn sie sah wohl ein, daß der Anlaß dazu der Nachbarschaft ein Geheimniß bleiben müsse. Jetzt, da ihr Fehler nicht wieder gut zu machen war, bereuete sie ihre thörichte Neugierde und den abscheulichen Neid, der sie verleitet hatte, in die Verhältnisse ihres Schwagers und ihrer Schwägerin einzudringen. Sie brachte die Nacht in Thränen zu und kaum brach der Tag an, so lief sie zu ihnen und meldete ihnen die Ursache ihres Kummers mehr durch Thränen als durch Worte.

Aly Baba wartete nicht erst darauf, daß seine Schwägerin ihn bitte, daß er hingehen und sehen möchte, was aus Kassim geworden sei. Er machte sich sogleich mit seinen drei Eseln auf den Weg, nachdem er ihr anempfohlen hatte ihre Betrübniß zu mäßigen und ging in den Wald. Als er sich dem Felsen näherte, ohne auf dem ganzen Weg weder von seinem Bruder noch von den zehn Mauleseln etwas gesehen zu haben, erstaunte er am Eingange, Spuren von Blut zu bemerken, welches hier vergossen worden war, und nahm dies für eine schlimme Vorbedeutung.

Er stellte sich vor die Thür und sprach die Worte, sie öffnete sich und der traurige Anblick des in vier Theile getheilten Leichnams seines Bruders überraschte ihn. Er besann sich nicht lange, was er thun müsse, um seinem Bruder, der so geringen brüderlichen Liebe ungeachtet, die derselbe für ihn gehabt hatte, die

letzte Ehre zu erweisen. Aus dem Zeug, welches er in der Höhle fand, machte er zwei Päcke, in welche er die Viertheile seines Bruders packte, belud damit einen seiner Esel und legte Holz darüber. Seine andern beiden Esel belud er, ohne Zeit zu verlieren, mit Goldsäcken, und verbarg diese gleichfalls, wie das erste mal, unter Holz. Als er damit fertig war und der Thüre sich wieder zu schließen geboten hatte, nahm er den Rückweg nach der Stadt, beging jedoch die Vorsicht, am Ausgange des Waldes eine Zeit lang zu verweilen, um nicht vor Einbruch der Nacht zurückzukehren. Als er zu Hause anlangte, ließ er nur die zwei mit Gold beladenen Esel in sein Haus eintreten, den dritten führte er, nachdem er seiner Frau das Geschäft des Abladens überlassen und ihr in wenig Worten mitgetheilt hatte, was sich mit Kassim begeben, zu seiner Schwägerin.

Aly Baba klopfte an die Thür, die ihm durch Morgiane geöffnet wurde. Diese Morgiane war eine gewandte, erfahrene und erfinderische Sklavin, die in den schwierigsten Angelegenheiten sehr wohl zu gebrauchen war und Aly Baba kannte sie als solche. Als er in den Hof eingetreten war und das Holz nebst den beiden Päcken von den Eseln abgeladen hatte, nahm er Morgianen bei Seite und sagte zu ihr: „Morgiane, das erste, was ich jetzt von dir verlange, ist eine unverbrüchliche Verschwiegenheit; du wirst sehen, wie viel ebensowohl deiner Gebieterin als mir daran gelegen sein muß. In diesen zwei Päcken hier befindet sich der Leichnam deines Herrn, es handelt sich nun darum ihn zu beerdigen, als ob er eines natürlichen Todes gestorben wäre; laß mich also gleich mit deiner Gebieterin sprechen und gieb Acht, was ich ihr sagen werde."

Morgiane benachrichtigte ihre Frau davon und Aly Baba, der ihr auf dem Fuße folgte, trat ein.

„Nun, Schwager," fragte ihn die Schwägerin voll Ungeduld, „welche Nachricht bringt ihr von meinem Manne? ich lese auf eurem Gesicht nichts Tröstliches."

„Schwägerin," antwortete Aly Baba, „ich kann euch nichts sagen, bevor ihr mir nicht versprecht, mich von Anfang bis zu Ende anzuhören, ohne den Mund aufzuthun. Bei dem was vorgefallen ist, muß euch nicht weniger als mir daran gelegen sein, um eurer Ruhe und eures Wohles willen die tiefste Verschwiegenheit zu beobachten."

„Ach," rief die Schwägerin halblaut, „dieser Eingang läßt mich erkennen, daß mein Mann nicht mehr ist; aber zugleich erkenne ich auch wie nothwendig die Verschwiegenheit ist, die ihr von mir verlangt. Ich muß mir also wohl Gewalt anthun; redet, ich höre euch zu."

Aly Baba erzählte seiner Schwägerin den ganzen Verlauf seiner Reise bis zu seiner Heimkehr mit dem Leichnam Kassims. „Schwägerin," fügte er hinzu, „ihr habt freilich großen Anlaß zur Betrübniß, und zwar um so größern, je weniger ihr ihn erwartet hattet. Dieses Unglück ist freilich nicht wieder gut zu machen, doch wenn euch das zu trösten im Stande ist, so biete ich euch an, das wenige Gut, was mir Gott beschеert hat, mit dem eurigen zu vereinigen, indem ich euch heirathe. Ich versichere euch, meine Frau wird nicht eifersüchtig darüber

sein und ihr werdet euch zusammen ganz gut vertragen. Wenn euch dieser Vorschlag angenehm ist, muß man darauf denken, so zu thun, als wenn mein Bruder eines natürlichen Todes gestorben wäre. Das ist eine Sache, worin ihr euch, wie mir scheint, auf Morgianen verlassen könnt, und meinerseits will ich Alles, was nur in meiner Macht steht, dazu beitragen."

Welchen besseren Entschluß hätte die Wittwe Kassims fassen können, als den, welchen Aly Baba ihr vorschlug? Neben dem Vermögen, welches ihr durch den Tod ihres ersten Mannes zufiel, bekam sie einen zweiten Mann, der noch reicher war als sie, und durch die Entdeckung des Schatzes noch reicher werden konnte. Sie lehnte also den Antrag nicht ab, im Gegentheil, sie sah ihn als einen vernünftigen Trostgrund an. Indem sie ihre Thränen abtrocknete, welche reichlicher zu fließen angefangen hatten und das gewöhnliche durchdringende Klagegeschrei der Frauen bei dem Verlust ihrer Männer zurückhielt, bezeugte sie Aly Baba hinlänglich, daß sie auf sein Anerbieten eingehe.

Aly Baba verließ die Wittwe Kassims in dieser Stimmung und nachdem er Morgianen anempfohlen hatte, ihre Rolle gut zu spielen, kehrte er mit seinem Esel nach Hause zurück.

Morgiane vergaß nichts; sie verließ zugleich mit Aly Baba das Haus und ging zu einem Apotheker der in der Nachbarschaft wohnte; sie klopft an den Laden, man öffnet und sie verlangt eine Art Täfelchen, die in gefährlichen Krankheiten sehr heilsam sind. Der Apotheker giebt ihr welche für das Geld, welches sie ihm hingereicht hatte und fragt sodann, wer bei ihrem Herrn krank sei.

„Ach," versetzt sie mit einem tiefen Seufzer, „Kassim selber, mein guter Herr! Man kann aus seiner Krankheit nicht klug werden, er spricht nicht und mag nichts essen." Mit diesen Worten geht sie mit den Arzneitäfelchen fort, von denen Kassim freilich keinen Gebrauch mehr machen konnte.

Am folgenden Morgen kommt Morgiane wieder zu demselben Apotheker und fordert mit Thränen in den Augen eine Essenz, die man den Kranken gewöhnlich nur in der äußersten Lebensgefahr eingiebt und auf welche man die letzte Hoffnung setzt.

„Ach," sagt Morgiane in tiefer Betrübniß, als sie dieselbe aus den Händen des Apothekers empfängt, „ich fürchte sehr, daß dieses Mittel eben so wenig helfen wird als die Arzneitäfelchen! Ach, was für einen guten Herrn verliere ich an ihm!"

Als man auch außerdem den ganzen Tag hindurch Aly Baba und seine Frau mit trübseligem Gesicht bei Kassim ein und ausgehen sah, so war man eben nicht erstaunt, als man Abends das Jammergeschrei von Kassims Frau und besonders das von Morgianen vernahm, welches anzeigte, daß Kassim todt sei.

Am folgenden Tag, ganz in der Frühe, als kaum der Morgen angebrochen war, ging Morgiane, welche wußte, daß auf dem Markt ein alter ehrlicher Schuhflicker sei, der alle Morgen seinen Laden zuerst und lange vor den Andern öffne, aus dem Hause und suchte ihn auf. Indem sie zu ihm herantrat und ihm guten Tag bot, drückte sie ihm ein Goldstück in die Hand.

Baba Mustapha, der in der ganzen Stadt unter diesem Namen bekannt war, eine heitere Gemüthsart und immer einen Spaß auf der Zunge hatte, sah, weil es noch dämmerte, das Geldstück näher an, und da er fand, daß es von Gold sei, sprach er: „Ein gutes Handgeld, was soll dafür geschehen? Ich bin bereit, alles zu thun."

„Baba Mustapha," antwortete Morgiane, „nehmt Alles was zum Flicken nothwendig ist mit euch und kommt schleunig mit mir, doch unter der Bedingung, daß ich euch die Augen verbinde, sobald wir an einem gewissen Ort sind."

Bei diesen Worten stellte sich Baba Mustapha schwierig. „Oh, oh," versetzte er, „ihr wollt mich da zu etwas verleiten, was wider mein Gewissen oder meine Ehre ist."

„Gott behüte!" erwiderte Morgiane, indem sie ihm noch ein zweites Goldstück in die Hand drückte, „ich fordere nichts von euch, was ihr nicht in allen Ehren thun könntet. Kommt nur und fürchtet nichts."

Baba Mustapha ließ sich führen und Morgiane, nachdem sie ihm an dem bestimmten Ort mit einem Schnupftuch die Augen verbunden hatte, führte ihn zu ihrem verstorbenen Herrn und nahm ihm das Tuch nicht früher ab, als in dem Zimmer, wo sie den Leichnam aus den vier Theilen zusammengelegt hatte.

Als sie ihm das Schnupftuch abgenommen hatte, sagte sie zu ihm: „Baba Mustapha, ich habe euch hierher geführt, damit ihr diese vier Stücke zusammennähet. Verliert keine Zeit und wenn ihr fertig seid, so werde ich euch noch ein drittes Goldstück geben."

Als Baba Mustapha fertig war, verband ihm Morgiane in demselben Zimmer die Augen, und nachdem sie ihm das dritte Goldstück, das sie ihm versprochen, gegeben und ihm Verschwiegenheit anempfohlen hatte, führte sie ihn bis zu der Stelle zurück, wo sie ihm beim Herführen die Augen verbunden hatte. Von da ließ sie ihn, nachdem sie ihm das Schnupftuch wieder abgenommen, nach Hause zurückkehren, wobei sie ihn, so weit sie nur konnte, mit den Augen verfolgte, um zu verhindern, daß er nicht etwa aus Neugierde hinter ihr hergehen und sie selber beobachten möchte.

Morgiane hatte Wasser heiß werden lassen, um Kassims Leichnam zu waschen. So wusch ihn nun Aly Baba, der eben eintrat, als sie zurückkehrte, durchräucherte ihn mit Weihrauch und hüllte ihn mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten in's Leichengewand. Zugleich brachte der Tischler den Sarg, den Aly Baba bereits bestellt hatte.

Damit der Tischler nichts merke, nahm Morgiane den Sarg an der Thür in Empfang und nachdem sie den Handwerker bezahlt und weggeschickt hatte, half sie Aly Baba den Körper hineinlegen. Sobald Aly Baba den Deckel darauf genagelt hatte, ging sie nach der Moschee und meldete, daß Alles zum Begräbniß bereit sei. Die Leute der Moschee, die zum Waschen der Leichen bestimmt sind, boten sich an, ihre Dienste zu verrichten; aber sie sagte ihnen, es sei schon geschehen.

Morgiane war kaum zurück, so kam auch schon der Imam mit den übrigen Dienern der Moschee. Vier Nachbarn nahmen den Sarg auf ihre Schultern

und trugen ihn hinter dem Imam her, welcher voran ging und Gebete hersagte, dem Begräbnißplatz zu.

Morgiane, als die Sklavin des Verstorbenen, folgte unter Thränen und mit entblößtem Haupte, während sie ein klägliches Geschrei ausstieß, sich heftig an die Brust schlug und sich das Haar zerraufte. Hinter ihr ging Aly Baba, begleitet von den Nachbarn, welche von Zeit zu Zeit der Reihe nach die, welche den Sarg trugen, ablösten, bis man auf dem Begräbnißplatz ankam.

Was Kassims Frau betrifft, so war diese zu Hause geblieben, um ihrer Betrübniß nachzuhängen und laut zu jammern mit den Frauen der Nachbarschaft, welche, der Sitte gemäß, während der Begräbnißfeierlichkeit herbei eilten, und indem sie ihre Wehklagen mit denen der Wittwe vereinigten, das ganze Stadtviertel weit umher mit Trauer erfüllten.

Auf solche Art wurde der traurige Tod Kassims von Aly Baba, seiner Frau, Kassims Wittwe und Morgianen verborgen und verheimlicht und mit so großer Vorsicht, daß Niemand in der Stadt, weit entfernt etwas davon zu wissen, auch nur den mindesten Argwohn hatte.

Drei oder vier Tage nach der Beerdigung Kassims schaffte Aly Baba das wenige Geräth, welches er besaß, nebst dem Golde, das er aus dem Schatze der Räuber genommen hatte, und zwar das Gold nur bei Nacht, in das Haus der Wittwe seines Bruders, um dort wohnen zu bleiben, wodurch er zugleich seine zweite Verheirathung mit seiner Schwägerin bekannt machte. Und da solche Heirathen in unserer Religion nichts Ungewöhnliches sind, so wunderte sich Niemand darüber.

Was den Laden Kassims anbetrifft, so hatte Aly Baba einen Sohn, der seit einiger Zeit seine Lehrjahre bei einem andern großen Kaufmann beendigt und von demselben immer das beste Zeugniß über seine Aufführung erhalten hatte: diesem nun übergab Aly Baba den Laden mit dem Versprechen, wenn er fortführe sich gut zu betragen, so würde er ihn in einiger Zeit seinem Stande gemäß vortheilhaft verheirathen.

Lassen wir nun Aly Baba den Anfang seines Glückes genießen und sehen wir, wie es den vierzig Räubern ergeht. Diese kehrten zur bestimmten Zeit nach ihrem Schlupfwinkel im Walde zurück; aber wie sehr erstaunten sie Kassims Leichnam nicht mehr zu finden, und ihr Erstaunen vermehrte sich, als sie die Verminderung ihrer Goldsäcke bemerkten.

„Wir sind entdeckt und verloren," sagte der Hauptmann, „wenn wir uns hier nicht vorsehen und schleunig Maaßregeln dagegen zu ergreifen suchen; wir büßen sonst allmählig alle unsere Reichthümer ein, die unsre Vorfahren und wir selbst mit so viel Anstrengung und Gefahren aufgesammelt haben. Alles, was wir aus dem Schaden, den man uns zugefügt hat, urtheilen können, ist, daß der Dieb, den wir überraschten, das Geheimniß gewußt hat die Thür zu öffnen und daß wir glücklicherweise in dem nämlichen Augenblick eingetroffen sind, als er wieder hinausgehen wollte. Aber er war es nicht allein, sondern ein Anderer muß gleichfalls darum wissen. Die Hinwegschaffung seines Leichnams und die Ver-

minderung unseres Schatzes sind unwiderrufliche Beweise davon. Und da es nun den Anschein hat, als wissen nicht mehr als zwei Personen um dies Geheimniß, so müssen wir, nachdem wir einen umgebracht, auch den zweiten aus dem Wege schaffen. Was sagt ihr dazu, meine braven Leute, seid ihr nicht derselben Meinung wie ich?"

Der Vorschlag des Räuberhauptmanns wurde von der Bande so vernünftig gefunden, daß sie ihn Alle billigten und übereinkamen, man müsse jede andere Unternehmung bei Seite setzen und sich für jetzt allein nur damit beschäftigen und nicht eher davon abgehen, als bis man seinen Zweck erreicht habe.

„Ich erwartete nichts geringeres von euerm Muth und eurer Tapferkeit," antwortete der Hauptmann, „aber vor allen Dingen muß einer von euch, der kühn, gewandt und unternehmend ist, in die Stadt gehn, unbewaffnet und in der Tracht eines fremden Reisenden und muß alle seine Geschicklichkeit aufbieten, um zu entdecken, ob man nicht von dem seltsamen Tode dessen spricht, den wir verdientermaßen umgebracht haben, wer er war und in welchem Hause er wohnte. Davon müssen wir uns vor allem unterrichten, damit wir nichts thun, was wir zu bereuen Ursache hätten, oder uns selbst verrathen in einem Lande, wo wir so lange Zeit unbekannt geblieben sind, und wo wir es um unseres Vortheils willen auch durchaus bleiben müssen. Indeß um denjenigen von euch, der sich diesem Auftrage unterziehen will, anzufeuern und zu verhindern, daß er sich nicht täusche und uns statt eines wahrhaften Berichtes einen falschen abstatte, der unser Aller Verderben nachziehen könnte, so frage ich euch, ob ihr es nicht für angemessen haltet, daß er sich in diesem Falle der Todesstrafe unterwerfe?"

Ohne die Abstimmung der Uebrigen zu erwarten, sagte einer der Räuber: „Ich unterwerfe mich dem und setze eine Ehre darein, mein Leben auf's Spiel zu setzen, indem ich dies Geschäft auf mich nehme. Wenn ich nicht glücklich darin bin, so dürft ihr wenigstens überzeugt sein, daß ich es weder an gutem Willen noch an Muth für das gemeinsame Beste unsrer Gesellschaft habe fehlen lassen."

Dieser Räuber, nachdem er von dem Hauptmann und seinen Kameraden große Lobsprüche empfangen hatte, verkleidete sich dergestalt, daß ihn Niemand für das halten konnte, was er wirklich war. Er brach des Nachts von der Bande auf und richtete es so ein, daß er in die Stadt eben eintrat, als der Tag kaum anbrach. Er ging bis auf den Marktplatz, wo er nur einen einzigen Laden offen sah und das war der von Baba Mustapha.

Baba Mustapha saß auf seinem Sessel, die Schusterahle in der Hand, und schickte sich an, an seine Arbeit zu gehen. Der Räuber ging an ihn heran, indem er ihm einen guten Tag bot, und da er sein hohes Alter bemerkte, sagte er: „Guter Alter, ihr fangt sehr früh zu arbeiten an; es ist nicht möglich, daß ihr in euern Jahren noch scharf genug dazu seht und selbst wenn es heller wäre, so zweifle ich doch, daß eure Augen zum Flicken noch gut genug sind."

„Wer ihr auch sein mögt," versetzte Baba Mustapha, „ihr müßt mich nicht kennen. So alt wie ihr mich hier seht, hab' ich doch noch sehr gute Augen und ihr

würdet nicht daran zweifeln, wenn ihr wüßtet, daß ich noch vor gar nicht langer Zeit einen Todten zusammengeflickt habe, an einem Ort, wo es eben nicht heller war als hier."

Der Räuber freute sich sehr, sich bei seiner Ankunft an einen Mann gewendet zu haben, der ihm sogleich, und ohne erst darum befragt zu sein, über das, weshalb er hierher gekommen war, Auskunft gab. „Einen Todten?" fragte er verwundert, und um ihn zum Sprechen zu bringen, fügte er hinzu: „Wie denn, einen Todten zusammenflicken? Ihr habt wahrscheinlich sagen wollen, daß ihr das Leichentuch zusammengenäht habt, in welchem er eingehüllt war?"

„Nein, nein," versetzte Baba Mustapha, „ich weiß, was ich sagen will; ihr möchtet mich gern zum Plaudern bringen, aber ihr werdet nichts weiter erfahren."

Der Räuber brauchte nicht mehr zu hören, um überzeugt zu sein, daß er das entdeckt habe, um dessentwillen er gekommen war. Er zog ein Goldstück heraus und indem er es Baba Mustapha in die Hand drückte, sagte er zu ihm: „Ich habe gar nicht die Absicht in euer Geheimniß einzudringen, obgleich ich euch versichern kann, daß ich dasselbe nicht weiter verbreiten würde, wenn ihr mir es anvertrautet. Das Einzige nur, um was ich euch bitte, ist, daß ihr so gefällig sein mögt, mir das Haus zu bezeichnen, oder mich selbst dahin zu führen, wo ihr den Todten zusammengenäht habt."

„Wenn ich auch Willens wäre, eure Bitte zu erfüllen," entgegnete Baba Mustapha, indem er Miene machte das Goldstück zurück zu geben, „so versichre ich euch doch, daß ich es gar nicht im Stande wär' und ihr könnt mir dies auf mein Wort glauben, denn der Grund ist, daß man mich bis an einen gewissen Ort führte, wo man mir die Augen verband, mich von da bis in das Haus geleitete, und nachdem ich meine Arbeit gethan hatte, mich auf die nämliche Weise bis auf dieselbe Stelle zurückführte. Ihr seht also die Unmöglichkeit euch diesen Dienst zu erzeigen."

„Wenigstens," begann der Räuber von neuem, „müßt ihr euch doch ungefähr des Weges erinnern, den man euch mit verbundenen Augen geführt hat; kommt mit mir, ich bitte euch, ich werde euch die Augen an jener Stelle verbinden, und wir wollen zusammen den nämlichen Weg und die nämlichen Kreuz- und Querwege gehen, die ihr euch erinnern könnt, gegangen zu sein, und da jede Arbeit ihren Lohn verdient, so seht hier noch ein zweites Goldstück; kommt, thut mir den Gefallen, um den ich euch bitte," und mit diesen Worten drückte er ihm noch ein Goldstück in die Hand.

Die beiden Goldstücke reizten Baba Mustapha. Er betrachtete sie eine Zeit lang in seiner Hand ohne ein Wort zu sagen, indem er mit sich zu Rathe ging, was er thun sollte. Endlich zog er seinen Geldbeutel aus dem Busen, steckte sie hinein und sagte zu dem Räuber: „Ich kann euch nicht dafür stehen, daß ich mich des Weges, den man mich führte, genau erinnere; aber da ihr es so wollt, so will ich mein Möglichstes thun, ihn mir in's Gedächtniß zurückzurufen."

Baba Mustapha stand nun zur großen Freude des Räubers auf und ohne seinen Laden zu verschließen, in welchem es nichts Bedeutendes zu verlieren gab,

führte er den Räuber mit sich bis an den Ort, wo Morgiane ihm die Augen verbunden hatte. Als sie hier angelangt waren, sagte Baba Mustapha: „Hier ist es, wo mir die Augen verbunden wurden, und ich befand mich gerade in der Richtung, in welcher ihr mich jetzt seht."

Der Räuber, welcher sein Schnupftuch in Bereitschaft hielt, verband ihm die Augen damit und ging neben ihm her, zum Theil ihn führend, zum Theil sich selbst von ihm führen lassend, bis jener endlich stehen blieb.

„Es scheint mir," sagte jetzt Baba Mustapha, „daß ich nicht weiter gegangen bin," und wirklich befand er sich vor dem Hause Kassims, wo jetzt Aly Baba wohnte. Der Räuber, bevor er ihm das Schnupftuch von den Augen nahm, machte rasch mit Kreide ein Zeichen an die Thür, dann band er das Tuch ab und fragte, ob er wisse, wem dieses Haus gehöre. Baba Mustapha antwortete, er gehöre nicht in dieses Viertel und könne ihm also keine Auskunft darüber geben.

Als der Räuber sah, daß er von Baba Mustapha nichts weiter erfahren könne, dankte er ihm für seine Mühe, und nachdem er ihn verlassen und jener den Rückweg nach seinen Laden genommen hatte, kehrte er in den Wald zurück, eines guten Empfanges gewiß.

Kurze Zeit darauf, als der Räuber und Baba Mustapha sich getrennt hatten, verließ Morgiane in irgend einer Verrichtung das Haus ihres Herrn und bei ihrer Zurückkunft bemerkte sie das Zeichen, welches der Räuber gemacht hatte. Sie blieb stehn und betrachtete es aufmerksam.

Was bedeutet dieses Zeichen? sprach sie bei sich selbst. Will Jemand meinem Herrn etwas Böses zufügen, oder hat man es nur zum Scherz gemacht? In welcher Absicht man es auch gemacht haben mag, fuhr sie fort, so ist es gut, sich auf jeden Fall sicher zu stellen.

Sie nahm sogleich Kreide und da die zwei oder drei vorhergehenden und darauf folgenden Thüren fast eben so aussahen, wie diese hier, so bezeichnete sie dieselben an der nämlichen Stelle und kehrte dann in das Haus zurück, ohne weder ihrem Herrn noch ihrer Frau ein Wort von dem zu sagen, was sie gethan hatte.

Inzwischen setzte der Räuber seinen Weg nach dem Walde fort und traf sehr zeitig bei den Uebrigen wieder ein. Er stattete sogleich über den Erfolg seiner Reise Bericht ab, indem er das Glück pries, welches ihm sogleich einen Mann zugeführt habe, von dem er das erfahren, was er erfahren sollte, und was ihm sonst Niemand hätte sagen können. Man hörte ihn mit großem Vergnügen an; der Hauptmann nahm das Wort, lobte seinen Eifer, und sagte, nachdem er sich zu Allen wandte: „Kameraden, wir haben keine Zeit zu verlieren; laßt uns aufbrechen, zwar wohl bewaffnet, aber ohne daß man es gewahr werde; und wenn wir dann einzeln, einer nach dem andern, um keinen Verdacht zu erregen, in die Stadt gedrungen sind, so mögen die einen von dieser, die andern von jener Seite auf dem Marktplatz zusammentreffen, während ich mit unserem Kameraden hier, der uns eine so gute Nachricht gebracht hat, das Haus zu besichtigen gehe, um darnach zu beurtheilen, welche Maaßregeln wir wol am besten ergreifen."

Die Räuber gaben der Rede ihres Hauptmanns vollkommenen Beifall und waren bald reisefertig.

Sie gingen immer je zwei und drei zusammen, und da sie sich immer in ziemlicher Entfernung von einander hielten, so gelangten sie in die Stadt, ohne irgend einen Argwohn zu erregen. Der Hauptmann und der, welcher diesen Morgen erst zurückgekehrt war, gingen zuletzt. Der Räuber führte den Hauptmann in die Straße, wo er das Haus Aly Baba's bezeichnet hatte, und als er an einer von den Hausthüren war, welche Morgiane bezeichnet hatte, wies er den Hauptmann darauf hin und sagte, diese sei es.

Aber als sie ihren Weg, ohne Aufenthalt, um sich nicht verdächtig zu machen, fortsetzten und der Hauptmann bemerkte, daß die folgende Thür auf dieselbe Weise und an der nämlichen Stelle bezeichnet sei, machte er seinen Führer darauf aufmerksam, und fragte ihn, ob es diese hier sei oder die erste.

Der Führer wurde verwirrt und wußte nicht was er antworten sollte, zumal, da sie sahen, daß die vier oder fünf nächsten Thüren das nämliche Zeichen hatten. Er betheuerte dem Hauptmann mit einem Schwur, daß er nicht mehr als eine bezeichnet habe. „Ich weiß nicht," setzte er hinzu, „wer die andern auf so ganz gleiche Weise bezeichnet haben mag, aber in dieser Verwirrung muß ich gestehn, daß ich diejenige, welche ich bezeichnete, nicht zu unterscheiden vermag."

Der Hauptmann, der seinen Plan vereitelt sah, kehrte auf den Marktplatz zurück, wo er seinen Leuten durch den Ersten, der ihm begegnete, sagen ließ, daß ihre Mühe verloren sei und sie die Reise vergebens gemacht hätten, daß also jetzt nichts anders übrig bleibe, als den Rückweg nach ihrem gemeinschaftlichen Zufluchtsort anzutreten. Er selbst ging ihnen mit seinem Beispiel voran und die übrigen folgten ihm in der nämlichen Ordnung, in welcher sie gekommen waren.

Als die Bande wieder im Walde versammelt war, eröffnete ihnen der Hauptmann den Grund ihrer Rückkehr. Sogleich wurde ihr Führer einstimmig des Todes für schuldig erklärt, und er selbst erklärte sich dafür, indem er erkannte, daß er seine Vorsichtsmaaßregeln besser hätte treffen sollen, und mit Festigkeit bot er demjenigen seinen Hals dar, der ihm den Kopf abschlagen sollte.

Da es für die Erhaltung der ganzen Bande darauf ankam, daß der Streich, der ihr gespielt worden war, nicht ungerächt bleibe, so bot sich ein anderer Räuber an, der seine Sache besser zu machen versprach, als der vorige, und darum bat, ihm dieses Geschäft vor allen übrigen aufzutragen. Es ward ihm bewilligt. Er macht sich auf den Weg, er besticht Baba Mustapha, so wie ihn der Erste bestochen hatte, und Baba Mustapha führte ihn mit verbundenen Augen zu dem Hause des Aly Baba. Er bezeichnete dasselbe an einer weniger auffallenden Stelle mit Roth, in der Meinung, dies sei ein sicheres Mittel, es von den weißbezeichneten zu unterscheiden.

Aber kurze Zeit darauf verläßt Morgiane wie den Tag vorher das Haus, und als sie wieder zurückkommt, entgeht ihren scharfsehenden Augen das rothe Zeichen nicht. Sie stellte die nämlichen Betrachtungen an wie gestern und ver-

fehlte nicht mit Rothstift an den Nachbarthüren dasselbe Zeichen und an derselben Stelle zu machen.

Der Räuber kehrte zu seiner Bande in den Wald zurück und rühmte die Vorsichtsmaaßregel, die er genommen hatte, und zwar als eine unfehlbare, wie er sagte, das Haus Aly Baba's von den übrigen zu unterscheiden. Der Hauptmann und seine Leute glaubten mit ihm, daß die Sache nun glücken müsse.

Sie begaben sich nach der Stadt in der nämlichen Ordnung und mit der nämlichen Vorsicht wie früher, eben so bewaffnet, bereit, den Streich auszuführen, den sie vorhatten, und der Hauptmann nebst dem Räuber geht gleich bei seiner Ankunft in die Straße Aly Baba's. Aber sie stoßen auf die nämliche Schwierigkeit wie das erste Mal. Der Hauptmann geräth in Zorn darüber und der Räuber in dieselbe Bestürzung wie der, welcher vor ihm den Auftrag übernommen hatte.

So wurde also der Hauptmann gezwungen, sich noch denselben Tag mit seinen Leuten zurückzuziehen, so wenig befriedigt wie am vorigen. Der Räuber, als der Urheber des verfehlten Anschlags, erlitt die nämliche Strafe, der er sich auch ohne Widerrede unterwarf.

Der Hauptmann, der seine Bande um zwei brave Leute vermindert sah, fürchtete sie noch mehr vermindert zu sehen, wenn er fortführe, Andern die Auskundschaftung jenes Hauses zu überlassen. Jene ersten Beispiele zeigten ihm, daß seine Leute zu Gewaltstreichen geeigneter wären, als zu Dingen, wo man den Kopf brauchte. Er übernimmt daher die Sache selbst; er kommt in die Stadt, und, geleitet von Baba Mustapha, der ihm den nämlichen Dienst, wie den ersten beiden Räubern erweist, gab er sich nicht damit ab, irgend ein Zeichen an das Haus Aly Baba's zu machen, um es wieder zu erkennen; aber er besichtigte es so genau, indem er es nicht nur aufmerksam betrachtete, sondern zu wiederholten Malen an ihm vorüber ging, daß er es unmöglich wieder verfehlen konnte.

Zufrieden mit dem Erfolge seiner Reise und von dem, was er wünschte, unterrichtet, kehrte der Räuberhauptmann in den Wald zurück und als er in die Grotte trat, wo seine Bande ihn erwartete, sagte er: „Kameraden, jetzt kann uns nichts verhindern, volle Rache für den Schaden zu nehmen, den man uns zugefügt hat. Ich kenne nun mit Gewißheit das Haus des Schuldigen, den unsere Rache treffen soll, und unterwegs habe ich auf Mittel gedacht, dieselbe so geschickt an ihm zu vollziehen, daß Niemand weder von unserm Zufluchtsort, noch viel weniger von unserm Schatze Kenntniß erlangen soll. Denn das ist das Ziel, was wir bei unserm Unternehmen im Auge behalten müssen, sonst möchte uns dasselbe anstatt nützlich, nur verderblich werden."

„Um dieses Ziel zu erreichen," fuhr der Hauptmann fort, „hab' ich Folgendes ausgesonnen. Wenn ich es euch auseinandergesetzt habe und es weiß Jemand noch einen bessern Vorschlag, so kann er ihn mittheilen." Er erklärte ihnen hierauf, auf welche Weise er es anzufangen denke, und da ihm Alle ihren Beifall gaben, so trug er ihnen auf, sich in die benachbarten Dörfer, Flecken und selbst Städte zu vertheilen, neunzehn Maulesel zu kaufen, und acht und

dreißig große Lederschläuche, wie man sie hat, um Oel darin fortzuschaffen, einen voll, die andern aber leer.

In zwei oder drei Tagen hatten die Räuber alle ihre Einkäufe gemacht. Da die leeren Schläuche zur Ausführung seines Plans an der Mündung etwas zu eng waren, so ließ sie der Hauptmann ein wenig weiter machen, und nachdem er in jeden Schlauch einen seiner Leute mit den nöthigen Waffen hatte kriechen lassen, wobei jedoch, um frei Athem schöpfen zu können, eine Naht aufgetrennt und offen geblieben war, verschloß er die Schläuche so, als ob sie voll Oel wären, und um die Täuschung noch größer zu machen, bestrich er sie außen mit Oel, welches er aus dem vollen Schlauche nahm.

Als dies geschehen war und die Maulesel mit sieben und dreißig Räubern, den Hauptmann ungerechnet, jeder in einem der Schläuche steckend, nebst dem vollen Oelschlauch beladen worden, nahm der Hauptmann, als ihr Führer, um die festgesetzte Stunde den Weg nach der Stadt, und langte in der Abenddämmerung, ungefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang, wie er sich vorgenommen hatte, daselbst an. Er trat ein und ging geraden Wegs nach dem Hause des Aly Baba, in der Absicht, an die Thür zu klopfen und von der Gefälligkeit des Herrn ein Nachtlager für sich und seine Maulesel zu bitten. Er hatte nicht erst nöthig zu klopfen; er fand Aly Baba an der Thüre, der nach dem Abendbrod frische Luft schöpfte. Er ließ seine Maulesel halten und sagte, indem er sich zu Aly Baba wandte: „Herr, ich bringe das Oel, welches ihr hier seht, von weit her, um es morgen auf dem Markt zu verkaufen, und da es schon so spät ist, weiß ich nicht, wo ich ein Unterkommen finden soll: wenn es euch nicht belästigt, so erweist mir doch die Gefälligkeit, mich für diese Nacht in euerm Hause aufzunehmen; ich werde euch sehr dankbar dafür sein."

Obgleich nun Aly Baba den, der zu ihm sprach, im Walde gesehen und sogar sprechen gehört hatte: wie hätte er ihn, unter der Verkleidung eines Oelhändlers, als den Räuberhauptmann der vierzig Räuber erkennen sollen? „Seid willkommen," antwortete er ihm „und tretet ein." Bei diesen Worten machte er ihm Platz, so daß er mit seinen Mauleseln hineingehen konnte, was denn auch geschah.

Zugleich rief Aly Baba einen seiner Sklaven und trug ihm auf, wenn die Maulesel abgeladen wären, sie nicht nur in den Stall unter Dach zu bringen, sondern ihnen auch noch Heu und Gerste zu geben. Er ging sogar selbst in die Küche und befahl Morgianen, schleunig für den so eben angekommenen Gast ein Abendbrod zu bereiten und ihm in einem Zimmer ein Lager zurecht zu machen.

Aly Baba that noch mehr, um seinen Gast auf's Beste zu empfangen. Als er sah, daß der Räuberhauptmann seine Maulesel abgeladen hatte, die Maulesel in den Stall, wie er befohlen, geführt waren, und daß der Fremde einen Ort suche, um die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, nahm er ihn bei der Hand, um ihn in den Saal zu führen, in welchem er seine Besuche aufzunehmen pflegte, und sagte zu ihm, er werde nicht zugeben, daß er auf dem Hofe schlafe. Der Räuberhauptmann weigerte sich anfangs lebhaft, unter dem Vorwande, ihm

nicht lästig fallen zu wollen, in Wahrheit aber, um das, was er beabsichtigte, mit desto mehr Freiheit ausführen zu können, und er gab dem höflichen Ansinnen Aly Baba's nur auf die dringendsten Bitten nach.

Aly Baba, nicht zufrieden, demjenigen, der ihm nach dem Leben trachtete, so lange Gesellschaft zu leisten, bis Morgiane das Abendbrod aufgetragen hatte, fuhr fort, ihn von allerlei Dingen zu unterhalten, die, wie er glaubte, ihm angenehm sein könnten, und verließ ihn nicht eher, als bis er das Mahl, womit er ihn bewirthete, verzehrt hatte. „Betrachtet euch hier als Herrn," sagte er zu ihm, „ihr dürft nur sagen, was ihr etwa bedürft, es giebt nichts in meinem Hause, was euch nicht zu Diensten stände."

Der Hauptmann stand zugleich mit Aly Baba auf und begleitete ihn bis an die Thür, und während Aly Baba in die Küche ging, um mit Morgianen zu sprechen, ging er in den Hof, unter dem Vorwande, in dem Stalle nachzusehen, ob es seinen Mauleseln an nichts fehle.

Nachdem Aly Baba noch einmal Morgianen anempfohlen hatte, für seinen Gast auf's möglichste zu sorgen und es ihm an nichts fehlen zu lassen, fügte er hinzu: „Morgiane, ich habe dir auch noch zu sagen, daß ich morgen vor Tage in's Bad gehen will; sorge daher, daß meine Badewäsche bereit sei, gieb sie dem Abdallah (so hieß sein Sklave) und mache mir eine gute Fleischbrühe zurecht, damit ich sie, wenn ich zurückkomme, genießen kann."

Nachdem er ihr diese Befehle gegeben hatte, ging er, um sich schlafen zu legen.

Inzwischen gab der Räuberhauptmann, als er aus dem Stall ging, seinen Leuten den Befehl, was sie thun sollten. Indem er von dem ersten Schlauche bis zum letzten ging, sagte er zu einem jeden: „Wenn ich aus dem Zimmer, in welches man mich einquartiert hat, kleine Steinchen herabwerfen werde, so unterlasset nicht mit dem Messer, welches ihr bei euch habt, den Schlauch von oben bis unten aufzuschneiden und durch die Oeffnung herauszukommen, ich werde dann alsbald bei euch sein."

Das Messer, von dem er sprach, war für diesen Zweck besonders gespitzt und geschliffen.

Hierauf kehrte er zurück, und als er an der Küchenthür erschien, nahm Morgiane ein Licht und führte ihn in das Zimmer, welches sie für ihn zurecht gemacht hatte, wo sie ihn dann allein ließ, nachdem sie noch gefragt hatte, ob er irgend Etwas bedürfe. Um keinen Argwohn zu erregen, löschte er kurze Zeit darauf das Licht aus und legte sich ganz angekleidet nieder, um gleich nach dem ersten Schlaf wieder aufstehen zu können.

Morgiane vergaß die Befehle Aly Baba's nicht, sie machte seine Badewäsche zurecht und übergab sie dem Abdallah, der noch nicht schlafen gegangen war, und setzte den Topf zur Fleischbrühe an's Feuer. Während sie nun den Topf abschäumt, lischt plötzlich die Lampe aus. Es gab gerade kein Oel mehr im Hause und auch Kerzen waren nicht mehr vorhanden. Was nun zu thun? Sie mußte gleichwol hell sehen, um ihren Topf abzuschäumen. Sie entdeckte dem Abdallah ihre Verlegenheit.

„Da ist dir freilich schwer zu rathen," sagte Abdallah, „geh doch und nimm dir Oel aus einem jener Schläuche, die da im Hofe liegen."

Morgiane dankte Abdallah für den Rath und während er sich neben Aly Baba's Zimmer schlafen legte, um ihm früh nach dem Bade zu folgen, nahm sie den Oelkrug und ging in den Hof. Als sie sich dem ersten Schlauch, welchen sie fand, näherte, fragte der Räuber, welcher darin versteckt war, ganz leise: „Ist es Zeit?"

Obwol der Räuber ganz leise gesprochen hatte, hörte Morgiane seine Stimme doch, und um so eher, als der Räuberhauptmann, da er seine Maulesel ablud, nicht nur diese, sondern auch alle übrigen Schläuche aufgebunden hatte, damit seine Leute Luft schöpfen konnten, die ohnehin sehr übel darin einquartiert waren, wenn sie auch Athem holen konnten.

Jede andere Sklavin als Morgiane, so überrascht diese auch war, statt des erwarteten Oels einen Menschen in dem Schlauche anzutreffen, hätte Lärm gemacht und dadurch viel Unglück anrichten können. Aber Morgiane war kein gewöhnliches Geschöpf; sie begriff augenblicklich die Wichtigkeit, keine Entdeckung herbeizuführen, die dringende Gefahr, in welcher sich Aly Baba, seine Familie und sie selbst befand, so wie die Nothwendigkeit, so schnell als möglich und ohne Geräusch Gegenmaßregeln zu tregen. Ihr erfinderischer Kopf gab ihr sogleich die Mittel an die Hand. Sie besann sich also augenblicklich, und ohne einen Schrecken merken zu lassen, antwortete sie, anstatt des Räuberhauptmanns, auf die Frage: „Noch nicht, aber bald." — Sie näherte sich dem folgenden Schlauch, die nämliche Frage wurde an sie gerichtet und so fort, bis zu dem letzten, der voll Oel war; und auf jede Frage gab sie immer dieselbe Antwort.

Morgiane erkannte hieraus, daß ihr Herr Aly Baba, statt, wie er glaubte, einen Oelhändler zu beherbergen, sieben und dreißig Räuber nebst ihrem Hauptmann, dem angeblichen Kaufmann, bei sich aufgenommen habe. Sie füllte schleunig ihren Krug mit Oel, welches sie aus dem letzten Schlauche nahm; sodann kehrte sie in die Küche zurück, wo sie zuerst Oel in die Lampe goß und diese wieder anzündete, dann einen großen Kessel nahm, damit in den Hof ging und ihn aus dem Schlauche ganz mit Oel füllte. Sie trägt ihn wieder zurück, setzt ihn an's Feuer und legt tüchtig Holz unter; denn je eher das Oel zum Sieden kam, um so eher konnte sie ausführen, was sie zum gemeinsamen Wohl des Hauses ersonnen hatte und was durchaus keinen Aufschub litt. Endlich ist das Oel im Sieden, sie nimmt den Kessel, und gießt nun in jeden Schlauch vom ersten bis zum letzten so viel siedendes Oel, als hinreichend war, um die Räuber zu ersticken und um's Leben zu bringen, wie es denn auch geschah.

Nachdem Morgiane das Unternehmen, welches ihres Muthes würdig war, so geräuschlos, wie sie es entworfen, ausgeführt hat, kehrt sie mit dem leeren Kessel in die Küche zurück und verschließt die Thür. Sie löscht das große Feuer aus, welches sie angezündet, und läßt nur so viel brennen als nöthig ist, um den Topf mit Fleischbrühe für Aly Baba zu kochen. Hierauf bläst sie die Lampe aus und verhält sich ganz still, entschlossen, sich nicht eher schlafen zu legen,

als bis sie nicht durch das Küchenfenster, welches nach dem Hofe ging, so weit es die Dunkelheit der Nacht gestattete, beobachtet hätte, was geschehen würde.

Es war noch keine Viertelstunde vergangen, daß Morgiane lauschte, als der Räuberhauptmann erwachte. Er steht auf, öffnet das Fenster und sieht hinaus, und da er sieht, daß nirgends Licht brennt und im Hause die größte Ruhe und das tiefste Stillschweigen herrscht, giebt er das Zeichen, indem er kleine Steinchen hinauswirft, von denen mehrere auf die Schläuche fallen, wie er aus dem Schall abnehmen konnte. Er spitzt das Ohr, aber er hört und bemerkt nichts, was ihn erkennen ließe, daß seine Leute sich in Bewegung setzen. Er wird darüber ungeduldig und wirft zum zweiten und zum dritten Mal kleine Steinchen hinab. Sie fallen auf die Schläuche, und gleichwol giebt nicht einer von den Räubern das geringste Lebenszeichen. Da er sich den Grund davon nicht erklären kann, so steigt er ganz bewaffnet mit so wenig Geräusch als möglich in den Hof hinab, nähert sich dem ersten Schlauche, und als er den Räuber, den er am Leben glaubt, fragen will, ob er schlafe, spürt er einen Geruch von heißem Oel und von Verbranntem, der aus dem Schlauche emporsteigt, woraus er abnehmen konnte, daß sein Anschlag gegen Aly Baba, ihm das Leben zu nehmen, sein Haus zu plündern und das der Bande geraubte Gold wo möglich wieder mit fortzunehmen, gescheitert sei. Er geht zu dem nächsten Schlauch und so der Reihe nach zu allen übrigen und findet alle seine Leute auf eine und dieselbe Art umgebracht. Die Verminderung des Oels in dem letzten Schlauche, welchen er voll mitgebracht hatte, läßt ihn erkennen, auf welche Weise man ihn ihres Beistandes beraubt hatte. In Verzweiflung, seinen Streich so mißlungen zu sehn, schwang er sich über die Gartenthür Aly Baba's, welche in den Hof ging, und so von Garten zu Garten, über die dazwischen stehenden Mauern hinweg, rettete er sich.

Als Morgiane kein Geräusch mehr hörte und den Räuberhauptmann, nachdem sie eine Weile gewartet hatte, nicht mehr wiederkommen sah, zweifelte sie nicht mehr, welchen Weg zu seiner Rettung er genommen habe, da die Hausthüre doppelt verschlossen war. Befriedigt und voll Freude, daß ihr die Rettung des ganzen Hauses so wohl gelungen war, begab sie sich endlich zur Ruhe und schlief ein.

Aly Baba stand unterdeß vor Tage auf und ging, von seinem Sklaven begleitet, in's Bad, ohne von der entsetzlichen Begebenheit, die sich, während er schlief, in seinem Hause zugetragen hatte, das Mindeste zu wissen, denn Morgiane hatte es mit Recht für unzweckmäßig gehalten, ihn zu wecken, da sie in dem Augenblick der Gefahr durchaus keine Zeit zu verlieren hatte, und weil es dann, nachdem sie die Gefahr abgewendet hatte, unnütz gewesen wäre, seine Ruhe zu stören.

Als Aly Baba, nachdem die Sonne bereits aufgegangen war, aus dem Bade zurückkam und in sein Haus trat, war er sehr erstaunt, daß die Oelschläuche noch auf ihrem alten Platz lagen und der Kaufmann sich mit seinen Mauleseln nicht auf den Markt begeben hatte. Er fragte deshalb Morgianen, die ihm öffnete, und Alles absichtlich so hatte stehn und liegen lassen, um ihm diesen Anblick zu geben, und ihn um so deutlicher erkennen zu lassen, was sie für seine Rettung gethan habe.

„Mein guter Herr," antwortete Morgiane auf die Frage Aly Baba's, „Gott erhalte euch, euch und euer ganzes Haus. Ihr werdet, was ihr zu wissen wünscht, um so besser verstehen, wenn ihr gesehen haben werdet, was ich euch zeigen will; bemüht euch jetzt mit mir zu kommen.

Aly Baba folgte Morgianen; als sie die Thüre verschlossen hatte, führte sie ihn zum ersten Schlauche: „Werft einen Blick in diesen Schlauch," sagte sie zu ihm, „und seht, ob Oel darin ist."

Aly Baba sah hinein und da er einen Menschen in dem Schlauch erblickte, fuhr er ganz erschrocken zurück und stieß einen lauten Schrei aus. „Fürchtet nichts," sagte Morgiane, „der Mensch, welchen ihr da seht, wird euch kein Leid zufügen; er hat sicher Böses genug gethan, aber er ist nicht mehr im Stande, welches zu thun, weder euch, noch sonst Jemanden, denn er ist todt."

„Morgiane," schrie Aly Baba, „was soll dies Alles heißen? Erklär' es mir."

„Ich will es euch erklären," antwortete Morgiane; aber mäßigt euer Erstaunen und erregt nicht die Neugierde der Nachbarn, erfahren zu wollen, was ihr durchaus geheim halten müßt. Beseht euch zuvor noch alle die andern Schläuche.

Aly Baba sah in die übrigen Schläuche der Reihe nach hinein, vom ersten bis zum letzten, in welchem er zwar Oel fand, dieses Oel aber augenscheinlich vermindert. Er blieb wie unbeweglich stehen, indem er seine Augen bald auf die Schläuche, bald auf Morgianen richtete, ohne ein Wort zu sagen, so groß war sein Erstaunen. Endlich, da er die Sprache gleichsam wiederbekommen hatte, fragte er: „Und was ist denn aus dem Oelhändler geworden?"

„Der Oelhändler," versetzte Morgiane, „ist so wenig ein Oelhändler, als ich eine Oelhändlerin bin. Ich will euch aber sagen, was er ist und was aus ihm geworden ist. Indeß ihr werdet die ganze Geschichte bequemer in euerm Zimmer anhören; denn es ist Zeit, daß ihr jetzt nach dem Bade zu eurer Stärkung die Fleischbrühe zu euch nehmt."

Während Aly Baba sich auf sein Zimmer begab, ging Morgiane nach der Küche, um die Fleischbrühe zu holen; sie brachte sie ihm, doch Aly Baba sagte, eh' er sie genoß, „fang immer an, meine Ungeduld zu befriedigen und erzähl' mir dieses seltsame Ereigniß mit allen Nebenumständen."

Morgiane gehorchte und erzählte hierauf Folgendes:

„Herr, gestern Abend, als ihr euch schlafen begeben hattet, machte ich, wie ihr befohlen, eure Badewäsche zurecht und übergab sie dem Abdallah. Sodann setzte ich den Topf zur Fleischbrühe an's Feuer, und als ich ihn abschäume, geht die Lampe, weil kein Oel mehr darin ist, plötzlich aus, und auch im Kruge war kein Tropfen Oel mehr. Ich suchte nach einigen Enden Licht, fand aber auch kein einziges. Als Abdallah mich in dieser Verlegenheit sah, erinnerte er mich an die vollen Oelschläuche, die im Hofe ständen, denn er hielt sie für solche, so gut wie ich und ihr selbst. Ich nahm also meinen Krug und lief zu dem ersten besten Schlauche. Als ich aber nahe daran war, kam eine Stimme aus demselben, die mich fragte: „Ist es Zeit?" Ich erschrak nicht, sondern begriff auf der Stelle den bösen Anschlag des vorgeblichen Kaufmanns, und antwortete, ohne zu zögern:

„Noch nicht, aber bald.“ Ich ging zu dem folgenden Schlauch, eine andere Stimme that die nämliche Frage an mich und ich antwortete dasselbe. Ich ging der Reihe nach zu allen übrigen Schläuchen: die nämliche Frage, dieselbe Antwort — nur den letzten Schlauch fand ich voll Oel und füllte meinen Krug daraus.“

„Als ich überlegte, daß sich mitten in eurem Hofe sieben und dreißig Räuber befänden, die nur auf das Zeichen oder den Befehl ihres Hauptmanns, den ihr für einen Kaufmann hieltet und so wol empfangen hattet, warteten, um das ganze Haus zu verderben, so verlor ich keine Zeit, trug den Krug zurück, zündete die Lampe an, nahm den größten Kessel aus der Küche und ging, ihn mit Oel zu füllen. Ich setzte ihn sodann an's Feuer und als das Oel im vollen Sieden war, goß ich in jeden Schlauch, in dem ein Räuber steckte, so viel als nöthig war, sie alle zu verhindern, den verderblichen Anschlag, der sie hierher gebracht hatte, auszuführen.“

„Nachdem nun Alles, so wie ich es beabsichtigte, geschehen war, kehrte ich wieder nach der Küche zurück, löschte die Lampe aus und eh' ich mich schlafen legte, beobachtete ich ruhig durch das Fenster, was der vorgebliche Oelkaufmann anfangen würde.“

„Nach einiger Zeit hörte ich, daß er zum Zeichen aus seinem Fenster kleine Steinchen warf, die auf die Schläuche fielen. Er warf zum zweiten und dritten Mal, und da er nichts sich bewegen sah noch hörte, so stieg er hinab und ich sah ihn von Schlauch zu Schlauch gehen, bis zu dem letzten, worauf ich ihn in der Dunkelheit der Nacht aus dem Gesicht verlor. Ich gab noch einige Zeit Acht und da ich sah, daß er nicht zurückkam, so war ich überzeugt, daß er aus Verzweiflung über das Mißlingen seines Anschlags durch den Garten entflohen sei. Hierauf, über die Sicherheit des Hauses nun beruhigt, ging ich schlafen.“

„Dies ist nun,“ fügte Morgiane am Schluß ihrer Erzählung hinzu, „die Geschichte, um die ihr mich befragt habt, und ich bin überzeugt, daß sie mit einer Beobachtung zusammenhängt, die ich seit drei oder vier Tagen gemacht habe, und die ich euch nicht erst mittheilen zu müssen glaubte. Ich bemerkte nämlich, als ich einmal sehr früh am Morgen aus der Stadt zurück kam, daß die Hausthür mit einem weißen Striche bezeichnet war und den Tag darauf mit einem rothen. Ohne zu wissen, in welcher Absicht dies geschehen sein könne, hatte ich jedesmal gerade an ein und der nämlichen Stelle zwei oder drei Thüren der Nachbarhäuser rechts und links eben so bezeichnet. Wenn ihr dies mit dem, was so eben geschehen ist, zusammenhaltet, so werdet ihr finden, daß dies Alles durch jene Räuber im Walde angesponnen worden ist, von denen, ich weiß nicht weshalb, zwei fehlten. Wie dem nun auch sei, so sind höchstens noch ihrer drei übrig. Alles dies zeigt übrigens, daß sie euch den Tod geschworen hatten, und daß ihr auf eurer Hut sein müßt, so lange ihr wißt, daß noch einer von ihnen am Leben ist. Was mich betrifft, so werde ich nichts verabsäumen, für euer Wohl zu wachen, wie es meine Pflicht ist.“

Als Morgiane geendigt hatte, sagte Aly Baba, durchdrungen von den außerordentlichen Verpflichtungen, die er gegen sie hatte: „Ich werde nicht eher sterben,

als bis ich dich nach Verdienst belohnt habe. Ich danke dir mein Leben, und um dir ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit zu geben, so schenke ich dir sogleich die Freiheit, bis ich das werde ausführen können, was ich mir vorgenommen habe. Ich bin eben so wie du überzeugt, daß die vierzig Räuber diese Nachstellungen gegen mich gerichtet haben. Gott hat mich durch deine Hülfe gerettet; ich hoffe, daß er fortfahren wird, mich vor ihrer Bosheit zu bewahren, sie vollends von meinem Haupt abwenden und die Welt vor den Nachstellungen dieses abscheulichen Gezüchtes befreien wird. Was wir nun zu thun haben, ist, die Leichname dieses Auswurfs des menschlichen Geschlechts unverzüglich und so insgeheim zu beerdigen, daß Niemand von ihrem Schicksal eine Ahnung haben könne, und das will ich mit Abdallah besorgen."

Der Garten Aly Baba's war sehr lang und hinten mit hohen Bäumen besetzt. Ohne Verzug begab er sich mit seinem Sklaven unter diese Bäume, um eine Grube zu machen, die lang und breit genug wäre, die sämmtlichen Leichname in ihr zu begraben. Das Erdreich war locker, und binnen kurzer Zeit waren sie damit fertig. Sie zogen die Körper aus den Schläuchen, legten die Waffen, mit denen die Räuber versehen waren, bei Seite, trugen die Körper an das Ende des Gartens und legten sie in die Grube. Darauf schütteten sie dieselbe mit der Erde wieder zu, welche sie ausgegraben hatten, und zerstreuten, was übrig blieb, rund umher, so daß das Erdreich so gleichmäßig wurde, wie vorher. Die Oelschläuche und die Waffen verbarg Aly Baba sehr sorgfältig, und die Maulesel, die er gerade nicht gebrauchen konnte, schickte er zu wiederholten Malen auf den Markt, wo er sie durch seinen Sklaven verkaufen ließ.

Während Aly Baba alle diese Maßregeln traf, um vor den Leuten zu verheimlichen, auf welchem Wege er in kurzer Zeit so reich geworden war, war der Hauptmann der vierzig Räuber mit unbeschreiblichem Aerger in den Wald zurückgekehrt und in der Aufregung oder vielmehr in der Bestürzung, in die ihn ein so unglücklicher und so unerwarteter Ausgang versetzt hatte, war er in die Felsenhöhle getreten, ohne unterwegs zu irgend einem Entschluß zu gelangen, was er gegen Aly Baba beginnen oder nicht beginnen solle.

Die Einsamkeit seines düstern Aufenthalts schien ihm entsetzlich: Meine braven Leute, schrie er, ihr Gefährten meiner Nachtwachen, meiner Streifereien und Anstrengungen, wo seid ihr? Was kann ich ohne euch anfangen? Hatte ich euch darum versammelt und auserlesen, um euch alle auf einmal durch ein so trauriges und eures Muthes so unwürdiges Schicksal untergehen zu sehen? Ich würde euch weniger bedauern, wenn ihr mit dem Säbel in der Hand als tapfere Männer gefallen wärt. Wann werde ich je wieder eine solche Schaar von so handfesten Leuten, wie ihr wart, zusammenbringen, und wenn ich es auch wollte, könnte ich es wohl unternehmen, ohne so viel Gold, so viel Silber, so viele Reichthümer dem zur Beute werden zu lassen, der sich schon mit einem Theil derselben bereichert hat? Ich kann und darf nicht eher daran denken, bevor ich ihm nicht das Leben genommen habe. Das, was ich mit einem so mächtigen Beistande nicht habe ausführen können, will ich allein ausführen, und wenn ich so dafür

geſorgt haben werde, daß der Schatz nicht mehr der Beraubung ausgeſetzt iſt, ſo will ich darauf hinarbeiten, daß er nach mir nicht ohne Erben und Herrn bleibe, daß er bis auf die ſpäteſten Nachkommen erhalten und vermehrt werde.

Nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt hatte, war er auch um die Mittel, ihn auszuführen, nicht mehr in Verlegenheit, und beruhigt und voll Hoffnung, ſchlief er ein und brachte die Nacht ziemlich gut zu.

Am folgenden Morgen erwachte der Räuberhauptmann ganz in der Frühe, wie er ſich vorgenommen hatte, legte, dem Plan gemäß, den er ſich ausgeſonnen, ein ſehr ſtattliches Kleid an und begab ſich nach der Stadt, wo er in einen Chan einkehrte, und da er erwartete, daß das, was ſich bei Aly Baba begeben hatte, Aufſehen gemacht habe, ſo fragte er den Aufſeher des Chans geſprächsweiſe, was es etwa Neues in der Stadt gäbe; worauf jedoch der Aufſeher von einer Menge anderer Sachen ſprach, nur nicht von der, die ihm ſo wichtig war. Er ſchloß daraus, daß Aly Baba nur darum ein ſolches Geheimniß aus der Sache mache, weil er nicht wolle, daß ſeine Kunde von dem Schatz und dem Mittel, dazu zu gelangen, ſich weiter verbreite und weil er wol wiſſe, daß man ihm nur aus dieſem Grunde an's Leben wolle. Dies feuerte ihn noch mehr an, Alles aufzubieten, ſich ſeiner auf die nämliche geheime Weiſe zu entledigen.

Der Räuberhauptmann ſchaffte ſich ein Pferd an, deſſen er ſich dazu bediente, mehrere Arten reicher Seidenſtoffe und feiner Schleiertücher in ſeine Wohnung zu bringen, indem er mehrere Reiſen in den Wald machte, doch mit großer Vorſicht, um den Ort, wo er die Sachen her holte, geheim zu halten. Um dieſe Waaren zu verhandeln, wenn er ſo viel davon, als ihm nothwendig ſchien, aufgekauft hätte, ſuchte er ſich einen Laden. Er fand einen, und nachdem er ihn von dem Eigenthümer gemiethet hatte, ſtaffirte er ihn aus und zog hinein. Seinem Laden gegenüber befand ſich der, welcher Kaſſim gehört hatte und der ſeit kurzer Zeit von dem Sohne Aly Baba's eingenommen worden war.

Der Räuberhauptmann, welcher den Namen Kodjah Huſſain angenommen hatte, unterließ nicht, als neuer Ankömmling, der Sitte gemäß, den Kaufleuten, welche ſeine Nachbarn waren, den Beſuch zu machen. Und da der Sohn Aly Baba's jung, wohlgebildet und nicht ohne Geiſt war, und da er Gelegenheit hatte, mit ihm öfter, als mit den andern Kaufleuten zu ſprechen und ſich zu unterhalten, ſo ſchloß er bald Freundſchaft mit ihm. Ja, er ſuchte dieſelbe noch weit unabläſſiger und eifriger zu befeſtigen, als er vier oder drei Tage nach ſeiner Einrichtung den Aly Baba erkannt hatte, der ſeinen Sohn zu beſuchen kam, um mit ihm, wie er von Zeit zu Zeit zu thun pflegte, ein wenig zu plaudern, und er nach Aly Baba's Weggange von dem Sohn erfahren hatte, daß es ſein Vater ſei. Nun verdoppelte er ſeine Gefälligkeiten gegen ihn, ſchmeichelte ihm, machte ihm kleine Geſchenke, bewirthete ihn und lud ihn öfters zu ſich zu Gaſt.

Der Sohn Aly Baba's wollte dem Kodjah Huſſain nicht ſo viele Verbindlichkeiten ſchuldig ſein, ohne ihm ähnliche zu erweiſen. Allein er wohnte ſehr eng und war nicht ſo bequem eingerichtet, wie jener, um ihn, wie er es wünſchte, zu bewirthen. Er ſprach deshalb mit ſeinem Vater Aly Baba und bemerkte, es würde

wohl nicht schicklich sein, wenn er noch länger zögere, die Höflichkeiten des Kodjah Hussain zu erwiedern.

Aly Baba nahm die Bewirthung mit Vergnügen auf sich. „Mein Sohn," sagte er, „morgen ist Freitag; da dies nun ein Tag ist, an welchem Kodjah Hussain, so wie du selbst, die Laden geschlossen halten, so mach' mit ihm nach Tisch einen Spaziergang, richte es so ein, daß ihr auf dem Rückwege bei mir vorbeikommt und dann nöthige ihn zu mir herein. Es ist besser, die Sache macht sich so, als daß du ihn ganz förmlich einladest. Ich will Morgianen befehlen, eine Abendmahlzeit zuzurichten und sie bereit zu halten."

Am nächsten Freitag fand sich der Sohn des Aly Baba, so wie Kodjah Hussain des Nachmittags an dem Ort ein, wo sie sich hinbestellt hatten und machten ihren Spaziergang. Auf dem Rückwege richtete es der Sohn des Aly Baba so ein, daß er mit Kodjah Hussain durch die Straße ging, wo sein Vater wohnte, und als sie an die Thür seines Hauses kamen, blieb er stehen und indem er anklopfte, sagte er: „Hier ist das Haus meines Vaters, der auf meine Erzählung von der Freundschaft, mit der ihr mich beehrt, mir aufgetragen hat, ihm die Ehre eurer Bekanntschaft zu verschaffen. Ich bitte euch demnach, noch diese Gefälligkeit allen übrigen, die ich euch schuldig bin, hinzuzufügen."

Wiewohl nun Kodjah Hussain endlich dahin gelangt war, wohin er wollte, nämlich sich in das Haus Aly Baba's Eintritt zu verschaffen, um ihm das Leben zu nehmen, ohne das seinige auf's Spiel zu setzen und Lärm zu machen, so unterließ er doch keineswegs, Entschuldigungen vorzubringen und sich anzustellen, als wolle er Abschied nehmen. Doch da so eben der Sklave des Aly Baba öffnete, nahm ihn der Sohn verbindlich bei der Hand und indem er voranging, zog er ihn nach und nöthigte ihn so, wie gegen seinen Willen, einzutreten.

Aly Baba empfing Kodjah Hussain so zuvorkommend und freundlich, als er nur wünschen konnte. Er dankte ihm für alle seinem Sohn erwiesene Güte. „Die Verpflichtung, die er gegen euch hat, und die ich selbst gegen euch habe," fügte er hinzu, ist um so größer, als er noch ein junger Mensch ohne Weltkenntniß ist, und ihr es nicht verschmäht zu seiner Bildung beizutragen.

Kodjah erwiderte die Komplimente Aly Baba's mit gleichen, indem er ihm versicherte, daß, wenn sein Sohn noch nicht die Erfahrung mancher Greise sich erworben habe, er doch einen sehr gesunden Verstand besitze, der ihm die Erfahrung unendlich Vieler ersetze.

Nach einer kurzen Unterhaltung über verschiedene andere Gegenstände wollte Kodjah Hussain Abschied nehmen. Aly Baba hielt ihn zurück und sagte: „Herr, wo wollt ihr hingehen? Ich bitte euch, erweist mir die Ehre, mit mir zu Abend zu speisen. Die Mahlzeit, womit ich euch bewirthen werde, ist freilich euerm Verdienst nicht angemessen; aber wie sie immer sein mag, ich hoffe, ihr werdet sie mit so gutem Herzen aufnehmen, als ich sie euch gebe."

„Herr Aly Baba," versetzte Kodjah Hussain, „ich bin von eurer guten Gesinnung vollkommen überzeugt, und wenn ich euch um die Freundlichkeit bitte, es nicht übel zu deuten, daß ich mich entferne, ohne euer gütiges Anerbieten an-

zunehmen: so bitte ich euch zugleich, zu glauben, daß dies weder aus Geringschätzung, noch aus Unhöflichkeit geschieht, sondern, weil ich einen besondern Grund habe, den ihr selber billigen würdet, wenn er euch bekannt wäre."

„Und welcher Grund kann dies sein," fragte Aly Baba, „darf man euch wohl danach fragen?"

„Ich kann ihn euch sagen," antwortete Kodjah Hussain; „ich esse nämlich weder Fleisch, noch Zugemüse, in welchem Salz ist; urtheilt nun selbst, welche Rolle ich an eurer Tafel spielen würde."

„Wenn ihr weiter keinen Grund habt, als diesen," fuhr Aly Baba dringend fort, „so darf er mich nicht der Ehre berauben, euch diesen Abend als meinen Gast zu bewirthen; ihr müßtet es denn überhaupt nicht wollen. Für's Erste ist in dem Brode, welches man bei mir ißt, kein Salz, und was das Fleisch und Zugemüse anbetrifft, so verspreche ich euch, es soll sich eben so wenig in dem, was man euch vorsetzt, Salz befinden; ich will sogleich den Befehl dazu geben; erweist mir also die Gewogenheit, hier zu bleiben, ich kehre augenblicklich zu euch zurück."

Aly Baba ging in die Küche und befahl Morgianen, auf das Fleisch, welches sie auftragen würde, kein Salz zu thun, und außer den Zugerichten, welche er bei ihr bestellt habe, schnell noch zwei, drei andere zu bereiten, in denen kein Salz sei.

Morgiane, die im Begriff war aufzutragen, konnte sich nicht enthalten, ihr Mißvergnügen über diesen neuen Befehl an den Tag zu legen und zu Aly Baba sich darüber zu äußern: „Wer ist denn," fragte sie, „dieser eigensinnige Mensch, der kein Salz ißt? Euer Abendessen wird ganz verderben, wenn ich's später auftrage."

„Aergere dich nicht, Morgiane," versetzte Aly Baba, „es ist ein sehr ehrenwerther Mann und thu' nur, was ich dir sage."

Morgiane gehorchte, aber mit Widerwillen; sie war neugierig, den Mann kennen zu lernen, der kein Salz äße. Als sie mit dem Zurichten fertig war und Abdallah den Tisch gedeckt hatte, half sie die Schüsseln auftragen. Als sie den Kodjah Hussain betrachtete, erkannte sie augenblicklich, seiner Verkleidung ungeachtet, den Räuberhauptmann in ihm, und indem sie ihn scharf in's Auge faßte, bemerkte sie, daß er unter seinem Kleid einen Dolch verborgen habe. Nun wundere ich mich nicht mehr, sagte sie bei sich selbst, daß dieser Bösewicht kein Salz mit meinem Herrn essen will; er ist sein ärgster Feind und will ihn ermorden, aber ich werde ihn daran verhindern.

Als Morgiane aufgetragen oder durch Abdallah hatte auftragen lassen, benutzte sie die Zeit, während man speiste, die nothwendigen Vorkehrungen zur Ausführung eines überaus kühnen Streiches zu treffen. Sie war eben damit fertig, als Abdallah sie benachrichtigte, daß es Zeit sei, die Früchte aufzutragen. Sie nahm die Früchte und trug sie auf, nachdem Abdallah den Tisch abgeräumt hatte. Sodann stellte sie neben Aly Baba ein Tischchen, worauf sie den Wein und drei Schalen setzte, und indem sie hinausging, zog sie den Abdallah mit sich fort, als wollte sie nun mit ihm zu Abend essen und wie sich's gehörte, ihrem

Herrn Freiheit lassen, sich mit seinem Gast zu unterhalten, lustig zu machen und ihn zum Trinken zu ermuntern.

Der falsche Kodjah Hussain, oder vielmehr der Hauptmann der vierzig Räuber, glaubte, jetzt sei die günstigste Gelegenheit da, dem Aly Baba das Leben zu nehmen. Ich will, sagte er, Vater und Sohn trunken machen; der Sohn, dem ich gern das Leben schenken will, wird mich nicht hindern, den Dolch in das Herz des Vaters zu stoßen und ich werde mich, wie ich schon gethan habe, durch dem Garten retten, während die Köchin und der Sklave noch beim Abendessen sitzen oder in der Küche eingeschlafen sind.

Aber Morgiane, welche die Absicht des falschen Kodjah Hussain errathen hatte, aß nicht, und ließ ihm keine Zeit, sein boshaftes Vorhaben auszuführen. Sie zog sich ein sehr hübsches Tänzerinkleid an, wählte dazu einen passenden Kopfputz, gürtete sich einen Gürtel von vergoldetem Silber um und befestigte daran einen Dolch, dessen Scheide und Heft von demselben Metall waren und endlich nahm sie eine sehr schöne Larve vor's Gesicht. Als sie sich so verkleidet hatte, sagte sie zu Abdallah:

„Abdallah, nimm deine Schellentrommel und laß uns unserm Herrn und dem Freunde seines Sohnes eine kleine Unterhaltung machen, wie wir sie ihm zuweilen verschaffen."

Abdallah nimmt die Schellentrommel, fängt an darauf zu spielen, indem er vor Morgianen hergeht und tritt so in den Saal. Morgiane, welche nach ihm eintritt, macht eine tiefe Verbeugung auf eine ungezwungene Weise und mit so sprechenden Geberden, als bäte sie um Erlaubniß, ihre Geschicklichkeit zeigen zu dürfen.

Als Abdallah sieht, daß Aly Baba sprechen will, hört er auf seine Schellentrommel zu schlagen.

„Nur herein, Morgiane, herein," rief Aly Baba, „Kodjah Hussain soll einmal sehen, was du kannst, und mag uns dann sein Urtheil darüber sagen. Wenigstens, Herr, werdet ihr nicht denken," sagte er, sich zu Kodjah Hussain wendend, „daß ich mich in Unkosten gesetzt habe, euch diese Belustigung zu gewähren. Ich habe Alles dazu in meinem Hause und ihr seht, daß dies mein Sklave und meine Köchin und Ausgeberin ist, die mir dies Vergnügen machen. Ich hoffe, daß ihr es nicht unangenehm finden werdet."

Kodjah Hussain hatte nicht erwartet, daß Aly Baba seiner Abendmahlzeit diese Belustigung folgen lassen würde, und fürchtete nun die Gelegenheit, die er gefunden zu haben glaubte, nicht benutzen zu können. Doch tröstete er sich für diesen Fall mit der Hoffnung, bei fortgesetzter Freundschaft mit dem Vater und dem Sohn eine solche später noch zu finden. So, obgleich er es lieber gesehn, daß Aly Baba ihn mit dieser Unterhaltung nicht überrascht hätte, stellte er sich nichts desto weniger sehr dankbar dafür, und hatte die Artigkeit, ihm zu versichern, daß Alles, was Aly Baba Vergnügen mache, ihm unfehlbar auch welches gewähren müsse.

Als Abdallah sah, daß Aly Baba und Kodjah zu sprechen aufhörten, fing er wieder an seine Schellentrommel zu rühren, und begleitete sie mit seiner Stimme

zu einer Tanzmelodie; und Morgiane, die keinem Tänzer und keiner Tänzerin von Gewerbe an Geschicklichkeit nachstand, tanzte auf eine Weise, welche auch bei jeder andern Gesellschaft, als der gegenwärtigen, von welcher vielleicht nur der falsche Kodjah Hussain ihr weniger Aufmerksamkeit schenkte, Bewunderung gefunden haben würde.

Nachdem sie mehrere Tänze mit derselben Anmuth und derselben Kraft ausgeführt hatte, zog sie endlich den Dolch heraus, und indem sie ihn in der Hand hielt, tanzte sie einen neuen Tanz, in welchem sie sich selbst übertraf durch die mannigfaltigen Figuren, die Leichtigkeit der Bewegungen, die kühnen Luftsprünge und die wunderbaren Geberden, mit denen sie dieselben begleitete, indem sie bald den Dolch wie zum Stoß vor sich hinstreckte, bald sich stellte, als ob sie ihn in ihre eigene Brust stoßen wollte.

Als sie sich endlich außer Athem getanzt hatte, riß sie dem Abdallah die Schellentrommel aus den Händen, und den Dolch in der Rechten, hielt sie mit der Linken die hohle Seite der Schellentrommel dem Aly Baba hin nach Art der Tänzer und Tänzerinnen von Gewerbe, die auf solche Weise die Freigebigkeit ihrer Zuschauer ansprechen.

Aly Baba warf Morgianen ein Goldstück in die Trommel; darauf wandte sich Morgiane an den Sohn des Aly Baba, der dem Beispiel seines Vaters folgte. Kodjah Hussain, welcher sah, daß sie auch zu ihm kommen würde, hatte schon die Börse aus seinem Busen gezogen, um ihr ein Geschenk zu machen, und griff mit der Hand hinein, als in dem nämlichen Augenblick Morgiane, mit einem Muth, der ihrer bisherigen Festigkeit und Entschlossenheit würdig war, ihm den Dolch mitten in's Herz stieß, und ihn nicht eher wieder herauszog, als bis er sein Leben geendet hatte.

Aly Baba und sein Sohn stießen voll Schreck über diese Handlung einen lauten Schrei aus: „Ach, Unglückliche," rief Aly Baba, „was hast du gethan? Willst du mich und meine Familie verderben?"

„Nicht um euch zu verderben," versetzte Morgiane: „ich hab' es gethan, um euch zu retten."

Darauf schlug sie das Kleid Kodjah Hussains auseinander, und indem sie Aly Baba den Dolch zeigte, mit dem er bewaffnet gewesen war, sagte sie: „Seht, mit welchem kühnen Feinde ihr es zu thun hattet, faßt ihn recht in's Auge und ihr werdet den angeblichen Oelhändler und den Hauptmann der vierzig Räuber in ihm erkennen. Fiel es denn euch nicht auf, daß er kein Salz mit euch essen wollte? Wollt ihr noch mehr, um euch von seinem gefährlichen Anschlage zu überzeugen? Noch eh' ich ihn gesehen hatte, war mir ein Verdacht gegen ihn aufgestiegen von dem Augenblicke an, wo ihr mir anzeigtet, daß ihr einen solchen Gast hättet. Ich hab' ihn gesehn, und ihr überzeugt euch, daß mein Verdacht nicht ohne Grund gewesen ist."

Aly Baba, der wohl erkannte, welche neue Verpflichtung ihm Morgiane auferlegt habe, indem sie ihm zum zweiten Mal das Leben rettete, umarmte sie und sagte: „Morgiane, ich habe dir die Freiheit geschenkt und dir zugleich versprochen,

daß meine Erkenntlichkeit dabei nicht stehen bleiben und daß ich dieselbe dir bald vollständig beweisen würde. Die Zeit ist gekommen, und ich mache dich zu meiner Schwiegertochter."

Und indem er sich an seinen Sohn wandte, fuhr Aly Baba fort: „Mein Sohn, ich halte dich für einen zu guten Sohn, als daß du es befremdlich finden könntest, daß ich dir Morgianen zur Frau gebe, ohne dich vorher darum zu befragen. Du bist ihr nicht weniger Dankbarkeit schuldig, als ich. Du siehst, daß Kodjah Hussain deine Freundschaft nur in der Absicht gesucht hatte, um mir desto sicherer auf meuchelmörderische Weise das Leben zu nehmen; und wenn es ihm gelungen wäre, so darfst du nicht zweifeln, daß er dich nicht gleichfalls seiner Rache geopfert hätte. Ueberlege ferner, daß, indem du Morgianen heiratheſt, du in ihr die Stütze meiner Familie, so ich noch leben werde, und die Stütze der deinigen, bis zu dem Ende deiner Tage, heiratheſt."

Der Sohn, weit entfernt, irgend ein Mißfallen zu bezeigen, versicherte vielmehr, daß er mit dieser Heirath ganz zufrieden sei, nicht nur, weil er seinem Vater nicht ungehorsam sein wolle, sondern auch aus eigner Neigung zu Morgianen.

Man war nun in Aly Baba's Hause darauf bedacht, den Leichnam des Räuberhauptmanns neben denen der vierzig Räuber zu vergraben, und dies geschah so heimlich, daß die Sache erst nach langen Jahren bekannt wurde, als Niemand mehr lebte, der von der Bekanntmachung dieser merkwürdigen Begebenheit einen Nachtheil hätte haben können.

Wenige Tage darauf feierte Aly Baba die Hochzeit seines Sohns und Morgianens mit großem Glanz und durch ein prächtiges Gastmahl, bei welchem Tänze, Schauspiele und sonst übliche Lustbarkeiten aufgeführt wurden. Er hatte die Genugthuung, zu sehen, daß seine Freunde und seine Nachbarn, die er dazu eingeladen hatte, ohne daß sie die wahren Beweggründe zu dieser Heirath kannten, wohl aber sonst die schönen und guten Eigenschaften Morgianens, ihn laut für diesen edelmüthigen Entschluß lobten.

Aly Baba, der seit der Abholung der Leiche seines Bruders Kassim und des Goldes in die Grotte nicht mehr zurückgekehrt war, aus Furcht, Räuber darin zu treffen oder von ihnen überrascht zu werden, hütete sich auch jetzt noch, nach dem Tode von acht und dreißig Räubern, mit Inbegriff des Hauptmanns, dieselbe zu betreten, weil er annahm, daß die zwei andern Räuber, von deren Schicksal ihm nichts bekannt war, noch am Leben seien.

Als er jedoch nach Verlauf eines Jahres gesehen hatte, daß gegen seine Ruhe nichts unternommen wurde, trieb ihn die Neugier, eine Reise dahin zu machen, wobei er jedoch die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln für seine Sicherheit traf. Er setzte sich zu Pferde und als er bei der Grotte anlangte, schien es ihm ein gutes Vorzeichen, daß er keine Spur weder von Menschen, noch von Pferden bemerkte. Er stieg ab, band sein Pferd an und indem er sich vor die Thür stellte, sprach er die Worte: „Sesam, öffne dich!" welche er noch nicht vergessen hatte.

Die Thür öffnete sich, er trat hinein und der Zustand, in welchem er Alles in der Höhle fand, ließ ihn abnehmen, daß seit jener Zeit ungefähr, als der falsche

Kodjah Hussain seinen Laden in der Stadt eröffnet hatte, Niemand darin gewesen und daß also die Bande der vierzig Räuber seitdem gänzlich zerstreut und vertilgt sei. Er zweifelte nun nicht mehr, daß er der Einzige auf der Welt sei, der das Geheimniß besitze, die Grotte zu öffnen, und daß der Schatz, den sie enthalte, nun gänzlich zu seinen Diensten stehe. Er war mit einem Felleisen versehn, füllte dasselbe mit so viel Gold als sein Pferd nur tragen konnte und kehrte nach der Stadt zurück.

Seitdem lebten Aly Baba und sein Sohn, den er in die Grotte führte und dem er das Geheimniß, hinein zu gelangen, mittheilte, und nach ihrem Tode ihre Nachkommenschaft, auf welche sie das Geheimniß vererbten, indem sie ihr Glück mit Weisheit benutzten, in hohem Glanz und geehrt von den ersten Männern der Stadt.

18.

Geschichte Sindbads des Seefahrers.

Unter der Regierung des Kalifen Harun Alraschid lebte zu Bagdad ein armer Lastträger, Namens Hindbad. Einmal hatte derselbe an einem besonders heißen Tage eine sehr schwere Last von einem Ende der Stadt bis zum andern zu tragen, als er, von der Strecke, die er bereits zurückgelegt hatte, sehr erschöpft und noch einen langen Weg vor sich, in eine Straße kam, in der ein sanfter Zephyr wehte und deren Pflaster mit Rosenwasser besprengt war. Einen günstigeren Wind konnte er gar nicht wünschen, um sich auszuruhn und neue Kräfte zu sammeln; er legte seine Last in der Nähe eines großen Hauses auf die Erde nieder und setzte sich darauf.

Er war sehr zufrieden, diesen Ruheplatz gewählt zu haben, denn nicht lange, so wehte ihm auf das angenehmste ein ausgezeichneter Wohlgeruch von Aloeholz und Räucherkerzen entgegen, der aus den Fenstern dieses Hauses kam und, mit dem Geruch des Rosenwassers vermischt, die ganze Luft wie mit Balsam erfüllte. Dazu hörte er im Innern ein Concert von verschiedenen Instrumenten, von dem harmonischen Gesang einer Menge Nachtigallen und anderer in der Gegend von Bagdad heimischen Vögel begleitet. Diese anmuthige Musik und der Dampf mehrerer Fleischspeisen, der sich verbreitete, ließen ihn schließen, daß hier ein Fest gefeiert werde, bei welchem man sich ergötze. Er wollte wissen, wer in diesem Hause wohne, welches ihm unbekannt war, weil er selten Gelegenheit hatte, durch diese Straße zu kommen. Um seine Neugier zu befriedigen, näherte er sich einigen prächtig gekleideten Dienern, die an der Thür standen und fragte einen von ihnen, wie der Herr dieses Hauses heiße.

„Wie," antwortete ihm der Diener, „ihr lebt in Bagdad und wißt nicht, daß dies das Haus Herrn Sindbads des Seefahrers ist, des berühmten Reisenden, der alle Meere, welche die Sonne bescheint, durchfahren hat?"

Der Träger, welcher von Sindbads Reichthümern reden gehört hatte, konnte sich nicht enthalten, einen Mann zu beneiden, dessen Loos ihm eben so glücklich schien, als er sein eignes beklagenswerth fand. Durch solche Betrachtungen erbittert, hob er die Augen zum Himmel und sagte laut genug, um gehört zu werden: „Mächtiger Schöpfer aller Dinge, erwäge den Unterschied zwischen Sindbad und mir; ich erdulde täglich tausend Beschwerden und tausend Leiden; ich habe Noth, mich und die Meinigen mit elendem Gerstenbrod zu ernähren, während der glückliche Sindbad im Ueberfluß ungeheure Reichthümer verschwendet und ein Leben voller Annehmlichkeiten führt. Was hat er gethan, um von dir ein so angenehmes Geschick zu empfangen? Was habe ich gethan, ein so beschwerliches zu verdienen?" Bei diesen Worten stampfte er mit dem Fuß auf die Erde, wie ein Mensch, der sich seinem Schmerz und seiner Verzweiflung gänzlich überläßt.

Er war noch mit diesen traurigen Gedanken beschäftigt, als er einen Diener aus dem Hause treten sah, der auf ihn zukam, ihn beim Arm ergriff und zu ihm sagte: „Kommt und folgt mir, Herr Sindbad, mein Gebieter, will euch sprechen."

Hindbad war von dieser Aufforderung nicht wenig überrascht. Nach der Rede, die er eben geführt hatte, mußte er fürchten, Sindbad lasse ihn nur holen, um ihm irgend eine üble Behandlung widerfahren zu lassen; er wollte sich daher entschuldigen, er könne sein Gepäck nicht mitten auf der Straße zurück lassen, aber Sindbads Diener versicherte ihn, man werde Acht darauf geben und drängte ihn auf das Geheiß seines Herrn dermaßen, daß der Lastträger sich endlich genöthigt sah, seinen Bitten nachzugeben.

Der Diener führte ihn in einen großen Saal, in welchem eine Menge Personen um eine mit allen Arten von delikaten Speisen bedeckte Tafel saß. Auf dem Ehrenplatz erblickte er einen ansehnlichen, wolgestalteten und durch einen langen weißen Bart sehr ehrwürdig aussehenden Greis, hinter welchem eine Menge Diener standen, die sich beeiferten, ihn zu bedienen. Dieser Greis war Sindbad. Der Lastträger, dessen Verwirrung sich bei dem Anblick so vieler Leute und eines so glänzenden Festmahls vermehrte, grüßte zitternd die Gesellschaft. Sindbad hieß ihn näher treten, ließ ihn zu seiner Rechten sitzen, legte ihm selbst Speise vor und ließ ihm einen trefflichen Wein reichen, mit welchem der Schenktisch im Ueberfluß besetzt war.

Gegen das Ende der Mahlzeit, als Sindbad bemerkte, daß seine Gäste nicht mehr aßen, nahm er das Wort, wandte sich an Hindbad, den er nach Sitte der Araber, wenn sie in vertraulichem Gespräch sind, mit Bruder anredete und fragte ihn nach seinem Namen und seinem Gewerbe.

„Herr," antwortete ihm dieser, „ich heiße Hindbad, und bin ein Lastträger."

„Ich bin erfreut, dich zu sehen," versetzte Sindbad, „und ich stehe dir dafür, daß auch die Gesellschaft dich mit Vergnügen sieht; aber ich wünschte von dir selbst zu hören, was du vorhin auf der Straße gesagt hast. — Sindbad hatte nämlich, eh' er sich zur Tafel setzte, durch's Fenster die ganze Rede des Lastträgers mit angehört, und dies hatte ihn veranlaßt, ihn rufen zu lassen.

Bei dieser Aufforderung senkte Hindbad voll Verwirrung den Kopf und entgegnete: „Herr, ich bekenne euch, daß mich die Müdigkeit in üble Laune versetzt hatte und da sind mir einige unbesonnene Worte entschlüpft, für die ich euch um Verzeihung bitte."

„O glaube nicht," entgegnete Sindbad, „daß ich so unbillig bin, dir deshalb zu zürnen. Ich versetze mich in deine Lage und anstatt dir dein Murren vorzuwerfen, beklage ich dich: aber ich muß dich aus einem Irrthum ziehn, in welchem du dich in Betreff meiner zu befinden scheinst. Du bildest dir ohne Zweifel ein, daß ich alle die Annehmlichkeit und die Ruhe, deren ich mich jetzt erfreue, ohne Kummer und Anstrengung erlangt habe: doch du täuschest dich. Ich bin in einen so glücklichen Zustand erst gelangt, nachdem ich viele Jahre lang alle Mühsale des Leibes und der Seele, welche sich die Einbildungskraft nur immer vorstellen kann, ausgestanden habe."

„Ja, meine Freunde," fügte er hinzu, indem er sich an die ganze Gesellschaft wandte, „ich kann euch versichern, daß alle diese Mühseligkeiten so außerordentlich sind, daß sie den habgierigsten Menschen die gefährliche Lust benehmen könnten, die Meere zu durchfahren, um Reichthümer zu erwerben. Ihr habt vielleicht nur verworren von meinen seltsamen Abentheuern und den Gefahren, die ich auf meinen sieben Seereisen ausgestanden habe, reden gehört, und da sich die Gelegenheit darbietet, so will ich einen treuen Bericht davon abstatten, und fürchte nicht, daß euch meine Erzählung langweilen wird."

Da Sindbad seine Geschichte hauptsächlich des Lastträgers wegen erzählen wollte, so befahl er, man solle das Gepäck, welches er auf der Straße gelassen hatte, an den Ort tragen, wohin Hindbad verlangte. Darauf begann er folgendermaßen:

Erste Reise Sindbads des Seefahrers.

„Ich hatte von meiner Familie ein beträchtliches Vermögen geerbt, von dem ich den größten Theil in den Ausschweifungen meiner Jugend verschwendete: aber ich erwachte aus meiner Verblendung, und zum Nachdenken zurückgekehrt, erkannte ich, daß die Reichthümer vergänglich wären und daß man bald ihr Ende säh', wenn man sie so schlecht wie ich zu Rathe hielte. Ich bedachte überdem, daß ich in einem regellosen Leben unglücklicherweise die Zeit verschwendete, das Kostbarste von der Welt. Auch erwog ich, daß von allen Zuständen des Elends Armuth im Alter der schlimmste und beklagenswertheste sei. Ich erinnerte mich der Worte des großen Salomo, die ich öfters aus dem Munde meines Vaters hörte, es sei besser zu sterben als arm zu sein."

„Ergriffen von allen diesen Betrachtungen, raffte ich die Ueberbleibsel meines Erbtheils zusammen, und versteigerte auf offenem Markt Alles, was ich von beweglichem Gut besaß. Darauf vereinigte ich mich mit einigen Kaufleuten, die über Meer Handel trieben. Ich berieth mich mit denen, die am fähigsten schienen mir einen guten Rath zu ertheilen. Endlich entschloß ich mich das wenige Geld,

welches mir noch übrig war, im Handel anzulegen und sobald ich diesen Entschluß gefaßt hatte, zögerte ich nicht, ihn auszuführen. Ich begab mich nach Balsora, wo ich mich mit mehreren Kaufleuten auf einem Fahrzeug einschiffte, welches wir auf gemeinschaftliche Kosten ausgerüstet hatten."

„Wir gingen unter Segel und nahmen unsern Weg nach Ostindien durch den persischen Meerbusen, welcher rechts durch die arabischen und links durch die persischen Küsten gebildet wird und dessen größte Breite nach der gewöhnlichen Meinung siebzig Meilen beträgt. Außerhalb des Meerbusens ist das sehr umfangreiche Ostmeer, auch das indische genannt: welches von der einen Seite durch die Küsten Abyssiniens begränzt ist und bis zu den Inseln Vakvak*) eine Länge von viertausend fünfhundert Meilen hat. Ich wurde anfangs von der sogenannten Seekrankheit befallen, aber meine Gesundheit stellte sich bald wieder her, und seit der Zeit bin ich dieser Krankheit nicht unterworfen gewesen."

„Im Verlauf unserer Zeit landeten wir an mehreren Inseln, woselbst wir unsere Waaren verkauften und vertauschten. Als wir eines Tags unter Segel waren, überfiel uns eine Windstille ganz in der Nähe einer kleinen, fast mit dem Wasser gleichliegenden Insel, die so grün wie eine Wiese aussah. Der Schiffshauptmann ließ die Segel einziehen, und erlaubte denjenigen Personen der Mannschaft, welche Lust dazu hatten, an's Land zu steigen. Ich gehörte zu diesen."

„Aber während wir uns mit Essen und Trinken vergnügten, und von den Beschwerlichkeiten der Fahrt ausruhten, erzitterte die Insel plötzlich und gab uns einen heftigen Stoß."

„Man bemerkte auf dem Schiff die Erschütterung der Insel und schrie uns zu, wir möchten uns schleunig wieder einschiffen, sonst kämen wir Alle um, denn das, was wir für eine Insel hielten, sei der Rücken eines Wallfisches. Die Schnellsten retteten sich in das Boot, Andere warfen sich in's Wasser. Was mich betraf, so war ich noch auf der Insel oder vielmehr auf dem Wallfisch, als er sich in's Meer tauchte, und ich hatte gerade nur noch Zeit, ein Stück Holz zu ergreifen, welches man aus dem Schiffe mitgebracht hatte, um Feuer zu machen."

„Inzwischen wollte der Schiffshauptmann, nachdem er die Leute, die in dem Boot waren, aufgenommen und einige der Schwimmenden aus dem Wasser gefischt hatte, einen frischen günstigen Wind, der sich erhoben hatte, benutzen, ließ die Segel aufziehen und beraubte mich so der Hoffnung, das Schiff zu erreichen. Ich blieb also den Wellen preisgegeben, bald hier, bald dorthin getrieben, und kämpfte gegen sie um mein Leben den ganzen übrigen Tag und die folgende Nacht. Am andern Morgen war ich ganz kraftlos und verzweifelte schon dem Tode zu entgehen, als eine Woge mich glücklicherweise an eine Insel warf. Das Ufer war hoch und steil und ich würde große Mühe gehabt haben, hinaufzuklimmen, wenn es mir nicht durch einige Baumwurzeln, welche das Schicksal an dieser Stelle zu meiner Rettung bewahrt zu haben schien, möglich gemacht worden wär'.

*) Diese Inseln liegen nach der Behauptung der Araber jenseits China und haben ihren Namen von einem Baum, der eine gleichnamige Frucht trägt. Einige Orientalisten halten sie für die Japanischen, andere für die Sundischen Inseln.

Ich streckte mich auf die Erde hin, wo ich halbtodt liegen blieb, bis es heller Tag wurde und die Sonne aufging. Obgleich ich nun durch die Anstrengung im Meere und weil ich seit dem vorigen Tage keine Nahrung zu mir genommen hatte, sehr schwach war, schleppte ich mich dennoch fort, um einige eßbare Kräuter zu suchen. Ich fand welche und hatte auch das Glück eine Quelle mit vortrefflichem Wasser anzutreffen, welches nicht wenig dazu beitrug, mich zu erfrischen."

„Als ich wieder Kräfte gewonnen hatte, ging ich landeinwärts, ohne jedoch einen bestimmten Weg zu verfolgen. Ich kam auf eine schöne Ebene, auf der ich von weitem ein Pferd erblickte, welches weidete. Ich richtete meine Schritte nach dieser Seite, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, denn ich wußte nicht, ob ich nicht weit eher meinem Verderben, als einer Gelegenheit, mein Leben in Sicherheit zu bringen, entgegen ginge."

„Als ich mich näherte, sah ich eine Stute, die an einen Pfahl gebunden war. Ihre Schönheit zog meine Aufmerksamkeit auf sich, aber während ich sie betrachtete, hörte ich die Stimme eines Mannes unter der Erde sprechen. Einen Augenblick darauf erschien dieser Mann, kam auf mich zu und fragte, wer ich sei. Ich erzählte ihm mein Abentheuer, worauf er mich bei der Hand nahm und mich in eine Höhle führte, wo ich noch mehrere Personen fand, die nicht weniger erstaunt waren, mich zu sehen, als ich es war, sie hier zu finden. Ich aß von einigen Speisen, welche sie mir vorsetzten und fragte sie dann, was sie an einem Orte machten, der mir so wüst vorkam."

„Sie erwiderten: sie wären Stallleute des Königs Maha-radjah, des Gebieters dieser Insel. Jedes Jahr pflegten sie um die nämliche Jahreszeit die Stuten des Königs hierherzuführen und bänden sie auf die Art an, wie ich gesehen, um sie von einem Seepferde, welches aus dem Meer käme, bespringen zu lassen; darauf schicke sich das Seepferd an, die Stute zu verschlingen, durch ihr Geschrei aber hinderten sie es daran, und nöthigten es, in's Meer zurückzugehen. Dann führten sie die Stuten wieder zurück und die Pferde, welche sie würfen, seien für den König bestimmt und würden Seepferde genannt. Sie fügten hinzu, daß sie schon am folgenden Tage abreisen müßten und daß, wenn ich einen Tag später angekommen wär', ich unfehlbar hätte umkommen müssen, denn die Wohnungen lägen sehr entfernt und es wäre mir unmöglich gewesen, ohne Führer dahin zu gelangen."

„Während sie mich so unterhielten, kam das Seepferd aus dem Meere, wie sie mir erzählt hatten, besprang die Stute und wollte sie dann verschlingen; aber bei dem großen Lärm, welchen die Stallleute erhoben, ließ es seine Beute fahren und tauchte wieder in's Meer."

„Am anderen Tage begaben sie sich mit den Stuten auf den Weg nach der Hauptstadt der Insel und ich begleitete sie. Bei unserer Ankunft fragte mich der König Maha-radjah, dem ich vorgestellt wurde, wer ich sei und welches Abentheuer mich in seine Staaten gebracht habe?"

Als ich seine Neugier vollständig befriedigt hatte, versicherte er mich, daß er an meinem Unglück vielen Antheil nehme, und befahl zugleich, alle Sorge für

mich zu tragen und mich mit Allem, was ich bedürfe, zu versehen. Dies geschah auf eine Art, daß ich die Pünktlichkeit seiner Beamten nicht weniger wie den Edelmuth des Königs zu rühmen Grund hatte."

Da ich Kaufmann war, so besuchte ich die Männer meines Geschäftes, und vorzüglich suchte ich die Fremden auf, nicht nur um Neuigkeiten aus Bagdad von ihnen zu hören, als auch um einen zu finden, mit welchem ich dorthin zurückreisen könnte, denn die Hauptstadt des Königs Maha-radjah liegt am Ufer des Meeres und hat einen schönen Hafen, in welchem täglich Schiffe aus verschiedenen Weltgegenden landen. Ich suchte auch die Gesellschaft der indischen Weisen auf und erfreute mich daran, sie reden zu hören; doch hinderte dies mich nicht, dem Könige regelmäßig meine Aufwartung zu machen, noch mich mit den hohen Staatsbeamten und den kleinen ihm tributsfähigen Königen, die um seine Person waren, zu unterhalten. Sie legten mir tausend Fragen über mein Vaterland vor und da ich meinerseits mich über die Sitten und Gesetze ihrer Staaten unterrichten wollte, fragte ich sie um Alles, was mir etwa wissenswürdig schien."

„Es befindet sich unter der Herrschaft des Königs Maha-radjah eine Insel Namens Cassel. Man hatte mich versichert, daß man daselbst jede Nacht einen Paukenton höre, was die Matrosen zu dem Glauben veranlaßt hat, daß Degal*) hier seinen Aufenthalt habe. Ich hatte Lust, Zeuge dieses Wunders zu sein und auf meiner Reise dahin, sah ich Fische, von hundert bis zweihundert Ellen Länge, die furchtbarer aussehen als gefährlich sind; denn sie sind so furchtsam, daß sie die Flucht ergreifen, wenn man auf ein Brett schlägt. Ich sah auch noch andere Fische, die nur eine Elle lang waren und einen Kopf hatten, ganz wie eine Nachteule."

„Als ich nach meiner Rückkehr eines Tages im Hafen war, landete eben ein Schiff. Sobald es vor Anker lag, fing man an die Waaren auszuladen und die Kaufleute, denen sie gehörten, ließen sie in die Magazine bringen. Indem ich meine Augen auf einige Ballen und auf die Schrift warf, welche den Namen ihres Eigenthümers angab, so erblickte ich meinen eigenen und nachdem ich sie aufmerksam betrachtet hatte, zweifelte ich nicht mehr, daß dies die Ballen wären, die ich auf das Fahrzeng hatte laden lassen, in welchem ich mich zu Balsora einschiffte. Ich erkannte auch den Schiffshauptmann wieder, aber da ich überzeugt war, daß er mich für todt hielt, trat ich an ihn heran und fragte, wem diese Ballen, die ich da sähe, gehörten?"

„Ich hatte auf meinem Schiff, antwortete er mir, einen Kaufmann aus Bagdad, Namens Sindbad. Als wir eines Tages in der Nähe einer Insel waren — wenigstens hielten wir sie dafür — stieg er mit mehreren Reisenden auf dieser vermeintlichen Insel an's Land. Sie war jedoch nichts anders, als ein Wallfisch von ungeheurer Größe, der auf der Oberfläche des Meeres schlief. Derselbe fühlte sich kaum von dem Feuer, welches man auf seinem Rücken angezündet

*) Degal ist bei den Muhamedanern der Antichrist. Sie glauben, er werde am Ende der Welt kommen und die ganze Erde erobern, mit Ausnahme von Mekka, Medina, Tarsus und Jerusalem, welche durch Engel bewacht sein würden.

hatte, um zu kochen, erwärmt, als er anfing, sich zu bewegen und unterzutauchen. Der größte Theil der auf ihm befindlichen Personen ertrank und der arme Sindbad war unter dieser Zahl. Diese Ballen gehörten ihm, ich habe mir vorgenommen sie zu verhandeln und sobald ich einen seiner Angehörigen antreffe, ihm den Gewinn zuzustellen, den ich aus dem Kapital gezogen habe."

„Capitain, sagte ich hierauf zu ihm, ich bin dieser Sindbad, den ihr für todt haltet, der es aber nicht ist, und diese Ballen sind mein Gut und meine Waare."

„Als der Schiffshauptmann mich so reden hörte, rief er: Großer Gott, wem darf man heut' zu Tage noch trauen? Es giebt nicht Treu und Glauben mehr unter den Menschen. Mit meinen eignen Augen habe ich Sindbad untergehen sehen und die Reisenden, welche auf meinem Schiff waren, haben es so gut gesehen wie ich und ihr wagt zu sagen, daß ihr dieser Sindbad seid? Welche Verwegenheit! Eurem Ansehen nach, scheint ihr ein redlicher Mann zu sein und dennoch sagt ihr eine gräuliche Unwahrheit, um euch eines Gutes zu bemächtigen, welches euch nicht gehört?"

„Geduldet euch, entgegnete ich dem Capitain, und habt die Güte anzuhören, was ich euch zu sagen habe."

„Nun wolan, versetzte er, was habt ihr zu sagen? Sprecht, ich höre."

Ich erzählte ihm jetzt, auf welche Weise ich gerettet worden war und wie ich glücklicherweise die Stallleute des Königs Maha-radjah angetroffen, die mich an seinen Hof geführt hätten."

„Er fühlte sich durch meine Worte erschüttert und war bald überzeugt, daß ich kein Betrüger sei, denn es kamen Leute von seinem Schiff, die mich erkannten und mir unter vielen Umarmungen ihre Freude bezeigten, mich wieder zu sehen. Endlich erkannte auch er mich, warf sich an meinen Hals und sagte: Gott sei gelobt, daß ihr glücklich einer so großen Gefahr entgangen seid. Ich kann euch die Freude, die ich darüber empfinde, nicht genug zu erkennen geben. Da sind eure Waaren, nehmt sie, sie gehören euch, macht damit, was euch beliebt."

„Ich dankte ihm, lobte seine Rechtlichkeit und um sie zu belohnen, bat ich ihn einige Waaren anzunehmen, die ich ihm anbot, aber er schlug sie aus. Ich wählte das Kostbarste, das sich in meinen Ballen befand und machte dem Könige Maharadjah ein Geschenk damit. Da dieser Fürst von dem Unfall, der mich betroffen hatte, unterrichtet war, so fragte er mich, wo ich so seltene Dinge her hätte? Ich erzählte ihm, durch welchen Zufall ich mein Eigenthum wiedererlangt habe; er war so gütig, mir seine Freude darüber zu bezeigen, nahm mein Geschenk an und machte mir dafür noch weit ansehnlichere."

„Hierauf nahm ich Abschied von ihm und schiffte mich auf dem nämlichen Fahrzeug wieder ein. Aber vor meiner Einschiffung vertauschte ich die Waaren, die mir übrig blieben, gegen Erzeugnisse des Landes. Ich nahm Aloe und Sandelholz mit mir, Kampher, Muskatennüsse, Gewürznägel, Pfeffer und Ingwer. Wir schifften bei mehreren Inseln vorbei und landeten endlich in Balsora, von wo ich in meine Vaterstadt mit einem Vermögen von etwa hundert tausend Zechinen heimkehrte. Meine Familie empfing mich und ich sah sie mit aller der

Freude, welche man bei einer aufrichtigen und lebhaften Anhänglichkeit nur immer empfinden kann. Ich kaufte Sklaven beiderlei Geschlechts, schöne Landgüter und machte ein großes Haus. Ich richtete mich darum so ein, weil ich entschlossen war, die Freuden des Lebens zu genießen und in ihnen das erlittene Ungemach zu vergessen."

Bei dieser Stelle hielt Sindbad inne und befahl den Musikanten, ihr Concert wieder anzufangen, welches durch die Erzählung seiner Abentheuer unterbrochen worden war. Bis auf den Abend fuhr man fort, zu essen und zu trinken und als es Zeit war, auseinander zu gehen, ließ sich Sindbad eine Börse von hundert Zechinen bringen, gab sie dem Lastträger und sagte zu ihm: „Nimm Hindbad, geh' nach Hause und komm morgen wieder, um meine weiteren Abentheuer zu hören."

Der Lastträger entfernte sich ganz verwirrt von der Ehre und dem Geschenk, die ihm zu Theil geworden waren. Als er zu Hause seiner Frau und seinen Kindern davon erzählte, freuten sich diese sehr und unterließen nicht, Gott für das Gute zu danken, was seine Fürsorge ihnen durch Sindbad zukommen ließ. Am andern Tage kleidete sich Hindbad sauberer als den Tag vorher und kehrte zu dem freigebigen Reisenden zurück, der ihn freundlich und herzlich empfing.

Sobald alle Gäste beisammen waren, wurde aufgetragen und geraume Zeit getafelt. Nach beendigter Mahlzeit nahm Sindbad das Wort und sagte, indem er sich an die Gesellschaft wandte: „Meine Freunde, ich bitte euch mir Gehör zu schenken und die Abenthener meiner zweiten Reise anzuhören. Sie sind eurer Aufmerksamkeit noch würdiger, als die der ersten." Alle schwiegen und Sindbad begann folgendermaßen:

Zweite Reise Sindbads des Seefahrers.

„Wie ich euch gestern die Ehre hatte zu sagen, so war ich nach meiner ersten Reise entschlossen den Rest meiner Tage ruhig in Bagdad zuzubringen, aber nicht lange, so langweilte mich ein so müßiges Leben, und die Lust über Meer zu reisen und zu handeln, ergriff mich auf's Neue. Ich kaufte die zu dem beabsichtigten Handel nöthigen Waaren ein und begab mich zum zweiten Mal mit andern Kaufleuten, deren Rechtlichkeit mir bekannt war, auf die Reise. Wir schifften uns auf einem guten Fahrzeug ein und nachdem wir uns Gott befohlen hatten, traten wir unsere Fahrt an."

„Wir schifften von Insel zu Insel und machten sehr vortheilhafte Tauschgeschäfte. Eines Tages landeten wir an einer, die mit mehreren Gattungen von Fruchtbäumen bedeckt, zugleich aber so öde war, daß wir nirgend ein Haus oder einen Menschen entdeckten. Wir gingen und schöpften Luft auf den Wiesen und längs der Bäche, die sie bewässerten. Während Einige sich damit unterhielten Blumen, Andere Früchte zu pflücken, nahm ich den Mundvorrath und den Wein,

welchen ich mitgebracht hatte und setzte mich an ein fließendes Wasser unter das schattige Laubdach hoher Bäume. Ich hielt von dem, was ich hatte, eine ziemlich gute Mahlzeit, nach welcher sich der Schlaf meiner bemächtigte."

„Ich kann nicht sagen, wie lange ich geschlafen habe, aber als ich aufwachte, sah ich das Schiff nicht mehr vor Anker. Sehr bestürzt stand ich auf, sah mich überall um und sah keinen einzigen von den Kaufleuten, die mit mir an's Land gestiegen waren; nur das Schiff sah ich segeln, aber in solcher Entfernung, daß ich es in ganz kurzer Zeit aus den Augen verlor. Ihr könnt euch denken, welche Betrachtungen ich in einem so traurigen Zustande anstellte. Ich meinte vor Schmerz zu vergehen, ich stieß ein erschreckliches Geschrei aus, ich schlug mich vor den Kopf und warf mich auf die Erde, wo ich lange Zeit in der niederschlagendsten Verwirrung der traurigsten Gedanken liegen blieb; hundert Mal warf ich mir vor, mich nicht mit meiner ersten Reise begnügt zu haben, die mir doch die Lust zu andern auf immer hätte benehmen sollen. Aber all' mein Kummer war unnütz und meine Reue kam zu spät."

„Endlich ergab ich mich in den Willen Gottes und ohne zu wissen, was aus mir werden würde, stieg ich auf den Gipfel eines hohen Baumes, von welchem ich mich nach allen Seiten umsah, ob nichts zu entdecken wäre, was mir einige Hoffnung geben könnte. Als ich die Augen auf's Meer richtete, sah ich nichts als Wasser und Himmel, aber nach der Landseite zu bemerkte ich etwas Weißes, stieg vom Baum herab und ging mit dem, was ich an Lebensmitteln übrig hatte, auf jenen weißen Gegenstand zu, der so entfernt war, daß ich nicht unterscheiden konnte, was es sei."

„Als ich mich ihm um ein Beträchtliches genähert hatte, erkannte ich eine weiße Kugel von außerordentlicher Höhe und Dicke. Wie ich ganz nahe bei ihr war, berührte ich sie und fand sie sehr weich. Ich ging rund herum, um zu sehen, ob sie keine Oeffnung habe, ich konnte jedoch keine entdecken und sie war so glatt, daß es mir unmöglich schien, hinauf zu steigen. Sie mochte wohl funfzig Schritt im Umfang haben."

„Die Sonne war eben im Untergehen, da verfinsterte sich plötzlich der Himmel, als wenn er von einer dicken Wolke bedeckt würde. Aber wenn ich über diese Dunkelheit erstaunte, so erstaunte ich noch weit mehr, daß das, was sie verursachte, ein Vogel von ungeheurer Größe war, der nach meiner Seite zu geflogen kam. Ich erinnerte mich eines Vogels, Roch genannt, von welchem ich die Matrosen oft hatte reden hören und ich schloß, daß diese große Kugel, welche ich so angestaunt hatte, ein Ei dieses Vogels sein müsse. In der That ließ er sich nieder und setzte sich darauf, wie um es auszubrüten. Als ich ihn kommen sah, drückte ich mich ganz dicht an das Ei, so daß ich einen der Füße des Vogels vor mir hatte und dieser Fuß war so stark, wie ein starker Baumstamm. Ich band mich mit der Leinwand, mit welcher mein Turban umwickelt war, ganz fest daran, in der Hoffnung, daß der Roch, wenn er am folgenden Tag davon flöge, mich aus dieser wüsten Insel mit forttrüge. Wirklich flog der Vogel, nachdem ich die Nacht in diesem Zustande zugebracht hatte, mit Tagesanbruch davon und entführte mich

so hoch, daß ich die Erde nicht mehr sah. Dann stürzte er sich plötzlich mit solcher Schnelligkeit herab, daß ich die Besinnung verlor."

„Als der Roch sich niedergelassen hatte und ich mich auf der Erde sah, löste ich schleunig den Knoten, der mich an seinen Fuß knüpfte. Ich hatte mich kaum von ihm losgebunden, als er mit seinem Schnabel auf eine Schlange von unerhörter Länge hieb; er ergriff sie und flog sogleich mit ihr davon. Der Ort, wo er mich zurück ließ, war ein sehr tiefes Thal, von allen Seiten mit so hohen und so steilen Bergen umgeben, daß sie sich bis in die Wolken verloren, und daß es keinen Pfad gab, auf welchem man hinauf gelangen konnte. Das war eine neue Verlegenheit für mich und wenn ich diesen Ort mit der wüsten Insel verglich, die ich eben verlassen hatte, so fand ich bei dem Tausche keinen Gewinn."

„Als ich in diesem Thal umherging, bemerkte ich, daß es mit Diamanten von erstaunlicher Größe besäet war. Es machte mir viel Vergnügen, sie zu betrachten, aber bald erblickte ich in der Ferne Gegenstände, welche dieses Vergnügen sehr verringerten und die ich nicht ohne Schrecken ansehen konnte; dies waren eine große Anzahl Schlangen, von solcher Länge und Dicke, daß es keine gab, die nicht einen Elephanten verschluckt hätte. Sie zogen sich während des Tages in ihre Höhlen zurück, wo sie sich vor ihrem Feinde, dem Roch, verbargen und kamen nur bei Nacht hervor."

„Ich brachte den Tag damit zu, in dem Thale auf und ab zu gehen und mich von Zeit zu Zeit an den bequemsten Stellen auszuruhen. Inzwischen ging die Sonne unter und beim Einbruch der Nacht begab ich mich in eine Höhle, in der ich sicher zu sein glaubte. Ich verschloß ihren niedrigen und engen Eingang mit einem Stein, der groß genug war mich vor den Schlangen zu schützen, aber doch noch einiges Licht herein ließ. Ich aß zum Abendbrot einen Theil meines Mundvorraths unter dem Geräusch der Schlangen, die nun hervorzukommen begannen. Ihr schreckliches Gezisch verursachte mir eine außerordentliche Furcht und ließ mich, wie ihr leicht denken könnt, die Nacht nicht sehr ruhig zubringen. Bei Anbruch des Tages entfernten sich die Schlangen. Jetzt verließ ich zitternd meine Höhle und ich kann sagen, daß ich lange Zeit über die Diamanten wegging, ohne das mindeste Verlangen nach ihnen zu tragen. Endlich setzte ich mich und trotz der Unruhe, von der ich ergriffen war, da ich die ganze Nacht kein Auge zugethan hatte, schlief ich nach einer nochmaligen Mahlzeit von meinem Vorrath ein. Aber ich war kaum eingeschlafen, als mich etwas, welches dicht neben mir mit großem Geräusch niederfiel, aufweckte. Es war ein großes Stück frisches Fleisch und in demselben Augenblick sah ich noch mehrere andere an verschiedenen Orten von dem Felsen herabrollen."

„Ich hatte es immer für ein zum Spaß ersonnenes Märchen gehalten, was ich die Matrosen und noch andere Personen oftmals von dem Diamantenthal und der Geschicklichkeit erzählen hörte, deren sich mehrere Kaufleute bedienten, um diese kostbaren Steine daraus zu erlangen. Ich sah nun, daß sie mir die Wahrheit gesagt hatten. Diese Kaufleute begeben sich wirklich, zur Zeit, wenn die Adler Junge haben, in die Nähe dieses Thals; sie zerschneiden Fleisch in große Stücke,

die sie in das Thal hinabwerfen und die Diamanten, auf deren Spitze sie fallen, bleiben daran haften. Die Adler, welche hier zu Land stärker als anderswo sind, stürzen sich auf diese Stücke Fleisch und tragen sie in ihre Nester auf die Höhe der Felsen, zur Nahrung für ihre Jungen. Darauf kommen die Kaufleute zu den Nestern gelaufen, treiben die Adler durch ihr Geschrei hinweg und nehmen die Diamanten, die sie an den Fleischstücken finden. Sie bedienen sich dieser List, weil es kein anderes Mittel giebt, Diamanten aus diesem Thal zu erhalten, welches ein Abgrund ist, in den man nicht hinabsteigen kann."

„Ich hatte bis dahin nicht geglaubt, daß es mir möglich sein würde, aus diesem Abgrund herauszukommen, den ich wie mein Grab betrachtete, aber ich änderte meine Ansicht und das, was ich eben gesehen hatte, brachte mich auf den Gedanken, wie ich mein Leben retten könnte. Ich fing nun an, die größten Diamanten, die sich meinen Augen darboten, zusammenzulesen und füllte damit den ledernen Sack*), der mir zur Aufbewahrung meines Mundvorrathes gedient hatte. Sodann nahm ich dasjenige Stück Fleisch, welches mir das längste schien, und band es mit der Leinwand meines Turbans fest um meinen Leib. In diesem Zustand legte ich mich mit dem Bauch gegen die Erde, den ledernen Beutel so fest an meinen Gürtel geknüpft, daß er nicht herabfallen konnte."

„Ich war nicht lange in dieser Lage, so kamen die Adler und bemächtigten sich jeder eines Stückes Fleisch, welches sie davon trugen. Einer der Stärksten, der mich mit dem Fleischstück, welches ich umgebunden hatte, aufhob, trug mich hoch oben auf die Felsen, bis in sein Nest. Die Kaufleute unterließen jetzt nicht die Adler durch ihr Geschrei zu verscheuchen und als diese ihre Beute verlassen hatten, näherte sich mir einer, wurde aber von Furcht ergriffen, als er mich sah. Er ermuthigte sich jedoch, und anstatt sich zu erkundigen, durch welches Abentheuer ich mich hier befände, fing er an mit mir zu zanken, indem er mich fragte, warum ich ihn seines Gutes beraube?"

„Ihr werdet freundlicher reden, antwortete ich ihm, wenn ihr mich besser kennen gelernt habt. Tröstet euch, fuhr ich fort, ich habe Diamanten für euch und mich, mehr als alle die andern Kaufleute zusammen haben können. Sie haben die ihrigen nur durch Zufall, aber ich habe die, welche ich hier in diesem Beutel mitbringe, im Grunde des Thals selbst ausgesucht."

„Indem ich dies sagte, zeigte ich ihm den Beutel. Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als die andern Kaufleute, die mich bemerkten, sich um mich her versammelten, ganz erstaunt über meine Erscheinung, und dies Erstaunen vermehrte ich noch durch die Erzählung meiner Geschichte. Sie bewunderten nicht so sehr die List, die ich zu meiner Rettung ausgesonnen hatte, als die Kühnheit sie auszuführen."

„Sie führten mich nach ihrer gemeinschaftlichen Wohnung, und als ich dort meinen Beutel in ihrer Gegenwart öffnete, überraschte sie die Größe meiner Diamanten, und sie versicherten mich, daß sie an allen Höfen, wo sie gewesen wären,

*) Die Morgenländer pflegen ihre Lebensmittel auf der Reise in einem runden ledernen Sack aufzubewahren.

auch nicht einen gesehen hätten, der diesen gleichkomme. Ich bat den Kaufmann, welchem das Nest gehörte, in welches mich der Adler getragen hatte (denn jeder Kaufmann hatte das Seinige), ich bat ihn, sag' ich, sich so viel Diamanten auszuwählen, als er Lust habe. Er begnügte sich damit einen einzigen zu nehmen, und dazu noch einen von den kleinen, und da ich in ihn drang, er möge sich ohne Furcht, mir dadurch zu nahe zu treten, doch noch mehrere aussuchen, entgegnete er: Nein, ich bin mit diesem hier ganz zufrieden. Er ist kostbar genug, um mich der Mühe zu überheben, von jetzt ab noch andere Reisen zur Begründung meines Glücksstandes zu unternehmen."

„Ich brachte die Nacht bei diesen Kaufleuten zu, denen ich abermals meine Geschichte erzählte zur Befriedigung Aller, die sie noch nicht gehört hatten. Ich konnte meine Freude kaum mäßigen, wenn ich bedachte, daß ich nun außer aller den Gefahren sei, von denen ich euch erzählt habe. Es schien mir, als ob mein gegenwärtiger Zustand ein Traum sei, und als könnte ich gar nicht glauben, daß ich nun nichts mehr zu fürchten hätte."

„Die Kaufleute hatten nun schon mehrere Tage lang Fleischstücke in das Thal geworfen und da ein Jeder mit den Diamanten, die ihm zu Theil geworden, zufrieden war, traten wir am andern Tage alle den Rückweg an und gingen über hohe Gebirge, wo es Schlangen von wunderbarer Länge gab, denen wir glücklich entkamen. Wir erreichten den ersten Hafen, von wo wir nach der Insel Riha schifften, auf welcher der Baum wächst, woraus man den Kampfer erhält, und der so dick und so belaubt ist, daß hundert Menschen in seinem Schatten bequem Platz haben. Der Saft, aus welchem sich der Kampfer bildet, fließt aus einer Oeffnung, die man oben am Baum macht, und wird in ein Gefäß aufgefangen, wo er gerinnt und das wird, was man Kampfer nennt. Ist dem Baum auf solche Weise der Saft entzogen, so vertrocknet er und stirbt."

„Auf der nämlichen Insel giebt es Nashörner, Thiere, welche kleiner als der Elephant und größer als der Büffel sind; sie haben ein Horn auf der Nase, ungefähr eine Elle lang. Dieses Horn ist dicht und in der Mitte von einem Ende zum andern durchschnitten. Man sieht weiße Züge darauf, in der Gestalt eines Menschen. Das Rhinozeros kämpft mit dem Elephanten, stößt ihm sein Horn in den Bauch, hebt ihn empor und trägt ihn auf seinem Kopf; da ihm aber das Blut und das Fett des Elephanten über die Augen fließen, und es blenden, so fällt es auf die Erde und — was euch in Erstaunen setzen wird — der Roch kommt, nimmt alle Beide in seine Klauen und trägt sie fort zur Nahrung für seine Jungen."

„Aus Furcht euch zu langweilen, übergehe ich mit Stillschweigen mehrere andere Merkwürdigkeiten dieser Insel. Von da schifften wir nach andern Inseln und endlich, nachdem wir mehrere Handelsstädte des festen Landes berührt hatten, landeten wir in Balsora, von wo ich mich nach Bagdad begab. Ich theilte hier sogleich große Almosen unter die Armen aus, und genoß auf eine ehrenvolle Weise den Ueberrest meiner großen Reichthümer, die ich mitgebracht und mit so viel Beschwerden errungen hatte."

So erzählte Sindbad seine zweite Reise. Er ließ Hindbad noch hundert Zechinen geben und lud ihn ein, sich morgen einzufinden, um den Bericht seiner dritten Reise zu hören.

Die Gäste begaben sich nach Hause und fanden sich am folgenden Tage zu der nämlichen Zeit wieder ein, und eben so der Lastträger, der sein früheres Elend beinah schon vergessen hatte. Man setzte sich zu Tisch und nach beendigter Mahlzeit bat Sindbad um Gehör, und stattete von seiner dritten Reise folgenden Bericht ab:

Dritte Reise Sindbads des Seefahrers.

„Ich hatte bald, erzählte er, in den Genüssen meines jetzigen Lebens die Erinnerung an die Gefahren, die ich auf meiner zweiten Reise ausgestanden hatte, vergessen; aber da ich mich in der Blüthe meiner Jahre befand, langweilte mich ein so ruhiges Leben, und indem ich mich in Betreff der neuen Gefahren, denen ich Trotz bieten wollte, betäubte, reiste ich von Bagdad ab, mit reichen Waaren des Landes, die ich nach Balsora bringen ließ. Hier schiffte ich mich mit noch anderen Kaufleuten ein. Wir schifften lange umher und landeten in mehreren Häfen, wo wir beträchtliche Handelsgeschäfte machten."

„Als wir eines Tages auf offenem Meere waren, wurden wir von einem schrecklichen Sturm ergriffen und verloren unsern Weg. Das Unwetter hielt mehrere Tage an und trieb uns gegen den Hafen einer Insel, an welcher der Schiffshauptmann sehr gern nicht gelandet wäre; aber wir waren einmal gezwungen vor Anker zu gehen."

„Als man die Segel eingezogen hatte, sagte der Capitain zu uns: diese und einige andere benachbarte Inseln sind von ganz behaarten Wilden bewohnt, die uns anfallen werden. Obgleich sie nur Zwerge sind, will unser Unglück doch, daß wir ihnen nicht den geringsten Widerstand leisten können, denn sie sind zahlreicher als Heuschrecken und wenn wir einen von ihnen tödten sollten, so würden sie sich Alle auf uns stürzen und uns umbringen."

„Diese Rede des Capitains, sagte Sindbad, setzte die ganze Mannschaft in große Bestürzung; bald erkannten wir, daß das, was er uns eben gesagt hatte nur zu wahr sei. Wir sahen eine unermeßliche Anzahl scheußlicher Wilden zum Vorschein kommen, die nur zwei Fuß hoch waren und deren ganzer Körper mit rothen Haaren bedeckt war. Sie warfen sich in's Wasser und in ganz kurzer Zeit umringten sie unser Schiff. Indem sie sich näherten, sprachen sie zu uns, aber wir verstanden ihre Sprache nicht. Sie hielten sich am Bord und an dem Tauwerk des Schiffes fest, und kletterten von allen Seiten mit solcher Leichtigkeit und Schnelligkeit auf das Verdeck, daß man gar nicht sah, wo sie ihre Füße aufsetzten."

„Wir sahen diesem Auftritt mit einem Schrecken zu, den ihr euch vorstellen könnt, ohne daß wir gewagt hätten uns zur Wehre zu setzen oder ihnen ein einziges Wort zu sagen, um zu versuchen, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, von

dem wir ahnten, daß es uns verderblich sein werde. Sie zogen in der That die Segel auf, schnitten das Ankertau entzwei, ohne sich die Mühe zu nehmen, den Anker herauszuziehen, und nachdem sie das Schiff an's Land gebracht hatten, nöthigten sie uns auszusteigen. Hierauf fuhren sie das Schiff nach einer andern Insel, von welcher sie hergekommen waren."

„Alle Reisende vermieden sorgfältig die, auf welcher wir uns damals befanden und es war sehr gefährlich dort anzuhalten, aus einem Grunde, den ihr gleich hören werdet; aber wir mußten unser Unglück in Geduld ertragen. Wir entfernten uns vom Ufer und indem wir weiter in's Land hineingingen, fanden wir einige Früchte und Kräuter, von denen wir aßen, um den letzten Augenblick unseres Lebens so weit als möglich hinauszuschieben, denn einen sichern Tod erwarteten wir Alle."

„Als wir eine Strecke gegangen waren, bemerkten wir in ziemlicher Entfernung ein großes Gebäude, nach welchem wir unsere Schritte richteten. Es war ein sehr hoher wohlgebauter Pallast, der eine Thür von Ebenholz mit zwei Flügeln hatte, die wir öffneten, indem wir sie aufstießen. Wir traten in den Hof und sahen gerade vor uns ein geräumiges Wohnhaus mit einer Vorhalle, in welcher auf der einen Seite ein Haufen Menschenknochen, auf der andern eine Unzahl Bratspieße lagen. Wir zitterten bei diesem Anblick; da wir vom Gehen ermüdet waren, versagten uns die Füße den Dienst; von einem tödtlichen Schreck überwältigt, fielen wir auf die Erde und blieben dort lange Zeit unbeweglich liegen. Die Sonne ging unter und während wir uns noch in dem kläglichen Zustande befanden, den ich euch eben beschrieben habe, öffnete sich mit vielem Geräusch das Thor des Wohnhauses, und sogleich sahen wir die schreckliche Gestalt eines schwarzen Mannes von der Größe eines hohen Palmbaumes daraus hervortreten. Er hatte nur ein einziges Auge mitten auf der Stirn, es war roth und brannte wie eine glühende Kohle. Sehr lange und spitze Vorderzähne ragten ihm aus dem Maule hervor, welches wie das eines Pferdes gespalten war und die Unterlippe hing ihm bis auf die Brust herab. Seine Ohren glichen denen eines Elephanten und bedeckten ihm die Schultern, er hatte Nägel, so krumm und lang wie die Klauen der größten Raubvögel."

„Bei dem Anblick eines so entsetzlichen Riesen verloren wir Alle die Besinnung und waren wie todt. Endlich kamen wir wieder zu uns und sahen ihn unter der Vorhalle sitzen, wie er uns mit seinem einen Auge musterte. Als er uns hinlänglich betrachtet hatte, kam er auf uns zu und als er uns nahe war, streckte er die Hand nach mir aus, ergriff mich am Genick und drehte mich nach allen Seiten um wie ein Fleischer, der den Kopf eines Hammels besieht. Nachdem er mich aufmerksam betrachtet und gesehen hatte, daß ich sehr mager war und nichts als Haut und Knochen hatte, ließ er mich los. Er nahm nun der Reihe nach die Anderen, prüfte sie auf die nämliche Art, und den Schiffshauptmann, der der fetteste von der ganzen Mannschaft war, hielt er mit einer Hand, so wie ich einen Sperling gehalten hätte, steckte ihm einen Spieß durch den Leib, zündete dann ein großes Feuer an, briet ihn und fraß ihn in dem Wohngebäude, in welches er

zurückging, zum Abendbrot. Nach beendigter Mahlzeit kam er wieder in die Vorhalle, in welcher er sich niederlegte und einschlief. Er schnarchte lauter als der Donner und sein Schlaf dauerte bis zum andern Morgen."

„Was uns betraf, so war es uns unmöglich, die Annehmlichkeit des Schlafes zu genießen und wir brachten die Nacht in der grausamsten Unruhe zu, die man sich nur denken kann. Bei Tagesanbruch erwachte der Riese, stand auf, ging hinaus und ließ uns in dem Pallast. Als wir ihn fern glaubten, brachen wir das traurige Stillschweigen, welches wir die ganze Nacht hindurch beobachtet hatten, und uns Alle miteinander um die Wette betrübend, ließen wir den Pallast von Klagen und Seufzern wiederhallen. Obgleich wir ziemlich zahlreich waren und nur einen einzigen Feind hatten, faßten wir doch nicht sogleich den Gedanken uns durch seinen Tod von ihm zu befreien. Auf dieses Unternehmen, wie schwer es auch auszuführen war, hätten wir jedoch natürlicherweise zuerst verfallen müssen. Wir berathschlagten über mehrere andere Pläne, aber wir entschlossen uns zu keinem und indem wir uns dem Schicksal unterwarfen, welches Gottes Wille über uns verhängen würde, brachten wir den Tag damit zu, die Insel zu durchstreifen und nährten uns wie am vorigen Tage von Früchten und Kräutern. Auf den Abend suchten wir irgend einen Zufluchtsort, aber wir fanden keinen und waren wider Willen genöthigt in den Pallast zurückzukehren. Der Riese unterließ nicht heimzukommen und noch einen unserer Gefährten zum Abendbrot zu verzehren, darauf schlief er ein und schnarchte bis zum Morgen, ging sodann fort und ließ uns wie am vorigen Tage allein."

„Unsere Lage schien uns so entsetzlich, daß mehrere unserer Gefährten auf dem Punkt waren, sich lieber in's Meer zu stürzen, als eine solche Todesart zu erwarten, und diese regten die andern auf ihrem Rathe zu folgen. Aber Einer von der Mannschaft nahm das Wort und sagte: Es ist uns verboten uns selbst den Tod zu geben, und wenn es uns auch erlaubt wär', ist es nicht vernünftiger, daß wir auf ein Mittel denken, uns dieses Unmenschen zu entledigen, der uns zu einem so schauderhaften Tode bestimmt hat!"

„Da mir ein Anschlag eingefallen war, theilte ich ihn meinen Gefährten mit, die ihn billigten. Meine Brüder, sagte ich zu ihnen, ihr wißt, daß längs des Meeres viel Waldung ist, wenn ihr nun meinem Rathe folgt, so bauen wir mehrere Flöße, die uns tragen können, und wenn sie fertig sind, lassen wir sie an der Küste, bis der Augenblick da ist, uns ihrer zu bedienen. Inzwischen laßt uns den Plan, den ich euch vorgeschlagen habe, ausführen, um uns von dem Riesen zu befreien; wenn er gelingt, so können wir in Ruhe abwarten, bis irgend ein Schiff vorbeikommt, welches uns von dieser schrecklichen Insel fortnimmt; gelingt uns unser Anschlag aber nicht, so retten wir uns schleunig auf die Flösse und fahren ab. Es ist wahr, daß wir Gefahr laufen unser Leben zu verlieren, wenn wir uns auf so zerbrechlichen Fahrzeugen der Wuth der Wellen aussetzen; aber wenn wir nun einmal umkommen sollen, ist es nicht vorzuziehn, uns im Meer begraben zu lassen, als in den Eingeweiden dieses Ungeheuers, welches schon zwei unserer Gefährten verzehrt hat?"

„Mein Vorschlag fand allgemeinen Beifall und wir bauten Flösse, die im Stande waren je drei Personen zu tragen."

„Wir kehrten gegen Ende des Tages in den Pallast zurück und der Riese traf einige Zeit nach uns ein. Wir mußten uns darein ergeben, noch einen unserer Gefährten braten zu sehen. Doch bald rächten wir uns an der Grausamkeit des Riesen auf folgende Weise."

„Als er sein abscheuliches Mahl beendigt hatte, legte er sich auf den Rücken und schlief ein. Sobald wir ihn nach seiner Gewohnheit schnarchen hörten, nahmen vier der muthigsten unter uns und ich jeder einen Bratspieß, hielten die Spitze in's Feuer, um sie glühend zu machen und bohrten ihm dann zu gleicher Zeit die Spieße in's Auge, welches wir ihm ausstachen."

„Der Schmerz, welchen der Riese empfand, ließ ihn ein schreckliches Geschrei ausstoßen. Ungestüm erhob er sich und streckte die Hände nach allen Seiten aus, um einen von uns zu ergreifen, und ihn seiner Wuth zu opfern; aber wir hatten Zeit genug uns von ihm zu entfernen und uns an solchen Orten auf die Erde zu werfen, wo er uns nicht unter seinen Füßen finden konnte. Nachdem er uns vergebens gesucht hatte, fand er tappend die Thür und ging mit furchtbarem Geheul hinaus."

„Wir verließen den Pallast gleich nach dem Riesen, fuhr Sindbad fort, und begaben uns an das Ufer des Meeres, nach dem Ort, wo unsere Flösse standen. Wir ließen sie sogleich in's Meer und warteten bis es Tag würde, um uns darauf zu flüchten, falls wir etwa den Riesen mit einem Begleiter seiner Art auf uns zukommen sähen; doch schmeichelten wir uns, daß, wenn er bald nach Aufgang der Sonne nicht erschiene und wir sein Geheul, welches uns beständig zu Ohren drang, nicht mehr hörten, dies als ein Zeichen gelten könnte, daß er das Leben verloren habe und in diesem Fall nahmen wir uns vor, auf der Insel zu bleiben und uns nicht auf unsre Flösse zu wagen."

„Kaum brach der Tag an, als wir unsern grausamen Feind bemerkten, begleitet von zwei fast eben so großen Riesen, die ihn führten und noch einer ziemlich großen Anzahl Anderer, die mit raschen Schritten vor ihm hergingen. Bei diesem Anblick zögerten wir nicht, uns auf unsere Flösse zu werfen und fingen an, aus Leibeskräften zu rudern, um uns vom Ufer zu entfernen. Die Riesen, welche das bemerkten, nahmen große Steine, liefen an's Ufer, gingen sogar bis an den Leib in's Wasser und warfen so geschickt auf uns, daß, mit Ausnahme des Flosses, auf welchem ich mich befand, alle andern zertrümmert wurden und die darauf befindlichen Menschen ertranken. Ich und meine beiden Gefährten befanden uns, weil wir aus Leibeskräften ruderten, am entferntesten und außerhalb der Wurfweite."

„Als wir auf offenem Meer waren, wurden wir das Spiel des Windes und der Wellen, die uns von einer Seite zur andern warfen und wir brachten diesen Tag und die darauf folgende Nacht in einer grausamen Ungewißheit über unser Schicksal zu. Am folgenden Tag aber hatten wir das Glück, gegen eine Insel getrieben zu werden, auf die wir uns mit großer Freude retteten. Wir fanden daselbst sehr schmackhafte Früchte, die uns nicht wenig dazu dienten, unsere verlornen

Kräfte wieder herzustellen. Gegen Abend legten wir uns an das Ufer des Meeres schlafen, wir wurden aber durch das Geräusch aufgeweckt, welches eine Schlange, die so lang wie ein Palmbaum war, auf der Erde kriechend, mit ihren Schuppen verursachte. Sie war uns so nahe, daß sie einen meiner beiden Gefährten verschlang, trotz seines Geschreis und seiner Anstrengungen, sich von der Schlange loszumachen, die ihn mehrere Mal schüttelte und dann an der Erde zerbrach."

„Mein anderer Gefährte und ich ergriffen sogleich die Flucht und noch in ziemlicher Entfernung hörten wir einige Zeit nachher ein Geräusch, aus dem wir abnehmen konnten, daß die Schlange die Knochen des Unglücklichen, den sie überfallen hatte, wieder von sich gäbe."

„O Gott, rief ich aus, was für Gefahren sind wir ausgesetzt? Gestern freuten wir uns, unser Leben vor der Grausamkeit eines Riesen und der Wuth der Wellen gerettet zu haben, und nun sind wir in eine Gefahr gerathen, die um nichts weniger schrecklich ist!"

„Als wir weiter gingen, bemerkten wir einen sehr hohen und dicken Baum, auf dem wir zu unserer Sicherheit die folgende Nacht zuzubringen beschlossen. Wir lebten wieder von Früchten wie am vorigen Tage und als der Abend kam, stiegen wir auf den Baum. Wir hörten bald die Schlange, die zischend bis an den Fuß unseres Baumes kam. Sie erhob sich am Stamm und da sie meinen Gefährten erreichte, der niedriger saß als ich, so verschlang sie ihn auf einmal und entfernte sich dann."

„Ich blieb bis Tagesanbruch auf dem Baum und stieg dann mehr todt als lebendig, hinab. Ich konnte in der That kein anderes Loos erwarten, als das meiner beiden Gefährten und dieser Gedanke erregte in mir einen solchen Schauder, daß ich nahe daran war, mich in's Meer zu stürzen. Da man jedoch aus einem natürlichen Gefühl sein Leben so lang als möglich zu erhalten sucht, so widerstand ich diesem Anfall von Verzweiflung und ergab mich in den Willen Gottes, der nach seinem Gefallen über unser Leben schaltet. Ich unterließ indeß nicht, eine große Menge kleines Holz, trocknes Gestrüpp und Dorngebüsch zusammmenzutragen und machte daraus mehrere Bündel, mit denen ich einen großen Kreis um den Baum zog. Einige band ich oben querüber, um mir den Kopf zu decken. Nachdem ich dies gethan hatte, schloß ich mich bei Einbruch der Nacht in diesen Kreis ein, mit dem traurigen Trost, nichts verabsäumt zu haben, um mich vor dem grausamen Schicksal, welches mich bedrohte, zu schützen. Die Schlange unterließ nicht wiederzukommen und den Baum zu umkreisen, indem sie mich zu verschlingen suchte, aber es gelang ihr nicht wegen des von mir aufgebauten Walles, und umsonst versuchte sie bis zu Tagesanbruch alle Schliche einer Katze, die eine Maus belagert, deren Zufluchtsort ihr unzugänglich ist. Endlich, als der Morgen anbrach, entfernte sie sich, aber ich wagte meine Festung nicht eher zu verlassen, als bis die Sonne am Himmel stand."

„Ich war von der Arbeit, die ich um der Schlange willen gemacht hatte, so ermüdet, ich hatte von ihrem verpesteten Hauch so viel gelitten, daß es mir schien, als sei der Tod diesem Schrecken vorzuziehen. Ich entfernte mich von dem Baum

und ohne mich zu erinnern, welche Ergebung ich am vorigen Tage gefaßt hatte, lief ich nach dem Meer, in der Absicht, mich kopfüber hineinzustürzen. Aber Gott wurde von meiner Verzweiflung gerührt; eben als ich mich in's Meer stürzen wollte, bemerkte ich in einiger Entfernung vom Ufer ein Schiff. Ich schrie aus Leibeskräften, um mich hörbar zu machen, band die Leinwand meines Turbans ab und ließ sie in der Luft wehen, damit man mich bemerken solle. Es war nicht vergebens. Die ganze Mannschaft wurde mich gewahr und der Schiffshauptmann schickte ein Boot nach mir ab.„

„Als ich an Bord war, fragten mich die Kaufleute und Matrosen sehr eifrig, durch welches Abenteuer ich auf diese wüste Insel gerathen sei, und nachdem ich ihnen Alles erzählt hatte, was mir begegnet war, sagten mir die Aeltesten, sie hätten öfter von Riesen erzählen gehört, welche jene Insel bewohnten, und man habe sie versichert, es seien Menschenfresser und sie verzehrten die Menschen so gut roh, wie gebraten. In Betreff der Schlangen fügten sie hinzu, so gäb' es ihrer eine große Anzahl auf dieser Insel; sie hielten sich des Tags verborgen und kämen bei Nacht zum Vorschein."

„Nachdem sie mir ihre Freude darüber bezeigt hatten, daß ich so vielen Gefahren glücklich entgangen sei, beeiferten sie sich, da sie voraussetzten, daß ich hungrig sein würde, mich mit dem Besten, was sie hatten, zu bewirthen, und da der Schiffshauptmann sah, daß meine Kleider ganz zerlumpt waren, hatte er die Großmuth, mir welche von den seinigen zu geben."

„Wir schifften einige Zeit auf dem Meer, berührten mehrere Inseln und landeten endlich auf der von Selahath, von woher man das Sandelholz bezieht. Wir liefen in den Hafen ein und ankerten daselbst. Die Kaufleute fingen an ihre Waaren auszuladen, um sie zu verkaufen oder zu vertauschen. Während dies geschah, rief mich der Schiffshauptmann zu sich und sagte zu mir: Bruder, ich habe hier in Gewahrsam Waaren, die einem Kaufmann gehörten, der einige Zeit lang auf meinem Schiff reiste. Da dieser Kaufmann todt ist, so will ich sie verhandeln, um seinen Erben Rechnung abzulegen, sobald ich einen von ihnen treffe."

„Die Ballen, von denen er sprach, lagen schon auf dem Verdeck; er zeigte sie mir und sagte: „Das sind hier die Waaren, von denen ich gesprochen habe. Ich hoffe, ihr werdet die Mühe über euch nehmen, sie zu verhandeln; es versteht sich, daß ihr für eure Bemühung den gebührenden Lohn empfangt."

Ich willigte ein und dankte ihm, daß er mir Gelegenheit gab, nicht müßig zu bleiben. Der Schiffsschreiber verzeichnete alle Ballen, nebst den Namen der Kaufleute, denen sie gehörten. Als er den Schiffshauptmann fragte, unter welchem Namen er die, mit denen man mich so eben beauftragt hatte, eintragen solle, antwortete ihm der Capitain: Schreibt sie auf den Namen Sindbad's des Seefahrers."

„Ich konnte mich nicht ohne Bewegung nennen hören und als ich den Capitain betrachtete, erkannte ich ihn als den, der mich auf meiner zweiten Reise auf der Insel, wo ich am Ufer eines Baches eingeschlafen war, zurückgelassen hatte und wieder unter Segel gegangen war, ohne auf mich zu warten und mich

suchen zu lassen. Ich hatte ihn nicht sogleich erkannt, da sich sein Aeußeres seit jener Zeit sehr verändert hatte. Daß er, der mich für todt hielt, mich nicht wieder erkannte, ist nicht zu verwundern."

„Capitain, sagte ich zu ihm, nannte sich denn der Kaufmann, dem diese Ballen gehörten, Sindbad?"

„Ja, entgegnete er, er nannte sich so. Er war aus Bagdad und hatte sich in Balsora auf meinem Fahrzeug eingeschifft. Eines Tags, als wir an einer Insel an's Land stiegen, um Wasser und einige Erfrischungen einzunehmen, ging ich, ich weiß nicht mehr aus welchem Irrthum, wieder unter Segel, ohne wahrzunehmen, daß er sich nicht mit den Andern eingeschifft habe. Erst vier Stunden nachher bemerkten wir es, aber wir hatten so guten und frischen Wind, daß es unmöglich war, das Schiff umzuwenden, um ihn abzuholen."

„Ihr haltet ihn also für todt? fragte ich."

„Ganz gewiß, versetzte er."

„Nun wohl, Capitain, entgegnete ich ihm, öffnet die Augen und erkennt jenen Sindbad, den ihr auf der wüsten Insel zurückließet. Ich schlief am Ufer eines Baches ein und als ich aufwachte, sah ich Niemanden mehr von der Mannschaft."

„Bei diesen Worten sah mich der Schiffshauptmann starr an und nachdem er mich sehr aufmerksam betrachtet hatte, erkannte er mich endlich: Gott sei gelobt, rief er aus, indem er mich umarmte. Ich bin entzückt, daß euer gutes Glück mein Versehen wieder gut gemacht hat. Da sind eure Waaren, die ich immer sorgfältig aufbewahrt und zum Theil auch in den Häfen, wo ich landete, verhandelt habe. Ich übergebe sie euch mit Allem, was ich daraus löste."

„Ich nahm sie in Empfang und bezeigte dem Capitain alle Erkenntlichkeit, die ich ihm schuldig war."

„Von der Insel Selahath fuhren wir nach einer andern Insel, wo ich mich mit Gewürznägeln, Zimmet und andern Spezereien versah. Als wir eine Strecke weit wieder von da entfernt waren, sahen wir eine zwanzig Ellen lange und eben so breite Schildkröte. Auch bemerkten wir einen Fisch, der wie ein Kalb aussah, Milch gab und dessen Haut so hart ist, das man Schilder davon zu machen pflegt. Noch einen andern sah ich, der die Gestalt und Farbe eines Kameels hatte.„

„Endlich nach langer Schifffahrt traf ich in Balsora ein, und kehrte von da mit so viel Reichthümern, daß ich ihre Menge gar nicht anzugeben wußte, nach Bagdad zurück. Ich gab wieder den Armen einen beträchtlichen Theil davon und kaufte noch mehrere große Landgüter zu denen, welche ich bereits besaß.„

So beendigte Sindbad die Erzählung seiner dritten Reise. Er ließ sodann dem Hindbad wieder hundert Zechinen geben und lud ihn ein, morgen Mittag die Geschichte seiner vierten Reise mit anzuhören. Hindbad und die übrige Gesellschaft begaben sich nach Hause. Am folgenden Tage fanden sie sich wieder ein und nach beendigter Mahlzeit nahm Sindbad das Wort und fuhr in der Erzählung seiner Abentheuer fort.

Vierte Reise Sindbads des Seefahrers.

„Die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, begann er, hatten nicht einen so mächtigen Reiz für mich, um mich von weiteren Seereisen abzuhalten. Ich ließ mich also abermals von der Leidenschaft, Handel zu treiben und Neues zu sehen, hinreißen. Ich brachte meine Geschäfte in Ordnung und nachdem ich einen Vorrath von Waaren, die sich für die Orte, welche ich zu besuchen gedachte, besonders zum Handel eigneten, zusammengebracht hatte, reiste ich ab."

„Ich nahm den Weg nach Persien, durchstreifte mehrere Provinzen dieses Landes und gelangte in einen Seehafen, wo ich mich einschiffte. Wir gingen unter Segel und hatten bereits mehrere Häfen des festen Landes und einige östliche Inseln berührt, als wir eines Tages bei einer bedeutenden Ueberfahrt von einem Windstoß überrascht wurden, welcher den Kapitain nöthigte die Segel einzuziehen und sonst alle nöthigen Befehle zu geben, um die uns drohende Gefahr zu vermeiden. Aber alle unsere Vorsichtsmaßregeln waren vergebens. Die Wendung mißlang, die Segel wurden in tausend Fetzen zerrissen, und das Schiff, welches nicht mehr gelenkt werden konnte, gerieth auf eine verborgene Klippe und scheiterte so, daß eine große Anzahl von Kaufleuten und Matrosen ertrank und die Ladung unterging."

„Ich war nebst mehreren andern Kaufleuten und Matrosen so glücklich, ein Brett zu ergreifen. Wir Alle wurden durch einen Meerstrom auf eine vor uns liegende Insel getrieben. Wir fanden daselbst Früchte und Quellwasser, wodurch wir unsere Kräfte wieder herstellten. Wir brachten selbst die Nacht an dem Ort zu, an welchem uns das Meer ausgeworfen hatte, ohne über das, was wir thun sollten, irgend einen Entschluß zu fassen. Die Muthlosigkeit, in welche uns unser Mißgeschick versetzt hatte, hinderte uns daran."

„Sobald am folgenden Tag die Sonne aufgegangen war, entfernten wir uns vom Ufer. Wir gingen landeinwärts und richteten unsere Schritte nach den Wohnungen, welche wir erblickten. Bei unserer Ankunft kam eine große Menge Schwarzer auf uns zu; sie umringten uns, bemächtigten sich unserer, vertheilten uns unter sich und führten uns darauf in ihre Häuser. Ich und fünf meiner Gefährten wurden an einen und denselben Ort gebracht. Sogleich nöthigte man uns niederzusitzen, setzte uns ein gewisses Kraut vor und forderte uns durch Zeichen auf, davon zu essen. Meine Gefährten, ohne zu überlegen, daß die, welche uns das Kraut vorsetzten, selbst nicht davon aßen, zogen nur ihren heftigen Hunger zu Rath und warfen sich mit Begierde über diese Speise her. Nur ich, weil ich eine Hinterlist ahnete, wollte nicht einmal davon kosten und that sehr wol daran; denn bald nachher bemerkte ich, daß meine Gefährten den Verstand verloren hatten und nicht mehr wußten, was sie sprachen."

„Man trug uns hierauf mit Kokosnußöl bereiteten Reis auf und meine Gefährten, die nicht mehr ihrer Vernunft mächtig waren, aßen davon, so viel sie nur hinunterbringen konnten. Auch ich aß davon, aber nur sehr wenig. Die

Schwarzen hatten uns anfangs jenes Kraut vorgesetzt, um uns den Verstand zu verwirren und uns dadurch den Kummer zu benehmen, welchen das traurige Bewußtsein unserer Lage uns verursachen mußte; dann gaben sie uns Reis, um uns zu mästen, denn da sie Menschenfresser waren, war ihre Absicht, uns, wenn wir fett sein würden, aufzufressen."

„Dies wiederfuhr meinen Gefährten, die ihr Geschick nicht ahnten, weil sie den Verstand verloren hatten. Da ich indeß den meinigen bewahrt hatte, so könnt ihr leicht denken, daß ich, anstatt fett zu werden, wie die Andern, noch magerer wurde, als ich schon war. Die Todesfurcht, die mich unaufhörlich beängstigte, verwandelte alle Nahrungsmittel, die ich zu mir nahm, in Gift. Ich verfiel in eine Entkräftung, die sehr zu meinem Heil war, denn nachdem die Schwarzen meine Gefährten getödtet und verzehrt hatten, ließen sie es dabei bewenden und verschoben, da sie sahen, wie vertrocknet, abgemagert und elend ich war, meinen Tod auf eine andere Zeit."

„Inzwischen hatte ich viel Freiheit und man gab fast gar nicht auf meine Handlungen Acht. Dies gab mir Gelegenheit mich eines Tages von den Wohnungen der Schwarzen zu entfernen und mich zu retten. Ein Greis, der mich gewahr wurde und meine Absicht merkte, schrie mir aus Leibeskräften nach, zurückzukommen, aber anstatt ihm zu gehorchen, verdoppelte ich meine Schritte und war ihm bald aus dem Gesicht. Es war damals Niemand zu Hause als eben dieser Greis; alle andern Schwarzen waren abwesend und sollten erst gegen Abend zurückkommen, was öfter der Fall war. Ich konnte also sicher sein, daß, wenn sie meine Flucht erführen, es zu spät wäre, mir nachzulaufen. Ich ging bis Anbruch der Nacht und verweilte dann um mich ein wenig auszuruhen und einige Lebensmittel zu verzehren, die ich mitgenommen hatte. Aber ich machte mich bald wieder auf den Weg, und indem ich die Orte, die mir bewohnt schienen, vermied, ging ich sieben Tage in einem fort. Unterwegs lebte ich von Kokosnüssen, die mir zugleich Speise und Trank gewährten."

„Am achten Tage gelangte ich in die Nähe des Meeres und erblickte mit einmal Menschen, weiß, wie ich, die damit beschäftigt waren Pfeffer einzusammeln, den es hier in Ueberfluß gab. Ihre Beschäftigung war mir von guter Vorbedeutung und ich trug kein Bedenken, mich ihnen zu nähern. Die Leute, welche den Pfeffer einsammelten, kamen mir entgegen und sobald sie mich sahen, fragten sie auf Arabisch, wer ich sei und woher ich komme. Hoch erfreut, sie die nämliche Sprache, wie ich, reden zu hören, befriedigte ich ihre Neugier und erzählte ihnen, auf welche Art ich Schiffbruch gelitten hätte, auf diese Insel gekommen und in die Hände der Schwarzen gefallen wär'."

„Aber diese Schwarzen, entgegneten sie, sind Menschenfresser, durch welches Wunder seid ihr ihrer Grausamkeit entgangen?"

„Ich erzählte ihnen das Nämliche, was ich euch so eben erzählt habe und sie waren höchlich verwundert darüber. Ich blieb bei ihnen, bis sie so viel Pfeffer, als sie wünschten, zusammengebracht hatten, schiffte mich darauf mit ihnen auf

dem Fahrzeuge ein, welches sie hierhergeführt hatte und wir segelten nun nach einer andern Insel, von der sie gekommen waren."

„Ihr König, welchem sie mich vorstellten, war ein sehr gütiger Fürst. Die Erzählung meines Abentheuers, die er die Geduld hatte, anzuhören, setzte ihn in Erstaunen und er ließ mir sodann Kleider reichen, und befahl, für mich Sorge zu tragen."

„Die Insel, auf welcher ich mich befand, war sehr bevölkert, sie hatte an allen Arten von Dingen Ueberfluß und in der Stadt, welche der König bewohnte, wurde großer Handel getrieben. Dieser angenehme Zufluchtsort fing an, mich über mein Unglück zu trösten und die Güte, welche dieser großmüthige Fürst für mich hatte, vollendete meine Zufriedenheit. In der That, Niemand war besser als ich bei ihm angeschrieben und demzufolge gab es auch bei Hofe und in der Stadt Niemanden, der nicht Gelegenheit gesucht hätte, mir Vergnügen zu machen. So wurde ich also bald mehr wie ein Eingeborner der Insel, als wie ein Fremder betrachtet."

„Unter Anderm bemerkte ich etwas, was mir sehr ungewöhnlich vorkam: alle Leute und sogar der König ritten ohne Zaum und ohne Steigbügel. Ich nahm mir daher die Freiheit, den König eines Tages zu fragen, warum Seine Majestät sich dieser Bequemlichkeit nicht bediene. Er antwortete mir, ich rede ihm von Dingen, deren Gebrauch man in seinen Staaten nicht kenne."

„Ich ging sogleich zu einem Handwerker und ließ ihn nach einem Modell, welches ich ihm gab, das hölzerne Gestell eines Sattels anfertigen, darauf überzog ich es selbst mit Leder, stopfte es mit Haaren aus und verzierte es mit einer goldenen Borte; sodann wandte ich mich an einen Schlosser, der mir nach meiner Angabe ein Gebiß und ebenso Steigbügel verfertigte. Als an allen diesen Sachen nichts mehr fehlte, überreichte ich sie dem Könige und versuchte sie auf einem seiner Pferde. Der Fürst setzte sich auf und war mit dieser Erfindung so zufrieden, daß er mir seine Freude durch große Geschenke zu erkennen gab. Ich konnt' es nicht ablehnen, noch mehrere Sättel für seine Minister und seine vornehmsten Hausbeamten zu machen, die mich alle so beschenkten, daß ich in kurzer Zeit reich wurde. Ich machte auch welche für die angesehensten Personen der Stadt, was mich in großen Ruf brachte und mir allgemein Ansehn erwarb."

„Eines Tages sagte der König, dem ich sehr pünktlich meine Aufwartung machte, zu mir: Sindbad, ich liebe dich und ich weiß, daß alle meine Unterthanen, die dich kennen, dich, so wie ich, lieben. Ich habe eine Bitte an dich und du wirst sie mir zusagen."

„Herr, antwortete ich ihm, es giebt nichts, zu was ich nicht bereit wäre, um Ew. Majestät meinen Gehorsam zu bezeigen. Ihr habt unumschränkt über mich zu gebieten."

„Ich will dich verheirathen, fuhr der König fort, damit diese Heirath dich in meinen Staaten festhalte und du nicht mehr an dein Vaterland denkst."

„Da ich mich dem Willen des Fürsten nicht zu widersetzen wagte, so gab er mir eine vornehme, schöne, kluge und reiche Dame seines Hofes zur Frau. Nach

den Hochzeitsfeierlichkeiten zog ich zu dieser Dame, mit der ich eine Zeit lang in vollkommener Einigkeit lebte. Dessenungeachtet war ich mit meinem Zustande nicht zufrieden und hatte die Absicht, bei der ersten Gelegenheit zu entfliehen, um nach Bagdad zurückzukehren, denn wie vortheilhaft auch immer meine jetzige Lage war, so konnte sie das Andenken an meine Heimath in mir nicht auslöschen."

„Solche Gesinnungen hegte ich, als die Frau eines meiner Nachbarn, mit welchem ich in sehr enger Freundschaft lebte, krank wurde und starb. Ich ging zu ihm, um ihn zu trösten und fand ihn in die äußerste Betrübniß versunken."

„Gott erhalte euch, redete ich ihn an und schenke euch ein langes Leben."

„Ach! erwiderte er, wie wollt ihr denn, daß die Gnade, welche ihr mir wünscht, mir zu Theil werde? Ich habe nur noch eine Stunde zu leben."

„Oh, entgegnete ich, setzt euch nicht einen so traurigen Gedanken in den Kopf. Ich hoffe, das soll nicht geschehen und ich werde noch lange Zeit das Vergnügen haben, euch zu besitzen."

„Ich wünsche, daß euer Leben von langer Dauer sei, versetzte er; was das meinige betrifft, so ist es aus mit mir; ich sage euch, daß man mich heute noch mit meiner Frau begräbt, denn so will es der Gebrauch, den unsere Vorfahren auf dieser Insel eingeführt haben und den man unwiderruflich beobachtet. Der überlebende Mann wird mit der todten Frau begraben und die überlebende Frau mit dem todten Mann. Nichts kann mich retten, Jedermann ist diesem Gesetz unterworfen."

„In dem nämlichen Augenblick, als er mich von dieser seltsamen Unmenschlichkeit in Kenntniß setzte, die mir einen tödtlichen Schreck einflößte, kamen die Verwandten, die Freunde und Nachbarn insgesammt, um dem Leichenbegängniß beizuwohnen. Man bekleidete den Leichnam der Frau mit ihren reichsten Kleidern, wie am Hochzeitstage und schmückte sie mit allem ihrem Geschmeide. Sodann hob man sie auf eine offene Bahre, und der Leichenzug setzte sich in Bewegung. Man nahm den Weg nach einem hohen Berge und als man daselbst angelangt war, hob man einen großen Stein auf, der die Oeffnung eines tiefen Brunnens bedeckte und ließ den Leichnam da hinab, ohne ihm von seinen Kleidern und seinem Geschmeide irgend etwas zu nehmen. Hierauf umarmte der Mann seine Verwandten und Freunde und ließ sich ohne Widerstand auf eine Bahre setzen, auf der sich ein Krug Wasser und sieben kleine Brote befanden, worauf man ihn auf die nämliche Art wie die Frau hinab ließ. Der Berg dehnte sich weit aus und gränzte bis an's Meer und der Brunnen war sehr tief. Nachdem die Feierlichkeit zu Ende war, legte man den Stein wieder auf die Oeffnung."

„Ich brauche euch nicht zu sagen, meine Freunde, daß ich ein sehr trauriger Zeuge dieses Leichenbegängnisses war, dagegen schienen alle andern dabei befindlichen Personen durch die Gewohnheit, dergleichen oft mit anzusehen, kaum gerührt davon. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Könige zu sagen, was ich darüber dachte. Herr! sagte ich zu ihm, ich kann mein Erstaunen nicht genug ausdrücken über den seltsamen Gebrauch, der in euren Staaten herrscht, die Lebendigen mit den Todten zu begraben! Ich bin weit gereist, ich habe Menschen von

einer Unzahl Völker kennen gelernt und sonst nirgend von einem so grausamen Gesetz gehört."

„Was willst du, Sindbad? antwortete mir der König, es ist ein gemeinsames Gesetz, dem ich selbst unterworfen bin und wenn die Königin, meine Gemahlin, früher stirbt als ich, so werde ich lebendig mit ihr begraben."

„Aber Herr, entgegnete ich, dürfte ich mir erlauben, Ew. Majestät zu fragen, ob die Fremden gleichfalls genöthigt sind, sich diesem Gebrauch zu unterwerfen?"

„Ohne Zweifel, versetzte der König, über den Beweggrund meiner Frage lachend. Sie sind davon nicht ausgenommen, sobald sie sich auf dieser Insel verheirathet haben."

„Mit dieser Antwort kehrte ich traurig nach Hause zurück. Die Furcht, daß meine Frau früher sterben und man mich mit ihr lebendig begraben könne, ließ mich sehr niederschlagende Betrachtungen anstellen. Doch wie war diesem Uebel abzuhelfen? Ich mußte mich in Geduld ergeben und mich hierin dem Willen Gottes überlassen. Nichts desto weniger zitterte ich bei der geringsten Unpäßlichkeit meiner Frau, aber ich hatte bald den ganzen Schrecken! Sie wurde wirklich krank und starb in wenigen Tagen."

„Denkt euch meinen Schmerz! lebendig begraben zu werden, schien mir kein minder beklagenswerthes Loos, als das von Menschenfressern verzehrt zu werden. Doch ich mußte es über mich ergehen lassen. Der König wollte nebst seinem ganzen Hofe den Leichenzug mit seiner Gegenwart beehren und die angesehensten Personen der Stadt erwiesen mir gleichfalls die Ehre, meinem Begräbniß beizuwohnen."

„Als Alles zu der Feierleichkeit bereit war, legte man die Leiche meiner Frau mit ihrem sämmtlichen Geschmeide und ihren prächtigsten Kleidern auf eine Bahre. Der Zug begann. Als zweiter Schauspieler dieses kläglichen Trauerspiels folgte ich, unmittelbar hinter der Bahre meiner Frau, die Augen in Thränen gebadet und mein unglückliches Geschick beklagend. Ehe wir an den Berg kamen, wollte ich noch einen Versuch auf das Herz der Zuschauer machen. Ich wendete mich zuerst an den König, hierauf an die, die mir zunächst waren, beugte mich vor ihnen bis auf die Erde, um den Saum ihres Kleides zu küssen und bat sie, Mitleid mit mir zu haben. Bedenkt, sagte ich, daß ich ein Fremder bin, der einem so strengen Gesetz nicht unterworfen sein sollte und daß ich in meinem Vaterlande noch eine andere Frau und Kinder habe."

„Aber ich mochte diese Worte noch so rührend vorbringen, Niemand wurde dadurch bewegt. Im Gegentheil, man beeilte sich, den Leichnam meiner Frau in den Brunnen hinabzulassen, und einen Augenblick darauf ließ man mich auf einer andern offnen Bahre mit einem Krug voll Wasser und sieben Broten hinab. Nachdem nun diese für mich so traurige Feierlichkeit beendigt war, legte man ganz ohne Rücksicht auf das Uebermaaß meines Schmerzes und auf mein klägliches Geschrei den Stein wieder auf die Oeffnung des Brunnens."

„Jemehr ich mich dem Grunde näherte, erkannte ich mit Hülfe des wenigen Lichts, welches von oben hereinfiel, die Beschaffenheit dieses unterirdischen Aufent-

halts. Es war eine sehr geräumige Höhle, die wohl funfzig Ellen tief sein konnte. Ich roch bald einen unerträglichen Dunst, der sich von einer Unzahl Leichen verbreitete, die ich rechts und links erblickte, ich glaubte sogar die letzten Seufzer derjenigen zu hören, die man zuletzt hier lebendig hinabgelassen hatte. Dessenungeachtet befand ich mich kaum auf dem Boden, als ich schleunigst von der Bahre stieg, und mich von den Leichen entfernte, indem ich mir die Nase zuhielt. Ich warf mich auf die Erde, wo ich lange Zeit in Thränen gebadet liegen blieb. Hierauf betrachtete ich mein trauriges Geschick und sagte zu mir: Es ist wahr, Gott schaltet über uns nach den Beschlüssen seiner Vorsehung, aber, armer Sindbad, ist es nicht deine Schuld, daß du dich dahin gebracht siehst, eines so seltsamen Todes zu sterben? Wollte Gott, du wärest in einem der Schiffbrüche umgekommen, denen du entgangen bist. Du würdest nicht, eines so langsamen, und in jedem Betracht so schrecklichen Todes sterben müssen; aber du hast ihn dir durch deine verdammte Habsucht zugezogen. Unglücklicher, warum konntest du nicht daheim bleiben und die Früchte deiner Anstrengungen in Ruhe genießen?"

„Dies waren die unnützen Klagen, von denen ich die Höhle wiederhallen ließ, indem ich mich aus Wuth und Verzweiflung vor den Kopf und die Brust schlug und mich ganz und gar den traurigsten Gedanken überließ. Gleichwol muß ich euch gestehen, anstatt den Tod zu Hülfe zu rufen, regte sich doch, wie elend ich auch war, die Liebe zum Leben in mir und trieb mich an, meine Tage zu verlängern. Ich ging tappend und mir die Nase zuhaltend nach meiner Bahre, holte mir Brot und Wasser und genoß davon. Obgleich die Dunkelheit, welche in der Höhle herrschte, so dicht war, daß man nicht Tag und Nacht unterscheiden konnte, fand ich doch jedesmal meine Bahre wieder und es schien mir, als ob die Höhle weit geräumiger und mit Leichen angefüllter sei, als ich anfangs geglaubt hatte."

Ich lebte einige Tage von meinem Brodt und Wasser, endlich aber da ich nichts mehr hatte, bereitete ich mich zum Tode. Ich erwartete nichts weiter als den Tod, als ich den Stein aufheben hörte. Man ließ einen Leichnam und eine lebendige Person hinab. Der Todte war ein Mann. Es ist natürlich, in äußersten Lagen zu den äußersten Entschlüssen zu greifen. In dem Augenblick als man die Frau hinabließ, näherte ich mich dem Ort, wo ihre Bahre niedergesetzt werden sollte und als ich wahrnahm, daß man die Oeffnung des Brunnens wieder bedeckte, gab ich der Unglücklichen mit einem großen Knochen, mit dem ich mich bewaffnet hatte, zwei oder drei starke Schläge auf den Kopf. Sie wurde davon betäubt, oder vielmehr sie gab ihren Geist auf und da ich diese unmenschliche Handlung nur beging, um das auf ihrer Bahre befindliche Brot und Wasser zu benutzen, so hatte ich für mehrere Tage Vorrath."

Nach Verlauf dieser Zeit ließ man wieder eine todte Frau und einen lebenden Mann herab. Ich tödtete den Mann auf die nämliche Weise und da zum Glück für mich damals eine Menge Leute in der Stadt starben, so fehlte es mir nie an Lebensmitteln, deren ich mich immer auf dieselbe Art bemächtigte."

„Eines Tages, als ich eben wieder das Leben einer Frau geendet hatte, hörte ich schnaufen und gehen. Ich ging nach der Seite zu, von woher das Geräusch kam, hörte bei meiner Annäherung noch stärker schnaufen und es schien mir, als sähe ich etwas, was die Flucht ergriff. Ich folgte dieser Art von Schatten, der auf Augenblicke still stand, immerzu schnaufte und wenn ich mich ihm näherte, davon floh. Ich verfolgte ihn so lange, und ging so weit, bis ich endlich ein Licht erblickte, welches einem Sterne glich. Ich fuhr fort auf dieses Licht zuzugehen, verlor es zuweilen durch Hindernisse, die es mir verbargen, fand es aber immer wieder und zuletzt entdeckte ich, daß es durch eine Oeffnung des Felsens kam, die groß genug war, um hindurch zu gehen. Nach dieser Entdeckung blieb ich eine Weile stehen, um mich von meinem raschen Gange zu erholen, dann ging ich bis an die Oeffnung, kroch hindurch und befand mich am Ufer des Meeres."

„Stellt euch das Uebermaß meiner Freude vor. Es war so groß, daß ich Mühe hatte, mich zu überzeugen, daß nicht Alles nur Einbildung sei. Als ich mich nun von der Wirklichkeit überzeugt hatte und meine Sinne wieder zu sich gekommen waren, begriff ich, daß das Ding, welches ich hatte schnaufen hören, und dem ich gefolgt war, ein aus dem Meer gekommenes Thier sein müsse, welches in die Höhle zu gehen pflegte, um sich daselbst von den Leichnamen zu nähren. Ich untersuchte den Berg und fand, daß er zwischen der Stadt und dem Meere lag, doch ohne Verbindung durch irgend einen Weg, weil er so steil war, daß er durchaus unzugänglich bleiben mußte. Ich warf mich am Ufer nieder, um Gott für die Gnade, die er mir erwiesen hatte, zu danken. Darauf kehrte ich in die Höhle zurück, um Brot zu holen, welches ich nun bei Tageslicht mit größerem Appetit verzehrte, als je, seit ich in diesem finstern Aufenthalt begraben gewesen war."

„Ich kehrte noch einmal in die Höhle zurück, tappte an den Bahren umher und sammelte alle Diamanten, Rubinen, Perlen, goldene Armbänder, endlich alle reichen Stoffe, die ich nur fühlen konnte und trug Alles an's Ufer des Meeres. Ich machte mehrere Ballen daraus, die ich mit den Stricken, an denen man die Bahren hinabgelassen hatte, und die sich in großer Menge fanden, sorgfältig zusammenband."

„Nach Verlauf von zwei oder drei Tagen bemerkte ich ein Schiff, welches eben aus dem Hafen kam und ziemlich nahe an der Stelle, wo ich mich befand, vorbeifuhr. Ich winkte mit der Leinwand meines Turbans und schrie aus Leibeskräften, um mich hörbar zu machen. Man hörte mich auch und schickte ein Boot ab, um mich aufzunehmen. Auf die Frage, durch welchen Unfall ich mich hier an diesem Ort befinde, antwortete ich, ich hätte mich vor zwei Tagen mit den Waaren, welche sie sähen, aus einem Schiffbruch gerettet."

„Zu meinem Glück begnügten sich diese Leute mit meiner Antwort, ohne den Ort, wo ich mich befand und die Wahrscheinlichkeit dessen, was ich ihnen sagte, zu untersuchen und nahmen mich sammt meinen Ballen mit sich fort. Als wir an Bord gekommen waren, hatte der Schiffshauptmann, selbst erfreut über den Dienst, den er mir erwiesen und mit dem Befehl des Schiffes beschäftigt, gleich-

falls die Güte, sich mit dem angeblichen Schiffbruch abspeisen zu lassen. Ich bot ihm einige meiner Edelsteine an, aber er wollte sie nicht annehmen."

„Wir schifften bei mehreren Inseln vorbei und unter andern auch bei der Schelleninsel, welche bei gewöhnlichem und regelmäßigen Winde zehn Tagereisen von der Insel Serendib*) und sechs von der Insel Kela entfernt ist, an welcher letzteren wir landeten. Man findet daselbst Bleigruben, indische Röhre und vortrefflichen Kampher. Der König der Insel Kela ist sehr reich, sehr mächtig und seine Gewalt erstreckt sich über die ganze Schelleninsel, welche zwei Tagereisen im Umfang hat und deren Bewohner noch so barbarisch sind, daß sie Menschenfleisch fressen. Nachdem wir auf dieser Insel bedeutende Handelsgeschäfte gemacht hatten, gingen wir wieder unter Segel und landeten an mehreren anderen Häfen. Endlich langte ich glücklich mit unendlichen Reichthümern, die ich euch nicht weiter erst aufzählen will, in Bagdad an."

„Um Gott für die Gnade zu danken, die er mir erwiesen hatte, vertheilte ich große Allmosen, sowohl zur Unterhaltung mehrerer Moscheen, als auch vieler Armen, und widmete mich gänzlich meinen Verwandten und Fremden, in deren Gesellschaft ich mich ergötzte und eine gute Tafel hielt."

Sindbad beendigte hier die Erzählung seiner vierten Reise, die noch mehr als die drei vorhergegangenen die Bewunderung seiner Zuhörer erregte. Er machte dem Hindbad abermals ein Geschenk von hundert Zechinen und bat ihn, so wie die Uebrigen, am nächsten Tage um dieselbe Stunde zu ihm zu kommen und bei ihm zu speisen, um den Bericht seiner fünften Reise zu hören.

Hindbad und die andern Gäste beurlaubten sich und gingen nach Hause. Am folgenden Tage, als sie Alle wieder beisammen waren, setzten sie sich zu Tisch und nach beendigter Mahlzeit, die nicht kürzere Zeit, als die früheren dauerte, begann Sindbad die Erzählung seiner fünften Reise folgendermaßen:

Fünfte Reise Sindbads des Seefahrers.

„Noch," sagte er, „hatten die Vergnügungen Reize genug für mich, um in meinem Gedächtniß alle erlittenen Anstrengungen und Leiden auszulöschen, ohne mir die Lust zu neuen Reisen zu benehmen. Ich kaufte daher Waaren ein, ließ sie in Ballen packen, auf Wagen laden und reiste mit ihnen nach dem nächsten Seehafen. Dort, um nicht von einem Schiffshauptmann abzuhängen und ein Fahrzeug ganz zu meinem Gebot zu haben, nahm ich mir so viel Zeit, auf meine Kosten eins bauen und ausrüsten zu lassen. Sobald es fertig war, ließ ich es beladen, schiffte mich ein und da ich noch nicht die vollständige Ladung hatte, nahm ich noch mehrere Kaufleute von verschiedenen Nationen mit ihren Waaren auf. Mit dem ersten günstigen Winde gingen wir unter Segel und suchten das Weite."

*) Der arabische Name für die Insel Ceylon.

„Der erste Ort, an welchem wir nach einer langen Schifffahrt landeten, war eine wüste Insel, auf welcher wir das Ei eines Rochs fanden, von gleicher Größe wie das, von dem ich euch früher erzählte. Es enthielt einen kleinen Roch, der eben im Begriff war auszukriechen und dessen Schnabel schon zum Vorschein kam. Die Kaufleute, die sich auf meinem Fahrzeuge befanden und mit mir an's Land gestiegen waren, zerschlugen das Ei mit starken Axtschlägen, machten eine Oeffnung darin, zogen den kleinen Roch stückweis heraus und brieten ihn. Ich hatte sie ernstlich gewarnt, das Ei nicht anzurühren, aber sie wollten mich nicht hören."

„Sie hatten ihre Mahlzeit kaum beendigt, als in ziemlicher Entfernung von uns zwei dicke Wolken erschienen. Der Kapitain, den ich zur Leitung meines Schiffes in Sold genommen hatte, wußte aus Erfahrung, was dies bedeute, schrie, es wären die Eltern des kleinen Rochs und trieb uns an, uns so rasch als möglich wieder einzuschiffen, um dem Unglück zu entgehen, welches er voraus sah. Wir befolgten eiligst seinen Rath und gingen schnell wieder unter Segel."

„Inzwischen näherten sich die beiden Roche und stießen ein schreckliches Geschrei aus, als sie das Ei zerbrochen und ihr Junges nicht mehr darin fanden. Sie flogen in der Absicht sich zu rächen, wieder nach der Seite, von wo sie hergekommen waren und verschwanden für einige Zeit, während welcher wir alle Segel aufsetzten, um fortzukommen und das zu vermeiden, was uns dennoch begegnen sollte. Sie kehrten zurück und wir sahen, daß jedes von ihnen ein Felsstück von ungeheurer Größe in seinen Klauen hielt. Als sie gerade über meinem Schiff waren, hielten sie an und in der Luft schwebend, ließ eins von ihnen sein Felsstück fallen, aber durch die Geschicklichkeit des Steuermanns, der das Schiff durch eine Wendung des Steuerruders drehte, fiel es seitwärts in's Meer, welches sich dermaßen öffnete, daß wir fast auf den Grund sahen. Zum Unglück aber ließ der andere Vogel sein Felsstück so genau auf die Mitte des Schiffes fallen, daß es in tausend Stücke zerschmettert wurde. Die Matrosen und die Reisenden wurden alle erschlagen oder in's Meer versenkt. Auch ich sank unter, als ich aber wieder über's Wasser kam, war ich so glücklich ein Stück von dem Wrack zu ergreifen. Indem ich nun bald mit der einen, bald mit der andern Hand ruderte, ohne das, woran ich mich hielt, loszulassen, gelangte ich endlich, da mir Wind und Strom günstig waren, an eine Insel mit sehr steilem Ufer. Ich überwand indeß die Schwierigkeit des Hinaufkletterns und war gerettet. Ich setzte mich auf das Gras, um mich ein wenig von meiner Ermüdung zu erholen, dann stand ich auf und ging landeinwärts, um die Gegend kennen zu lernen."

„Es kam mir vor, als ob ich mich in einem köstlichen Garten befände; überall sah ich Bäume, theils mit reifen, theils mit unreifen Früchten beladen und Bäche von süßem, klarem Wasser, die sich angenehm hindurch schlängelten. Ich aß von den Früchten, die ich sehr schmackhaft fand und trank von dem Wasser, das mich zum Trinken einlud. Als die Nacht kam, legte ich mich an einer ziemlich bequemen Stelle auf's Gras, aber ich schlief kaum eine Stunde und mein Schlaf wurde oft durch den Schreck unterbrochen, mich in einer so verlassenen Gegend allein zu sehen. So brachte ich den größten Theil der Nacht damit zu, mich zu beküm-

mern und mir die Unklugheit vorzuwerfen, nicht lieber bei den Meinigen geblieben zu sein, als diese neue Reise unternommen zu haben."

„Diese Betrachtungen brachten mich so weit, daß ich schon anfing, einen Anschlag gegen mein eignes Leben zu fassen, aber das Licht des Tages zerstreute meine Verzweiflung. Ich stand auf und ging zwischen den Bäumen einher, nicht ohne einige Furcht. Als ich ein wenig weiter landeinwärts gegangen war, bemerkte ich einen Greis, der mir sehr gebrechlich schien. Er saß am Ufer eines Baches und ich bildete mir anfänglich ein, es sei Jemand, der so wie ich Schiffbruch gelitten habe. Ich näherte mich ihm, grüßte ihn und er erwiderte den Gruß nur mit einem Kopfnicken. Ich fragte ihn, was er hier mache, aber anstatt mir zu antworten, machte er mir ein Zeichen, ich möge ihn auf meine Schultern nehmen und durch den Bach tragen, damit er, wie er mir zu verstehen gab, sich einige Früchte pflücken könne."

„Ich glaubte, daß er in der That dieser Dienstleistung bedürfe, lud ihn also auf meinen Rücken und trug ihn durch den Bach."

„Steigt herab, sagte ich darauf, indem ich mich niederbückte, um es ihm leichter zu machen; aber anstatt sich auf die Erde niederzulassen (ich muß noch immer lachen, wenn ich daran denke) schlang dieser Greis, der mir so gebrechlich vorgekommen war, seine Beine, deren Haut, wie ich bemerkte, der einer Kuh glich, mit Leichtigkeit um meinen Hals, setzte sich rittlings auf meine Schultern und preßte mir die Gurgel so heftig zusammen, als ob er mich erwürgen wollte. Der Schreck, der mich in diesem Augenblick ergriff, war so heftig, daß ich ohnmächtig niederfiel. Meiner Ohnmacht ungeachtet, blieb der lästige Greis fortwährend auf meinem Halse und ließ die Beine nur ein wenig locker, um mich wieder zur Besinnung kommen zu lassen. Als ich mich wieder erholt hatte, stemmte er einen seiner Füße heftig gegen meinen Magen und stieß mich mit dem andern stark in die Seite, wodurch er mich gegen meinen Willen zum Aufstehen nöthigte. Als ich aufgestanden war, mußte ich unter den Bäumen umhergehen, wo er mich nach Belieben still zu halten zwang, um die Früchte, die wir fanden, abzupflücken und zu verzehren."

„Er ließ den ganzen Tag über nicht locker und wenn ich mich in der Nacht ausruhn wollte, streckte er sich mit mir auf die Erde, immer fest an meinem Halse. Er unterließ nicht, mich alle Morgen mit Stößen aufzuwecken und nöthigte mich dann, indem er mich mit seinen Füßen preßte, aufzustehen und zu gehen. Stellt euch, meine Freunde, meinen Kummer vor, mich mit einer solchen Last beladen zu sehen, ohne mich von ihr losmachen zu können."

„Eines Tages fand ich unterwegs einige trockne Flaschenkürbisse, die von einem Baum, der welche trug, herabgefallen waren; ich nahm einen ziemlich großen und nachdem ich ihn wol gereinigt hatte, drückte ich den Saft mehrerer Weintrauben hinein, welche die Insel in Ueberfluß hervorbrachte und auf die wir bei jedem Schritt stießen. Als ich nun den Kürbiß damit angefüllt hatte, legte ich ihn an eine gewisse Stelle, und brachte den Greis unvermerkt dahin, mich einige Tage darauf an jenen Ort zu lenken. Dort nahm ich den Kürbiß, führte ihn zum

Munde und trank einen vortrefflichen Wein, der mir auf einige Zeit den tödtlichen Kummer, der mich belastete, vergessen ließ. Der Wein gab mir Kraft, ja ich wurde so lustig, daß ich zu singen und zu springen anfing."

„Der Alte, der die Wirkung bemerkte, welches dies Getränk bei mir hervorgebracht hatte und fühlte, daß ich ihn weit leichter als gewöhnlich trug, machte mir ein Zeichen, ihm zu trinken zu geben. Ich reichte ihm den Kürbiß, er nahm ihn und da ihm der Saft vortrefflich mundete, so trank er ihn bis auf den letzten Tropfen aus. Es war genug, um ihn zu berauschen. Er berauschte sich auch wirklich und da ihm der Dunst des Weines bald zu Kopf stieg, fing er an auf seine Weise zu singen und sich auf meinen Schultern zu bewegen. Die Erschütterung, die er dadurch veranlaßte, machte, daß er das Genossene wieder von sich gab und nach und nach erschlafften seine Beine. Als ich sah, daß er nicht mehr drückte, warf ich ihn auf die Erde, wo er bewegungslos liegen blieb. Sodann nahm ich einen sehr großen Stein und zerschmetterte ihm den Kopf damit."

„Ich empfand die lebhafteste Freude, mich für immer von diesem nichtswürdigen Alten befreit zu haben und ging an's Meeresufer, woselbst ich Leute aus einem Schiffe traf, welches so eben dort geankert hatte, um im Vorbeifahren Wasser und einige Erfrischungen einzunehmen. Sie waren höchst erstaunt, als sie mich sahen und die näheren Umstände meines Abentheuers erfuhren."

„Ihr wart, sagten sie zu mir, dem Alten des Meeres in die Hände gefallen und ihr seid der Erste, den er nicht erwürgt hat. Er hat diejenigen, deren er sich bemächtigte, nicht eher losgelassen, als bis sie erstickt waren und er hat diese Insel durch die große Zahl der so von ihm getödteten Personen berüchtigt gemacht. Die Matrosen und die Kaufleute, welche hier landeten, wagten sich nur in zahlreicher Gesellschaft landeinwärts."

„Hierauf nahmen sie mich mit sich auf ihr Schiff, dessen Capitain, nachdem er Alles erfahren hatte, was mir begegnet war, sich ein Vergnügen daraus machte, mich aufzunehmen. Er ging unter Segel und nach einer Fahrt von wenigen Tagen landeten wir in dem Hafen einer großen Stadt."

„Einer von den auf dem Schiffe befindlichen Kaufleuten, welcher Freundschaft für mich gefaßt hatte, nöthigte mich ihn zu begleiten und führte mich in das zu dem Aufenthalt für fremde Kaufleute bestimmte Wohngebäude. Er gab mir einen großen Sack und nachdem er mich einigen Leuten aus der Stadt empfohlen hatte, die gleich mir mit Säcken versehen waren und sie gebeten, mich mitzunehmen, um Kokosnüsse zu sammeln, sagte er zu mir: Geht, folgt ihnen, macht ihnen nach, was sie thun werden und entfernt euch nicht von ihnen, denn ihr würdet euer Leben in Gefahr bringen. Er versah mich mit Lebensmitteln für den ganzen Tag und ich ging mit diesen Leuten fort."

„Wir gelangten in einen großen Wald, von sehr hohen und geraden Bäumen, deren Stämme so glatt waren, daß es unmöglich war, sich daran festzuhalten, um bis auf die Zweige, an denen die Früchte hingen, hinauf zu klettern. Alle diese Bäume waren Kokosbäume, deren Früchte wir abschlagen und mit denen wir unsere Säcke füllen wollten. Beim Eintritt in den Wald sahen wir eine Menge

kleiner und großer Affen, die bei unserm Anblick sogleich die Flucht ergriffen und mit erstaunlicher Behendigkeit bis auf die Gipfel der Bäume kletterten. Die Kaufleute, welche mit mir waren, rafften Steine auf und warfen sie mit aller Kraft nach den Affen, die auf den Gipfeln der Bäume saßen. Ich folgte ihrem Beispiel und sah, daß die Affen, die unsere vermeintliche Absicht erkannten, eifrig Kokosnüsse abpflückten und sie mit zornigen und erbitterten Geberden auf uns herabwarfen. Wir sammelten die Nüsse und warfen von Zeit zu Zeit Steine, um die Affen zu reizen."

„Durch diese List füllten wir unsere Säcke mit jener Frucht, die wir auf andere Weise unmöglich hätten erlangen können. Als wir nun unsere Säcke ganz angefüllt hatten, kehrten wir nach der Stadt zurück, wo der Kaufmann, der mich in den Wald geschickt hatte, mir den Werth der in meinem Sack mitgebrachten Kokosnüsse bezahlte. Fahrt fort, sagte er zu mir, täglich das Nämliche zu thun, bis ihr so viel gewonnen habt, um nach Hause zurückkehren zu können."

„Ich dankte ihm für seinen guten Rath und allmählig brachte ich einen solchen Haufen von Kokosnüssen zusammen, daß die daraus gelöste Summe ziemlich beträchtlich war. Das Schiff, welches mich hierher gebracht hatte, war mit den Kaufleuten, die es mit ihrem Einkauf von Kokosnüssen beladen hatten, wieder abgesegelt. Ich wartete die Ankunft eines andern ab, und nicht lange, so landete eins in dem Hafen der Stadt, um eine gleiche Ladung einzunehmen. Ich ließ alle mir gehörigen Kokosnüsse darauf einschütten und da Alles zur Abreise bereit war, nahm ich von dem Kaufmann, dem ich so große Verpflichtungen schuldig war, Abschied."

„Wir gingen unter Segel und nahmen unseren Weg nach der Insel, auf welcher der Pfeffer in größtem Ueberfluß wächst. Von da schifften wir nach der Insel Komari*), welche die beste Art Aloeholz trägt und deren Bewohner sich das unverletzliche Gesetz gegeben haben, keinen Wein zu trinken, noch irgend eine Art von Ausschweifung zu dulden. Ich vertauschte auf beiden Inseln meine Kokosnüsse gegen Pfeffer und Aloeholz, und begab mich mit andern Kaufleuten auf die Perlenfischerei, wozu ich auf meine Kosten Taucher in Sold nahm."

„Sie fischten eine Menge großer und sehr schöner Perlen. Ich ging vergnügt mit einem Schiff in See und traf glücklich wieder in Balsora ein. Von da kehrte ich nach Bagdad zurück, wo ich aus dem Pfeffer, dem Aloeholz und den Perlen, die ich mitgebracht hatte, sehr große Summen löste. Ich vertheilte den zehnten Theil meines Gewinnes als Almosen, wie nach der Heimkehr von meinen andern Reisen, und suchte mich durch alle Arten von Ergötzlichkeiten von meinen Mühsalen zu erholen."

Nach diesen Worten ließ Sindbad dem Hindbad hundert Zechinen reichen, der sich nebst den übrigen Gästen nach Hause begab. Am andern Tage fand sich die nämliche Gesellschaft wieder bei dem reichen Sindbad ein, welcher, nachdem er sie wie an den vorhergehenden Tagen bewirthet hatte, um Gehör bat, und die Erzählung seiner sechsten Reise folgendermaßen begann:

*) Komari mit dem Vorgebirge Komorin ist die Spitze der Halbinsel diesseit des Ganges.

Sechste Reise Sindbads des Seefahrers.

„Meine Freunde," sagte er zu ihnen, „ihr seid ohne Zweifel begierig zu erfahren, wie ich nach fünf Schiffbrüchen und nach so viel Gefahren, die ich ausgestanden, mich entschließen konnte, noch einmal das Glück zu versuchen und mich neuen Unfällen auszusetzen. Ich bin selbst erstaunt darüber, wenn ich daran denke, und jedenfalls mußte es mein Gestirn sein, welches mich dazu trieb."

„Wie dem nun sei, nach Verlauf eines in Ruhe verlebten Jahres schickte ich mich zu der sechsten Reise an, ungeachtet der Bitten meiner Angehörigen und Freunde, die ihr Möglichstes thaten, mich davon abzuhalten. Statt meinen Weg durch den persischen Meerbusen zu nehmen, durchreiste ich nochmals mehrere Provinzen Persiens und Indiens, und gelangte an einen Seehafen, wo ich mich auf einem guten Fahrzeug einschiffte, dessen Capitain entschlossen war, eine lange Seereise zu machen."

„Sie war in der That sehr lang, aber zugleich so unglücklich, daß der Capitain und der Steuermann den Weg verloren und nicht mehr wußten, wo wir waren. Sie fanden sich endlich wieder zurecht, aber wir Reisende hatten sämmtlich nicht Grund uns darüber zu freuen und waren nicht wenig erstaunt, als wir eines Tages den Capitain einen furchtbaren Schrei ausstoßen hörten und seinen Posten verlassen sahen. Er warf seinen Turban auf die Erde, zerraufte sich den Bart und schlug sich vor den Kopf, wie ein Mensch, dem die Verzweiflung den Verstand verwirrt hat. Wir fragten ihn, was ihn dermaßen bekümmere."

„Ich sage euch, erwiderte er uns, daß wir uns an der gefährlichsten Stelle des ganzen Meeres befinden. Eine sehr reißende Strömung führt das Schiff mit sich fort und in weniger als einer Viertelstunde werden wir Alle umkommen. Bittet Gott, daß er uns aus dieser Gefahr befreie. Wenn er sich unser nicht erbarmt, so sind wir nicht im Stande, ihr zu entgehen."

„Nach diesen Worten befahl er, die Segel einzuziehen, aber das Tauwerk zerriß bei der Arbeit und das Schiff wurde ohne daß es möglich war, etwas dagegen zu thun, durch die Strömung an den Fuß eines unersteiglichen Berges getrieben, wo es scheiterte, jedoch so, daß wir nicht nur unser Leben retteten, sondern auch noch Zeit hatten, unsere Lebensmittel und unsere kostbarsten Waaren auszuladen."

„Als dies geschehen war, sagte der Schiffshauptmann zu uns: Gott hat gethan, was ihm gefiel. Wir können nur jeder hier unser Grab graben und uns das letzte Lebewol sagen, denn wir befinden uns an einem so unseligen Aufenthalt, daß Niemand von denen, die vor uns hierher verschlagen wurden, nach Hause zurückgekehrt ist."

„Diese Rede versetzte uns also in eine tödtliche Betrübniß. Weinend umarmten wir einander und beklagten unser unglückliches Schicksal. Der Berg, an dessen Fuß wir uns befanden, bildete die Küste einer sehr langen und geräumigen Insel. Diese Küste war über und über mit den Trümmern der hier gescheiterten

Schiffe und mit einer Unzahl von Gebeinen bedeckt, die man stellenweis erblickte und die uns zu unserm Schrecken abnehmen ließen, wie viel Menschen hier umgekommen sein müßten. Fast unglaublich war auch die Menge von Waaren und Reichthümern, die sich auf allen Seiten unsern Blicken darboten. Alle diese Gegenstände dienten nur dazu, unsere Trostlosigkeit zu vermehren."

„Statt daß anderswo überall die Ströme aus ihrem Bett in's Meer gehen, entfernte sich dagegen hier ein großer Fluß von süßem Wasser vom Meere und strömte landeinwärts durch eine dunkle Höhle, deren Oeffnung sehr hoch und breit war. Sehr bemerkenswerth an diesem Orte ist, daß alles Gestein des Berges aus Krystall, Rubinen oder andern Edelsteinen besteht. Man sieht daselbst auch die Quelle einer Art von Pech- oder Erdharz, die in's Meer fließt und von den Fischen verschlungen wird, die sie dann als grauen Ambra wieder von sich geben, und den die Wellen an das flache, sandige Ufer werfen, welches ganz damit bedeckt ist. Auch Bäume wachsen dort, größtentheils von Aloeholz, welche denen auf Komari an Güte nicht nachstehen."

„Um die Beschreibung dieses Ortes, den man einen Abgrund nennen kann, weil keine Rückkehr aus ihm möglich ist, noch zu vervollständigen, so müßt ihr wissen, daß die Schiffe, welche sich bis auf eine gewisse Weite ihm genähert haben, sich nicht wieder entfernen können. Wenn sie durch einen Seewind dahingetrieben werden, so bringt ihnen Wind und Strömung Verderben, und wenn sie sich, was ihre Entfernung begünstigen könnte, beim Wehen eines Landwindes dort befinden, so hält ihn die Höhe des Berges ab und verursacht eine Windstille, welche der Strömung ihre volle Gewalt läßt, die sie dann gegen die Küste treibt, an welcher sie gleich unserm Schiffe scheitern. Um das Mißgeschick noch zu vermehren, ist es unmöglich, den Gipfel des Berges zu erreichen und sich irgendwo über ihn weg zu retten."

„Wir blieben am Ufer wie Leute, die den Verstand verloren haben und erwarteten den Tod von Tage zu Tage. Wir hatten gleich anfangs unsere Lebensmittel gleichmäßig vertheilt und so lebte Jeder nach seinem Bedürfniß und nach dem Gebrauch, den er von seinem Vorrath machte, längere oder kürzere Zeit als die Andern. Die, welche zuerst starben, wurden von den Andern begraben; was mich betraf, so erwies ich allen meinen Gefährten die letzte Ehre und man darf sich nicht darüber wundern; denn außerdem daß ich den Vorrath, der auf meinen Antheil gekommen war, besser als sie zu Rathe gehalten hatte, so besaß ich auch noch einen besondern, von dem ich mich wol hütete, meinen Gefährten etwas mitzutheilen. Gleichwol blieben mir, als ich den Letzten begrub, nur noch so wenig Lebensmittel übrig, daß ich wol sah, ich könnte nicht weit damit reichen, und mir selbst mein Grab grub, entschlossen mich hineinzuwerfen, da Niemand lebte, der mich begraben konnte."

„Ich muß euch gestehen, daß während ich mich mit dieser Arbeit beschäftigte, ich mich des lebhaften Gedankens, daß ich selbst an meinem Tod schuld sei und der Reue, diese letzte Reise unternommen zu haben, nicht erwehren konnte. Ich blieb sogar nicht bei Betrachtungen stehen, ich zerfleischte mir die Hände mit mei-

nen Zähnen und wenig fehlte, so hätte ich meinen Tod beschleunigt. Aber Gott hatte noch Erbarmen mit mir und flößte mir den Gedanken ein, bis zu dem Flusse zu gehen, der sich unter der Wölbung der Höhle verlor. Nachdem ich dort den Fluß mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, sprach ich zu mir selbst: dieser Fluß, der sich hier unter der Erde verliert, muß irgendwo wieder zum Vorschein kommen; wenn ich nun ein Floß baue und mich damit der Strömung des Flusses überlasse, so werde ich entweder in ein bewohntes Land kommen, oder ich werde meinen Tod finden. Wenn ich umkomme, so habe ich nur die Art meines Todes verändert; entkomme ich dagegen diesem Unglücksort, so werde ich nicht nur das traurige Schicksal meiner Gefährten vermeiden, sondern vielleicht auch eine neue Gelegenheit, mich zu bereichern, finden. Wer weiß, ob mich das Glück nicht am Ausgang dieser schrecklichen Klippe erwartet, um mich überreich für meinen Schiffbruch zu entschädigen."

„Nach dieser Betrachtung verlor ich keinen Augenblick an dem Flosse zu arbeiten. Ich verfertigte es aus tüchtigen Stücken Holz und starken Ankertauen, von denen ich die Auswahl hatte. Ich band das Holz so fest an einander, daß ich ein kleines ziemlich haltbares Fahrzeug erhielt. Als ich damit fertig war, belud ich es mit einigen Ballen von Rubinen, Smaragden, grauem Ambra, Felskrystall und kostbaren Stoffen. Nachdem ich alle diese Sachen, dem Gleichgewicht nach, auf das Floß vertheilt und sie wol befestigt hatte, so begab ich mich selbst darauf mit zwei kleinen Rudern, die ich gleichfalls nicht vergessen hatte anzufertigen, und überließ mich der Strömung des Flusses und dem Willen Gottes."

„Sobald ich unter der Wölbung war, sah ich kein Licht mehr und der Wasserstrom riß mich fort, ohne daß ich wahrnehmen konnte, wohin er mich trüge. Ich schwamm einige Tage in dieser Dunkelheit, ohne je den geringsten Lichtstrahl zu erblicken. Einmal fand ich die Wölbung so niedrig, daß ich mir fast den Kopf verletzt hätte, was mich zur Vermeidung einer ähnlichen Gefahr sehr aufmerksam machte. Während der ganzen Zeit aß ich von den Lebensmitteln, die mir übrig geblieben waren, doch nur so viel, als ich bedurfte, um mein Leben zu erhalten. Aber wie mäßig ich auch lebte, so wurde mein Vorrath doch aufgezehrt. Nun bemächtigte sich meiner Sinne, ohne daß ich mich dessen erwehren konnte, ein süßer Schlaf."

„Ich kann euch nicht sagen, ob ich lange geschlafen habe, aber als ich aufwachte, erblickte ich mich zu meinem Erstaunen in einer weiten Landschaft, am Ufer eines Flusses, an welchem mein Floß angebunden war, und mitten unter einer großen Menge von Schwarzen. Sobald ich sie erblickte, stand ich auf und begrüßte sie. Sie sprachen zu mir, aber ich verstand ihre Sprache nicht. In diesem Augenblick überwältigte mich die Freude dermaßen, daß ich nicht wußte, ob ich träume oder wache. Als ich mich überzeugt hatte, daß ich nicht schlief, stieß ich einen Freudenschrei aus und sagte dann folgende arabische Verse her."

„Rufe die Allmacht an, sie wird dir zu Hülfe kommen, es thut nicht Noth, daß du dich um etwas anders bekümmerst. Schließe dein Auge und während du schläfst, wird Gott dein Schicksal vom Bösen zum Guten wenden."

„Da mich einer der Schwarzen, der Arabisch verstand, so sprechen hörte, trat er vor und nahm das Wort. Mein Bruder, sagte er zu mir, seid nicht erstaunt, uns zu sehen. Wir bewohnen die Landschaft, welche ihr seht und sind heute hieher gekommen, um mit dem Wasser dieses Flusses, der aus dem nahen Berge kommt, unsere Felder zu bewässern, indem wir es durch kleine Kanäle ableiten. Wir bemerkten, daß irgend ein Gegenstand auf dem Wasser schwimme, liefen rasch hinzu, um zu sehen, was es sei und erkannten ein Floß; sogleich warf sich einer von uns in's Wasser und brachte es hieher. Wir hielten es an, banden es fest, wie ihr seht, und erwarteten euer Erwachen. Wir bitten euch, uns eure Geschichte zu erzählen, die sehr außerordentlich sein muß. Sagt uns, wie seid ihr auf dieses Wasser gerathen und wo kommt ihr her?"

„Ich antwortete ihnen, sie möchten mir vor allen Dingen zu essen geben und dann würde ich ihre Neugier gern befriedigen. Sie setzten mir eine Menge Speisen vor und als ich meinen Hunger gestillt hatte, stattete ich ihnen von Allem, was mir begegnet war, einen treuen Bericht ab, den sie mit Verwunderung anzuhören schienen."

„Als ich meine Erzählung beendigt hatte, sagten sie zu mir durch den Mund des Dollmetschers, der ihnen meine Worte erklärt hatte: das ist eine der erstaunlichsten Geschichten. Ihr müßt mit uns kommen und sie selbst dem Könige erzählen. Die Sache ist zu außerordentlich, um ihm von einem Andern, als von dem, welchem sie selbst begegnet ist, berichtet zu werden."

„Ich erwiderte ihnen, daß ich sehr gern bereit wäre, ihren Wunsch zu erfüllen. Die Schwarzen ließen sogleich ein Pferd holen, ließen mich aufsteigen und während ein Theil vor mir her ging, um mir den Weg zu zeigen, ladeten die Andern, welche die Stärksten waren, das Floß, so wie es war, mitsammt allen Ballen auf ihre Schultern und folgten mir."

„Wir begaben uns insgesammt nach der Hauptstadt von Serendyb, denn auf dieser Insel befand ich mich. Die Schwarzen stellten mich ihrem Könige vor. Ich näherte mich dem Throne, auf welchem er saß und begrüßte ihn, wie man indische Könige zu begrüßen pflegt, das heißt, ich warf mich zu seinen Füßen und küßte die Erde. Der Prinz gebot mir aufzustehen und hieß mich auf verbindliche Weise näher kommen und neben ihm Platz nehmen. Er fragte zuerst nach meinem Namen; ich antwortete ihm, daß ich Sindbad hieße, in Folge mehrerer Seereisen der Seefahrer genannt würde und daß ich ein Einwohner von Bagdad wäre."

„Aber, versetzte er, wie und auf welchem Wege kommt ihr in meine Staaten?"

„Ich verschwieg dem Könige nichts. Ich erzählte ihm das Nämliche, was ich euch so eben erzählt habe und er war so erstaunt und erfreut davon, daß er mein Abentheuer mit goldenen Buchstaben aufzuschreiben und in den Archiven seines Königreichs aufzubewahren befahl. Darauf brachte man das Floß herbei und öffnete in seiner Gegenwart die Ballen. Er bewunderte die Menge von Aloeholz und grauem Ambra, aber vorzüglich die Rubinen und Smaragden, denn er besaß in seinem Schatz keine ähnlichen."

„Als ich bemerkte, daß er meine Edelsteine mit Vergnügen betrachtete und die seltensten der Reihe nach musterte, warf ich mich vor ihm nieder und nahm mir die Freiheit zu ihm zu sagen: Herr, nicht nur meine Person steht Ew. Majestät zu Diensten, auch die Ladung des Flosses gehört euch, und ich bitte euch über dieselbe als Euer Eigenthum zu schalten."

„Er entgegnete mir jedoch lächelnd: Sindbad, ich werde mich wol hüthen, das geringste Verlangen danach zu tragen, oder euch irgend etwas von dem zu nehmen, was euch Gott gegeben hat. Weit entfernt, eure Reichthümer zu vermindern, gedenke ich, sie noch zu vermehren, denn ich will nicht, daß ihr meine Staaten verlasset, ohne Zeichen meiner Freigebigkeit mit euch zu nehmen."

„Ich antwortete auf diese Worte nur mit Wünschen für das Wohl des Fürsten und Lobpreisungen seiner Güte und Großmuth."

„Er gab einem seiner Beamten den Auftrag, für mich Sorge zu tragen und ich mußte auf seine Kosten bedient werden. Der Beamte kam dem Befehl seines Herrn pünktlich nach und ließ alle die Ballen, mit denen das Floß beladen war, in die Wohnung bringen, in die er mich führte. Ich ging täglich zu gewissen Stunden dem Könige meine Aufwartung zu machen und wandte die übrige Zeit dazu an, die Stadt und was darin meiner Wißbegier am würdigsten war, zu besehen."

„Die Insel Serendyb liegt gerade unter dem Aequator, daher haben Tag und Nacht auf ihr immer die gleiche Länge von zwölf Stunden. Sie ist achtzig Parasangen*) lang und eben so breit. Die Hauptstadt liegt am äußersten Ende eines schönen Thals, welches durch einen Berg gebildet wird, der sich mitten auf der Insel befindet und wol der höchste ist**), den es auf Erden giebt. Man sieht ihn in der That auf dem Meer in einer Entfernung von drei Tagereisen. Man findet daselbst Rubinen, mehrere Gattungen von Mineralien und alle Felsen bestehen größtentheils aus Schmergel, einem metallischen Steine, dessen man sich zum Schneiden der Edelsteine bedient. Auch giebt es dort alle Arten von seltenen Bäumen und Pflanzen, vorzüglich Cedern und Kokospalmen. Längs des Ufers der Insel und in den Mündungen der Flüsse fischt man Perlen, und einige Thäler liefern Diamanten. Ich machte auch eine Wallfahrt auf den Berg, nach dem Ort, wohin Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese verbannt worden ist und hatte die Neugier bis auf den Gipfel zu steigen."

„Als ich in die Stadt zurückgekehrt war, bat ich den König um Erlaubniß, in mein Land heimkehren zu dürfen, was er mir auf die verbindlichste und ehrenvollste Weise bewilligte. Er nöthigte mich ein reiches Geschenk anzunehmen, welches er aus seinem Schatze holen ließ, und als ich Abschied von ihm nahm, gab er mir ein noch weit beträchtlicheres und zugleich einen Brief an den Be-

*) Die Parasange oder persische Meile beträgt ¾ einer deutschen Meile. Die Insel Ceylon ist in der That etwa so lang, aber nicht so breit.

**) Dieser Berg, der Adamsberg, auf welchem man noch die Fußstapfen Adams zeigt, ist von bedeutender Höhe (an 6680 Fuß hoch), wenn auch nicht der höchste auf der Erde.

herrscher der Gläubigen, unsern unumschränkten Gebieter, wobei er zu mir sagte: ich bitte euch, dieses Geschenk und diesen Brief dem Kalifen Haro un Alraschid in meinem Namen zu übergeben und ihn meiner Freundschaft zu versichern."

„Ich nahm das Geschenk und den Brief ehrfurchtsvoll in Empfang und versprach dem Könige den Auftrag, mit welchem er mich beehre, genau zu erfüllen. Ehe ich mich einschiffte, ließ der Fürst den Schiffshauptmann und die Kaufleute, welche sich mit mir einschiffen sollten, herbeiholen und befahl ihnen, alle nur erdenklichen Rücksichten für mich zu haben."

„Der Brief des Königs von Serendyb war auf die Haut eines seiner Seltenheit wegen sehr kostbaren Thieres geschrieben, deren Farbe in's Gelbliche spielte. Die Schriftzeichen dieses Briefes waren himmelblau und er enthielt in indischer Sprache Folgendes:"

„Der König von Indien, vor welchem tausend Elephanten einhergehen, der in einem Pallast wohnt, dessen Dach von dem Glanze von hunderttausend Rubinen strahlt, und der in seinem Schatz zwanzigtausend Kronen von Diamanten besitzt, an den Kalifen Haro un Alraschid."

„Obgleich das Geschenk, welches wir Euch senden, von geringem Werthe ist, so wollet es gleichwol als Freund und Bruder annehmen, in Erwägung der Freundschaft, die wir in unserm Herzen für Euch hegen und von der Euch einen Beweis zu geben, uns zur besonderen Freude gereicht. Wir bitten Euch um die nämliche Freundschaft in Rücksicht darauf, daß wir sie zu verdienen glauben und mit Euch von gleichem Range sind. Wir beschwören Euch darum als Bruder. Lebt wohl."

„Das Geschenk bestand erstens in einem Gefäß, aus einem einzigen Rubin geschnitten und zu einem Becher von der Höhe eines halben Fußes und der Dicke eines Fingers verarbeitet, mit ganz runden Perlen besetzt, deren jede eine halbe Drachme schwer war. Zweitens: in einer Schlangenhaut, welche Schuppen von der Größe eines gewöhnlichen Goldstückes hatte und die Eigenschaft besaß, die, welche darauf lagen, vor Krankheit zu bewahren; drittens: in funfzigtausend Drachmen des ausgesuchtesten Aloeholzes, nebst dreißig Gran Kampher von der Größe einer Pistazie, und endlich war dies Alles von einer entzückend schönen Sklavin begleitet, deren Kleidungsstücke mit Edelsteinen bedeckt waren."

„Das Schiff ging unter Segel und nach einer langen und glücklichen Fahrt landeten wir zu Balsora, von wo ich mich nach Bagdad begab. Das Erste, was ich nach meiner Ankunft that, war, mich des übernommenen Auftrags zu entledigen. Ich nahm den Brief des Königs von Serendyb und ging, mich an der Pforte des Beherrschers der Gläubigen darzustellen, in Begleitung der schönen Sklavin und denjenigen Personen meiner Familie, welche die Geschenke trugen, die mir übergeben worden waren."

„Ich sagte den Grund, welcher mich herführte, und man brachte mich sogleich vor den Thron des Kalifen. Ich bezeugte ihm meine Ehrfurcht, indem ich mich vor ihm niederwarf und nach einer kurzen Anrede überreichte ich ihm den

Brief und die Geschenke. Als er gelesen hatte, was ihm der König von Serendyb schrieb, fragte er mich, ob dieser Fürst wirklich so mächtig und reich sei, als er in seinem Briefe behaupte."

„Ich warf mich zum zweitenmal vor ihm nieder, und nachdem ich mich wieder erhoben hatte, antwortete ich ihm: Beherrscher der Gläubigen, ich kann Ew. Majestät versichern, daß er seine Reichtümer und seine Größe nicht übertreibt. Ich selbst bin Zeuge davon. Nichts ist im Stande, mehr Bewunderung zu erregen, als die Pracht seines Pallastes. Wenn dieser Fürst öffentlich erscheinen will, so bereitet man ihm auf einem Elephanten einen Thron, auf welchem er sitzt, und so zieht er inmitten zweier Reihen einher, die aus seinen Ministern, seinen Günstlingen und andern Hofbeamten bestehen."

„Vor ihm auf dem nämlichen Elephanten hält ein Beamter eine goldne Lanze in der Hand, und hinter dem Thron steht ein Anderer, der eine Säule von Gold trägt, auf deren Spitze sich ein Smaragd, ungefähr einen halben Fuß lang und einen Zoll dick, befindet. Voran ziehet eine Wache von tausend Mann, die in Goldstoff und Seide gekleidet sind und auf reich geschirrten Elephanten reiten. Während des ganzen Zuges ruft der Beamte, der vor dem Könige auf dem Elephanten sitzt, von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme:"

„Dies ist der große Monarch, der mächtige und furchtbare Herrscher von Indien, dessen Pallast mit hunderttausend Rubinen bedeckt ist und der zwanzigtausend Diamantkronen besitzt. Dies ist der gekrönte Monarch, größer als je der große Sulyman*) und der große Maha-radjah waren*)."

„Nachdem er diese Worte verkündet hat, ruft der hinter dem Thron befindliche Beamte seinerseits:"

„Dieser so große und so mächtige Monarch muß sterben, muß sterben, muß sterben."

„Sodann ruft der vordere Beamte wieder:"

„Preis und Ehre dem, der lebt und nicht stirbt!"

„Uebrigens ist der König von Serendyb so gerecht, daß es weder in seiner Hauptstadt noch anderswo in seinen Staaten Richter giebt. Seine Völker bedürfen ihrer nicht. Sie kennen und beobachten das Recht selbst auf das Genaueste und entfernen sich nie von ihrer Pflicht. Also sind Richterstühle und Gerichtspersonen bei ihnen unnütz."

„Der Kalif war von meinem Bericht sehr befriedigt. Die Weisheit dieses Königs, sagte er, geht aus seinem Briefe hervor und nach dem, was ihr mir so eben gesagt habt, muß man gestehen, daß seine Weisheit seiner Völker und seine Völker seiner Weisheit würdig sind."

„Mit diesen Worten entließ er mich mit einem reichen Geschenk."

Hier hörte Sindbad auf zu erzählen und seine Zuhörer entfernten sich. Hindbad aber empfing wie früher hundert Zechinen. Am folgenden Tage versammel-

*) Salomo.

*) Maha-radjah bedeutet im Indischen überhaupt: großer König. Hier ist ein alter, wegen seiner Macht und Weisheit bei den Arabern berühmter König gemeint.

ten sie sich wieder bei Sindbad, der ihnen seine siebente und letzte Reise mit folgenden Worten erzählte.

Siebente und letzte Reise Sindbads des Seefahrers.

„Nach der Rückkehr von meiner sechsten Reise gab ich gänzlich den Gedanken auf, noch je eine zu unternehmen. Außerdem daß ich mich in einem Alter befand, welches der Ruhe bedurfte, hatte ich mir selbst das feste Versprechen gegeben, mich nicht mehr den Gefahren auszusetzen, die mich so oft betroffen hatten. Ich dachte also nur daran den Rest meines Lebens angenehm hinzubringen. Als ich jedoch eines Tages eine Anzahl Freunde bewirthete, meldete mir einer meiner Leute, daß ein Beamter des Kalifen mich zu sprechen verlange. Ich stand vom Tisch auf und ging ihm entgegen."

„Der Kalif, sagte er zu mir, hat mir aufgetragen euch zu sagen, daß er euch sprechen will. Ich folgte dem Beamten in den Pallast und er führte mich vor den Fürsten, den ich, mich zu seinen Füßen niederwerfend, grüßte."

„Sindbad, sagte er zu mir, ich bedarf deiner, du mußt mir einen Dienst erweisen und dem Könige von Serendyb meine Antwort und mein Geschenk überbringen. Es ist billig, daß ich die Höflichkeit erwiedere, welche er mir erwiesen hat."

„Der Befehl des Kalifen war ein Donnerschlag für mich. Beherrscher der Gläubigen, sagte ich zu ihm, ich bin bereit alle Befehle Ew. Majestät zu befolgen, aber ich bitte Euch unterthänigst zu bedenken, daß mich die unglaublichen Mühsale, welche ich erduldet habe, abgeschreckt haben. Ich habe sogar das Gelübde gethan, Bagdad nie zu verlassen. — Hierbei nahm ich Gelegenheit ihm von allen meinen Abentheuern einen ausführlichen Bericht abzustatten, den er die Geduld hatte, bis zu Ende anzuhören."

„Als ich damit fertig war, sagte er: Ich gestehe, das sind in der That ganz außerordentliche Begebenheiten, aber gleichwol dürfen sie dich nicht abhalten, mir zu Liebe die Reise, welche ich dir vorschlage, zu unternehmen. Du brauchst eben nur nach der Insel Serendyb zu reisen und dich meines Auftrags zu entledigen. Dann steht es bei dir wieder heimzukehren. Aber reisen mußt du, denn du siehst wol ein, daß es nicht schicklich und meiner nicht würdig wäre, in der Schuld des Königs jener Insel zu bleiben."

„Da ich sah, daß der Kalif durchaus darauf bestand, so erklärte ich ihm, daß ich bereit sei, zu gehorchen. Er war sehr erfreut darüber und ließ mir tausend Zechinen als Reisekosten geben. Ich war in wenig Tagen zur Abreise bereit und sobald ich die Geschenke des Kalifen mit einem Briefe von seiner eigenen Hand empfangen hatte, reiste ich ab und nahm den Weg nach Balsora, wo ich mich einschiffte."

„Meine Fahrt war sehr glücklich und ich langte auf der Insel Serendyb an. Dort theilte ich meinen Auftrag den Ministern mit und bat sie, mir baldigst Gehör beim Könige zu verschaffen. Sie thaten es, man führte mich mit Ehrenbe-

zeigungen in den Pallast und ich begrüßte den König, indem ich mich, dem Gebrauch gemäß, vor ihm niederwarf."

„Der Fürst erkannte mich sogleich und bezeigte mir eine ganz besondere Freude, mich wieder zu sehen. Ah! Sindbad, sagte er zu mir, seid willkommen. Ich versichere euch, daß ich seit eurer Abreise sehr oft an euch gedacht habe. Ich segne diesen Tag, an dem wir uns nochmals sehen."

„Ich dankte ihm für die Güte, welche er für mich hatte und überreichte ihm den Brief und das Geschenk des Kalifen, welches beides er mit allen Zeichen großer Zufriedenheit empfing."

„Der Kalif schickte ihm ein auf tausend Zechinen geschätztes Bett von lauter Goldstoff, funfzig Kleider von einem sehr reichen Stoff, hundert andre von der feinsten weißen Leinwand aus Kairo, Alexandria, Suez und Kasa, ein andres karmoisinrothes Bett und noch ein drittes von anderer Art; ein mehr breites als tiefes Gefäß von Agath, einen Finger dick und mit einer halben Fuß weiten Oeffnung, dessen Grund in halb erhabener Arbeit einen Mann darstellte, der auf der Erde kniete und einen Bogen mit einem Pfeil in der Hand hielt, im Begriff, auf einen Löwen zu schießen. Endlich schickte er ihm eine reiche Tafel, die, der Sage nach, von dem großen Salomo herstammte."

„Der Brief des Kalifen war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:"

„Gruß im Namen des unumschränkten Fürsten des rechten Weges, dem mächtigen und glücklichen Sultan, von Seiten des Abdallah Haro un Alraschid, den Gott nach seinen Vorfahren glücklichen Andenkens auf diesen Ehrenplatz gestellt hat."

„Wir haben Euren Brief mit Freude empfangen und schicken Euch diesen hier, der aus der Rathsversammlung unserer Pforte, dem Garten höherer Geister, hervorgegangen ist. Wir hoffen, daß wenn Ihr die Augen darauf werft, Ihr unsere gute Willensmeinung erkennen und sie genehm halten werdet. Lebt wohl."

„Der König von Serendyb freute sich sehr, daß der Kalif die Freundschaft, die er ihm erzeigt hatte, erwiederte."

„Kurze Zeit nach dieser Audienz bat ich mich beurlauben zu dürfen, was ich mit vieler Mühe endlich erhielt. Als der König mich entließ, machte er mir noch ein sehr beträchtliches Geschenk. Ich schiffte mich sogleich ein, in der Absicht nach Bagdad zurückzukehren, aber ich war nicht so glücklich, wie ich hoffte, dahin zu gelangen und Gott fügte es anders."

„Drei oder vier Tage nach unserer Abreise wurden wir von Seeräubern angefallen, die sich unseres Schiffes um so leichter bemächtigen konnten, da wir uns Alle nicht im Vertheidigungszustand befanden. Einige von der Mannschaft wollten zwar Widerstand leisten, aber es kostete ihnen das Leben; ich und alle die, welche die Klugheit hatten, sich den Seeräubern nicht zu widersetzen, wurden zu Sklaven gemacht. Nachdem die Seeräuber uns Alle geplündert und uns schlechte Kleider statt der unsrigen gegeben hatten, führten sie uns nach einer großen sehr fernen Insel, wo sie uns verkauften. Ich fiel in die Hände eines reichen

Kaufmanns, der mich gleich, nachdem er mich gekauft hatte, in seine Wohnung führte, mir gut zu essen vorsetzte und mir einen saubern Sklavenanzug gab. Einige Tage darauf, da er sich noch nicht erkundigt hatte, wer ich sei, fragte er mich, ob ich nicht irgend ein Handwerk verstände."

„Ich antwortete ihm, ohne mich näher zu erkennen zu geben, ich sei kein Handwerker, sondern ein Kaufmann und die Seeräuber, von denen ich verkauft worden, hätten mir Alles genommen."

„Aber sagt mir, fragte er, versteht ihr nicht mit dem Bogen zu schießen?"

„Ich erwiderte ihm, ich hätte es in meiner Jugend geübt und es seitdem nicht vergessen."

„Darauf gab er mir einen Bogen und Pfeile, ließ mich hinter sich auf einen Elephanten setzen und führte mich in einen sehr großen, einige Stunden weit von der Stadt entfernten Wald. Wir begaben uns tief in denselben hinein und als er an die Stelle gekommen war, wo er anhalten wollte, ließ er mich absteigen. Hierauf zeigte er mir einen großen Baum und sagte: Steigt auf diesen Baum und schießt auf die Elephanten, die ihr vorbeikommen seht, es giebt eine erstaunliche Menge in diesem Walde. Sobald einer fällt, so benachrichtigt mich davon."

„Nachdem er mir dies gesagt hatte, ließ er mir Lebensmittel zurück, kehrte nach der Stadt zurück und ich blieb die ganze Nacht durch auf dem Baum und auf der Lauer. Während dieser ganzen Zeit sah ich keinen Elephanten, aber am andern Morgen, sobald die Sonne aufgegangen war, kamen sie in großer Anzahl. Ich schoß mehrere Pfeile auf sie ab und endlich stürzte einer von ihnen nieder, die andern entfernten sich sogleich und ließen mir die Freiheit zu meinem Herrn zu gehen und ihn von dem Erfolge der Jagd zu benachrichtigen. Zum Lohne für diese Nachricht bewirthete er mich mit einer guten Mahlzeit, lobte meine Geschicklichkeit und bezeigte sich auf das Allerfreundlichste gegen mich. Darauf gingen wir wieder zusammen in den Wald, woselbst wir eine Grube machten, in die wir den Elephanten, den ich getödtet hatte, einscharrten. Mein Herr nahm sich vor, wieder zu kommen, wenn das Thier in Fäulniß übergegangen sein würde und die Zähne zu nehmen, um sie zu verhandeln."

„Ich setzte diese Jagd zwei Monate hindurch fort und es verging fast kein Tag, an dem ich nicht einen Elephanten getödtet hätte. Ich setzte mich nicht immer auf einen und denselben Baum zur Lauer, sondern bald auf den, bald auf jenen. Eines Morgens als ich die Ankunft der Elephanten erwartete, bemerkte ich mit außerordentlichem Erstaunen, daß sie, anstatt wie gewöhnlich, bei mir vorbei durch den Wald zu ziehen, still hielten und mit einem erschrecklichen Geschrei und in so großer Anzahl auf mich zukamen, daß die Erde von ihnen bedeckt war und unter ihren Füßen zitterte. Sie näherten sich dem Baum, auf dem ich mich befand und umringten ihn alle, den Rüssel ausgestreckt und die Augen auf mich gerichtet."

„Bei diesem erstaunlichen Schauspiel blieb ich unbeweglich und fühlte mich von einem solchen Schrecken ergriffen, daß mir Bogen und Pfeile aus den Händen fielen. Meine Furcht war nicht ungegründet. Nachdem die Elephanten mich eine Zeit lang angesehen hatten, umfaßte einer der größten den Baum von unten

mit seinem Rüssel, und mit solcher Macht, daß er ihn entwurzelte und auf die Erde warf. Ich fiel mit dem Baume, aber das Thier faßte mich mit seinem Rüssel und setzte mich auf seinen Rücken, wo ich mit dem Köcher auf der Schulter mehr todt als lebendig dasaß."

Er stellte sich sodann an die Spitze aller Uebrigen, die ihm truppweise folgten und trug mich an einen Ort, wo er mich auf die Erde niedersetzte und sich dann mit allen, die ihn begleitet hatten, entfernte."

„Stellet euch, wenn es möglich ist, meinen Zustand vor, ich glaubte zu träumen und nicht zu wachen. Endlich, nachdem ich einige Zeit lang auf der Erde gelegen hatte und die Elephanten nicht mehr sah, stand ich auf und bemerkte, daß ich mich auf einem ziemlich langen und ziemlich breiten Hügel befand, der ganz mit Knochen und Zähnen von Elephanten bedeckt war."

„Ich gestehe euch, daß diese Wahrnehmung mich unzählige Betrachtungen anstellen ließ. Ich bewunderte den Instinkt dieser Thiere. Ich zweifelte nicht, daß hier ihr Begräbnißplatz sei und daß sie mich ausdrücklich hierher gebracht hätten, um ihn mir zu zeigen, damit ich aufhören möchte, sie zu verfolgen, weil ich es ja doch nur in der Absicht thue, um ihre Zähne zu erlangen."

„Ich verweilte nicht auf dem Hügel, sondern wendete meine Schritte nach der Stadt und nachdem ich einen Tag und eine Nacht gegangen war, kam ich bei meinem Herrn an. Ich begegnete keinem Elephanten auf meinem Wege und schloß daraus, daß sie sich tiefer als sonst in den Wald entfernt hätten, um mir den Weg zum Hügel gänzlich frei zu lassen."

„Als mein Herr mich erblickte, rief er: Ach, armer Sindbad, ich war sehr bekümmert zu wissen, was aus dir geworden wäre. Ich bin im Walde gewesen, habe einen frisch entwurzelten Baum gefunden, und Bogen und Pfeile auf der Erde und da ich vergebens nach dir suchte, verzweifelte ich, dich je wieder zu sehen. Erzähle mir, ich bitte dich, was dir begegnet ist und durch welches Glück du noch am Leben bist?"

„Ich befriedigte seine Neugier und am andern Tage gingen wir zusammen nach dem Hügel, wo er mit außerordentlicher Freude sich von der Wahrheit dessen, was ich ihm gesagt hatte, überzeugte. Wir beluden den Elephanten, auf welchem wir gekommen waren, mit so viel Zähnen, als er nur tragen konnte und als wir heimgekehrt waren, sagte mein Herr zu mir: Mein Bruder, denn ich will euch nach der Freude, die ihr mir durch eine Entdeckung bereitet habt, die mich zum reichen Manne macht, nicht mehr als Sklaven behandeln. Gott überhäufe euch mit allen Arten von Glück und Gütern. Ich erkläre vor ihm, daß ich euch die Freiheit gebe. Vernehmt jetzt, was ich euch verheimlicht hatte."

„Die Elephanten unseres Waldes tödten jedes Jahr eine große Anzahl von Sklaven, die wir dahin nach Elfenbein ausschicken. Welche Rathschläge wir ihnen auch geben mögen, sie verlieren früher oder später durch die List dieser Thiere ihr Leben. Gott hat euch vor ihrer Wuth errettet und euch allein diese Gnade erwiesen. Dies ist ein Zeichen, daß er euch liebt und daß er eurer noch auf Erden bedarf, um hier Gutes zu thun. Ihr verschafft mir einen unglaublichen

Vortheil. Wir haben bis jetzt das Elfenbein nur dadurch erhalten können, daß wir das Leben unserer Sklaven Preis gaben und nun wird unsere ganze Stadt durch euch bereichert. Glaubt nicht, daß ich durch die Freiheit, die ich euch geschenkt habe, euch hinlänglich belohnt zu haben meine. Ich will dieser Gabe noch ansehnliche Geschenke hinzufügen. Ich könnte unsere ganze Stadt dazu veranlassen, euer Glück zu machen, aber das ist ein Ruhm, den ich allein haben will."

„Auf diese verbindliche Rede antwortete ich: Herr, Gott erhalte euch! die Freiheit, die ihr mir gegeben habt, reicht hin, um euch jeder Verbindlichkeit gegen mich zu entledigen und statt jedes weitern Lohnes für den Dienst, den ich das Glück gehabt habe, euch und eurer Stadt zu erweisen, bitte ich euch nur um die Erlaubniß, in mein Vaterland zurückkehren zu dürfen."

„Nun wol, sagte er, der Mussón*) wird uns bald Schiffe zuführen, welche Elfenbein laden. Ich werde euch dann mitsenden und euch Alles geben, was ihr zu eurer Heimreise braucht."

Ich dankte ihm auf's Neue für das Geschenk der Freiheit, und für die guten Absichten, die er mit mir hatte. Ich blieb bei ihm, in Erwartung des Mussóns und während dieser Zeit machten wir so viele Reisen nach dem Hügel, daß wir seine Magazine mit Elfenbein anfüllten. Alle übrigen Kaufleute der Stadt, welche damit handelten, thaten das Nämliche, denn die Sache blieb ihnen nicht lange verborgen."

„Endlich kamen die Schiffe an, mein Herr wählte selbst das aus, auf welchem ich mich einschiffen sollte und belud es mit Elfenbein, zur Hälfte für meine Rechnung. Er vergaß auch nicht für reichlichen Mundvorrath auf der Reise zu sorgen und noch mehr, er nöthigte mich, Geschenke von großem Werth so wie merkwürdige Erzeugnisse des Landes anzunehmen. Nachdem ich mich, wie viel ich immer konnte, für alle die mir erwiesenen Wohlthaten bedankt hatte, schiffte ich mich ein."

„Wir gingen unter Segel und da das Abentheuer, welches mir die Freiheit verschafft hatte, so ganz außerordentlich war, so war mein Geist beständig damit beschäftigt. Wir landeten auf einigen Inseln, um Erfrischungen einzunehmen. Da unser Schiff bei einem Hafen des indischen Festlandes abgegangen war, so stiegen wir auch daselbst an's Land und um die Gefahren einer Seereise nach Balsora zu vermeiden, ließ ich das Elfenbein, welches mir gehörte, verladen, entschlossen, meine Reise zu Lande fortzusetzen. Ich gewann aus meinem Elfenbein eine große Summe Geldes, von der ich viele seltene Sachen zu Geschenken einkaufte und als mein Gepäck zur Reise in Stand war, schloß ich mich einer großen Karavane von Kaufleuten an."

„Ich blieb lange Zeit unterwegs und hatte viel auszustehen, aber ich ertrug es in Geduld, indem ich mir immer vorhielt, daß ich nun weder Stürme, noch Seeräuber, noch Schlangen, noch alle die andern Gefahren, denen ich ausgesetzt gewesen war, zu befürchten hätte. Endlich nahmen alle diese Beschwerlichkeiten

*) Die Mussons sind periodische Winde, die im indischen Meere regelmäßig mehrere Monate hindurch von Ost nach West und von West nach Ost wehen.

ein Ende. Ich langte glücklich zu Bagdad an. Ich begab mich sogleich zum Kalifen und stattete ihm von meiner Gesandschaft Bericht ab."

„Er sagte mir, daß ihn die lange Dauer meiner Reise beunruhigt habe; er habe indeß immer gehofft, daß Gott mich nicht verlassen würde. Als ich ihm das Abenthener mit dem Elephanten erzählt hatte, war er ungemein erstaunt darüber und würde an der Wahrheit gezweifelt haben, wenn ihm meine Wahrheitsliebe nicht bekannt gewesen wäre. Er fand diese Geschichte, so wie die andern, welche ich ihm erzählte, so merkwürdig, daß er einem seiner Geheimschreiber befahl, sie mit goldnen Buchstaben niederzuschreiben, um sie in seinem Schatze aufbewahren zu lassen."

„Ich entfernte mich sehr zufrieden mit dieser Ehre und den Geschenken, die ich empfing und widmete mich von nun an gänzlich meiner Familie, meinen Verwandten und Freunden."

So endigte Sindbad die Erzählung seiner siebenten und letzten Reise, und indem er sich darauf an Hindbad wandte, fügte er hinzu: „Nun, mein Freund, hast du je von einem Sterblichen gehört, der so viel erduldet hätte als ich, oder sich in so gefährlichen Lagen befunden hätte? Ist es nicht billig, daß ich nach so viel Anstrengungen ein angenehmes und ruhiges Leben genieße?"

Als er diese Worte gesprochen hatte, näherte sich ihm Hindbad, küßte ihm die Hand und sagte: „Man muß gestehn, Herr, daß ihr schreckliche Gefahren überstanden habt, und daß meine Beschwerden mit den eurigen gar nicht zu vergleichen sind. Wenn sie mich, so lange ich sie erdulde, bekümmern, so tröste ich mich darüber durch den kleinen Vortheil, den ich daraus ziehe. Ihr verdient nicht nur ein ruhiges Leben, ihr seid auch aller der Güter werth, die ihr besitzt, weil ihr einen so guten und so großmüthigen Gebrauch davon macht. Fahrt also fort, bis zur Stunde eures Todes in Freuden zu leben."

Sindbad ließ ihm noch hundert Zechinen reichen, nahm ihn unter die Zahl seiner Freunde auf, sagte ihm, er solle das Gewerbe eines Lastträgers verlassen und fernerhin täglich bei ihm speisen, und er würde Grund haben sich sein ganzes Leben hindurch Sindbads des Seefahrers zu erinnern.

19.

Geschichte Aladdins oder die Wunderlampe.

In einer sehr großen und reichen Hauptstadt von China, deren Name mir gegenwärtig entfallen ist, lebte ein Schneider, Namens Mustafa, der sich außer seinem Gewerbe durch Nichts von Andern unterschied. Mustafa, der Schneider, war sehr arm und seine Arbeit brachte ihm kaum so viel, daß er sich, seine Frau und seinen Sohn, den Gott ihnen geschenkt hatte, davon erhalten konnte.

Die Erziehung dieses Sohnes, der Aladdin hieß, war sehr vernachlässigt worden und in Folge dessen hatte er manche lasterhafte Eigenschaften angenommen. Er war boshaft, halsstarrig und Vater und Mutter ungehorsam. Sobald er ein wenig herangewachsen war, konnten ihn seine Eltern nicht mehr zu Hause halten. Er ging am frühen Morgen fort und brachte den ganzen Tag damit zu, auf den Straßen und den öffentlichen Plätzen mit kleinen Gassenjungen zu spielen, die weit unter seinem Alter waren. Als er in die Jahre gekommen war, wo er ein Handwerk lernen sollte, nahm ihn sein Vater, der nicht im Stande war, ihn ein anderes lernen zu lassen, als das seinige, in seine Bude und fing an, ihn zu unterweisen, wie er die Nadel führen sollte. Aber weder durch Güte, noch durch Furcht vor Strafe war es dem Vater möglich, den flatterhaften Sinn seines Sohnes zu fesseln. Er konnte ihn nicht dahin bringen, fest und emsig bei der Arbeit zu bleiben, wie er es wünschte. Sobald Mustafa den Rücken gedreht hatte, machte Aladdin sich aus dem Staube und kam den ganzen Tag nicht wieder heim. Der Vater züchtigte ihn, aber Aladdin war unverbesserlich und endlich sah sich Mustafa zu seiner großen Betrübniß genöthigt, ihn seinem liederlichen Leben zu überlassen. Dies machte ihm ungemein viel Sorge und der Kummer, seinen Sohn nicht zu seiner Pflicht zurückführen zu können, zog ihm eine hartnäckige Krankheit zu, an der er nach Verlauf von einigen Monaten starb.

Die Mutter Aladdins, die wol sah, daß ihr Sohn niemals das Gewerbe seines Vaters erlernen würde, schloß die Bude und machte all ihre Handwerksgeräthe zu Gelde, um davon, so wie von dem Wenigen, was sie durch Baumwollespinnen erwarb, sich und ihren Sohn zu erhalten.

Aladdin, den jetzt die Furcht vor einem Vater nicht mehr zurückhielt und der sich um seine Mutter so wenig kümmerte, daß er sogar die Dreistigkeit hatte, ihr bei der geringsten Vorstellung, die sie ihm machte, zu drohen, überließ sich jetzt ganz und gar der Liederlichkeit. Er verkehrte mehr als je mit Tagedieben seines Alters und spielte in einem fort mit ihnen und zwar leidenschaftlicher als je. Dieses Leben setzte er bis zu einem Alter von funfzehn Jahren fort, ohne für irgend etwas Ernsthaftes die mindeste Neigung zu bezeigen und ohne zu überlegen, was dereinst aus ihm werden sollte.

Eines Tages nun, als er nach seiner Gewohnheit mit einem Haufen Straßenjungen auf einem öffentlichen Platz spielte, ging ein Fremder vorüber, welcher stehen blieb und ihn betrachtete.

Dieser Fremde war ein berühmter Zauberer. Die Geschichtschreiber, welche uns diese Erzählung aufbewahrt haben, nennen ihn den afrikanischen Zauberer und wir wollen daher diesen Namen beibehalten, um so mehr, als er wirklich aus Afrika und erst seit zwei Tagen hier angelangt war.

Sei es nun, daß der afrikanische Zauberer, der sich auf Gesichtszüge verstand, in dem Gesicht Aladdins Alles das wahrgenommen hatte, was zur Ausführung dessen, weshalb er diese Reise gemacht hatte, durchaus nothwendig war, oder hatte er irgend einen andern Grund, genug, er erkundigte sich genau nach seiner Familie, seinem Gewerbe und seinem Lebenswandel. Als er sich von

Allem, wie er wünschte, unterrichtet hatte, näherte er sich dem jungen Menschen, zog ihn einige Schritte von seinen Kameraden bei Seite und fragte ihn: „Mein Sohn, ist dein Vater nicht der Schneider Mustafa?"

„Ja, Herr," versetzte Aladdin, „aber er ist schon lange Zeit todt."

Bei diesen Worten fiel der afrikanische Zauberer Aladdin um den Hals, umarmte und küßte ihn mehreremal, seufzend und mit Thränen in den Augen.

Aladdin, der seine Thränen bemerkte, fragte ihn, warum er weine?

„Ach, mein Sohn," rief der afrikanische Zauberer, „wie könnte ich mich der Thränen erwehren! Ich bin ja dein Oheim und dein Vater war mein lieber Bruder. Ich bin schon mehrere Jahre lang auf Reisen und in dem Augenblick, da ich hier ankomme, in der Hoffnung, ihn wieder zu sehen und ihn durch meine Rückkehr zu erfreuen, erfahre ich von dir, daß er todt ist. Ich versichere dich, dies ist für mich ein sehr empfindlicher Schmerz, mich dieses Trostes beraubt zu sehen, auf den ich rechnete. Aber was meine Betrübniß einigermaßen mildert, ist, daß ich seine Züge, so weit ich mich noch erinnern kann, in deinem Gesicht wieder finde, und ich sehe, ich habe mich nicht getäuscht, als ich mich an dich wendete."

Er fragte Aladdin, indem er die Hand in den Geldbeutel steckte, wo seine Mutter wohne. Aladdin gab ihm sogleich Auskunft auf seine Frage und der afrikanische Zauberer gab ihm eine Handvoll kleines Geld, indem er zu ihm sagte: „Mein Sohn, geh jetzt zu deiner Mutter, richt' ihr meinen Gruß aus und sag ihr, daß ich sie morgen, im Fall es meine Zeit erlaubt, besuchen werde, um mir den Trost zu gewähren, den Ort zu sehen, wo mein guter Bruder so lange Zeit gelebt und wo er seine Tage beschlossen hat."

Sobald der afrikanische Zauberer den Neffen, oder vielmehr den, welchen er eben erst dazu gemacht, verlassen hatte, lief Aladdin, sehr erfreut über das Geld, welches ihm sein Oheim geschenkt hatte, zu seiner Mutter und sagte zu ihr beim Eintreten: „Liebe Mutter, ich bitte dich, sag' mir, ob ich noch einen Oheim habe?"

„Nein, mein Sohn," antwortete ihm die Mutter, weder von Seiten deines seligen Vaters noch von meiner Seite."

„Und dennoch," fuhr Aladdin fort, „habe ich eben jetzt einen Mann gesprochen, der sich für meinen Oheim von väterlicher Seite ausgiebt und mich versichert hat, daß er der Bruder meines Vaters sei. Er umarmte mich und weinte sogar, als ich ihm sagte, daß mein Vater todt sei und zum Beweise, daß ich die Wahrheit rede," fuhr Aladdin fort, indem er das empfangene Geld vorwies, „da siehst du, was er mir geschenkt hat. Er hat mir auch aufgetragen, dich von ihm zu grüßen und dir zu sagen, daß er dich morgen, wofern es seine Zeit erlaubt, besuchen will, um zugleich das Haus zu sehen, wo mein Vater gelebt hat und gestorben ist."

„Mein Sohn," erwiderte die Mutter, „es ist wahr, daß dein Vater einen Bruder hatte, aber er ist schon lange Zeit todt und ich habe nie von ihm gehört, daß er noch einen andern hätte."

Weiter sprachen sie über den afrikanischen Zauberer nichts. Am folgenden Tage redete der afrikanische Zauberer den Aladdin noch einmal an, als dieser

an einem andern Orte der Stadt mit noch andern Kindern spielte. Er umarmte ihn wie am vorigen Tage und indem er ihm zwei Goldstücke in die Hand drückte, sagte er zu ihm: „Mein Sohn, trag dies zu deiner Mutter und sag ihr, ich wolle sie diesen Abend besuchen und sie möge dafür ein Abendessen einkaufen, damit wir zusammen speisen könnten; vorher aber bezeichne mir das Haus, wo sie wohnt."

Aladdin that es und der afrikanische Zauberer ließ ihn gehen. Aladdin brachte die beiden Goldstücke seiner Mutter und als er ihr sagte, was sein Oheim beabsichtige, ging sie, um einzukaufen und kehrte mit guten Speisevorräthen zurück. Da sie das erforderliche Tischgeschirr zum Theil nicht selbst besaß, so lieh sie es bei ihren Nachbarn und so brachte sie den ganzen Tag damit zu, die Anstalten zur Abendmahlzeit zu treffen.

Gegen Abend, als Alles fertig war, sagte sie zu Aladdin: „Mein Sohn, dein Oheim weiß vielleicht nicht, wo unser Haus ist, geh ihm entgegen und führe ihn hieher, wenn du ihn siehst."

Obgleich Aladdin dem afrikanischen Zauberer das Haus bezeichnet hatte, zeigte er sich doch gleich bereit, ihm entgegenzugehen, als man an die Thür klopfte. Aladdin öffnete und erkannte den afrikanischen Zauberer, der mit Weinflaschen und einer Menge Früchten zum Abendbrodt beladen, hereintrat. Nachdem der afrikanische Zauberer das Mitgebrachte den Händen Aladdins übergeben hatte, begrüßte er dessen Mutter und bat sie, ihm die Stelle auf dem Sopha zu zeigen, wo sein Bruder gewöhnlich gesessen habe.

Sie zeigte sie ihm und sogleich warf er sich nieder, küßte die Stelle mehreremal mit thränenden Augen und rief aus: „Mein armer Bruder, wie unglücklich bin ich, nicht zur rechten Zeit eingetroffen zu sein, um dich noch einmal vor deinem Tode zu umarmen." Obgleich die Mutter Aladdins ihn darum bat, wollte er sich doch nicht auf diesen Platz niederlassen. „Nein," sagte er, „ich werde mich wol hüten, aber erlaubt, daß ich mich hier gegenüber setze, damit, wenn ich auch des Vergnügens beraubt bin, ihn als Vater einer mir so lieben Familie in Person zu erblicken, ich mir doch wenigstens einbilden kann, als säße er da."

Die Mutter Aladdins drang nicht weiter in ihn und ließ ihm die Freiheit zu sitzen, wo er wollte.

Als der afrikanische Zauberer sich auf den Platz gesetzt hatte, den es ihm auszuwählen gefiel, begann er, sich mit der Mutter Aladdins zu unterhalten. „Meine gute Schwester," sagte er zu ihr, „wundert euch nicht, daß ihr mich die ganze Zeit hindurch, die ihr mit meinem Bruder seligen Andenkens verheirathet wart, nie gesehen habt. Es sind schon vierzig Jahr, daß ich dieses Land verließ, welches mein und meines seligen Bruders Vaterland ist. Seit jener Zeit bin ich in Indien, Persien, Arabien, Syrien, Aegypten umhergereist, habe in den schönsten Städten dieser Länder mich aufgehalten und lebte dann in Afrika, wo ich länger verweilte. Endlich da es in der Natur des Menschen liegt, wie weit er auch von seiner Heimath entfernt sei, das Andenken an seine Verwandten und die, mit denen er seine Jugend verlebte, doch nie aus dem Gedächtniß zu verlieren, ergriff mich ein so lebhaftes Verlangen — jetzt, da ich noch Kraft und Muth genug fühlte, eine

so lange Reise zu unternehmen — mein Vaterland wieder zu sehen und meinen Bruder zu umarmen, daß ich auf der Stelle die Anstalten dazu traf und mich auf den Weg begab. Ich sage euch nichts von der Länge der Zeit, die ich brauchte, von allen den Hindernissen, auf die ich stieß, noch von allen den Beschwerden, die ich zu erdulden hatte, um hieher zu gelangen. Ich will euch nur sagen, daß mich auf allen meinen Reisen nichts so sehr geschmerzt und betrübt hat, als diese Nachricht von dem Tode eines Bruders, den ich immer und zwar mit einer wahrhaft brüderlichen Freundschaft geliebt habe. Ich habe seine Züge in dem Gesicht meines Neffen, eures Sohnes, wieder gefunden und dies hat mich ihn unter allen übrigen Knaben, unter denen er sich befand, herausfinden lassen. Er kann euch sagen, welchen Eindruck die traurige Nachricht von dem Tode meines Bruders auf mich gemacht hat. Aber man muß Gott für Alles loben, ich tröste mich damit, ihn in einem Sohne wiederzufinden, der die sprechendsten Züge von ihm trägt."

Als der afrikanische Zauberer bemerkte, daß Aladdins Mutter bei dem Andenken an ihren Mann, das ihren Schmerz erneuerte, gerührt wurde, lenkte er das Gespräch davon ab, wandte sich zu Aladdin und fragte ihn nach seinem Namen.

„Ich heiße Aladdin," antwortete dieser.

„Nun, Aladdin," fuhr der Zauberer fort, „womit beschäftigst du dich? Verstehst du irgend ein Handwerk?"

Bei dieser Frage schlug Aladdin die Augen nieder und gerieth in große Verlegenheit. Seine Mutter aber nahm das Wort und sagte: „Aladdin ist ein Faullenzer, sein Vater hat, als er noch lebte, alles Mögliche gethan, um ihn sein Gewerbe zu lehren, hat es aber nie dahin bringen können und seit seinem Tode treibt er, ungeachtet alles dessen, was ich ihm sagen mochte, und was ich ihm täglich wiederhole, kein anderes Gewerbe, als das eines Tagediebes und bringt seine ganze Zeit damit zu, mit Kindern zu spielen, wie ihr gesehen habt, ohne zu überlegen, daß er selber kein Kind mehr ist und wenn ihr ihm deshalb nicht in's Gewissen redet und er dadurch nicht gebessert wird, so verzweifle ich, daß je etwas ordentliches aus ihm werde. Er weiß, daß sein Vater kein Vermögen hinterlassen hat, er sieht selbst, daß ich mit Baumwollespinnen den ganzen Tag über kaum so viel verdiene, daß wir Brot haben. Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, ihm ehester Tage meine Thür zu verschließen und ihn fortzuschicken, um sich anderswo sein Brot zu suchen."

Als die Mutter Aladdins unter vielen Thränen diese Worte gesprochen hatte, sagte der afrikanische Zauberer zu Aladdin: „Das ist nicht recht, lieber Neffe. Du mußt darauf denken, dir selber fortzuhelfen und deinen Lebensunterhalt zu verdienen. Es giebt ja so vielerlei Gewerbe, sieh zu, ob sich nicht eins darunter befindet, für welches du mehr Neigung hast, als für die andern. Vielleicht mißfällt dir nur das deines Vaters und du würdest dich leicht zu einem andern bequemen; verhehle mir deine Gesinnungen nicht, ich will nichts, als dir helfen."

Da er sah, daß Aladdin nicht antwortete, so fuhr er fort: „Wenn du etwa eine Abneigung hast, irgend ein Handwerk zu treiben, und gern etwas höher

hinaus willst, so will ich dir einen Laden mit reichen Stoffen und feiner Leinwand übergeben. Du kannst dich dann mit ihrem Verkauf beschäftigen, von dem Gelde, welches du daraus lösest, andere Waaren einkaufen und auf diese Weise anständig leben. Frage dich selbst und sag mir dann offen, was du dazu meinst. Du wirst mich immer bereit finden, mein Versprechen zu halten."

Dieses Anerbieten schmeichelte dem Aladdin sehr, dem jedes Handwerk um so mehr zuwider war, als er bemerkt hatte, daß diese Art Kaufmannsläden sehr reinlich und stark besucht und daß die Kaufleute darin gut gekleidet und sehr geachtete Leute waren. Er sagte daher zu dem afrikanischen Zauberer, den er für seinen Oheim hielt, daß seine Neigung dahin mehr, als nach allem andern ginge und daß er ihm sein ganzes Leben hindurch für die Wohlthat, die er ihm erweisen wolle, verpflichtet sein würde.

„Da dies Gewerbe dir gefällt," erwiderte der afrikanische Zauberer, „so werde ich dich morgen mitnehmen und dich so sauber und reich kleiden lassen, wie es dem Stande eines der reichsten Kaufleute dieser Stadt geziemt, und übermorgen wollen wir darauf denken, für dich einen Laden zu errichten, so wie ich ihn im Sinne habe."

Die Mutter Aladdins, die bis dahin noch nicht geglaubt hatte, daß der afrikanische Zauberer der Bruder ihres Mannes sei, zweifelte nun, nach den Wohlthaten, die er ihrem Sohn zu erweisen versprach, ganz und gar nicht mehr daran. Sie dankte ihm für seine guten Absichten und nachdem sie Aladdin ermahnt hatte, sich aller der Wohlthaten, die sein Oheim ihn hoffen ließ, würdig zu zeigen, trug sie das Abendbrod auf. Während der ganzen Abendmahlzeit drehte sich das Gespräch immer um den nämlichen Gegenstand. Als endlich der Zauberer bemerkte, daß die Nacht schon weit vorgerückt war, nahm er von Mutter und Sohn Abschied und entfernte sich.

Am folgenden Morgen unterließ der afrikanische Zauberer nicht, sich wie er versprochen hatte, bei der Wittwe Mustafa's des Schneiders wieder einzufinden. Er nahm Aladdin mit sich und führte ihn zu einem großen Kaufmann, der bloß ganz fertige Kleider von allen Arten schöner Stoffe und für Personen des verschiedensten Alters und Standes verkaufte. Er ließ sich welche zeigen, die zur Größe Aladdins paßten und nachdem er die, welche ihn am besten gefielen, ausgesucht und alle andern, die nicht so schön waren, als er wünschte, zurückgelegt hatte, sagte er zu Aladdin: „Mein lieber Neffe, wähle dir aus allen diesen Kleidern das, welches dir am meisten gefällt."

Aladdin, der über die Freigebigkeit seines neuen Oheims entzückt war, wählte sich eins. Der Zauberer kaufte es mit Allem, was dazu gehörte und bezahlte es, ohne zu handeln. Als Aladdin sich von Kopf bis zu Fuß so reich bekleidet sah, dankte er seinem Oheim auf alle nur ersinnliche Weise und der Zauberer versprach ihm, ihn auch ferner nicht zu verlassen, sondern ihn stets bei sich zu behalten.

In der That führte er ihn in die besuchtesten Gegenden der Stadt, besonders in die, wo die reichen Läden der Kaufleute waren und als sie in die Straße kamen, wo sich die mit den reichsten Stoffen und der feinsten Leinwand angefüllten Läden

befanden, sagte er zu Aladdin: „Da du bald ein eben solcher Kaufmann, wie diese hier, sein wirst, so ist es gut, daß du sie besuchst und daß sie dich kennen lernen.“

Er zeigte ihm auch die schönsten und größten Moscheen, führte ihn in die Chane, wo die fremden Kaufleute wohnten und an alle die Orte im Palast des Sultans, zu denen der Zutritt erlaubt war. Endlich, nachdem sie mit einander die schönsten Gegenden der Stadt durchstreift hatten, begaben sie sich nach dem Chan, in welchem der Zauberer seine Wohnung genommen hatte. Es fanden sich daselbst noch einige andere Kaufleute ein, deren Bekanntschaft er seit seiner Ankunft gemacht und die er in der Absicht eingeladen hatte, sie gut zu bewirthen und ihnen dabei seinen angeblichen Neffen vorzustellen.

Das Mahl dauerte bis gegen Abend. Aladdin wollte von seinem Oheim Abschied nehmen, um nach Hause zurückzukehren, aber der afrikanische Zauberer wollte ihn nicht allein gehen lassen, sondern brachte ihn selbst seiner Mutter zurück. Als diese ihren Sohn so schön gekleidet sah, gerieth sie außer sich vor Freude und konnte gar nicht aufhören, den Zauberer, der für ihren Sohn eine so große Ausgabe gemacht hätte, mit allen nur möglichen Segenswünschen zu überhäufen.

„Großmüthiger Schwager,“ sagte sie zu ihm, „ich weiß nicht, wie ich euch für eure Freigebigkeit danken soll. Ich weiß nur, daß mein Sohn das Gute, welches ihr ihm erweist, nicht verdient und daß er dessen ganz unwerth sein würde, wenn er es nicht anerkennen oder der guten Absicht, die ihr habt, ihm eine so glänzende Einrichtung zu geben, nicht entsprechen sollte. Ich für meinen Theil,“ fügte sie hinzu, „danke euch nochmals von ganzer Seele dafür und wünsche euch ein recht langes Leben, damit ihr von der Erkenntlichkeit meines Sohnes Zeuge sein könnt, der euch dieselbe nicht besser beweisen kann, als wenn er euren guten Rathschlägen folgt.“

„Aladdin,“ versetzte der afrikanische Zauberer, „ist ein guter Junge; er hört auf mich und ich denke, daß wir noch etwas Tüchtiges aus ihm machen werden. Es thut mir übrigens leid, daß ich nicht schon morgen mein Versprechen ausführen kann, es ist aber Freitag, die Läden sind geschlossen und es ist also nicht daran zu denken, einen zu miethen und mit dem Nöthigen auszustatten, da die Kaufleute an diesem Tage nur an ihr Vergnügen denken. Wir müssen also dies Geschäft auf den Sonnabend lassen, aber ich werde ihn morgen wieder mitnehmen und in die Gärten spazieren führen, wo sich die schöne Welt einzufinden pflegt. Er hat vielleicht noch nichts von den Vergnügungen gesehen, welche man dort genießt. Er hat bis jetzt nur unter Kindern gelebt, er muß nun erwachsene Menschen kennen lernen.“

Der afrikanische Zauberer nahm von Mutter und Sohn Abschied und entfernte sich. Aladdin, der schon nicht wenig erfreut war, sich so gut gekleidet zu sehen, genoß unterdeß ein neues Vergnügen, wenn er an den Spaziergang nach den außerhalb der Stadt liegenden Gärten dachte. Er war in der That noch nie vor die Thore gekommen und hatte die Umgebungen der Stadt, die sehr schön und anmuthig waren, noch nie gesehen.

Am folgenden Tage stand Aladdin sehr zeitig auf und kleidete sich an, um zum Gehen bereit zu sein, wenn sein Oheim ihn abholen komme. Nachdem er lange Zeit, wie es ihm vorkam, gewartet hatte, öffnete er vor Ungeduld die Thür und ging alle Augenblicke hinaus, um zu sehen, ob er noch nicht käme. Sobald er ihn erblickte, benachrichtigte er seine Mutter davon, nahm Abschied von ihr, schloß die Thür zu und lief ihm entgegen.

Als der afrikanische Zauberer Aladdin wieder sah, erwies er ihm eine Menge Liebkosungen. „Nun mein liebes Kind," sagte er mit lächelnder Miene zu ihm, „ich werde dich heut schöne Sachen sehen lassen."

Er führte ihn durch ein Thor, welches zu großen und schönen Häusern oder vielmehr zu prächtigen Pallästen hinaus führte, deren jeder einen sehr schönen Garten hatte, in den der Eintritt frei stand. Bei jedem Pallast, an welchem sie vorbei kamen, fragte der Zauberer Aladdin, ob er ihn schön fände? und Aladdin, der ihm, sobald sich ein neuer zeigte, immer damit zuvorkam, sagte: „Lieber Oheim, da ist ein noch weit schönerer als die, welche wir so eben gesehen haben."

Inzwischen gingen sie immer weiter in's Freie hinaus und der schlaue Zauberer, der noch viel weiter zu gehen beabsichtigte, um das Vorhaben, welches er im Sinne hatte, auszuführen, nahm Gelegenheit in einen dieser Gärten zu treten. Er setzte sich neben ein großes Becken, in welches aus einem bronzenen Löwenrachen das klarste Wasser sprudelte und stellte sich, als ob er müde sei, damit sich Aladdin gleichfalls niedersetze.

„Lieber Neffe," sagte er zu ihm, „du mußt eben so müde wie ich sein, laß uns hier ein wenig ausruhen, um neue Kräfte zu sammeln, wir werden dann unsern Spaziergang um so frischer fortsetzen können."

Als sie sich gesetzt hatten, zog der afrikanische Zauberer aus einem Tuche, welches an seinem Gürtel befestigt war, einige Kuchen und mehrere Arten von Früchten, die er zum Vorrath mitgenommen hatte, hervor und breitete sie auf dem Rande des Beckens aus. Er theilte einen Kuchen zwischen sich und Aladdin und ließ ihm hinsichtlich der Früchte freie Wahl, welche ihm am besten schmeckten. Während dieser kleinen Mahlzeit unterhielt er seinen angeblichen Neffen mit mehreren Unterweisungen, die darauf ausgingen, ihn zu ermahnen, sich von dem Umgang mit Knaben loszumachen und vielmehr den kluger und verständiger Männer zu suchen, ihnen zuzuhören und von ihren Unterhaltungen Nutzen zu ziehen. „Bald," sagte er zu ihm, „wirst du ein Mann sein, wie sie und du kannst dich nicht früh genug daran gewöhnen, nach ihrem Beispiel verständige Reden zu führen."

Als sie die kleine Mahlzeit beendet hatten, standen sie auf und verfolgten ihren Weg quer durch die Gärten, die nur durch schmale Gräben von einander getrennt waren, welche die Gränze bezeichneten, ohne deshalb die Verbindung zu unterbrechen. Das gegenseitige Vertrauen, welches die Bürger dieser Stadt zu einander hatten, machte, daß sie weiter keine Vorsichtsmaßregeln trafen, um sich vor Schaden zu bewahren. Unvermerkt führte der afrikanische Zauberer Aladdin ziemlich weit über die Felder weg bis in die Nähe der Berge.

Aladdin, der in seinem ganzen Leben keinen so weiten Weg gemacht hatte, fühlte sich sehr ermüdet. „Lieber Oheim," sagte er, „wo gehen wir denn hin? Wir haben die Gärten schon sehr weit hinter uns gelassen und ich sehe nichts mehr als Berge. Wenn wir noch weiter gehen, so weiß ich nicht, ob ich noch Kraft genug haben werde, wieder bis in die Stadt zurück zu kommmen."

„Faß nur Muth, lieber Neffe," entgegnete ihm der vermeintliche Oheim, „ich will dir noch einen andern Garten zeigen, der alle die, welche du bis jetzt gesehen hast, übertrifft; er ist nicht weit von hier, nur noch einige Schritte, und wenn wir da sein werden, sollst du mir selbst sagen, ob es dir nicht sehr leid sein würde, ihn nicht gesehen zu haben, nachdem du ihm schon so nahe gekommen warst."

Aladdin ließ sich überreden und der Zauberer führte ihn noch viel weiter, indem er ihn mit verschiedenen ergötzlichen Geschichten unterhielt, um ihm den Weg minder langweilig und die Ermüdung erträglicher zu machen. Endlich gelangten sie zwischen zwei Berge von mäßiger Höhe, die sich ziemlich gleich und nur durch ein sehr schmales Thal getrennt waren. Dies war der merkwürdige Ort, wohin der afrikanische Zauberer Aladdin hatte führen wollen, um den großen Plan zur Ausführung zu bringen, um dessen willen er von dem äußersten Ende Afrikas bis nach China gekommen war. „Nun gehen wir nicht mehr weiter," sagte er zu Aladdin, „ich will dich hier Dinge sehen lassen, die ganz außerordentlich und allen übrigen Sterblichen unbekannt sind; und wenn du sie gesehen hast, wirst du mir gewiß Dank wissen, daß ich dir den Anblick solcher Wunderdinge verschafft habe, die außer dir in der Welt noch Niemand gesehen hat. Während ich mit dem Stahl Feuer schlage, häufe du von dem Reisig, welches du hier siehst, das trockenste zusammen, um Feuer anzumachen."

Es gab eine so große Menge Reisig dort, daß Aladdin sehr bald einen mehr als hinlänglichen Haufen zusammen hatte, während der Zauberer das Schwefelhölzchen anzündete. Er machte nun Feuer an und als das Reisig aufloderte, warf der afrikanische Zauberer von einem Räucherwerk hinein, welches er schon bereit hielt. Ein sehr dicker Rauch stieg empor, den er bald auf diese, bald auf jene Seite wendete, indem er Zauberworte aussprach, von denen Aladdin nichts verstand.

In diesem Augenblick erzitterte die Erde ein wenig, öffnete sich gerade vor dem Zauberer und Aladdin, und ließ einen Stein sichtbar werden, der ungefähr anderthalb Fuß im Quadrat hatte, etwa einen Fuß dick und horizontal hingelegt war, mit einem bronzenen Ringe in der Mitte, der dazu diente den Stein in die Höhe zu heben.

Aladdin, erschrocken über alles das, was sich vor seinen Augen begab, gerieth in Furcht und wollte die Flucht ergreifen. Allein er war zu diesem Zauber nothwendig, der Zauberer hielt ihn daher zurück, schalt ihn heftig und gab ihm dabei eine so starke Ohrfeige, daß er zu Boden fiel und nur wenig fehlte, daß ihm die Oberzähne nicht eingeschlagen wurden, wie es dem Blut nach, welches ihm aus dem Munde floß, den Anschein hatte. Der arme Aladdin, am ganzen Leibe zitternd und die Augen voll Thränen, rief weinend: „Lieber Oheim, womit habe ich denn verdient, daß ihr mich so heftig schlagt?"

„Ich habe meine Gründe dazu," erwiderte der Zauberer. „Ich bin dein Oheim, der gegenwärtig Vaterstelle bei dir vertritt und du hast dich gar nicht zu verantworten. Indeß, liebes Kind," fuhr er sanfter fort, „fürchte nichts, ich verlange nichts weiter von dir, als daß du mir pünktlich gehorchest, wenn du dir selber nützen und dich der großen Vortheile, die ich dir zu verschaffen beabsichtige, würdig machen willst."

Diese schönen Versprechungen des Zauberers besänftigten ein wenig die Furcht und die Empfindlichkeit Aladdin's, und als der Zauberer ihn ganz beruhigt sah, fuhr er fort: „Du hast gesehen, was ich durch die Kraft meines Räucherwerks und der Worte, die ich dazu aussprach, bewirkt habe. Vernimm also jetzt, daß unter diesem Stein, den du hier siehst, ein Schatz verborgen liegt, der dir bestimmt ist und der dich eines Tages reicher als die größten Könige der Welt machen soll. Dies ist so gewiß wahr, daß es auf der ganzen Welt Niemanden außer dir giebt, dem es erlaubt wäre, diesen Stein anzurühren und wegzuheben, ja, es ist mir sogar verboten, ihn anzurühren und nur einen Fuß in die Schatzkammer zu setzen, wenn sie geöffnet sein wird. Deshalb nun mußt du ganz genau Alles thun, was ich dir sagen werde, ohne etwas dabei zu versehen. Die Sache ist für dich und für mich von großer Wichtigkeit."

Aladdin, in stetem Erstaunen über das, was er sah und so eben von dem Zauberer gehört hatte, von einem Schatz, der ihn für immer glücklich machen solle, vergaß Alles, was vorgefallen war.

„Nun, lieber Oheim," sagte er zu dem Zauberer, indem er sich von der Erde erhob, „was soll geschehen? Befehlt nur. Ich bin bereit, zu gehorchen."

„Das freut mich unendlich, mein Sohn," versetzte der afrikanische Zauberer, indem er ihn umarmte, „daß du diesen Entschluß gefaßt hast; komm, tritt näher, faß diesen Ring und heb' diesen Stein auf."

„Aber, lieber Oheim," entgegnete Aladdin, „ich bin nicht stark genug, um ihn in die Höhe zu heben, ihr müßt mir dabei helfen."

„Nein," erwiderte der afrikanische Zauberer, „du bedarfst meiner Hülfe nicht und du und ich, wir würden Beide nichts ausrichten, wenn ich dir hülfe. Du mußt ihn ganz allein aufheben. Faß nur den Ring an, nenne den Namen deines Vaters und Großvaters und heb' ihn in die Höh', so wirst du sehen, daß er dir ohne Schwierigkeit folgt."

Aladdin that, wie der afrikanische Zauberer ihm gesagt hatte, hob den Stein mit Leichtigkeit auf und legte ihn bei Seite. Als der Stein hinweggenommen war, zeigte sich eine Höhle von drei bis vier Fuß Tiefe und Stufen, um noch weiter hinabzusteigen.

„Mein Sohn," sagte nun der afrikanische Zauberer zu Aladdin, „beobachte jetzt genau Alles, was ich dir sagen werde. Steig' in diese Höhle hinab und wenn du zu Ende der Stufen bist, die du hier siehst, so wirst du eine offene Thür finden, die dich zu einem großen Gewölbe führt, welches in drei nebeneinander liegende Säle abgetheilt ist. In einem jeden wirst du rechts und links vier bronzene Vasen, groß wie Kufen und mit Gold und Silber angefüllt, erblicken,

aber hüte dich wol, sie anzurühren. Bevor du in den ersten Saal trittst, hebe dein Kleid in die Höh' und leg es dicht um deinen Leib. Wenn du hineingekommen bist, so geh ohne dich aufzuhalten in den zweiten und aus diesem in den dritten, gleichfalls ohne Aufenthalt. Vor allen Dingen hüte dich ja den Wänden zu nahe zu kommen und sie auch nur mit deinem Kleide zu berühren, denn wenn du sie berührtest, so würdest du auf der Stelle des Todes sein. Deshalb hab' ich dir gesagt, daß du dein Kleid ja eng und fest um dich nehmen sollst."

„Am Ende des dritten Saales ist eine Thür, die dich in einen Garten führt, der mit schönen Bäumen, die voller Früchte hängen, bepflanzt ist. Geh gerade aus, quer durch den Garten auf einem Wege, der dich zu einer Treppe von funfzig Stufen führen wird, auf der du zu einer Terasse emporsteigst. Wenn du oben auf der Terasse bist, so wirst du eine Nische vor dir sehen und in der Nische eine brennende Lampe. Nimm die Lampe und lösche sie aus, und wenn du den Docht herausgeworfen und die Flüssigkeit ausgegossen hast, so steck' sie in deinen Busen und bring' sie mir. Fürchte dich nicht, dein Kleid zu verderben, denn die Flüssigkeit ist kein Oel und die Lampe wird trocken sein, sobald nichts mehr darin ist. Hast du Lust nach den Früchten im Garten, so kannst du davon pflücken, so viel du willst, das ist dir nicht verboten."

Nachdem der afrikanische Zauberer diese Worte gesprochen hatte, zog er einen Ring von seinem Finger und steckte ihn an einen Finger Aladdin's, indem er ihm sagte, dies sei ein Verwahrungsmittel gegen alles Böse, was ihm etwa begegnen könne, wofern er nur alles das, was er ihm eben vorgeschrieben habe, genau beobachten wolle. „Geh jetzt, mein Sohn," sagte er nach dieser Unterweisung zu ihm, „steig dreist hinab, wir werden Beide für unser ganzes Leben reich werden."

Aladdin sprang leichtfüßig in die Höhle hinein und stieg die Stufen bis unten hinab. Er fand die drei Säle, die ihm der afrikanische Zauberer beschrieben hatte und ging um so behutsamer durch sie hindurch, da er sich fürchtete, des Todes zu sein, wenn er nicht sorgfältig beobachte, was ihm vorgeschrieben war. Er ging quer durch den Garten, ohne sich aufzuhalten, stieg auf die Terasse, nahm die brennende Lampe aus der Nische, warf den Docht und die Flüssigkeit hinaus, und als er sie trocken fand, wie der Zauberer ihm vorher gesagt hatt, steckte er sie in den Busen; er stieg hierauf von der Terrasse hinab und verweilte im Garten, um die Früchte zu betrachten, die er im Garten gesehen hatte.

Die Bäume dieses Gartens waren alle mit ganz wunderseltenen Früchten belastet. Jeder Baum trug welche, von verschiedenen Farben. Da gab es weiße, leuchtende und durchsichtige, wie Krystall, rothe, die einen dunkler, die andern heller, grüne, blaue, violette, gelbliche und so noch andere von aller Art Farben. Die weißen waren Perlen, die leuchtenden und durchsichtigen Diamanten, die dunkelrothen Rubine, die hellrothen Ballas-Rubine, die grünen Smaragde, die blauen Türkisse, die violetten Amethiste, die, welche in's gelbliche spielten, Topase u. s. w. und diese Früchte waren alle von einer Größe und Vollkommenheit, denen nichts gleich kam, was man auf Erden je gesehen hat. Aladdin jedoch, der weder ihren Werth, noch ihren Preis kannte, wurde von dem Anblick dieser Früchte, die

nicht für seinen Gaum waren, gar nicht angezogen. Ihm wären Feigen, Weintrauben und andere schmackhafte Früchte, wie sie in China gewöhnlich sind, lieber gewesen. Auch war er noch nicht alt genug, um ihre Kostbarkeit zu kennen. Er bildete sich ein, daß alle diese Früchte nur von buntfarbigem Glase wären und weiter keinen Werth hätten.

Gleichwol machte ihm doch die Mannigfaltigkeit so viel schöner Farben, die Schönheit und die außerordentliche Größe jeder Frucht Lust, sich von allen Arten welche abzupflücken. Er nahm also von jeder Farbe mehrere, füllte seine beiden Taschen und zwei ganz neue Beutel damit, welche ihm der Zauberer zugleich mit dem Kleide, mit dem er ihn beschenkt, gekauft hatte, damit er nichts als Neues an sich habe, und da die beiden Beutel nicht mehr in seine Taschen gingen, die schon voll waren, band er sie auf jeder Seite an seinen Gürtel fest, hüllte einige Früchte sogar in die Falten seines Gürtels, der aus Seidenstoff gemacht und sehr weit war und befestigte sie so, daß sie nicht herausfallen konnten. Auch vergaß er nicht, welche in den Busen zwischen das Kleid und das Hemd zu stecken.

Aladdin, der jetzt mit so viel Reichthümern beladen war, ohne es zu wissen, nahm rasch seinen Rückweg durch die drei Säle, um den afrikanischen Zauberer nicht zu lange warten zu lassen und nachdem er mit der nämlichen Vorsicht, wie vorher, quer hindurchgegangen war, stieg er wieder da hinauf, wo er hinabgestiegen war und zeigte sich am Eingange der Höhle, wo der afrikanische Zauberer ihn mit Ungeduld erwartete. Sobald Aladdin ihn erblickte, rief er ihm zu: „Lieber Oheim, ich bitte euch, reicht mir die Hand und helft mir hinauf steigen."

„Mein Sohn," sagte der afrikanische Zauberer, „gieb mir zuvor die Lampe, sie könnte dir hinderlich sein."

„Verzeiht, lieber Oheim," entgegnete Aladdin, „sie hindert mich gar nicht, ich will sie euch geben, sobald ich oben sein werde,"

Der afrikanische Zauberer bestand darauf, daß ihm Aladdin die Lampe in die Hand geben sollte, bevor er ihn aus der Höhle herauszöge und Aladdin, der diese Lampe mit all' den Früchten, die er zu sich gesteckt, verpackt hatte, weigerte sich durchaus, sie ihm zu geben, ehe er aus der Höhle sei.

Da gerieth der afrikanische Zauberer aus Verzweiflung über die Widerspenstigkeit des jungen Menschen in eine furchtbare Wuth. Er warf ein wenig von seinem Räucherwerk auf das Feuer, welches er sorgfältig unterhalten hatte, und kaum hatte er zwei Zauberworte ausgesprochen, als der Stein, welcher dazu diente, den Eingang der Höhle zu verschließen, sich von selbst wieder auf seinen Platz legte, nebst der Erde darüber, so daß Alles wieder in denselben Zustand kam, wie es bei der Ankunft des afrikanischen Zauberers und Aladdin's gewesen war.

Es ist gewiß, daß der afrikanische Zauberer kein Bruder des Schneiders Mustafa war, wie er vorgegeben hatte, und folglich auch nicht der Oheim Aladdin's. Er war jedoch wirklich aus Afrika und daselbst geboren, und da Afrika ein Land ist, wo man sich mit der Zauberei weit mehr abgiebt, als irgend wo anders, so hatte er sich von Jugend an darauf gelegt, und nachdem er sich etwa

vierzig Jahr lang mit Zaubereien, mit der Punktirkunst, mit Räucherungen und dem Lesen von Zauberbüchern beschäftigt hatte, war er endlich zu der Entdeckung gekommen, daß es in der Welt eine Wunderlampe gäbe, deren Besitz ihn mächtiger als alle Monarchen der Erde machen würde, wenn er ihrer habhaft werden könnte. Durch seinen letzten Versuch in der Punktirkunst hatte er herausgebracht, daß diese Lampe sich mitten in China an einem unterirdischen Ort befinde, in der Gegend und unter allen den Umständen, die wir bereits kennen. Von der Richtigkeit dieser Entdeckung vollkommen überzeugt, war er, wie gesagt, von dem äußersten Ende Afrikas abgereist und nach einer langen und beschwerlichen Reise in der Stadt eingetroffen, welche dem Schatz zunächst lag.

Allein obgleich sich die Lampe ganz gewiß an dem ihm bekannten Orte befand, so war es ihm doch nicht gestattet, sie selber wegzunehmen, noch den unterirdischen Ort, in dem sie war, in eigner Person zu betreten. Ein Anderer mußte hinabsteigen, sie nehmen und sie ihm einhändigen. Er hatte sich daher an Aladdin gewandt, den er für einen jungen, unbedeutenden Menschen und für ganz geeignet hielt, ihm diesen Dienst, den er von ihm erwartete, zu leisten; zugleich fest entschlossen, wenn er die Lampe erst in seinen Händen hätte, die letzte vorhin erwähnte Räucherung anzustellen, die beiden Zauberworte auszusprechen, welche die Wirkung hervorbringen sollten, die wir bereits gesehen haben, und so den armen Aladdin seiner Habsucht und Bosheit zu opfern, um keinen Zeugen dieser Sache an ihm zu haben. Die Ohrfeige, welche er Aladdin gegeben hatte, und das Ansehn, welches er sich über ihn angemaßt, hatten nur zum Zweck, ihn in Furcht zu setzen und zu pünktlichem Gehorsam zu gewöhnen, damit, wenn er diese berühmte Wunderlampe von ihm fordern würde, Aladdin sie ihm sogleich gäbe.

Allein es geschah ganz das Gegentheil von dem, was er erwartet hatte. Zuletzt bediente er sich seines boshaften Verfahrens, den armen Aladdin zu verderben, darum so eilig, weil er fürchtete, daß, wenn er noch länger mit ihm zankte, Jemand herbeikommen, sie hören und das Geheimniß, welches er so verborgen zu halten wünschte, offenbaren möchte.

Als der afrikanische Zauberer seine großen und schönen Hoffnungen für immer vereitelt sah, blieb ihm nichts anders übrig, als nach Afrika zurückzukehren, und er that das noch an demselben Tage. Er machte einen Umweg um nicht durch die Stadt zu kommen, aus welcher er mit Aladdin ausgegangen war. Er mußte in der That fürchten, den Personen, die ihn etwa mit dem Knaben hatten fortgehen sehn, verdächtig zu werden, wenn sie ihn jetzt ohne denselben zurückkommen sähen.

Allem Anscheine nach mußte es jetzt mit Aladdin aus sein; aber eben der, der ihn für immer zu verderben meinte, hatte nicht bedacht, daß er ihm einen Ring an den Finger gesteckt habe, der zu seiner Rettung dienen könnte. In der That ward eben dieser Ring, dessen Kraft Aladdin gar nicht kannte, das Mittel seiner Rettung und es ist zu verwundern, daß dieser Verlust nebst dem der Lampe den Zauberer nicht in die äußerste Verzweiflung stürzte. Aber die Zauberer sind so an Unfälle und an das Mißlingen ihrer Wünsche gewöhnt, daß sie, so lange sie

leben, nicht aufhören, sich mit Dunst, Luftschlössern und Einbildungen abspeisen zu lassen.

Aladdin, der nach den Liebkosungen und den Wohlthaten, die er von seinem vermeintlichen Oheim empfangen hatte, auf diese Bosheit gar nicht gefaßt war, gerieth in eine Bestürzung, die sich leichter denken als beschreiben läßt. Als er sich so lebendig begraben sah, rief er tausendmal den Namen seines Oheims und schrie, er sei bereit, ihm die Lampe zu geben; aber all' sein Rufen war umsonst und etwas anderes blieb ihm nicht übrig, sich bemerkbar zu machen. Endlich nachdem seine Thränen etwas nachgelassen hatten, stieg er wieder die Treppe zur Höhle hinunter, um in den Garten, in welchem er vorher gewesen war, und an's Tageslicht zu kommen. Aber die Mauer, die sich durch einen Zauber geöffnet hatte, hatte sich wieder durch einen andern Zauber geschlossen und zusammengefügt. Er tappte mehre mal rechts und links vor sich hin, ohne eine Thür zu finden. Er verdoppelte sein Geschrei und seine Thränen und setzte sich endlich auf den Stufen der Höhle nieder, ohne Hoffnung das Tageslicht je wieder zu sehen und mit der traurigen Gewißheit eines nahen Todes.

Aladdin blieb zwei Tage in diesem Zustand, ohne zu essen und zu trinken. Am dritten Tage endlich, da ihm sein Tod ganz unvermeidlich schien, faltete er die Hände, hob sie empor und rief mit völliger Ergebung in den Willen Gottes: „Es giebt keine Kraft und Macht als in Gott, dem größten und höchsten."

In dieser Stellung verweilend, rieb er, ohne irgend eine Absicht, den Ring, welchen der afrikanische Zauberer ihm an den Finger gesteckt hatte, und dessen Kraft er noch nicht kannte. Sogleich stieg vor ihm ein Geist empor, von ungeheurer Gestalt und fürchterlichem Ansehn, der von dem Boden bis an die Decke des Gewölbes reichte, und sprach zu Aladdin folgende Worte:

„Was willst du? hier bin ich, bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave aller derjenigen, die den Ring am Finger haben, sowol ich, als auch die andern Sklaven des Ringes."

Zu jeder andern Zeit und bei jeder andern Gelegenheit würde Aladdin, der an solche Erscheinungen nicht gewöhnt war, bei dem Anblick einer so ungeheuren Gestalt von Schreck ergriffen worden sein und die Sprache verloren haben. Allein jetzt, wo er nur an die Gefahr dachte, in der er sich befand, antwortete er ohne zu zögern: „Wer du auch immer seist, bringe mich aus diesem Ort, wenn du die Macht dazu hast."

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als sich die Erde öffnete und er sich außer der Höhle befand, grade an der Stelle, wohin ihn der Zauberer geführt hatte.

Man darf sich nicht wundern, daß Aladdin, der so lange Zeit in der dickſten Finsterniß verweilt hatte, anfänglich das volle Tageslicht kaum ertragen konnte. Er gewöhnte seine Augen nach und nach daran und als er wieder um sich blickte, war er sehr überrascht, keine Oeffnung mehr in der Erde zu sehen. Er konnte gar nicht begreifen, auf welche Art er so plötzlich aus dem Schooß der Erde herausgekommen war. Nur der Platz, wo das Reisig gebrannt hatte, ließ ihn die Stelle wieder erkennen, wo sich die Höhle befand. Hierauf wendete er sich nach der

Seite wo die Stadt lag, die er mitten unter den Gärten, welche sie umgaben, erblickte, und erkannte auch den Weg, auf welchem ihn der afrikanische Zauberer hergeführt hatte. Er ging denselben wieder zurück, Gott dankend, sich wieder auf der Erde zu sehen, nachdem er bereits daran verzweifelt hatte, je wieder auf sie zurückzukommen.

So gelangte er bis in die Stadt und schleppte sich mit vieler Mühe bis in seine Wohnung. Als er in das Zimmer seiner Mutter trat, zog ihm die Freude des Wiedersehens, verbunden mit der Schwäche, die von seinem dreitägigen Fasten herrührte, eine Ohnmacht zu, die eine Weile anhielt. Seine Mutter, die ihn schon als verloren oder todt beweint hatte, unterließ, da sie ihn in diesem Zustande sah, kein Mittel, um ihn wieder in's Leben zu bringen. Endlich erwachte er aus seiner Ohnmacht und die ersten Worte, die er sprach, waren: „Liebe Mutter, vor allen Dingen gieb mir zu essen, denn seit drei Tagen habe ich nicht das Mindeste zu mir genommen."

Seine Mutter brachte ihm was sie hatte, setzte es vor ihn hin und sagte: „Lieber Sohn, iß nur nicht mit zu großer Hast, denn das ist gefährlich; iß langsam und nach Bequemlichkeit und mäßige dich in deinem heftigen Hunger. Ich wünsche sogar nicht, daß du jetzt zu mir sprichst; sobald du wieder hergestellt bist, ist es Zeit genug, mir alles zu erzählen, was dir begegnet ist. Nach der Betrübniß, in der ich mich seit dem Sonnabend befunden habe, nach aller der Mühe, die ich mir gegeben habe, um zu erfahren, was aus dir geworden sei, da die Nacht anbrach und du nicht nach Hause kamst, genügt mir der Trost, dich wiederzusehen."

Aladdin folgte dem Rath seiner Mutter, aß ruhig und allmählig und trank nach Verhältniß. Als er damit fertig war, sagte er: „Liebe Mutter, ich hätte mich eigentlich über dich sehr zu beklagen, daß du mich so leicht der Willkühr eines Mannes anvertraut hast, der die Absicht hatte, mich zu verderben und der in diesem Augenblick, da ich zu dir rede, meinen Tod für so gewiß hält, daß er gar nicht daran zweifelt, daß ich entweder nicht mehr am Leben bin, oder doch es in ganz kurzer Zeit aufgeben muß. Freilich aber hast du geglaubt, es sei mein Oheim und ich glaubte es auch, so gut wie du, und konnten wir denn wol eine andere Meinung von einem Manne haben, der mich mit Liebkosungen und Wohlthaten überhäufte, und der mir so viel vortheilhafte Versprechungen machte? Du mußt aber wissen, liebe Mutter, daß er nichts als ein Böswicht, ein boshafter Betrüger war. Er hat mir so viel Wohlthaten und so viel Versprechungen nur darum gethan, um seinen Zweck zu erreichen, nämlich mich zu verderben, wie ich schon gesagt habe, ohne daß weder du noch ich die Ursache davon errathen können. Was mich betrifft, so kann ich versichern, daß ich ihm nie irgend einen Grund gegeben habe, der die mindeste schlechte Behandlung verdiente; das wirst du ja selbst aus dem treuen Bericht ersehen können, den ich dir über alles das, was sich seit meiner Trennung von dir, bis zur Ausführung seines gefährlichen Anschlages begeben hat, abstatten werde."

Aladdin begann nun seiner Mutter Alles zu erzählen, was ihm seit dem Freitage, wo ihn der Zauberer abgeholt hatte, um ihn in die Palläste und Gärten

außerhalb der Stadt spazieren zu führen, begegnet war. Ferner was ihm unterwegs begegnete, bis zu jener Stelle zwischen den Bergen, wo das große Werk des Zauberers vor sich gehen sollte; wie, nachdem der Zauberer Räucherwerk in das Feuer geworfen und einige unverständliche Worte dazu gesprochen, die Erde sich augenblicklich geöffnet und den Eingang einer Höhle habe sehen lassen, die zu einem unermeßlichen Schatze führte. Er vergaß auch nicht die Ohrfeige, die er von dem Zauberer empfangen hatte und auf welche Weise ihn dieser, nachdem er sich wieder besänftigt, dazu vermocht habe, in die Höhle hinabzusteigen, wobei er ihm einen Ring an den Finger gesteckt. Er vergaß nichts von Allem, was er auf seinem Hin- und Rückwege in den drei Sälen, im Garten und auf der Terasse gesehen, wo er die Wunderlampe genommen hatte, die er nun aus seinem Busen zog und seiner Mutter vorwies, nebst den durchsichtigen und buntfarbigen Früchten, die er auf dem Rückwege im Garten gepflückt hatte. Er gab auch seiner Mutter noch die beiden Beutel, die er ganz damit angefüllt hatte, doch sie machte sich wenig daraus. Gleichwol waren diese Früchte kostbare Edelsteine und ihr der Sonne gleich funkelnder Glanz, den sie beim Schimmer einer Lampe, die das Zimmer erhellte, von sich gaben, hätte ihren großen Werth wol erkennen lassen müssen, aber die Mutter Aladdins hatte nicht mehr Kenntniß davon, als ihr Sohn. Sie war in sehr dürftigen Verhältnissen aufgewachsen und ihr Mann war nie so vermögend gewesen, ihr dergleichen Steine zum Schmuck zu kaufen. Außerdem hatte sie nie bei einem ihrer Verwandten oder Nachbarn dergleichen gesehen und so darf man sich nicht wundern, wenn sie dieselben als ziemlich werthlose Dinge ansah, die höchstens dazu gut wären, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben das Auge zu ergötzen, weshalb auch Aladdin sie hinter eins der Sophakissen schob, auf welchem er saß.

Er beendigte den Bericht seines Abentheuers, indem er erzählte, wie er aus der Höhle wieder hinaussteigen wollte, und wie auf die Weigerung, dem Zauberer die Lampe zu geben, die er verlangte, sich die Höhle vermöge des Räucherwerks, welches der Zauberer in das Feuer warf, das er nicht hatte ausgehen lassen, und vermöge der Worte, die er dazu sprach, in einem Augenblick wieder geschlossen habe. Nicht ohne Thränen konnte er ihr das Weitere erzählen, den unglücklichen Zustand, in welchem er sich befand, als er sich lebendig in der Unglücks-Höhle eingeschlossen sah, bis zu dem Augenblick, wo er wieder hinaus kam durch die Berührung seines Ringes, dessen Kraft er nicht kannte.

Als er seine Erzählung geendigt hatte, sagte er zu seiner Mutter: „ich brauche dir nun nichts weiter zu sagen, das Uebrige ist dir bekannt. Das sind nun meine Abentheuer und Gefahren, die ich, seitdem du mich nicht gesehen hast, ausgestanden habe."

Die Mutter Aladdin's hatte diese wunderbare, überraschende und zu gleicher Zeit so schmerzliche Erzählung, da sie ihren Sohn trotz seiner Fehler zärtlich liebte, geduldig und ohne ihn zu unterbrechen, angehört. Nur bei den rührendsten Stellen, wo die Treulosigkeit des afrikanischen Zauberers recht sichtbar wurde, konnte sie sich nicht enthalten durch alle Zeichen des Unwillens an den Tag zu legen,

wie sehr sie ihn verabscheue. Aber kaum hatte Aladdin geendigt, so brach sie in tausend Schmähworte gegen den Betrüger aus. Sie nannte ihn einen Nichtswürdigen, Treulosen, Unmenschen, Meuchelmörder, Betrüger, Zauberer, einen Feind und Verderber des menschlichen Geschlechts. „Ja, mein Sohn," fügte sie hinzu, „es ist ein Zauberer und die Zauberer sind eine Pest für die Menschheit. Sie stehen durch ihre Beschwörungen und Zaubereien mit den bösen Geistern in Verkehr. Gott sei gesegnet, der nicht wollte, daß seine entsetzliche Bosheit gegen dich ihr Ziel erreiche. Du bist ihm für die Gnade, die er dir erwiesen hat, großen Dank schuldig. Dein Tod war unvermeidlich, wenn du dich seiner nicht erinnert und seine Hülfe angefleht hättest."

Sie sagte noch vieles Andere, in einem fort den abscheulichen Verrath des Zauberers an ihrem Sohne verwünschend; aber während sie sprach, bemerkte sie, daß Aladdin, der seit drei Nächten nicht geschlafen hatte, der Ruhe bedurfte. Sie bereitete ihm also sein Lager und bald darauf legte sie sich gleichfalls nieder.

Aladdin, der an dem unterirdischen Ort, wo er begraben gewesen, keine Ruhe genossen hatte, lag die ganze Nacht durch in einem tiefen Schlaf und wachte am andern Morgen erst sehr spät auf. Er stand auf und das erste, was er zu seiner Mutter sagte, war, daß er sehr hungrig sei und daß sie ihm kein größeres Vergnügen machen könne, als wenn sie ihm zu frühstücken gäbe.

„Ach, mein Sohn," antwortete seine Mutter, „ich kann dir nicht einmal ein Stück Brot geben, du hast gestern Abend den wenigen Vorrath, den ich zu Hause hatte, aufgezehrt. Aber gedulde dich nur ein wenig, ich will dir bald etwas bringen. Ich habe da ein wenig Baumwolle gesponnen, ich will gehn und sie verkaufen, um dir Brot und noch sonst etwas zu unserem Mittagsessen zu besorgen."

„Liebe Mutter," versetzte Aladdin, „hebe deine Baumwolle für ein andermal auf und gieb mir die Lampe, die ich gestern mitgebracht habe, ich werde sie verkaufen gehen und das Geld, welches ich dafür erhalte, wird hinreichen, uns Frühstück, Mittagbrot und vielleicht auch etwas zum Abend zu verschaffen."

Die Mutter Aladdin's nahm die Lampe aus dem Winkel, wo sie sie hingestellt hatte, und sagte zu ihrem Sohn: „Da hast du sie, aber sie ist sehr schmutzig, wenn sie ein wenig geputzt ist, so glaube ich, wird sie etwas mehr gelten."

Sie nahm also Wasser und ein wenig Sand, um sie zu putzen; aber kaum hatte sie angefangen die Lampe zu reiben, als augenblicklich in Gegenwart ihres Sohnes ein gräßlicher und riesenhaft großer Geist emporstieg, sich vor sie hinstellte und mit einer Donnerstimme zu ihr sagte:

„Was willst du? ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave und aller derjenigen, welche die Lampe in der Hand haben, sowol ich als alle andern Sklaven der Lampe."

Die Mutter Aladdins vermochte nicht zu antworten. Ihr Auge konnte die widerwärtige und furchtbare Gestalt des Geistes nicht ertragen und bei den ersten Worten, die er sprach, ergriff sie ein solcher Schrecken, daß sie ohnmächtig zu Boden fiel. Aladdin, der in der Höhle schon eine ähnliche Erscheinung gehabt hatte, nahm, ohne Zeit oder Besinnung zu verlieren, rasch die Lampe und ant-

wortete statt seiner Mutter mit festem Ton: „ich habe Hunger, bring' mir etwas zu essen."

Der Geist verschwand und einen Augenblick darauf kehrte er zurück, beladen mit einem großen, silbernen Becken, welches er auf dem Kopf trug, mit zwölf verdeckten Schüsseln von demselben Metall, mit den vortrefflichsten Speisen angefüllt, nebst sechs großen Broten, weiß wie Schnee, zwei Flaschen köstlichen Weines und zwei silbernen Schaalen in der Hand. Er setzte Alles auf das Sopha und verschwand sogleich. Dies geschah in so kurzer Zeit, daß Aladdins Mutter noch nicht aus ihrer Ohnmacht erwacht war, als der Geist zum zweiten Mal verschwand.

Aladdin, der ihr bereits Wasser in's Gesicht gespritzt hatte, aber ohne Erfolg, wollte dies jetzt wiederholen, um sie wieder zu sich zu bringen: aber sei es, daß ihre entflohenen Lebensgeister sich wieder gesammelt hatten, oder trug der Duft der Speisen, welche der Geist so eben gebracht hatte, dazu bei, genug, sie kam augenblicklich wieder zu sich. „Liebe Mutter," sagte Aladdin zu ihr, „es ist nichts weiter, steh auf und iß. Da ist etwas, dich zu stärken und zugleich meinen großen Hunger zu befriedigen. Laß uns essen und so gute Speisen nicht kalt werden."

Aladdins Mutter war ungemein überrascht, als sie das große Becken erblickte, die zwölf Schüsseln, die sechs Brote, die zwei Flaschen und die beiden Schaalen und als sie den köstlichen Geruch einathmete, der von allen diesen Schüsseln empor stieg.

„Mein Sohn," sagte sie zu Aladdin, „wie kommen wir zu diesem Ueberfluß und wem verdanken wir eine so überaus große Freigebigkeit? Sollte der Sultan etwa von unserer Armuth gehört und Mitleid mit uns empfunden haben?"

„Liebe Mutter," versetzte Aladdin, „laß uns jetzt zu Tisch setzen und essen, du hast es eben so nöthig, als ich; wenn wir gefrühstückt haben, will ich dir Alles sagen."

Sie setzten sich zu Tisch und aßen mit um so größerem Appetit, als weder die Mutter, noch ihr Sohn, sich je an einer so gut besetzten Tafel befunden hatten. Während der Mahlzeit konnte Aladdins Mutter nicht aufhören, das Becken und die Schüsseln zu betrachten und zu bewundern, obgleich sie nicht gewiß wußte, ob sie von Silber oder von einem andern Metall wären, so wenig war sie gewöhnt, dergleichen zu sehen, und eigentlich war es demnach nur die Neuheit, die sie in Bewunderung versetzte, denn den Werth der Sachen, der ihr unbekannt war, beachtete sie nicht, und ihr Sohn Aladdin hatte auch nicht mehr Kenntniß davon, als sie.

Aladdin und seine Mutter, die nur ein einfaches Frühstück zu halten gedachten, befanden sich noch um die Stunde des Mittagsessens bei Tafel; so vortreffliche Speisen hatten ihren Appetit gereizt und sie glaubten, nicht übel zu thun, während sie noch warm seien, lieber beide Mahlzeiten zu vereinigen, statt zweimal zu tafeln. Nachdem sie diese doppelte Mahlzeit beendigt hatten, blieb ihnen nicht nur zum Abendbrot noch übrig, sondern auch noch so viel, daß sie am folgenden Tage zwei eben so starke Mahlzeiten halten konnten.

Als die Mutter Aladdins abgedeckt und das Fleisch, welches unberührt geblieben war, aufgehoben hatte, setzte sie sich neben ihren Sohn auf das Sopha und sagte zu ihm: „Aladdin, ich erwarte, daß du die Ungeduld, mit der ich der versprochnen Auskunft entgegen sehe, jetzt befriedigst."

Aladdin erzählte ihr genau Alles, was sich von ihrer Ohnmacht an, bis sie wieder zu sich gekommen war, zwischen ihm und dem Geist begeben hatte. Aladdins Mutter war über die Rede ihres Sohnes und das Erscheinen des Geistes höchst erstaunt.

„Aber, mein Sohn," fragte sie, „was willst du denn eigentlich mit deinen Geistern sagen? so lange ich auf der Welt bin, habe ich nie gehört, daß Jemand von meiner Bekanntschaft einen Geist gesehen hätte. Durch welchen Zufall ist denn grade dieser häßliche Geist zu mir gekommen, warum hat er sich an mich und nicht an dich gewandt, dem er doch schon in der Schatzhöhle erschienen war?"

„Liebe Mutter," versetzte Aladdin, „der Geist, der euch erschien, ist nicht der Nämliche, der mir erschienen ist; sie sind sich nur in ihrer riesenhaften Größe ähnlich, aber an Gesichtsbildung und Kleidung sind sie gänzlich verschieden von einander. Auch gehören sie verschiedenen Herren an. Du erinnerst dich, daß der, den ich gesehen habe, sich einen Sklaven des Ringes nannte, den ich am Finger habe und der, welcher dir erschien, nannte sich einen Sklaven der Lampe, die du in der Hand hieltest; aber ich glaube nicht, daß du es gehört hast, denn du fielst, wenn ich mich recht erinnere, gleich als er zu sprechen anfing, in Ohnmacht."

„Wie," rief Aladdins Mutter, „deine Lampe ist also Schuld, daß sich dieser abscheuliche Geist lieber an mich, als an dich gewandt hat? Oh mein Sohn, nimm sie mir aus den Augen und thu sie, wohin du willst, ich mag sie nicht mehr anrühren. Lieber mag sie weggeworfen oder verkauft werden, als daß ich Gefahr laufe, sobald ich sie anrühre, vor Schrecken zu sterben. Wenn du mir folgen willst, so entäußere dich auch des Ringes. Man muß mit den Geistern keinen Verkehr haben. Es sind böse Wesen wie uns der Prophet gesagt hat."

„Mit deiner Erlaubniß, liebe Mutter," versetzte Aladdin, „aber ich werde mich jetzt wol hüten, wie ich vor Kurzem noch wollte, eine Lampe zu verkaufen, die dir und mir so nützlich sein wird. Siehst du nicht, was sie uns so eben verschafft hat? sie muß uns auch fortdauernd, was wir zur Nahrung und zum Lebensunterhalt gebrauchen, herbeischaffen. Du mußt jetzt so gut wie ich einsehen, daß mein angeblicher nichtswürdiger Oheim sich nicht ohne Grund so viel Mühe gegeben und eine so lange und beschwerliche Reise unternommen hat, um in den Besitz dieser wunderbaren Lampe zu kommen, die er allem Gold und Silber vorzog, das sich, wie er wußte, in den Sälen befand und welches ich selbst, so wie er es mir beschrieben, gesehen habe. Er kannte zu gut den Preis und den Werth dieser Lampe, um aus jenem so reichen Schatze noch etwas anderes zu verlangen. Da uns der Zufall die Kraft derselben hat entdecken lassen, so wollen wir einen möglichst vortheilhaften Gebrauch davon machen, aber ganz ohne Aufsehen, um nicht den Neid und die Eifersucht unserer Nachbarn zu erregen. Ich will sie dir

übrigens gern aus den Augen schaffen und sie an einen Ort stellen, wo ich sie finde, wenn ich ihrer bedarf, da dich die Geister nun einmal so in Schrecken setzen."

„Was den Ring anbetrifft, so kann ich mich eben so wenig entschließen, ihn wegzuwerfen. Ohne diesen Ring würdest du mich nie wiedergesehen haben und ohne ihn hätte ich jetzt vielleicht nur noch wenige Augenblicke zu leben. Erlaube mir also, daß ich ihn behalte und ihn beständig sorgfältig am Finger trage. Wer weiß, ob mir nicht irgend einmal eine andere Gefahr begegnet, die wir Beide nicht voraussehen können und aus der er mich befreit."

Da diese Schlußfolge Aladdins ziemlich richtig zu sein schien, so hatte seine Mutter nichts dagegen einzuwenden. „Lieber Sohn," sagte sie zu ihm, „du kannst handeln, wie du denkst, aber ich für meinen Theil will mit Geistern nichts zu thun haben. Ich erkläre dir hiermit, daß ich meine Hände in Unschuld wasche, und daß ich nicht weiter davon sprechen werde."

Am folgenden Tage, nach dem Abendessen, war von dem schönen Vorrath, welchen der Geist gebracht hatte, nichts mehr übrig. Aladdin, der nicht abwarten wollte, bis ihn der Hunger drängte, nahm den Morgen darauf eine der silbernen Schüsseln unter sein Kleid, und ging sie zu verkaufen. Er wandte sich an einen Juden, dem er unterwegs begegnete, zog ihn bei Seite, zeigte ihm die Schüssel und fragte ihn, ob er sie kaufen wolle. Der schlaue und verschmitzte Jude nahm die Schüssel, untersuchte sie und als er erkannte, daß sie von ächtem Silber sei, fragte er Aladdin, wie hoch er sie halte.

Aladdin, der ihren Werth nicht kannte und nie mit dergleichen Waaren gehandelt hatte, begnügte sich damit, ihm zu entgegnen, er würde ja wol am Besten wissen was die Schüssel werth sei, und er verließe sich darum auf seine Ehrlichkeit. Diese Offenherzigkeit Aladdins brachte den Juden in Verlegenheit. In Ungewißheit ob Aladdin das Material und den Werth der Schüssel kenne, zog er ein Goldstück aus seiner Börse, welches höchstens den zwei und sechzigsten Theil des Werths der Schüssel betrug und bot es ihm an. Aladdin nahm das Stück mit großer Hast, und als er es in der Hand hatte, entfernte er sich so eilig, daß der Jude, nicht zufrieden mit dem ungeheuern Gewinn, den er bei diesem Handel machte, sehr ärgerlich darüber war, daß er Aladdins Unbekanntschaft mit dem Werth der Sache nicht eher bemerkt, und ihm nicht noch weit weniger dafür gegeben hatte. Er war im Begriff dem jungen Menschen nachzulaufen, um zu versuchen, ob er nicht noch etwas von seinem Goldstück herausbekommen könne, aber Aladdin lief so schnell und war schon so weit entfernt, daß er ihn schwerlich eingeholt haben würde.

Auf dem Rückweg zu seiner Mutter blieb Aladdin bei dem Laden eines Bäckers stehen, bei dem er Brotvorrath für sich und seine Mutter kaufte, und mit seinem Goldstück bezahlte, das ihm der Bäcker wechselte. Zu Hause gab er den Rest seiner Mutter, die auf den Markt ging, um für sie Beide noch andere nothwendige Lebensmittel auf einige Tage einzukaufen.

So setzten sie ihre Lebensweise fort, das heißt, Aladdin verkaufte, je nachdem es zu Hause an Geld fehlte, alle die Schüsseln an den Juden, ganz wie das

erste Mal, eine nach der andern bis auf die zwölfte. Der Jude, der ihm für die erste Schüssel ein Goldstück gegeben hatte, wagte nicht, ihm für die andern weniger zu bieten, aus Furcht, sich einen so vortheilhaften Handel entgehen zu lassen. Er bezahlte demnach für alle das nämliche. Als das Geld von der letzten Schüssel verzehrt war, nahm Aladdin seine Zuflucht zu dem Becken, welches allein zehnmal so viel wog als jede der Schüsseln. Er wollte es zu einem gewöhnlichen Kaufmann tragen, aber die große Schwere desselben hinderte ihn daran, er war also genöthigt den Juden aufzusuchen, und ihn zu seiner Mutter zu führen, und der Jude, nachdem er das Gewicht des Beckens geprüft hatte, zahlte ihm auf der Stelle zehn Goldstücke, womit Aladdin auch zufrieden war.

So lange die zehn Goldstücke dauerten, wurden sie zu den täglichen Wirthschaftsausgaben verwendet. Aladdin, obwol an ein müßiges Leben gewöhnt, spielte jedoch seit seinem Abentheuer mit dem afrikanischen Zauberer nicht mehr mit jungen Leuten seines Alters, sondern brachte den Tag mit Spaziergängen zu, oder in der Unterhaltung mit Personen, die er kennen gelernt hatte. Oft blieb er auch bei den Läden der großen Kaufleute stehen und lauschte auf die Gespräche angesehener Männer die darin verweilten, oder sich wie zu einer Art von Zusammenkunft daselbst einfanden, und diese Unterhaltungen brachten ihm allmälig einige Weltkenntniß bei. Als von den zehn Goldstücken nichts mehr übrig war, nahm Aladdin seine Zuflucht zur Lampe. Er nahm sie in die Hand, suchte die Stelle, welche seine Mutter berührt hatte, und sobald er diese an der Spur, welche der Sand daran zurückgelassen, erkannt hatte, rieb er sie eben so wie sie es gethan hatte. Sogleich erschien derselbe Geist vor ihm, welcher schon einmal erschienen war, aber da Aladdin die Lampe sanfter gerieben hatte als seine Mutter, so sprach er diesmal auch in einem milderen Tone zu ihm:

„Was willst du?“ — und fuhr dann mit den nämlichen Worten wie früher fort: „Ich bin bereit dir zu gehorchen, als dein Sklave, und aller derjenigen, welche die Lampe in der Hand haben, sowol ich, als auch die übrigen Sklaven der Lampe.“

Aladdin entgegnete: „ich habe Hunger, bring mir etwas zu essen.“

Der Geist verschwand und einen Augenblick darauf erschien er wieder, beladen mit einem ähnlichen Tafelgeräth wie das erstemal. Er setzte es auf das Sopha und verschwand im Augenblick.

Die Mutter Aladdins, welche die Absicht ihres Sohnes wußte, war absichtlich unter irgend einem Vorwand ausgegangen, um sich beim Erscheinen des Geistes nicht zu Hause zu befinden; sie kehrte bald nachher nach Hause zurück, und als sie die Tafel und den Schenktisch so reich besetzt traf, war sie über die wunderbare Wirkung der Lampe fast nicht weniger erstaunt als das erstemal. Aladdin und seine Mutter setzten sich zu Tisch, und nach gehaltener Mahlzeit blieb ihnen noch genug übrig, um die beiden folgenden Tage reichlich davon leben zu können.

Sobald Aladdin wieder sah, daß weder Brot noch andre Lebensmittel, noch Geld um welche einzukaufen, im Hause war, nahm er eine silberne Schüssel und

suchte den Juden auf, um sie ihm zu verkaufen. Auf dem Hinwege ging er bei dem Laden eines Goldschmieds vorüber, eines ehrwürdigen Greises, der zugleich ein Mann von seltner Redlichkeit war. Als der Goldschmied ihn gewahr wurde, rief er ihn an und hieß ihn eintreten.

„Mein Sohn," sagte er zu ihm, „ich habe dich schon einige Mal eben so beladen wie jetzt hier vorbei gehn und den Juden aufsuchen, und bald darauf mit leeren Händen wieder zurückkommen sehn. Ich bilde mir ein, daß du ihm das, was du hier trägst, verkaufst; aber du weißt vielleicht nicht, daß dieser Jude ein Betrüger ist, und sogar ein weit ärgerer Betrüger, als alle die andern Juden, und daß Niemand von allen, die ihn kennen, mit ihm zu thun haben will. Uebrigens sage ich dir das nur, um dir einen Dienst zu erweisen; wenn du mir zeigen willst, was du jetzt eben trägst, so werde ich dir, im Fall du es verkaufen willst, und es mir ansteht, redlich den wahren Preis dafür zahlen, oder dich wenigstens an andre Kaufleute weisen, die dich nicht betrügen werden."

Die Hoffnung noch mehr Geld für die Schüssel zu erhalten, bewog Aladdin, die Schüssel unter dem Kleide hervorzuziehn und dem Goldschmied zu zeigen. Der Greis, welcher sogleich erkannte, daß die Schüssel vom feinsten Silber sei, fragte ihn, ob er dergleichen schon an den Juden verkauft und wie hoch sie ihm dieser bezahlt hätte. Aladdin gestand ihm offen, daß er ihrer schon zwölfe verkauft und von dem Juden nicht mehr als ein Goldstück für jede bekommen habe. „Ach, der Spitzbube!" rief der Goldschmied. „Mein Sohn," fügte er hinzu, „was geschehen ist, ist geschehen, man muß nicht mehr daran denken; aber wenn ich dir sagen werde, wie viel deine Schüssel, die vom besten Silber ist, welches wir verarbeiten, werth ist, so wirst du einsehn, wie sehr der Jude dich betrogen hat."

Der Goldschmied nahm die Wage, wog die Schüssel und nachdem er Aladdin erklärt hatte, was eine Mark Silber sei, wie viel sie gelte und ihre Unterabtheilungen, so machte er ihm begreiflich, daß die Schüssel, dem Gewicht nach, zweiundsiebzig Goldstücke gelte, die er ihm auf der Stelle baar hinzählte.

„Da hast du," sagte er, „den wahren Werth deiner Schüssel; solltest du daran zweifeln, so kannst du dich an jeden andern Goldschmied, den du willst, wenden, und wenn er dir sagt, daß sie mehr werth ist, so verspreche ich dir das Doppelte dafür zu zahlen. Wir gewinnen an dem Silberwerk, welches wir kaufen, nichts als die Arbeit, und das thun auch die ehrlichsten Juden nicht."

Aladdin dankte dem Goldschmied sehr für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte und von dem er bereits so großen Vortheil zog: in der Folge wendete er sich nur an ihn um die andern Schüsseln zu verkaufen, und eben so mit dem Becken, dessen voller Werth ihm nach Maaßgabe des Gewichts bezahlt wurde. Obgleich Aladdin und seine Mutter eine unversiegbare Goldquelle an ihrer Lampe hatten, durch welche sie sich so viel Gold, als sie nur immer wollten, verschaffen konnten, so lebten sie dennoch immerfort mit derselben Mäßigkeit wie zuvor, ausgenommen, daß Aladdin etwas bei Seite legte, um sich anständig zu unterhalten und manche nothwendige Bedürfnisse für ihre kleine Wirthschaft anzuschaffen.

Seine Mutter dagegen kaufte sich ihre Kleider nur von dem, was sie mit dem Baumwollespinnen verdiente.

Man kann leicht denken, wie lange sie bei einem so genügsamen Leben mit dem Gold für die zwölf Schüsseln und das Becken nach dem Preise, zu dem sie Aladdin an den Goldschmied verkaufte, reichen mußten. So lebten sie mehrere Jahre mit Hülfe des Gebrauchs, den Aladdin von Zeit zu Zeit von seiner Lampe machte.

In dieser Zwischenzeit unterließ Aladdin nicht, sich fleißig bei den Zusammenkünften angesehener Personen in den Läden der größten Kaufleute, die mit Gold, Silber und Seidenstoffen, den feinsten Schleiertüchern und Juwelen handelten, einzufinden; er mischte sich bisweilen selbst in ihre Unterhaltung, bildete sich immer weiter aus und nahm allmählig alle Manieren der feinen Welt an. Bei den Juwelieren besonders war es, wo ihm die Täuschung benommen wurde, daß die durchsichtigen Früchte, die er in dem unterirdischen Garten, wo er die Lampe holte, gepflückt hatte, nichts als buntfarbiges Glas wären; hier erfuhr er, daß es Edelsteine von großem Werth seien. Denn dadurch, daß er alle Arten dieser Edelsteine in den Juwelenläden verkaufen sah, lernte er ihre Eigenschaften und ihren Werth kennen, und da er nirgends welche sah, die den seinigen an Schönheit oder an Größe gleich kamen, so begriff er wol, daß er anstatt dieser vermeintlichen Glasstücke, die er beinah für nichts geachtet hatte, unschätzbare Kleinode besäße. Er hatte die Klugheit, Niemanden etwas davon zu entdecken, nicht einmal seiner Mutter und ohne Zweifel verdankte er diesem Stillschweigen jenes hohe Glück, zu dem er in der Folge emporstieg.

Als Aladdin eines Tags in einer Gegend der Stadt spazieren ging, hörte er einen Befehl des Sultans mit lauter Stimme verkündigen, jeder solle seinen Laden und seine Hausthüre schließen und sich in das Innere seiner Wohnung zurückziehn, bis die Prinzessin Badrulbudur*) die Tochter des Sultans nach dem Bade vorübergegangen und wieder zurückgekehrt wäre.

Dieser öffentliche Aufruf erweckte in Aladdin die Neugier die Prinzessin entschleiert zu sehen; aber er konnte dies nicht wol anders, als indem er in das Haus irgend eines Bekannten trat und da durch das Gitterfenster sah; allein das genügte ihm nicht, weil die Prinzessin, der Sitte nach auf ihrem Wege nach dem Bade das Gesicht mit einem Schleier bedeckt haben mußte. Um seine Neugier zu befriedigen, ersann er endlich ein Mittel, welches ihm glückte. Er verbarg sich hinter die Thür des Bades, welches so eingerichtet war, daß er sie unfehlbar von Angesicht sehen mußte.

Aladdin durfte nicht lange warten, die Prinzessin erschien und er erblickte sie durch einen Ritz, der groß genug war, um sie zu sehn, ohne von ihr gesehn zu werden. Sie war von einer großen Menge ihrer Frauen und Eunuchen begleitet, welche neben ihr und hinter ihr einher gingen. Als sie drei oder vier Schritte von der Thür des Bades war, nahm sie den Schleier weg, der ihr Gesicht bedeckte

*) Badrulbudur heißt Vollmond der Vollmonde.

und der ihr lästig war und so erhielt Aladdin Gelegenheit, sie nun um so bequemer zu sehen, als sie gerade auf ihn zukam.

Bis zu diesem Augenblick hatte Aladdin noch keine andere Frau mit entschleiertem Gesicht gesehn als seine Mutter. Diese aber war schon bei Jahren und war nie so schön gewesen, daß er von ihr auf die Schönheit anderer Frauen hätte schließen können. Er hatte freilich gehört, daß es auch Frauen von überraschender Schönheit gebe, aber mit welchen Ausdrücken man auch immer die Schönheit schildert, so machen doch Worte nie den Eindruck, den sie selbst macht.

Als Aladdin die Prinzessin Badrulbudur gesehn hatte, kam er von seiner Meinung zurück, daß alle Frauen mehr oder weniger seiner Mutter gleichen müßten; seine Gefühle waren ganz umgewandelt, und sein Herz konnte dem Gegenstande, der ihn entzückte, seine ganze Neigung nicht versagen.

Die Prinzessin war in der That die schönste Brünette, die man nur in der Welt finden konnte; sie hatte große mit der Stirn gleichstehende, lebhafte und feurige Augen, einen sanften und bescheidenen Blick, eine Nase von durchaus richtigem Verhältniß und ohne Mängel, rosige und reizende Lippen; mit einem Worte, alle Züge ihres Gesichts waren von vollendeter Regelmäßigkeit. Man darf sich also nicht wundern, wenn Aladdin bei dem Anblick eines solchen Vereins wunderbarer ihm bisher unbekannter Schönheiten wie geblendet und fast außer sich war. Zu allen diesen Vollkommenheiten kam noch ein sehr voller Wuchs und eine majestätische Haltung, deren Anblick allein schon die ihr schuldige Ehrfurcht gebot.

Als die Prinzessin in's Bad gegangen war, blieb Aladdin eine Weile verwirrt und wie in Entzückung stehen, indem er sich das Bild des Gegenstandes, der ihn so entzückt hatte, immer wieder vor die Seele rief, und seinem Herzen auf's tiefste einprägte. Endlich kam er wieder zu sich und da er bedachte, daß die Prinzessin bereits vorüber sei, und daß es vergeblich sein würde, hier zu verweilen, weil die Prinzessin bei ihrer Rückkehr aus dem Bade ihm den Rücken zuwenden und verschleiert sein würde, so gab er seinen Platz auf und entfernte sich.

Aladdin konnte zu Hause seine Verwirrung und seine Unruhe nicht so verbergen, daß seine Mutter es nicht bemerkt hätte. Sie war erstaunt ihn ganz gegen seine Gewohnheit so traurig und nachdenkend zu sehn und fragte ihn, ob ihm irgend etwas begegnet sei oder ob er sich unwohl befinde. Aber Aladdin gab keine Antwort und setzte sich nachlässig auf's Sopha, wo er in ein und derselben Stellung verharrte, unaufhörlich damit beschäftigt, sich das reizende Bild der Prinzessin Badrulbudur vor die Seele zu rufen. Seine Mutter, die das Abendessen zubereitete, drang nicht weiter in ihn. Als es fertig war, stellte sie es neben das Sopha vor ihn hin und setzte sich zu Tisch. Da sie indeß bemerkte, daß ihr Sohn gar nicht darauf achtete, erinnerte sie ihn an's Essen, aber sie hatte viele Mühe ihn aus seiner Lage zu bringen. Er aß weit weniger als sonst, die Augen immer niedergeschlagen und in so tiefes Schweigen versunken, daß es seiner Mutter nicht möglich war, auf alle Fragen, die sie an ihn richtete, um den Grund einer so außerordentlichen Veränderung zu erfahren, ihm nur ein einziges Wort zu entlocken.

Nach dem Abendessen wollte sie von Neuem anfangen, ihn über den Grund einer so tiefen Schwermuth auszufragen, allein sie konnte nichts darüber erfahren und Aladdin ging zu Bette, ohne die Neugier seiner Mutter im Mindesten befriedigt zu haben.

Am folgenden Tage setzte sich Aladdin auf dem Sopha seiner Mutter gegenüber, die ihrer Gewohnheit nach Baumwolle spann, und sprach folgendermaßen zu ihr: „Liebe Mutter, ich breche das Stillschweigen, welches ich seit meiner gestrigen Heimkehr beobachtet habe und welches dir, wie ich wol sah, vielen Kummer machte. Ich war nicht krank, wie du zu glauben schienst und ich bin es auch jetzt nicht, aber ich kann dir nicht sagen, was ich empfand und was ich noch unaufhörlich empfinde. Es ist etwas weit Schlimmeres als eine Krankheit, ich weiß nicht, worin das Uebel eigentlich besteht, aber aus dem, was ich dir sagen werde, wirst du es vielleicht entnehmen."

„Es ist in diesem Stadtviertel," fuhr Aladdin fort, „nicht bekannt geworden und also hast du es auch nicht wissen können, daß die Prinzessin Badrulbudur, die Tochter des Sultans, sich gestern Nachmittag in's Bad begeben hat. Ich erfuhr diese Neuigkeit, als ich in der Stadt umher spazierte. Man rief den Befehl aus: alle Läden sollten geschlossen werden und Jeder sich in sein Haus zurückziehen, um der Prinzessin die gebührende Ehre zu erweisen und ihr auf den Straßen, durch welche sie käme, den Durchgang frei zu lassen. Da ich nicht weit vom Bade war, brachte die Neugier, ihr Gesicht unverschleiert zu sehen, mich auf den Gedanken, mich hinter die Thür des Bades zu verbergen, denn ich dachte, es könne wol möglich sein, daß sie ihren Schleier abnähme, noch ehe sie einträte. Du kennst die Lage der Thür und kannst also schließen, daß ich sie bequem sehen mußte, wenn das, was ich mir einbildete, geschah. Wirklich nahm sie ihren Schleier beim Eintritt ab und ich hatte zu meinem unaussprechlichem Vergnügen das Glück, diese liebenswürdige Prinzessin von Angesicht zu sehen."

„Das, liebe Mutter, ist allein die Ursache des Zustandes, in welchem du mich gestern Abend bei meiner Zurückkunft erblicktest und der Grund des Stillschweigens, welches ich bis jetzt beobachtet habe. Ich liebe die Prinzessin mit einer Liebe, deren Heftigkeit ich dir nicht beschreiben kann und da meine Leidenschaft mit jedem Augenblick wächst, so fühle ich, daß sie nur durch den Besitz der liebenswürdigen Prinzessin Badrulbudur gestillt werden kann. Ich habe deshalb den Entschluß gefaßt, sie von dem Sultan zur Gemahlin zu verlangen."

Die Mutter Aladdins hatte die Rede ihres Sohnes bis gegen das Ende mit großer Aufmerksamkeit angehört; aber als sie vernahm, daß seine Absicht dahin ginge, die Prinzessin Badrulbudur zur Gemahlin zu verlangen, konnte sie sich nicht enthalten, ihn durch ein lautes Gelächter zu unterbrechen. Aladdin wollte fortfahren, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen und sagte: „Ach! mein Sohn, woran denkst du? Du mußt wol deinen Verstand verloren haben, daß du solche Reden führst."

„Liebe Mutter," entgegnete Aladdin, „ich kann dich versichern, daß ich den Verstand nicht verloren habe, ich bin ganz wol bei Sinnen. Ich habe die Vor-

würfe von Thorheit und Unsinn, die du mir machst und vielleicht noch machen wirst, vorausgesehen, aber Alles das soll mich nicht abhalten, dir noch einmal zu sagen, daß mein Entschluß fest steht, bei dem Sultan um die Hand der Prinzessin Badrulbudur anzuhalten."

„In der That, mein Sohn," erwiderte die Mutter sehr ernsthaft, „ich kann nicht umhin, dir zu sagen, daß du dich gänzlich vergissest und selbst wenn du diesen Entschluß ausführen wolltest, so weiß ich nicht, wer es wagen würde, diesen Antrag von dir dem Sultan zu überbringen."

„Du selbst," versetzte augenblicklich der Sohn, ohne sich zu besinnen.

„Wie, ich?" rief die Mutter, ganz erstaunt und überrascht, „und dem Sultan? O, ich werde mich wol hüten, mich auf ein solches Unternehmen einzulassen; und wer bist du denn, mein Sohn," fuhr sie fort, „daß du die Kühnheit hast, an die Tochter deines Sultans zu denken? Hast du vergessen, daß du der Sohn eines der geringsten Schneider seiner Hauptstadt bist und einer Mutter, deren Vorfahren nicht von höherer Abkunft waren? Weißt du nicht, daß die Sultane ihre Töchter denjenigen Sultanssöhnen kaum zur Ehe geben, die nicht die Hoffnung haben, einst zur Regierung zu gelangen?"

„Liebe Mutter," versetzte Aladdin, „ich habe dir schon gesagt, daß ich alles das, was du mir so eben gesagt hast, vorausgesehen habe und ich sage das Nämliche von dem allen, was du etwa noch hinzufügen könntest. Weder deine Reden, noch deine Vorstellungen sollen mich in meinem Entschluß ändern. Ich habe dir schon gesagt, daß ich durch deine Vermittlung die Prinzessin Badrulbudur zur Ehe verlangen will, das ist die einzige Gefälligkeit, die ich mit aller Ehrfurcht, die ich dir schuldig bin, von dir verlange und ich beschwöre dich, schlag sie mir nicht ab, wofern du mich nicht lieber sterben sehen, als mir zum zweitenmal das Leben schenken willst."

Die Mutter Aladdins befand sich in großer Verlegenheit, als sie sah, daß ihr Sohn so hartnäckig auf einem Entschluß bestand, der so ganz ohne Vernunft war. „Mein Sohn," sagte sie noch einmal zu ihm, „ich bin deine Mutter und als eine gute und als deine leibliche Mutter bin ich ich bereit, aus Liebe zu dir, Alles zu thun, was nur für deinen und meinen Stand vernünftig und schicklich ist. Wenn es sich darum handelte, für dich um die Tochter eines unserer Nachbarn anzuhalten, dessen Stand dem unsrigen gleich, oder doch nicht viel höher wäre, so würde ich nichts verabsäumen, und von Herzen gern alles Mögliche thun, was nur in meinen Kräften stände. Aber auch dann müßtest du wenn es mir glücken sollte, doch wenigstens einiges Vermögen oder einige Einkünfte haben, oder irgend ein Gewerbe treiben. Wenn arme Leute wie wir heirathen wollen, so ist das Erste, worauf sie denken müssen, daß sie etwas zu leben haben. Aber ohne deine niedrige Herkunft und dein geringes Vermögen in Erwägung zu ziehen, versteigst du dich mit deinen Gedanken bis auf die höchste Stufe des Glücks und machst keinen geringeren Anspruch, als die Tochter deines Sultans, der nur ein Wort zu sagen braucht, um dich ganz und gar zu vernichten, zur Ehe zu verlangen und heirathen zu wollen."

„Aber ich will nun einmal das bei Seite setzen, was dich angeht; denn das mußt du selbst überlegen, wenn du bei Vernunft bist. Ich komme jetzt auf das was mich betrifft. Wie hat dir wol ein so seltsamer Gedanke in den Kopf kommen können, als der, daß ich hingehen und dem Sultan den Vorschlag machen soll, dir die Prinzessin, seine Tochter, zur Ehe zu geben? Gesetzt nun, daß ich wirklich, ich will nicht sagen die Kühnheit, nein die Unverschämtheit hätte, mich Seiner Majestät vorzustellen, um eine so unsinnige Bitte zu thun, an wen sollte ich mich denn wenden, um nur vorgelassen zu werden? Glaubst du denn nicht, daß der Erste, mit dem ich davon spräche, mich wie eine Närrin behandeln und mich auf eine Weise fortjagen würde, wie ich sie verdiente?" Aber gesetzt nun auch, daß es keine Schwierigkeit machte, bei dem Sultan Gehör zu erlangen — und es hat ja auch keine, wie ich weiß, wenn man ihn um Gerechtigkeit anfleht, die er seinen Unterthanen gern gewährt, oder wenn man ihn um eine Gnade bittet, die er mit Freuden bewilligt, wenn er sieht, daß man sie verdient hat und ihrer würdig ist — aber bist du denn in diesem Fall? Glaubst du denn diese Gnade verdient zu haben, um die ich für dich bitten soll? Bist du ihrer würdig? Was hast du für deinen Fürsten und für dein Vaterland gethan, und wodurch hast du dich ausgezeichnet? Wenn du nichts gethan hast, um eine so große Gnade zu verdienen, oder auch sonst ihrer nicht würdig bist, mit welcher Stirn könnte ich darum bitten? Wie könnte ich nur den Mund öffnen, um dem Sultan so etwas vorzuschlagen? Sein majestätisches Aussehn und der Glanz seines Hofes würden mir sogleich den Mund schließen, mir, die ich schon zitterte, wenn ich meinen seligen Mann, deinen Vater, um das Geringste zu bitten hatte."

„Es ist auch noch ein anderer Grund, mein Sohn, an den du nicht denkst und zwar, daß man vor unsern Sultanen, wenn man irgend eine Gnade von ihnen zu erflehen hat, nicht erscheint, ohne ein Geschenk in der Hand. Diese Geschenke haben wenigstens den Vortheil, daß, wenn sie auch aus irgend einem Grunde die Bitte abschlagen, sie das Gesuch und den, der es vorbringt, wenigstens ohne Weigerung anhören. Aber welches Geschenk kannst du ihm machen? und wenn du irgend etwas hättest, was der geringsten Aufmerksamkeit eines so großen Herrschers würdig wäre, in welchem Verhältniß würde dein Geschenk zu der Bitte stehn, die du an ihn thun willst? Geh in dich und bedenke, daß du nach etwas trachtest, was dir zu erreichen unmöglich ist."

Aladdin hörte Alles, was ihm seine Mutter sagen mochte, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, sehr ruhig an und nachdem er ihre Vorstellungen Punkt für Punkt überlegt hatte, nahm er endlich das Wort und sagte: „Ich gestehe, liebe Mutter, es ist eine große Verwegenheit von mir, daß ich es wage, meine Ansprüche so hoch zu erheben und eine große Unbesonnenheit mit solcher Hitze und Eile von dir zu verlangen, daß du dem Sultan meinen Heirathsantrag überbringen sollst, ohne vorher die geeigneten Maaßregeln ergriffen zu haben, dir Gehör und günstigen Empfang zu verschaffen. Ich bitte dich deshalb um Verzeihung. Aber bei der Heftigkeit der Leidenschaft, die mich durchdringt, darf es dich nicht wundern, wenn ich nicht sogleich Alles übersehen habe, was dazu

nöthig ist, mir die Ruhe, die ich suche, zu verschaffen. Ich liebe die Prinzessin Badrulbudur mehr, als du dir irgend einbilden kannst; oder vielmehr ich bete sie an, und ich beharre noch immer auf dem Entschluß, sie zu heirathen. Dies steht ganz fest und entschieden bei mir. Ich danke dir übrigens für das, worauf du mich so eben aufmerksam gemacht hast. Ich betrachte es als den ersten Schritt, der mich dem glücklichen Erfolg, den ich mir verspreche, entgegen führen soll."

„Du sagst mir, es sei nicht Sitte, vor dem Sultan ohne irgend ein Geschenk in der Hand zu erscheinen und ich habe nichts, was seiner würdig sei. Ich bin hinsichtlich des Geschenks ganz deiner Meinung und ich bekenne dir, daß ich nicht daran gedacht habe. Wenn du jedoch sagst, ich hätte nichts, was ihm überreicht werden könnte, so glaubst du wol nicht, liebe Mutter, daß das, was ich dir an jenem Tage nach Hause brachte, an dem ich, wie du weißt, aus der wahrscheinlichsten Todesgefahr befreit wurde, sich ganz dazu eigne, dem Sultan als ein würdiges Geschenk überreicht zu werden? Ich spreche von dem, was ich in jenen zwei Beuteln so wie in meinem Gürtel mitbrachte, und was du und ich für buntfarbiges Glas hielten. Jetzt aber befinde ich mich nicht mehr in diesem Irrthum und ich sage dir, liebe Mutter, daß es Edelsteine von unschätzbarem Werthe sind, die nur für große Fürsten passen. Ich habe dadurch, daß ich die Läden der Juwelenhändler besuchte, ihren Werth schätzen gelernt und du kannst es mir auf mein Wort glauben. Alle die, welche ich bei unsern Juwelenhändlern gesehen habe, sind mit denen, welche wir besitzen, weder an Größe, noch an Schönheit zu vergleichen und doch fordern sie für manche der ihrigen ungeheure Preise. Allerdings kennen weder du, noch ich, den Preis der unsrigen; aber wie dem auch sei: so weit ich durch meine hierin gemachte Erfahrung davon urtheilen kann, bin ich überzeugt, daß dies Geschenk dem Sultan nicht anders als höchst angenehm sein kann. — Du besitzest ja eine ziemlich große Porzellanvase, deren Form sich ganz dazu eignet, sie hineinzuthun. Bringe sie doch einmal her und laß uns sehen, welche Wirkung sie machen, wenn wir sie nach ihren verschiedenen Farben geordnet haben."

Aladdins Mutter brachte die Vase herbei und Aladdin nahm die Edelsteine aus den Beuteln und legte sie in die Vase. Die Wirkung, welche sie bei hellem Tageslicht durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben, durch ihren Glanz und ihr Feuer hervorbrachten, war so groß, daß Mutter und Sohn fast davon geblendet wurden. Sie waren Beide ganz erstaunt darüber, denn sie hatten sie immer nur bei Lampenschein gesehen. Freilich hatte Aladdin sie auch auf ihren Bäumen gesehen, wo sie als Früchte einen wundervollen Anblick gewährten, aber er war damals beinah noch ein Kind und hatte diese Edelsteine nur wie Spielzeug betrachtet und sie auch nur in dieser Absicht, ohne irgend eine Kenntniß ihres Werthes, eingesteckt.

Nachdem sie eine Weile die Schönheit des Geschenkes bewundert hatten, nahm Aladdin das Wort. „Liebe Mutter," sagte er, „du wirst dich wol nun nicht mehr weigern vor dem Sultan zu erscheinen, unter dem Vorwande, daß du

ihm kein Geschenk zu machen hast. Hier ist eins, welches, wie ich glaube, dir einen höchst günstigen Empfang bereiten wird."

Obwol nun Aladdins Mutter, ungeachtet der Schönheit und des Glanzes der Edelsteine, nicht glaubte, daß sie von einem so großen Werth seien, wie ihr Sohn sagte, meinte sie doch, ein solches Geschenk möchte dem Sultan angenehm sein und sie fühlte wol, daß sie in dieser Hinsicht nichts weiter einwenden könne. Aber sie kam immer wieder auf den Antrag zurück, den sie unter Begünstigung dieses Geschenks im Namen Aladdins dem Sultan machen sollte und das beunruhigte sie noch immer ungemein.

„Mein Sohn," sagte sie zu ihm, „ich kann wol begreifen, daß dies Geschenk eine gute Wirkung machen und daß der Sultan mich mit gnädigen Blicken ansehen wird: aber wenn ich mich nun des Gesuchs entledigen soll, welches du mir aufträgst, so fühle ich, daß ich nicht die Kraft dazu haben, sondern stumm bleiben werde. Auf solche Weise wird nicht nur mein Gang, sondern auch das Geschenk, das, wie du sagst, von so außerordentlicher Kostbarkeit ist, verloren sein und ich werde mit Bestürzung zurückkommen und dir melden, daß du dich in deiner Hoffnung getäuscht hast. Ich habe es dir schon gesagt und glaube mir, so wird es geschehen. Aber," fuhr sie fort, „gesetzt nun auch, daß ich mir Gewalt anthäte, um mich deinem Wunsche zu fügen und daß ich Kraft genug hätte, um deinen Antrag auszurichten, so wird ja doch ganz gewiß das Ende davon sein, daß sich der Sultan über mich lustig macht und mich als eine Närrin fortschickt, oder daß er in einen gerechten Zorn geräth, und dann werden du und ich unfehlbar das Opfer desselben."

Aladdins Mutter brachte ihrem Sohn noch manche andere Gründe vor, um wo möglich seinen Entschluß wankend zu machen. Aber die Reize der Prinzessin Badrulbudur hatten einen zu lebhaften Eindruck auf sein Herz gemacht, als daß er sich von seinem Plan hätte abwendig machen lassen. Aladdin quälte seine Mutter unaufhörlich, daß sie doch nur den ersten Schritt thun möge, und sowol aus Zärtlichkeit für ihn, als aus Furcht, daß er sich zu irgend einer nachtheiligen Unbesonnenheit hinreißen lassen könnte, überwand sie ihren Widerwillen und fügte sich dem Wunsche ihres Sohnes.

Da es schon zu spät, die Zeit, in den Pallast zu gehen und beim Sultan Gehör zu erlangen, an diesem Tage schon vorüber war, so ward die Sache bis auf den folgenden Morgen verschoben. Mutter und Sohn unterhielten sich den ganzen übrigen Tag von nichts anderem, und Aladdin brachte alles Mögliche vor, was ihm nur einfiel, um seine Mutter in dem endlich gefaßten Entschluß, sich dem Sultan vorzustellen, zu bestärken. Indeß alle Gründe des Sohnes konnten die Mutter nicht überzeugen, daß ihr diese Sache irgendwie glücken könne, und in der That, man muß gestehen, daß sie auch allen Grund hatte, daran zu zweifeln.

„Mein Sohn," sagte sie zu Aladdin, wenn mich nun auch der Sultan so günstig aufnimmt, als ich es dir zu Liebe wünsche, wenn er den Antrag, den ich ihm in deinem Namen machen soll, ruhig anhört, aber nach diesem guten Empfange sich einfallen läßt, mich zu fragen, wo dein Vermögen, deine Reichthümer

und deine Besitzungen sind — denn danach wird er sich vor allen Dingen erkundigen, weit eher als nach deiner Person — wenn er mir, sage ich, diese Frage vorlegt, was soll ich ihm darauf antworten?"

„Liebe Mutter," entgegnete Aladdin, „wir wollen uns nicht im voraus wegen etwas beunruhigen, was vielleicht gar nicht geschehen wird. Laß uns zuerst sehen, wie dich der Sultan aufnimmt und welche Antwort er dir giebt. Geschieht es jedoch, daß er über alles das, was du so eben gesagt hast, Auskunft haben will, so werde ich dann schon sehen, welche Antwort ich ihm gebe. Ich habe das Vertrauen, daß die Lampe, durch deren Hülfe wir schon einige Jahre unsern Lebensunterhalt finden, uns nicht im Stiche lassen wird."

Die Mutter Aladdin's konnte auf das, was ihr Sohn vorbrachte, nichts erwidern, denn sie bedachte, daß die Lampe, von der er sprach, wol noch größere Wunder hervorbringen könne, als ihnen ihren einfachen Lebensunterhalt zu verschaffen. Dies stellte sie zufrieden und hob zugleich alle die Schwierigkeiten, die sie noch hätten abhalten können, ihrem Sohn den versprochenen Dienst bei dem Sultan zu erweisen.

Aladdin, welcher die Gedanken seiner Mutter errieth, sagte zu ihr: „Liebe Mutter, denke ja daran das Geheimniß zu bewahren. Es hängt davon der ganze glückliche Erfolg ab, den du und ich in dieser Angelegenheit erwarten können."

Aladdin und seine Mutter trennten sich, um sich zur Ruhe zu begeben. Aber die heftige Liebe und die großen Entwürfe eines unermeßlichen Glücks, von denen Aladdin's Geist ganz voll war, ließen ihn die Nacht nicht so ruhig zubringen, als er wol gewünscht hätte. Er stand noch vor Tages Anbruch auf und weckte sogleich seine Mutter. Er drang in sie, sich auf's Schleunigste anzukleiden, um sich nach der Thür des Pallastes zu begeben und gleich bei Eröffnung desselben in dem nämlichen Augenblick hineinzutreten, wenn der Großwesyr, die Wesyre und alle übrigen hohen Staatsbeamte zu der Sitzung des Diwans hineingingen, welcher der Sultan stets in Person beizuwohnen pflegte.

Aladdin's Mutter that Alles, was ihr Sohn wünschte. Sie nahm die Porzellanvase, in welcher sich die Edelsteine befanden, hüllte sie in ein doppeltes Leinwandtuch, zuerst in ein sehr feines und weißes, und dann in ein minder feines, welches sie an den vier Zipfeln zusammenband, um es bequemer tragen zu können. Endlich ging sie zur großen Freude Aladdin's fort und nahm den Weg nach dem Pallast des Sultans. Der Großwesyr war nebst den andern Wesyren und den vornehmsten Herren vom Hofe bereits hineingegangen, als sie an der Thür ankam.

Das Gedränge aller derjenigen, die beim Diwan etwas vorzubringen hatten, war sehr groß. Man öffnete und sie ging mit den Andern bis in den Diwan. Dies war ein sehr schöner, tiefer und geräumiger Saal, mit einem großen und prächtigen Eingang. Sie blieb stehen und stellte sich so, daß sie den Sultan, den Großwesyr und die Herren, welche links und rechts im Diwan saßen, sich gerade gegenüber hatte. Man rief die Partheien eine nach der andern auf und zwar in der Ordnung, wie sie ihre Bittschriften eingereicht hatten; ihre Angelegenheiten

wurden vorgetragen, verhandelt und entschieden, bis zu der Stunde, wo gewöhnlich die Sitzung des Diwans geschlossen wurde. Hierauf stand der Sultan auf, verabschiedete die Versammlung und begab sich in seine Gemächer, wohin ihm der Großwesyr folgte. Die andern Wesyre und die Mitglieder des Staatsrathes entfernten sich. Alle die, welche sich wegen ihrer Privatangelegenheiten daselbst eingefunden hatten, thaten das nämliche. Die Einen zufrieden mit dem Gewinn ihres Prozesses, die Andern unzufrieden über das gegen sie gefällte Urtheil und noch Andere in der Hoffnung, in der folgenden Sitzung ihre Sache zur Entscheidung zu bringen.

Als Aladdin's Mutter den Sultan aufstehen und sich fortbegeben sah, schloß sie ganz richtig, daß, da Jedermann wegging, er diesen Tag nicht wieder erscheinen würde. Sie entschloß sich also, nach Hause zurückzukehren. Aladdin, der sie mit dem für den Sultan bestimmten Geschenk zurückkommen sah, wußte anfänglich nicht, was er von dem Erfolg seiner Sendung denken sollte. In der Furcht, worin er sich befand, daß sie ihm irgend eine schlimme Botschaft zu melden hätte, vermochte er nicht den Mund zu öffnen, um sie zu fragen, welche Nachricht sie ihm brächte. Die gute Mutter, welche zuvor noch nie einen Fuß in den Pallast des Sultans gesetzt hatte, und von dem, was da täglich vorging, nicht die mindeste Kenntniß besaß, zog ihren Sohn aus seiner Unruhe, indem sie ihm in aller Treuherzigkeit Folgendes erzählte.

„Lieber Sohn, ich habe den Sultan gesehn, und bin fest überzeugt, daß er mich auch gesehn hat. Ich stand gerade vor ihm und Niemand hinderte mich, ihn anzusehen; aber er war so sehr mit allen denen beschäftigt, welche rechts und links zu ihm sprachen, daß ich rechtes Mitleid empfand, wenn ich die Mühe und die Geduld sah, die es ihm kostete, sie anzuhören. Dies dauerte so lange, daß er sich endlich, wie ich glaube, dabei langweilte, denn er stand ganz unerwartet auf und entfernte sich ziemlich eilig, ohne noch eine Menge anderer Leute anzuhören, die sich der Reihe nach aufgestellt hatten, um ihn zu sprechen. Ich war indeß sehr froh darüber, denn ich fing schon an die Geduld zu verlieren und war von dem langen Stehen außerordentlich müde. Aber es ist nichts dabei verloren. Ich werde nicht unterlassen morgen wieder hinzugehen, und der Sultan wird vielleicht nicht so beschäftigt sein."

Wie sehr Aladdin auch von Liebe entbrannt war, mußte er sich doch mit dieser Entschuldigung begnügen und sich mit Geduld waffnen. Er hatte wenigstens die Beruhigung, zu sehen, daß seine Mutter bereits den schwersten Schritt gethan hatte, nämlich den Anblick des Sultans auszuhalten und hoffte nun, daß sie, nach dem Beispiele der Uebrigen, die in ihrer Gegenwart mit ihm gesprochen hatten, auch nicht anstehen würde, sich ihres Auftrages zu entledigen, sobald sich der günstige Augenblick zum Sprechen darböte.

Den folgenden Morgen ging Aladdin's Mutter, eben so zeitig als am vorigen Tage, mit dem Geschenk von Edelsteinen noch einmal nach dem Pallast des Sultans. Aber ihr Weg war vergeblich. Sie fand die Thür des Diwans verschlossen und erfuhr, daß nur alle zwei Tage Sitzung wäre und daß sie den

folgenden Tag wieder kommen müßte. Sie kehrte also mit dieser Nachricht zu ihrem Sohne zurück, der sich auf's Neue in Geduld finden mußte. Sie ging noch sechsmal an den ihr bezeichneten Tagen hin und stellte sich immer dem Sultan gegenüber, aber mit so wenigem Erfolge, wie das erste Mal und vielleicht würde sie noch hundert Mal eben so vergebens gekommen sein, wenn nicht der Sultan, der sie in jeder Sitzung immer sich gegenüber sah, auf sie aufmerksam geworden wäre. Dies ist um so wahrscheinlicher, da nur die, welche dem Sultan Bittschriften zu überreichen hatten, sich ihm der Reihe nach näherten, um ihre Angelegenheit zu führen, die Mutter Aladdin's aber sich in diesem Falle nicht befand.

Am achten Tage endlich sagte der Sultan, als er nach aufgehobener Sitzung in seine Gemächer zurückgekehrt war, zu seinem Großwesyr: „Schon seit einiger Zeit bemerke ich eine gewisse Frau, die regelmäßig bei jeder Sitzung erscheint und irgend etwas in ein Leinwandtuch verhüllt trägt. Sie steht da von Anfang bis zu Ende der Sitzung und sucht sich mir immer gegenüber zu stellen. Weißt du wol, was ihr Anliegen ist?"

Der Großwesyr, der nicht mehr davon wußte, als der Sultan, wollte gleichwol nicht gern eine Antwort schuldig bleiben und antwortete daher: „Herr, Ew. Majestät weiß vielleicht nicht, daß die Frauen oft über die allerunbedeutendsten Gegenstände Klage führen. Diese da kommt augenscheinlich, sich bei Ew. Majestät zu beschweren, daß man ihr schlechtes Mehl verkauft, oder sonst ein gleich unbedeutendes Unrecht zugefügt hat."

Der Sultan begnügte sich jedoch mit dieser Antwort nicht und erwiderte: „Am ersten Sitzungstage, wo diese Frau wieder kommt, vergiß nicht, sie rufen zu lassen, damit ich sie anhöre." Der Großwesyr antwortete nichts, als daß er die Hand des Sultans küßte und sie auf seinen Kopf legte, zum Zeichen, daß er bereit sei, ihn zu verlieren, wenn er es versäume.

Die Mutter Aladdin's war schon so daran gewöhnt, bei der Sitzung vor dem Sultan zu erscheinen, daß sie ihre Mühe für gar nichts achtete, wenn sie ihrem Sohn nur zeigen konnte, daß sie Alles, was von ihr abhinge, thäte, um ihm gefällig zu sein. Sie begab sich also wieder am Tage der Sitzung nach dem Pallast und stellte sich am Eingange des Diwans, wie gewöhnlich, dem Sultan gerade gegenüber. Der Großwesyr hatte seinen Vortrag noch nicht angefangen, als der Sultan die Mutter Aladdin's bemerkte, und ergriffen von Mitleid mit ihrer unermüdlichen Geduld, von der er so oft Zeuge gewesen war, sagte er zum Großwesyr: „Vor allen Dingen, daß du es ja nicht vergißt, dort ist die Frau, von der ich dir neulich gesagt habe. Laß sie hieher kommen, wir wollen sie zuerst anhören und ihre Angelegenheit abfertigen."

Sogleich bezeichnete der Großwesyr diese Frau dem Oberthürsteher, der bereit stand, seine Befehle zu empfangen, und befahl ihm sie zu holen und hieher zu führen. Der Oberthürsteher kam zu Aladdin's Mutter und auf das Zeichen, welches er ihr gab, folgte sie ihm bis an den Fuß des Thrones, wo er sie verließ, um sich wieder auf seinen Platz neben dem Großwesyr zu stellen.

Aladdin's Mutter berührte nach dem Beispiel so vieler Andern, welche sie den Sultan hatte anreden sehen, mit ihrer Stirn den Teppich, der die Stufen des Thrones bedeckte, und blieb in dieser Stellung, bis der Sultan ihr aufzustehen befahl. Sie stand auf und der Sultan sagte zu ihr: „Gute Frau, ich sehe dich schon lange Zeit in meinen Diwan kommen und von Anfang bis zu Ende der Sitzung am Eingang verweilen. Welche Angelegenheit führt dich hieher?"

Aladdin's Mutter warf sich, nachdem sie diese Worte vernommen hatte, noch einmal nieder, und als sie wieder aufgestanden war, antwortete sie: „Herrscher über alle Herrscher des Erdkreises, bevor ich Ew. Majestät den außerordentlichen und fast unglaublichen Grund, der mich vor Eurem erhabenen Thron erscheinen läßt, auseinander setze, bitte ich mir die Kühnheit, ich möchte sagen, Unverschämtheit des Anliegens, mit dem ich komme, zu verzeihen. Es ist so ungewöhnlich, daß ich zittere und mich schäme, es meinem Sultan vorzutragen."

Um ihr völlige Freiheit zu geben, sich darüber zu erklären, befahl der Sultan, daß sich Jederman aus dem Diwan entfernen und ihn mit dem Großwesyr allein lassen sollte, und hierauf sagte er zu ihr, nun könne sie reden und sich ganz ohne Furcht aussprechen.

Die Mutter Aladdin's begnügte sich nicht damit, daß der Sultan die Güte gehabt hatte, ihr die Verlegenheit zu ersparen, vor der ganzen Versammlung sprechen zu müssen: sie wollte sich auch noch vor seinem Zorn, den sie bei einem so unerwarteten Antrag befürchtete, sicher stellen. „Herr," sagte sie zu ihm, indem sie wieder das Wort ergriff, „ich wage auch Ew. Majestät noch zu bitten, mir in voraus eure Verzeihung zu bewilligen und mir eure Gnade zuzusichern, im Fall ihr die Bitte, die ich euch zu machen habe, im Mindesten anstößig oder beleidigend finden solltet."

„Was es auch immer sein mag," erwiderte der Sultan, „ich verzeihe es dir schon jetzt und es soll für dich daraus nicht der mindeste Nachtheil entstehn; rede nur dreist."

Als die Mutter Aladdin's, als eine Frau, die vor dem Zorn des Sultans bei einem so bedenklichen Antrage, wie sie ihn machen wollte, große Furcht hatte, alle diese Vorsichtsmaaßregeln getroffen, erzählte sie ihm ganz getreu, bei welcher Gelegenheit Aladdin die Prinzessin Badrulbudur gesehen, welche heftige Liebe ihm ihr Anblick eingeflößt, welche Erklärungen er ihr, seiner Mutter, hierüber gemacht hätte, und wiederholte dem Sultan Alles, was sie ihm vorgestellt habe, um ihn von einer Leidenschaft abzubringen, die nicht weniger beleidigend für seine Majestät, als für die Prinzessin, seine Tochter, sei. „Doch mein Sohn," fuhr sie fort, „weit entfernt, meine Ermahnungen zu beherzigen und seine Verwegenheit einzusehen, bestand so hartnäckig darauf, daß er mir mit irgend einer verzweifelnden Handlung drohte, wenn ich mich weigerte, zu Ew. Majestät zu gehen und um die Hand der Prinzessin für ihn anzuhalten. Demungeachtet hat es mich einen außerordentlichen Kampf gekostet, ehe ich mich überwunden habe, ihm hierin zu Willen zu sein und ich bitte Ew. Majestät nochmals um Verzeihung, nicht allein für mich, sondern auch für meinen Sohn Aladdin, daß er den verwegenen Gedanken gehabt hat, nach einer so hohen Verbindung zu trachten."

Der Sultan hörte diese ganze Rede mit vieler Milde und Güte an, ohne irgend ein Zeichen von Zorn oder Unwillen zu äußern und selbst ohne das Gesuch spaßhaft zu nehmen. Aber ehe er noch der guten Frau eine Antwort ertheilte, fragte er sie, was sie da in das leinene Tuch gehüllt habe? Sogleich nahm sie die Porzellanvase, welche sie, bevor sie sich niederwarf, an den Fuß des Thrones hingestellt hatte, enthüllte sie und überreichte sie dem Sultan. Es ist unmöglich die Ueberraschung und das Erstaunen des Sultans zu beschreiben, als er in dieser Vase eine solche Menge von Edelsteinen beisammen erblickte, die so ansehnlich, so kostbar, so ganz ohne Mängel, so feurig und von einer Größe waren, wie er noch nie welche gesehen hatte. Er war einige Zeit lang vor Bewunderung ganz unbeweglich. Nachdem er endlich wieder zu sich gekommen war, nahm er das Geschenk aus den Händen der Mutter Aladdin's in Empfang und rief ganz außer sich vor Freude: „Ah, ah, wie schön, wie kostbar!" Nachdem er fast alle Edelsteine einen nach dem andern bewundert und befühlt hatte, wobei er jeden nach seinen ganz besonderen Vorzügen pries, wandte er sich zu seinem Großwesyr, zeigte ihm die Vase und sagte: „Sieh und gesteh, daß man nichts Kostbareres und Vollkommeneres auf der Welt sehen kann." — Der Wesyr war entzückt davon. „Nun," fuhr der Sultan fort, „was sagst du zu einem solchen Geschenk? Ist es nicht der Prinzessin, meiner Tochter, würdig und kann ich sie um diesen Preis nicht dem geben, der um sie anhalten läßt?"

Diese Worte versetzten den Großwesyr in keine geringe Unruhe. Vor einiger Zeit hatte der Sultan ihm zu verstehen gegeben, er gedenke die Prinzessin, seine Tochter, dem Sohn des Wesyrs zur Ehe zu geben. Er fürchtete nun, und nicht ohne Grund, der Sultan möchte, durch ein so reiches und außerordentliches Geschenk verblendet, seine Gesinnung ändern. Er näherte sich also dem Sultan und sagte ihm in's Ohr: „Herr, es ist nicht zu läugnen, daß dies Geschenk der Prinzessin würdig ist, aber ich bitte Ew. Majestät die Entscheidung hierüber noch drei Monate aufzuschieben; ich hoffe, daß bis dahin mein Sohn, auf welchen ihr die Gnade hattet, euer Auge zu werfen, euch ein noch kostbareres Geschenk wird machen können, als dieser Aladdin, den Ew. Majestät nicht einmal kennt."

Obgleich nun der Sultan vollkommen überzeugt war, es sei nicht möglich, daß der Großwesyr für seinen Sohn etwas ausfindig machen könne, was diesem Geschenk an Werth auch nur gleichkomme, so unterließ er doch nicht, auf ihn zu hören und ihm diese Gnade zu bewilligen. Er wandte sich also wieder zu Aladdin's Mutter und sagte zu ihr: „Geh, gute Frau, kehr' nach Hause zurück und sag' deinem Sohne, daß ich den Vorschlag, den du mir in seinem Namen gemacht hast, annehme; aber ich kann die Prinzessin, meine Tochter, nicht verheirathen, bis ich ihr nicht eine Ausstattung besorgt habe und diese wird erst in drei Monaten fertig. Komm also um diese Zeit wieder."

Aladdin's Mutter kehrte mit um so größerer Freude nach Hause zurück, als sie in Hinsicht auf ihren Stand es anfangs für unmöglich gehalten hatte, nur den Zutritt beim Sultan zu erlangen; und nun empfing sie noch außerdem eine so günstige Antwort, statt daß sie einen abschlägigen schimpflichen Bescheid

erwartet hatte! Zwei Dinge ließen Aladdin beim Eintritt seiner Mutter entnehmen, daß sie ihm eine gute Nachricht brächte. Erstens, weil sie früher als sonst zurückkam, und zweitens, weil sie ein sorgenloses und heiteres Gesicht hatte. „Nun, liebe Mutter," sagte er zu ihr, „darf ich hoffen, oder soll ich vor Verzweiflung sterben?"

Als sie ihren Schleier abgelegt und sich neben ihn auf das Sopha gesetzt hatte, sagte sie: „Mein Sohn, um dich nicht allzulange in Ungewißheit zu lassen, will ich dir nur sagen, daß, weit entfernt an Sterben zu denken, du allen Grund hast, zufrieden zu sein." Sie fuhr nun in ihrer Rede fort und erzählte ihm, wie sie vor allen Uebrigen bei dem Sultan Gehör erlangt habe, welches auch der Grund sei, daß sie so zeitig zurückkomme; die Vorsichtsmaßregeln, die sie genommen, um dem Sultan, ohne ihn zu beleidigen, den Heirathsantrag zwischen Aladdin und der Prinzessin Badrulbudur zu machen, und die höchst günstige Antwort, die sie aus dem eigenen Munde des Sultans erhalten hatte. Sie fügte hinzu, daß, soviel sie aus dem Benehmen des Sultans schließen könne, ihr Geschenk ganz besonders einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht und ihn zu der günstigen Antwort, welche sie zurückbringe, bestimmt hätte. „Ich versah mich dessen um so weniger," fuhr sie fort, „als der Großwesyr ihm kurz vorher etwas in's Ohr gesagt hatte und ich befürchtete, er möchte ihn von der günstigen Gesinnung, die er für uns haben könnte, abwendig machen,"

Aladdin hielt sich beim Empfang dieser Nachricht für den glücklichsten aller Sterblichen. Er dankte seiner Mutter für alle die Mühe, die sie sich im Verfolg dieser Angelegenheit, deren Gelingen für seine Ruhe so wichtig war, gegeben hatte, und obgleich ihm bei der Ungeduld, den Gegenstand seiner Neigung zu besitzen, drei Monate als eine unendlich lange Zeit erschienen, schickte er sich darein, im festen Vertrauen auf das Wort des Sultans, welches er für unverbrüchlich hielt, in Geduld zu warten.

Während er nicht nur die Wochen, die Tage und Stunden, sondern sogar die Augenblicke zählte, mit denen seine Frist ablief, waren ungefähr zwei Monate verflossen, als seine Mutter eines Abends, da sie die Lampe anzünden wollte, gewahr wurde, daß kein Oel mehr zu Hause sei. Sie ging also, welches zu kaufen und als sie in die Stadt hineinkam, sah sie, daß Alles darin wie zu einem Fest geschmückt war. Die Läden, statt verschlossen zu sein, waren geöffnet, man schmückte sie mit Laubkränzen und traf Anstalten, sie festlich zu erleuchten, Jeder bemühte sich den Andern an Pracht und Glanz zu überbieten, um seinen Eifer recht an den Tag zu legen; überhaupt sah man überall Zeichen der Freude und Fröhlichkeit. Sogar die Straßen waren mit Hofbeamten in Gallakleidern angefüllt, die auf reich geschmückten Pferden saßen und von einer großen Anzahl Diener zu Fuß umgeben waren, welche bald gingen, bald kamen. Sie fragte den Kaufmann, bei welchem sie Oel kaufte, was dies Alles bedeute.

„Woher kommt ihr, meine gute Frau?" entgegnete er ihr, „wißt ihr nicht, daß der Sohn des Großwesyrs die Prinzessin Badrulbudur, die Tochter des Sultans, heirathet? Sie wird bald aus dem Bade kommen und die Beamten,

die ihr da seht, versammeln sich, um ihr Gefolge zu bilden, bis zu dem Pallast, wo die Vermählungsfeierlichkeit vor sich gehen soll."

Die Mutter Aladdin's wollte nichts weiter hören. Sie kehrte in so großer Eile zurück, daß sie fast außer Athem in ihrer Wohnung eintraf. Sie fand ihren Sohn, der nichts weniger erwartete, als die schlimme Nachricht, die sie ihm brachte, und rief ihm entgegen: „Lieber Sohn, Alles ist für dich verloren, du zähltest auf das schöne Versprechen des Sultans, aber es wird nichts daraus."

„Liebe Mutter," fragte Aladdin, durch diese Worte beunruhigt, „aus welchem Grunde sollte mir der Sultan sein Versprechen nicht halten? Wie weißt du das?"

„Diesen Abend noch," entgegnete sie, „wird die Heirath der Prinzessin Badrulbudur im Pallast des Sultans vollzogen." Sie erzählte ihm, auf welche Weise sie es erfahren habe, nebst so viel einzelnen Umständen, daß er durchaus nicht daran zweifeln konnte. Aladdin erstarrte bei dieser Nachricht, wie wenn er vom Blitz getroffen wär'. Jeder Andere als er würde davon erdrückt worden sein, aber eine geheime Eifersucht ließ ihn nicht lange in diesem Zustande bleiben. Augenblicklich erinnerte er sich der Lampe, die ihm so oft gute Dienste geleistet hatte und ohne in vergeblichen Zorn gegen den Sultan, den Großwesyr oder dessen Sohn auszubrechen, sagte er nur: „Liebe Mutter, der Sohn des Großwesyrs wird sich in seinem Glück vielleicht getäuscht finden; während ich einen Augenblick auf mein Zimmer gehe, bereite das Abendessen für uns."

Die Mutter Aladdin's merkte wol, daß ihr Sohn von der Lampe Gebrauch machen wolle, um wo möglich zu verhindern, daß die Heirath des Sohnes des Großwesyrs mit der Prinzessin vollzogen würde und sie täuschte sich nicht. Wirklich nahm Aladdin, als er sich auf seinem Zimmer befand, die Wunderlampe, die er seit der Erscheinung des Geistes seiner Mutter aus den Augen entfernt und dorthin getragen hatte — er nahm, sage ich, die Lampe und rieb sie an der nämlichen Stelle, wie die andern Male. Sogleich erschien der Geist vor ihm und sagte: „Was verlangst du? Ich bin bereit dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave aller derjenigen, welche die Lampe in der Hand haben, sowol ich, als die übrigen Sklaven der Lampe."

„Höre," sagte Aladdin zu ihm, „du hast mir bis jetzt immer zu essen gebracht, so oft ich dessen bedurfte, gegenwärtig aber handelt es sich um eine Angelegenheit von ganz anderer Wichtigkeit. Ich habe bei dem Sultan um die Hand der Prinzessin Badrulbudur, seiner Tochter, anhalten lassen. Er hat sie mir versprochen und nur einen Aufschub von drei Monaten verlangt. Anstatt jedoch sein Wort zu halten, verheirathet er sie, noch vor Ablauf der bestimmten Frist, diesen Abend mit dem Sohne des Großwesyrs. Ich hab' es so eben erfahren und die Sache ist gewiß. Ich verlange nun von dir, daß du die Neuvermählten, sobald sie sich zu Bett begeben haben, fortträgst und alle Beide in ihrem Bett hieher bringst."

„Mein Gebieter," antwortete der Geist, „ich eile dir zu gehorchen; hast du mir noch etwas anderes aufzutragen?"

„Für den Augenblick weiter nichts," antwortete Aladdin und der Geist verschwand sogleich. Nun begab sich Aladdin wieder zu seiner Mutter und speiste

mit ihr zu Abend, ganz so ruhig wie sonst. Nach dem Abendessen unterhielt er sich mit ihr eine Weile von der Vermählung der Prinzessin, wie von einer ihm ganz gleichgültigen Sache, dann kehrte er auf sein Zimmer zurück und die Mutter legte sich schlafen. Er selbst jedoch legte sich nicht nieder, sondern erwartete die Rückkehr des Geistes und die Ausführung des Befehls, welchen er ihm gegeben hatte.

Inzwischen waren im Pallast des Sultans mit größter Pracht alle Anstalten zur Vermählungsfeier der Prinzessin getroffen worden und der Abend verging unter Feierlichkeiten und Lustbarkeiten, die bis tief in die Nacht währten. Als Alles zu Ende war, entfernte sich der Sohn des Großwesyrs heimlich auf ein Zeichen, welches ihm der Oberthürsteher der Prinzessin gab, und der nämliche Beamte führte ihn in das Gemach der Prinzessin, wo das hochzeitliche Lager bereitet war. Er legte sich zuerst nieder und kurze Zeit darauf führte die Sultanin in Begleitung ihrer Frauen und der der Prinzessin, ihrer Tochter, die Neuvermählte herein. Nachdem sie sie umarmt hatte, entfernte sie sich mit allen ihren Frauen, und die letzte derselben schloß die Thür des Gemachs zu. Kaum war die Thür verschlossen, als der Geist, ein treuer Sklave der Lampe und sehr pünktlich in Ausführung der Befehle ihrer Besitzer, sogleich das Bett und die Neuvermählten, zum großen Erstaunen Beider, forttrug und es in einem Augenblick nach dem Zimmer Aladdin's brachte, wo er es niedersetzte.

Aladdin, welcher diesen Augenblick mit Ungeduld erwartete, duldete nicht, daß der Sohn des Großwesyrs liegen bleibe, und sagte zu dem Geiste: „Nimm diesen jungen Ehemann, sperre ihn in das heimliche Gemach und komm' morgen früh bald nach Tagesanbruch wieder."

Der Geist ergriff sogleich den Sohn des Großwesyrs im Hemd wie er war, trug ihn nach dem von Aladdin bezeichneten Ort, und ließ ihn daselbst, nachdem er einen Dunst über ihn gehaucht hatte, den er von Kopf bis zu den Zehen hinab fühlte, und der ihn so betäubte, daß er sich nicht von der Stelle rühren konnte.

Wie groß auch Aladdin's Liebe zu der Prinzessin Badrulbudur war, so führte er doch, sobald sie sich allein befanden, keine lange Unterhaltung mit ihr, sondern sagte nur in einem sehr zärtlichen Ton: „fürchtet nichts, anbetungswürdige Prinzessin, ihr seid hier in Sicherheit, und eine wie heftige Liebe mir auch eure Schönheit und eure Reize eingeflößt haben, so werde ich doch nicht die Schranken der tiefen Ehrerbietung, die ich euch schuldig bin, überschreiten. Wenn ich," fuhr er fort, „gezwungen worden bin, zu dieser äußersten Maaßregel zu greifen, so geschah dies nicht in der Absicht euch zu beleidigen, sondern ich wollte nur verhindern, daß ein Nebenbuhler euch gegen das mir von dem Sultan, eurem Vater, gegebene Versprechen ungerechterweise in Besitz nehme."

Die Prinzessin, welche von dem Allen nichts wußte, gab sehr wenig darauf Achtung, was ihr Aladdin sagte; auch war sie gar nicht im Stande zu antworten. Schreck und Erstaunen über ein so unerwartetes wunderbares Abentheuer hatten sie in einen solchen Zustand versetzt, daß Aladdin kein Wort aus ihr herausbringen konnte. Aladdin ließ es indeß nicht dabei bewenden, er kleidete sich aus und legte

sich anstatt des Sohnes des Großwesyrs, der Prinzessin den Rücken zukehrend, an ihre Seite, nachdem er vorher zwischen sich und die Prinzessin einen Säbel gelegt hatte, um dadurch anzuzeigen, daß er damit bestraft zu werden verdiente, wenn er sich gegen ihre Ehre verginge.

Zufrieden, sich an seinem Nebenbuhler gerächt zu haben, schlief Aladdin sehr ruhig ein. Nicht so war es mit der Prinzessin Badrulbudur; in ihrem ganzen Leben hatte sie noch keine Nacht so betrübt und unangenehm zugebracht als diese, und wenn man den Ort und die Lage erwägt, worin der Geist den Sohn des Großwesyrs verlassen hatte, so wird man leicht erachten können, daß der junge Ehemann sie noch weit betrübter zubrachte.

Am folgenden Morgen hatte Aladdin nicht erst nöthig die Lampe zu reiben, um den Geist zu rufen. Er kam zu der bezeichneten Stunde wieder und während Aladdin sich ankleidete, sagte er zu ihm: „Hier bin ich, was hast du mir noch zu befehlen?"

„Geh," antwortete Aladdin, „hol' den Sohn des Großwesyrs von da wieder ab, wo du ihn hingebracht hast, leg' ihn in dies Bett und trag' dasselbe nach dem Pallast des Sultans, an die nämliche Stelle, wo du es weggenommen hast."

Der Geist erlöste nun den Sohn des Großwesyrs von seinem Posten, und Aladdin legte, als er zurückkam, seinen Säbel wieder an. Der Geist legte den jungen Ehemann neben die Prinzessin und in einem Augenblicke trug er das Brautbett in dasselbe Gemach des Pallastes zurück, aus welchem er es fortgetragen hatte.

Bei alledem wurde jedoch der Geist weder von der Prinzessin noch von dem Sohne des Großwesyrs bemerkt. Seine entsetzliche Gestalt wär' im Stande gewesen sie tödtlich zu erschrecken. Sie hörten sogar nichts von der Unterredung Aladdins mit ihm und bemerkten nur die Erschütterung des Bettes und ihre Versetzung von einem Ort zum andern, und das war schon genug ihnen einen Schrecken einzujagen, der sich leicht denken läßt.

Der Geist hatte so eben das Bett wieder an seinen Ort gestellt, als der Sultan in's Zimmer trat, um der Prinzessin einen guten Morgen zu wünschen. Der Sohn des Großwesyrs, der von der verflossenen Nacht noch ganz durchkältet war, und noch nicht Zeit gehabt hatte sich zu erwärmen, hatte nicht sobald gehört, daß man die Thür öffne, als er aufsprang und in die Kleiderkammer ging, wo er sich den Abend zuvor ausgekleidet hatte.

Der Sultan näherte sich dem Bette der Prinzessin, küßte sie der Sitte gemäß, zwischen die Augen und wünschte ihr einen guten Morgen; aber als er sie aufmerksamer betrachtete, fand er sie zu seinem großen Erstaunen in tiefe Schwermuth versenkt. Sie antwortete nichts und warf ihrem Vater nur einen sehr traurigen Blick zu, der eine große Betrübniß oder ein großes Mißvergnügen verrieth. Er sprach noch einige Worte zu ihr, da die Prinzessin aber in ihrem Schweigen verharrte, so entfernte er sich und begab sich auf der Stelle nach den Zimmern der Sultanin, welcher er den seltsamen Zustand, in dem er die Prinzessin gefunden hatte, und die Art, wie sie ihn empfangen, schilderte.

Als die Sultanin angekleidet war, begab sie sich in das Zimmer der Prinzessin, die noch nicht aufgestanden war; sie näherte sich ihrem Bett, umarmte sie und wünschte ihr guten Morgen; aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie nicht nur keine Antwort von ihr erhielt, sondern auch eine tiefe Niedergeschlagenheit an ihr bemerkte, welche schließen ließ, daß ihr etwas ganz Außerordentliches begegnet sei.

Die Sultanin drang so eifrig in ihre Tochter ihr die Ursache ihres seltsamen Zustandes zu entdecken, daß die Prinzessin Badrulbudur endlich ihr Stillschweigen brach und mit einem tiefen Seufzer sagte: „Ach, sehr geehrte Mutter, verzeiht mir, wenn ich es an der euch schuldigen Ehrfurcht habe fehlen lassen; aber mein Gemüth ist so lebhaft mit den außerordentlichen Dingen beschäftigt, die mir diese Nacht begegnet sind, daß ich mich von meinem Erstaunen und Schrecken noch nicht erholt habe, ja daß ich Mühe habe, euch selber wieder zu erkennen."

Darauf schilderte sie ihr nun mit den lebhaftesten Farben, wie gleich darauf, nachdem sie sich niedergelegt, das Bett aufgehoben und in einem Augenblick in ein ärmlich aussehendes und düsteres Gemach versetzt worden wär', wo sie sich allein und von ihrem Gemahl getrennt gesehen hätte, ohne zu wissen, was aus ihm geworden sei. Sie habe hier einen jungen Mann gesehn, der einige Worte zu ihr gesagt, die sie aber vor Schreck nicht verstanden; er habe hierauf die Stelle ihres Gemahls neben ihr eingenommen, nachdem er zwischen sie Beide einen Säbel gelegt; am Morgen endlich sei ihr Gemahl ihr wiedergegeben und das Bett in eben so kurzer Zeit wieder an seinen vorigen Platz zurückgetragen worden. Dies Alles," fügte sie hinzu, „war so eben geschehn, als der Sultan, mein Vater, in's Zimmer trat; ich war so von Betrübniß niedergedrückt, daß ich nicht im Stande war, ihm auch nur ein einziges Wort zu erwidern; ich zweifle daher nicht, daß er über die Art, wie ich die mir von ihm erzeigte Ehre aufnahm, unwillig ist; aber ich hoffe, er wird mir verzeihen, wenn er mein trauriges Abentheuer und den beklagenswerthen Zustand erfährt, in dem ich mich diesen Augenblick noch befinde."

Die Sultanin hörte die Erzählung der Prinzessin ruhig an, wollte ihr aber keinen Glauben beimessen. „Meine Tochter," sagte sie zu ihr, „du hast wohl gethan, dem Sultan, deinem Vater, nichts davon zu sagen; hüte dich auch zu jemand anders davon zu sprechen; man würde glauben, du hättest deinen Verstand verloren, wenn man dich so reden hörte."

„Liebe Mutter," erwiderte die Prinzessin, ich kann euch versichern, „daß ich dies Alles mit völligem Bewußtsein rede; ihr könnt euch bei meinem Gemahl erkundigen, er wird euch das Nämliche sagen."

„Ich werde mich bei ihm erkundigen," antwortete die Sultanin, „aber wenn er wirklich das Nämliche sagte, wie du, ich würde dadurch nicht mehr überzeugt werden; steh' nur auf und schlag' dir solche Gedanken aus dem Sinn. Das wäre schön, wenn du durch eine solche Einbildung die Feierlichkeiten stören wolltest, die zu deiner Hochzeit veranstaltet sind und die in diesem Pallast wie im ganzen Reiche mehrere Tage lang dauern sollen. Hörst du nicht schon die Musik, die Trom-

peten, die Pauken und Trommeln? Das Alles sollte dich froh und heiter stimmen, und dich alle die Einbildungen, von denen du mir erzählt hast, vergessen lassen."

Zu gleicher Zeit rief die Sultanin die Frauen der Prinzessin und nachdem diese aufgestanden war, und die Sultanin gesehn hatte, daß sie sich anzukleiden anfing, begab sie sich nach dem Zimmer des Sultans und sagte ihm, eine Einbildung sei ihrer Tochter durch den Kopf gegangen, doch es wäre schon wieder vorbei damit. Sodann ließ sie den Sohn des Großwesyrs rufen, um ihn über das, was die Prinzessin ihr gesagt hatte, gleichfalls zu hören; doch der Sohn des Wesyrs, der sich durch die Verbindung mit dem Sultan unendlich geehrt fühlte, hatte beschlossen, die Sache zu verheimlichen.

„Lieber Schwiegersohn," sagte die Sultanin zu ihm, „habt ihr die nämliche Einbildung wie eure Frau?"

„Gnädige Frau," erwiderte der Sohn des Wesyrs, „dürfte ich euch wol fragen, was ihr mit dieser Frage meint?"

„Das ist genug," versetzte die Sultanin, „ich will nicht mehr wissen, ihr seid klüger als sie."

Die Lustbarkeiten im Palast dauerten den ganzen Tag und die Sultanin, welche der Prinzessin nicht von der Seite ging, unterließ nichts um sie aufzumuntern und ihre Theilnahme an den mannigfaltigen Ergötzlichkeiten und Schauspielen zu erwecken, die man ihr zu Ehren veranstaltete; allein das Ereigniß der vorigen Nacht hatte sie so ergriffen, daß man leicht sehn konnte, sie war einzig und allein damit beschäftigt. Der Sohn des Großwesyrs war von der schlechten Nacht, die er zugebracht hatte, nicht weniger niedergedrückt, allein sein Ehrgeiz ließ ihn dies verbergen, und wer ihn sah, zweifelte nicht, daß er ein sehr glücklicher Ehemann sei.

Aladdin, der von dem, was im Palast vorging, wol unterrichtet war, nahm, sobald die Nacht etwas vorgerückt war, wieder seine Zuflucht zur Lampe. Sogleich erschien der Geist, begrüßte Aladdin auf die gewöhnliche Weise und erbot sich zu seinem Dienst.

„Sobald der Sohn des Großwesyrs und die Prinzessin Badrulbudur sich niedergelegt haben," sagte Aladdin zu dem Geist, „so nimm das Bett und bring es wie gestern hieher."

Der Geist bediente Aladdin mit eben so viel Treue und Pünktlichkeit wie am vorigen Tage.

Der Sohn des Großwesyrs brachte diese Nacht so kalt und unbehaglich zu wie die erste, und die Prinzessin hatte wieder den Schrecken, Aladdin neben sich zu sehen, der wie das erstemal seinen Säbel zwischen sich und die Prinzessin legte. Der Geist kam, Aladdins Befehl zufolge, am folgenden Morgen wieder, legte den Sohn des Großwesyrs neben seine Gemahlin, hob das Bett mit den Neuvermählten auf und trug es in das Zimmer des Palasts zurück, wo er es fortgenommen hatte.

Am zweiten Morgen trat der Sultan wieder in das Zimmer seiner Tochter, und der Sohn des Großwesyrs, der über die so übel zugebrachte Nacht sich noch

mehr schämte und ärgerte als das erstemal, hörte ihn kaum die Thür öffnen, so stand er eilig auf und stürzte in die Kleiderkammer.

Der Sultan trat an das Bett seiner Tochter, küßte sie und wünschte ihr einen guten Morgen; da sie jedoch dasselbe Stillschweigen beobachtete und der Sultan bemerkte, daß ihr Gemüth noch weit unruhiger und niedergeschlagener war, als den Tag vorher, so zweifelte er nicht, daß ihr irgend etwas Außerordentliches begegnet sein müsse und beleidigt, daß sie ihm ein Geheimniß daraus mache, rief er im höchsten Zorn, den Säbel in der Hand: „Meine Tochter, entweder gesteh mir, was du mir verhehlst, oder ich haue dir auf der Stelle den Kopf ab!"

Die Prinzessin, mehr noch über den Ton und die Drohung des erzürnten Sultans erschrocken, als über den Anblick des bloßen Säbels, brach endlich ihr Stillschweigen und rief mit Thränen in den Augen: „Ich bitte eure Majestät um Verzeihung, wenn ich euch beleidigt habe, ich hoffe jedoch von eurer Güte und Milde, daß Mitleid an die Stelle des Zornes treten wird, wenn ich euch den traurigen und beklagenswerthen Zustand, in welchem ich mich diese ganze Nacht sowol wie die erste befunden habe, treulich geschildert haben werde."

Nach dieser Einleitung, die den Sultan besänftigte und ein wenig rührte, erzählte sie ihm ganz der Wahrheit gemäß Alles, was ihr während dieser beiden trübseligen Nächte begegnet war, aber auf eine so rührende Weise, daß er bei der Liebe und Zärtlichkeit, die er für sie hegte, von lebhaftem Schmerz durchdrungen wurde. Sie schloß mit den Worte: „Wenn eure Majestät nur im mindesten an der Wahrheit meiner Erzählung zweifelt, so dürft ihr euch nur bei dem Gemahl, den ihr mir gegeben habt, erkundigen; ich bin überzeugt, er wird ganz das Nämliche aussagen, wie ich."

Der Sultan nahm an der tiefen Betrübniß, in welche die Prinzessin durch eine so seltsame Begebenheit versetzt war, den innigsten Antheil und sagte zu ihr: „Liebe Tochter, du hast sehr Unrecht gethan, mich nicht schon gestern von einem so merkwürdigen Abenteuer unterrichtet zu haben, an dem ich nicht weniger Antheil nehme als du selbst. Ich habe dich nicht verheirathet um dich unglücklich zu machen, vielmehr in der Absicht dich zufrieden und glücklich zu machen und dich alles Glück genießen zu lassen, welches du verdienst und welches du mit einem Gemahl, der für dich passend schien, hoffen konntest. Verbanne aus deinem Geist die traurigen Gedanken an das, was du mir so eben erzählt hast, ich will dafür sorgen, daß du von nun an nie wieder so unangenehme und unerträgliche Nächte zubringen sollst wie die verflossenen."

Als der Sultan auf sein Zimmer zurückgekehrt war, ließ er sogleich seinen Großwesyr rufen und sagte zu ihm: „Wesyr, hast du deinen Sohn gesehn und hat er dir nichts gesagt?"

Da der Großwesyr antwortete, er habe ihn nicht gesehn, so erzählte ihm der Sultan Alles, was ihm die Prinzessin Badrulbudur so eben erzählt hatte und schloß: „Ich zweifle nicht, daß meine Tochter mir die Wahrheit gesagt hat; gleichwol würd' es mir sehr lieb sein, es durch deinen Sohn bestätigt zu hören; geh daher zu ihm und frag' ihn, was an der Sache ist."

Der Großwesyr begab sich auf der Stelle zu seinem Sohne, sagte ihm, was ihm der Sultan so eben mitgetheilt hatte und schärfte ihm ein, ihm ja nichts zu verhehlen und ihm zu sagen, ob Alles dies wahr sei.

„Ich will dir nicht verhehlen," antwortete der Sohn, „daß Alles, was die Prinzessin dem Sultan erzählt hat, durchaus wahr ist; aber sie hat ihm nichts von der schlechten Behandlung sagen können, die ich insbesondre erfahren habe. Nun vernimm: seit meiner Vermählung habe ich zwei der schrecklichsten Nächte zugebracht, die man sich nur denken kann und ich finde keine Ausdrücke dir die Leiden, die ich erduldet habe, treu und ausführlich zu schildern. Ich spreche nichts von dem Schrecken, als ich mich viermal in meinem Bette emporgehoben fühlte, ohne daß ich sah, wer das Bett aufhob und es von einem Ort zum andern versetzte, und ohne daß ich begriff, wie dies möglich sei. Du kannst dir meinen traurigen Zustand leicht denken, wenn ich dir sage, daß ich zwei Nächte, stehend und im bloßen Hemde, in einer Art von engem Abtritt zugebracht habe, ohne mich von der Stelle rühren oder die geringste Bewegung machen zu können, obwol ich keinen Gegenstand erblickte, der mich, nach dem Augenschein zu urtheilen, davon hätte abhalten können. Ich brauche dir nun nicht erst lang und breit im Einzelnen auseinander zu setzen, wie viel ich ausgestanden habe. Ich will dir nicht verhehlen, daß mich dies Alles nicht abgehalten hat, gegen die Prinzessin, meine Gemahlin, alle Gefühle der Liebe, der Ehrerbietung und der Dankbarkeit zu hegen, welche sie verdient: aber ich bekenne dir ganz offen, daß ich, ungeachtet aller Ehre und alles Glanzes, welches aus der Vermählung mit der Tochter meines Sultans auf mich übergeht, lieber sterben als noch länger in einer so hohen Verbindung fortleben will, wenn ich eine so unangenehme Behandlung wie bisher erdulden soll. Ich zweifle nicht, daß die Prinzessin eben so denkt wie ich, und sie wird gewiß mit mir übereinstimmen, daß die Trennung unserer Ehe für ihre Ruhe eben so nothwendig ist, wie für die meinige; also, lieber Vater, beschwöre ich dich bei der Liebe, die dich bewog, mir eine so hohe Ehre zu verschaffen, den Sultan dahin zu vermögen, daß er unsre Ehe für nichtig erkläre."

Wie groß auch der Ehrgeiz des Großwesyrs war, seinen Sohn als Schwiegersohn des Sultans zu sehen, so gab er es doch auf, bei dem festen Entschluß desselben sich von der Prinzessin zu trennen, ihm noch einige Tage Geduld anzurathen, um zu sehn, ob diese Widerwärtigkeit nicht ein Ende nähme. Er verließ ihn und kehrte wieder zum Sultan zurück, dem er die feierliche Versicherung gab, daß, nach dem was er so eben von seinem Sohn erfahren habe, die Sache nur zu wahr sei. Ohne erst abzuwarten, daß der Sultan selbst davon rede, die Ehe zu trennen, wofür er ihn nur zu gestimmt sah, bat er ihn zu erlauben, daß sein Sohn sich aus dem Palast entferne und in sein Haus zurückkehre, indem er vorgab, es sei nicht billig, daß die Prinzessin wegen der Liebe zu seinem Sohne nur einen Augenblick länger einer so schrecklichen Plage ausgesetzt sei.

Es kostete dem Großwesyr nicht viel Mühe, die Gewährung seiner Bitte zu erlangen. Der Sultan, welcher bereits das Nämliche beschlossen hatte, gab augenblicklich Befehl zur Einstellung der Lustbarkeiten, nicht nur in seinem Palast

und in der Hauptstadt, sondern auch im ganzen Umfang seines Königreichs und in sehr kurzer Zeit hörten alle öffentlichen Freudenbezeugungen und Lustbarkeiten in der Nähe und Ferne auf. Diese plötzliche und so unerwartete Veränderung gab zu verschiedenem Gerede Anlaß. Man fragte sich, woher wol dieser Querstreich kommen könne und man konnte sich nichts weiter sagen, als daß man gesehn hatte, wie der Großwesyr und sein Sohn Beide sehr niedergeschlagen, aus dem Palast traten und sich nach ihrer Behausung begaben.

Nur Aladdin wußte um das Geheimniß und freute sich im Stillen über den glücklichen Erfolg, den der Gebrauch seiner Lampe ihm zusicherte. Nachdem er mit Gewißheit erfahren hatte, daß sein Nebenbuhler den Palast verlassen habe und daß die Ehe zwischen ihm und der Prinzessin gänzlich aufgelöst sei, hatte er nun nicht weiter nöthig, den Geist zu rufen, um die Vollziehung derselben zu hindern. Das Merkwürdige dabei war, daß weder der Sultan noch der Großwesyr, bei denen Aladdin und sein Antrag ganz in Vergessenheit gerathen war, auch nur die mindeste Ahnung hatten, daß er an der Bezauberung, durch welche die Auflösung der Ehe der Prinzessin herbeigeführt wurde, Antheil haben könne.

Aladdin ließ unterdeß die drei Monate, welche der Sultan als Frist für die Vermählung mit der Prinzessin Badrulbudur mit ihm bestimmt hatte, ruhig vorübergehen. Er hatte sorgfältig jeden Tag gezählt und als sie vorüber waren, verfehlte er nicht den nächsten Morgen seine Mutter in den Palast zu schicken, um den Sultan an sein Versprechen zu erinnern. Die Mutter Aladdins ging, auf den Wunsch ihres Sohnes, nach dem Pallast und stellte sich an den Eingang des Diwans, an die nämliche Stelle, wie früher. Der Sultan hatte kaum einen Blick auf sie geworfen, als er sie auch wieder erkannte und sich zugleich ihres Antrages erinnerte, so wie der Zeit, auf die er sie vertröstet hatte. Der Großwesyr hielt ihm so eben einen Vortrag über eine Angelegenheit. „Wesyr," unterbrach ihn der Sultan, „ich bemerke da die gute Frau, die uns vor wenig Monaten ein so schönes Geschenk gebracht hat. Laß sie hieher kommen; sobald ich sie angehört habe, kannst du deinen Bericht fortsetzen."

Als der Großwesyr seine Augen nach dem Eingang des Diwans wandte, erkannte er gleichfalls die Mutter Aladdins; er rief sogleich den Oberthürsteher, zeigte sie ihm und gab ihm Befehl, sie hieher zu führen. Die Mutter Aladdins näherte sich dem Fuß des Thrones, wo sie sich der Sitte gemäß niederwarf. Als sie wieder aufgestanden war, fragte der Sultan, was sie wünsche?

„Herr," antwortete sie, „ich erscheine nochmals vor dem Thron eurer Majestät, um euch im Namen meines Sohnes Aladdin zu bitten, euch gnädigst erinnern zu wollen, daß die drei Monate verstrichen sind, auf welche ihr die Gewährung des Antrags verschoben habt, den ich die Ehre hatte, euch zu machen."

Als der Sultan das erstemal, da er die Frau sprach, die Bewilligung ihres Anliegens auf drei Monat hinausschob, hatte er gar nicht geglaubt, daß in der That je die Rede sein würde von einer Heirath, die er für seine Tochter, die Prinzessin, schon in Rücksicht auf die Niedrigkeit und Armuth der Mutter Aladdins, die in einem sehr gemeinen Anzuge vor ihm erschien, keineswegs angemessen fand.

Da die Frau jedoch kam und ihn an sein Wort erinnerte, so setzte ihn das in Verlegenheit. Weil er nicht wußte, was er auf der Stelle antworten sollte, fragte er seinen Großwesyr um Rath und bezeigte ihm seine Abneigung gegen eine Vermählung der Prinzessin mit einem Unbekannten, der, wie er vermuthete, nicht einmal dem Mittelstande angehören konnte.

Der Großwesyr nahm keinen Anstand, dem Sultan zu eröffnen, was er darüber dachte. „Herr," sagte er zu ihm, „es giebt, wie mir scheint, nur ein einziges unfehlbares Mittel, um einer so unpassenden Verbindung zu entgehen, ohne daß Aladdin, selbst wenn er euer Majestät bekannt wäre, sich darüber beklagen könnte. Ihr müßt nämlich auf die Prinzessin einen so hohen Preis setzen, daß seine Reichthümer, wie groß sie auch immer sein mögen, nicht zureichen. Dies wird das Mittel sein, um ihn von einer so kühnen, ich möchte sagen, verwegenen Bewerbung, die er sich ohne Zweifel vorher nicht gehörig überlegt hat, abzubringen."

Der Sultan billigte den Rath des Großwesyrs. Er wandte sich zu Aladdin's Mutter und sagte nach einiger Ueberlegung: „Meine gute Frau, ein Sultan muß sein Wort halten und ich bin auch bereit das meinige zu halten und deinen Sohn mit der Hand der Prinzessin, meiner Tochter, zu beglücken. Aber da ich sie nicht verheirathen kann, ohne zu wissen, welchen Vortheil sie davon haben wird, so sag' deinem Sohn, daß ich mein Wort erfüllen werde, sobald er mir vierzig große Becken von gediegenem Golde, ganz voll von dergleichen Kostbarkeiten, wie du sie mir schon einmal in seinem Namen gebracht hast, übersendet. Auch müssen sie durch eben so viel schwarze Sklaven überbracht werden, von vierzig andern weißen, jungen, wohlgebildeten, schön gewachsenen und sämmtlich auf das Prachtvollste gekleideten Sklaven begleitet. Dies sind die Bedingungen, unter denen ich bereit bin, ihm die Prinzessin, meine Tochter, zu geben. Geh' nun, gute Frau, ich werde seine Antwort erwarten."

Die Mutter Aladdins warf sich noch einmal vor dem Thron des Sultans nieder und entfernte sich dann. Unterwegs lachte sie bei sich selbst über die thörichte Einbildung ihres Sohnes. „Wahrhaftig," sagte sie, „wo wird er denn so viele Goldbecken und eine solche Menge dieser farbigen Gläser herbekommen, um sie damit anzufüllen? Soll er wieder in das unterirdische Gewölbe, zu dem der Eingang verschlossen ist, hinabsteigen, um sie von den Bäumen zu pflücken? Und wo soll er alle diese Sklaven, so wie sie der Sultan verlangt, hernehmen? Da ist er nun freilich vom Ziele noch weit entfernt und ich glaube, er wird schwerlich mit meiner Sendung zufrieden sein."

Als sie nun, den Kopf ganz voll von diesem Gedanken, und in der festen Meinung, Aladdin habe nun durchaus weiter nichts zu hoffen, nach Hause zurückkehrte, sagte sie zu ihm: „Mein Sohn, ich rathe dir, nicht länger an die Heirath mit der Prinzessin Badrulbudur zu denken. Der Sultan hat mich freilich mit vieler Güte aufgenommen und ich glaube auch, daß er dir wol geneigt sein würde, allein der Großwesyr hat ihn, wenn ich mich nicht irre, auf andere Gedanken gebracht, was du, so gut wie ich, aus dem was ich dir erzählen werde, abnehmen wirst. Nachdem ich seiner Majestät vorgestellt hatte, daß die drei Monate abgelaufen seien, und den Sultan in deinem Namen gebeten, sich seines Versprechens

zu erinnern, bemerkte ich, daß er erst eine Zeit lang mit dem Großwesyr heimlich sprach und dann gab er mir folgende Antwort." Die Mutter Aladdins erzählte nun Wort für Wort Alles, was der Sultan ihr gesagt hatte und unter welchen Bedingungen er ihm die Hand der Prinzessin, seiner Tochter, geben wolle. Als sie damit zu Ende war, sagte sie: „Mein Sohn, er erwartet deine Antwort, aber unter uns gesagt," fuhr sie lächelnd fort, „ich glaube, da wird er lange Zeit warten müssen."

„Nicht so lange Zeit, als du wol glaubst, liebe Mutter," versetzte Aladdin „und der Sultan täuscht sich selbst, wenn er meint, mich durch seine ungeheuern Forderungen zu nöthigen, die Prinzessin Badrulbudur aufzugeben. Ich erwartete noch ganz andere, unüberwindliche Schwierigkeiten und glaubte, er würde auf meine ganz unvergleichliche Prinzessin einen weit höheren Preis setzen. Aber jetzt bin ich zufrieden und das, was er von mir verlangt, ist eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was ich im Stande wäre, ihm zu geben, um in den Besitz der Prinzessin zu gelangen. Während ich darauf denken will, ihn zu befriedigen, geh' und besorg' uns etwas zum Mittagsessen und das Weitere laß mich nur machen."

Kaum war die Mutter Aladdins fortgegangen, um Lebensmittel zu holen, so nahm Aladdin die Lampe und rieb sie. Sogleich erschien der Geist vor ihm und mit den schon bekannten Worten fragte er ihn nach seinem Befehl. Aladdin antwortete: „der Sultan giebt mir die Prinzessin, seine Tochter, zur Frau, aber zuvor verlangt er von mir vierzig große Becken von gediegenem Golde, angefüllt mit Früchten aus jenem Garten, wo ich die Lampe genommen habe, deren Sklave du bist. Er fordert ferner von mir, daß diese vierzig Becken von eben so viel schwarzen Sklaven getragen werden, vor denen vierzig weiße Sklaven einhergehen, jung, wohlgebildet, von schönem Wuchs und auf das Prächtigste gekleidet. Geh' und schaffe mir dies Geschenk so rasch als möglich herbei, damit ich es dem Sultan, noch ehe er die Sitzung des Divans aufhebt, übersenden kann."

Der Geist erwiderte: „dein Befehl soll auf der Stelle vollzogen werden" und verschwand. Kurze Zeit darauf ließ sich der Geist wieder sehen, in Begleitung von vierzig Sklaven, deren Jeder ein Becken von gediegenem Golde, zwanzig Mark schwer, auf dem Kopfe trug. Die Becken waren angefüllt mit Perlen, Diamanten, Rubinen und Smaragden, an Schönheit und Größe noch auserlesener, als die, welche dem Sultan zuerst überbracht worden waren. Jedes Becken war mit goldgeblümtem Silberstoff überdeckt. Alle diese Sklaven, sowol die weißen, als die schwarzen mit den goldnen Becken, nahmen fast das ganze nicht sehr geräumige Haus ein, so wie einen kleinen Hof an der Vorder- und einen kleinen Garten an der Hinter-Seite. Der Geist fragte Aladdin, ob er zufrieden sei, und ob er ihm noch etwas anders aufzutragen habe. Aladdin erwiderte, daß er nichts weiter verlange und sogleich verschwand der Geist.

Die Mutter Aladdins kam vom Markt zurück und war beim Eintritt nicht wenig überrascht, eine solche Menge von Menschen und Kostbarkeiten zu erblicken. Als sie die Lebensmittel, welche sie brachte, abgelegt hatte, wollte sie den Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, fortnehmen, aber Aladdin hinderte sie daran, und sagte:

„Liebe Mutter, es ist keine Zeit zu verlieren, es ist von großer Wichtigkeit, daß du, noch eh der Sultan den Diwan schließt, in den Palast zurückgehst und ihm unverzüglich das Geschenk und die Morgengabe der Prinzessin Badrulbudur, die er von mir verlangt hat, überbringst, damit er aus meiner Schnelligkeit und Pünktlichkeit auf mein heißes und aufrichtiges Verlangen schließe, mir die Ehre zu verschaffen, sein Schwiegersohn zu werden."

Ohne die Antwort seiner Mutter abzuwarten, öffnete Aladdin die Thüren nach der Straße und ließ alle seine Sklaven nach einander, immer einen weißen Sklaven vor einem schwarzen mit einem goldnen Becken auf dem Kopf, und so bis zum letzten hinausgehen. Nachdem auch seine Mutter dem letzten Sklaven gefolgt war, verschloß er die Thür und blieb ruhig in seinem Zimmer, in der Hoffnung, daß der Sultan nach diesem Geschenk, welches ganz so war wie er es gefordert, ihn endlich doch zu seinem Schwiegersohn werde annehmen wollen.

So wie der erste weiße Sklave aus dem Hause Aladdins trat, blieben alle Vorübergehenden, die ihn sahen, stehen, und ehe die achtzig weißen und schwarzen Sklaven alle heraus waren, füllte sich die Straße mit einer zahlreichen Volksmenge, die von allen Seiten herbei strömte, um ein so prächtiges und seltenes Schauspiel mit anzusehen. Der Anzug eines jeden Sklaven war so reich an Stoff und Edelsteinen, daß die besten Kenner sich nicht zu irren glaubten, wenn sie jedes Kleid auf mehr als eine Million schätzten. Die große Nettigkeit der genau anschließenden Kleider, der Anstand, das anmuthige Aeußere, der gleichmäßige und vortheilhafte Wuchs eines jeden Sklaven, ihr fester, in gleicher Entfernung von einander gehaltener Schritt, der Glanz der außerordentlich großen Edelsteine, die in geschmackvoller Anordnung, in echtes Gold gefaßt, rings um den Gürtel liefen, und die ebenfalls aus Edelsteinen zusammengesetzten Rosen an dem Turban, die einen ganz besonderen Geschmack verriethen, setzten den ganzen Haufen von Zuschauern in eine solche Verwunderung, daß er nicht aufhören konnte, sie anzusehn und so weit als immer möglich mit den Augen zu verfolgen. Aber die Straßen waren so mit Menschen besetzt, daß Jeder genöthigt war, auf der Stelle zu bleiben, wo er eben stand und da man erst durch eine Menge von Straßen gehen mußte, ehe man zum Palast gelangte, so ward dadurch ein guter Theil der Stadt, Personen aus allen Klassen und Ständen, Augenzeuge eines so bezaubernden Aufzuges.

Der erste der achtzig Sklaven langte endlich an der Pforte des ersten Schloßhofes an und die Pförtner, welche sich gleich bei Annäherung dieses wundervollen Zuges in zwei Reihen aufgestellt hatten, hielten ihn, seiner reichen und prachtvollen Kleidung nach, für einen König und näherten sich ihm, um den Saum seines Kleides zu küssen. Doch der Sklave, von dem Geist unterwiesen, hielt sie zurück und sagte mit ernster Miene zu ihnen: „Wir sind nur Sklaven. Unser Herr wird erscheinen, wenn es Zeit ist." Hierauf kam der erste Sklave an der Spitze aller übrigen in den zweiten Hof, der sehr geräumig und worin der Hofstaat des Sultans aufgestellt war. Die Anführer eines jeden dieser Trupps waren sehr prächtig gekleidet, aber wie verdunkelt wurde diese Pracht, als die achtzig Sklaven

erschienen, die das Geschenk Aladdins überbrachten, zu dem sie selbst gehörten. Im ganzen Hofstaat des Sultans erschien nichts so schön und so glänzend, und aller der Schimmer der ihn umgebenden Herren vom Hofe, war nichts im Vergleich zu dem, was sich den Blicken hier darbot. Als man den Sultan von dem Anmarsch und der Ankunft dieser Sklaven benachrichtigte, gab er Befehl, sie eintreten zu lassen, und als sie nun erschienen, fanden sie den Eingang zum Diwan frei und zogen in schönster Ordnung, ein Theil zur Rechten, der andere zur Linken, herein. Nachdem sie sämmtlich eingetreten waren und sich in einen großen Halbkreis vor dem Thron des Sultans aufgestellt hatten, setzte ein jeder der schwarzen Sklaven das Becken, welches er trug, auf den Fußteppich; dann warfen sie sich sämmtlich nieder und berührten mit ihrer Stirn den Teppich. Zu gleicher Zeit thaten die weißen Sklaven das nämliche. Sie standen Alle wieder auf und die schwarzen Sklaven enthüllten geschickt die Becken, welche vor ihnen standen, und die Arme über die Brust gekreuzt, blieben alle ehrfurchtsvoll stehn.

Die Mutter Aladdins, welche sich inzwischen dem Fuß des Thrones genähert und niedergeworfen hatte, sagte zu dem Sultan, nachdem sie wieder aufgestanden war: „Herr, mein Sohn Aladdin weiß wol, daß dieses Geschenk, welches er Ew. Majestät sendet, den Werth dessen, was die Prinzessin Badrulbudur verdient, nicht erreicht. Er hofft indeß, daß Ew. Majestät es annehmlich finden und es, gleich wie die Prinzessin, anzunehmen geruhen werde, und er hofft dies mit um so größerer Zuversicht, da er sich bemüht hat den Bedingungen, die es euch beliebte ihm vorzuschreiben, genau nachzukommen."

Der Sultan war nicht im Stande dieser Anrede die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Der erste Blick, den er auf die vierzig goldnen und mit den glänzendsten, bewunderungswürdigsten und kostbarsten Kleinoden angefüllten Becken und auf die achtzig Sklaven warf, die sowol ihrem Anstande, als ihrem Reichthum und der erstaunlichen Pracht ihrer Kleidung nach, eher Königen glichen als Sklaven, hatte ihn dermaßen überrascht, daß er vor Bewunderung gar nicht zu sich kommen konnte. Anstatt auf die Anrede der Mutter Aladdin's zu antworten, wandte er sich an den Großwesyr, der selbst nicht begreifen konnte, wo ein solcher Ueberfluß von Reichthümern hergekommen sein könnte. „Nun, Wesyr," sagte er laut, „was denkst du von dem Geber? Wer er auch sein mag, der mir ein so reiches und außerordentliches Geschenk sendet und den weder du noch ich kennen, hälst du ihn für unwürdig, meine Tochter, die Prinzessin Badrulbudur, zu heirathen?"

Wie groß auch die Eifersucht und die Betrübniß des Großwesyrs waren, da er sah, daß ein Unbekannter seinem Sohn vorgezogen und der Schwiegersohn des Sultans werden sollte, so wagte er doch nicht, die Wahrheit zu verleugnen. Es war zu augenscheinlich, daß das Geschenk Aladdin's mehr als hinreichend war, um ihn würdig finden zu lassen, in eine so hohe Verbindung zu treten. Er antwortete also dem Sultan, indem er auf dessen Meinung einging: „Herr, weit entfernt zu denken, es sei derjenige, der Ew. Majestät ein so würdiges Geschenk dargebracht hat, der Ehre unwürdig, die Ihr ihm erweisen wollt, so möchte ich

eher behaupten, daß er noch mehr verdiene, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es keinen Schatz auf der ganzen Welt giebt, welcher eure Tochter, die Prinzessin, an Werth aufwiegt."

Die Herren vom Hofe, welche der Sitzung beiwohnten, gaben durch ihre Beifallsbezeigungen zu erkennen, daß sie gleicher Meinung mit dem Großwesyr seien. Der Sultan zögerte nun nicht weiter und dachte sogar nicht einmal daran, sich zu erkundigen, ob Aladdin wol auch die andern erforderlichen Eigenschaften besäße, um sein Schwiegersohn zu werden. Der bloße Anblick dieser unermeßlichen Reichthümer und die Schnelligkeit, mit welcher Aladdin seine Forderung erfüllt hatte, ohne wegen der ungeheuren Bedingungen, die ihm auferlegt worden, die mindeste Schwierigkeit zu machen, überredeten ihn leicht, daß ihm nichts von dem Allen fehle, was ihn zu einem ganz vollkommenen Manne und zu einem solchen, wie er ihn wünschte, machen könnte. Um daher die Mutter Aladdin's so befriedigt, als sie nur wünschen konnte, nach Hause zu schicken, sagte er zu ihr: „Gute Frau, geh' jetzt und sag' deinem Sohne, daß ich ihn mit offnen Armen erwarte und er soll nur je eher je lieber kommen, um aus meiner Hand die Prinzessin, meine Tochter, als Geschenk zu empfangen."

Als sich die Mutter Aladdin's mit einer Freude, deren eine Frau von so niedrigem Stande nur immer fähig sein kann, wenn sie ihren Sohn unerwartet so hoch erhoben sieht, entfernt hatte, beschloß der Sultan die Sitzung dieses Tages, stand auf von seinem Thron und befahl, daß die zum Dienst der Prinzessin bestimmten Eunuchen herbeikommen, die goldnen Becken aufheben und sie nach den Zimmern ihrer Gebieterin tragen sollten, wohin er sich gleichfalls begab, um sie mit aller Muße zu betrachten. Dieser Befehl wurde auf der Stelle ausgeführt. Die achtzig weißen und schwarzen Sklaven wurden nicht vergessen. Man ließ sie in das Innere des Palastes treten und kurze Zeit darauf befahl der Sultan, welcher der Prinzessin Badrulbudur von ihrem prächtigen Anzug erzählt hatte, daß man sie vor ihrem Zimmer aufstelle, damit sie sie durch die Fenstergitter betrachten und sich überzeugen könne, daß seine Beschreibung, weit entfernt etwas übertrieben zu haben, noch weit unter der Wirklichkeit geblieben sei.

Inzwischen kam die Mutter Aladdin's nach Hause, mit einem Gesicht, welches die gute Nachricht, die sie ihrem Sohne brachte, deutlich verkündete: „Mein Sohn," sagte sie zu ihm, „du hast allen Grund vergnügt zu sein, du bist wider meine Erwartung zur Erfüllung deiner Wünsche gelangt und du weißt, was ich dir darüber gesagt habe. Um dich aber nicht zu lange in Spannung zu halten, so vernimm: der Sultan hat unter dem Beifall seines ganzen Hofes erklärt, daß du des Besitzes der Prinzessin Badrulbudur würdig bist. Er erwartet dich mit offenen Armen, um die Heirath abzuschließen. Du mußt nun also auf einige Vorkehrungen für diese Zusammenkunft denken, damit sie der hohen Meinung entspricht, die er von dir gefaßt hat. Doch nach all' den Wundern, die ich dich bis jetzt habe vollbringen sehen, bin ich überzeugt, daß es an nichts fehlen wird. Ich darf nicht vergessen, dir noch zu sagen, daß der Sultan dich mit Ungeduld erwartet, verlier' also keine Zeit, dich zu ihm zu begeben."

Aladdin, ganz entzückt über diese Nachricht und ganz voll von dem Gegenstande, der ihn bezaubert hatte, sagte zu seiner Mutter nur wenige Worte und begab sich auf sein Zimmer. Dort nahm er die Lampe, die ihm bis jetzt in allen seinen Verlegenheiten und allen seinen Wünschen so hülfreich gewesen war, und kaum er hatte sie gerieben, als auch der Geist sofort erschien. „Geist," sagte Aladdin zu ihm, „ich habe dich gerufen, damit du mir gleich ein Bad bereitest und sobald ich es genommen habe, will ich, daß du den reichsten und prächtigsten Anzug, den je ein Fürst getragen hat, für mich in Bereitschaft hältst."

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als der Geist ihn so, wie sich selbst, unsichtbar machte, ihn aufhob und in ein Bad trug, welches von dem feinsten buntstreifigen Marmor gebaut war. Ohne daß er sehen konnte, wer ihn bediene, wurde er in einem geräumigen und sehr saubern Saale entkleidet, aus diesem Saale ließ man ihn in ein Bad treten, welches eine mäßige Wärme hatte, und hier wurde er gerieben und in verschiedenen wohlriechenden Wassern gebadet. Nachdem er in den verschiedenen Badegemächern alle Grade der Wärme durchgemacht hatte, verließ er das Bad, aber ganz anders, als er gekommen war. Seine Gesichtsfarbe war frisch, weiß und rosig und sein Leib viel leichter und behender geworden. Er kehrte in den Saal zurück und fand daselbst nicht mehr die Kleidung, welche er dort gelassen, denn der Geist hatte inzwischen Sorge getragen, statt ihrer eine solche hinzulegen, wie er sie verlangt hatte. Aladdin war ganz erstaunt, als er die Pracht des Anzuges sah, welcher für ihn bereit lag. Er kleidete sich mit Hülfe des Geistes an und konnte sich nicht enthalten, jedes Stück, welches er anzog, zu bewundern, so sehr übertraf jedes seine höchsten Erwartungen. Als er mit dem Anziehen fertig war, trug ihn der Geist in seine Wohnung zurück, in das nämliche Zimmer, aus dem er ihn fortgeführt hatte und fragte ihn, ob er ihm jetzt noch etwas aufzutragen habe.

„Ja," antwortete Aladdin, „ich verlange von dir, daß du mir auf der Stelle ein Pferd herbeischaffst, welches an Schönheit und Güte das trefflichste Pferd im Marstall des Sultans übertrifft, und dessen Decke, Sattel, Zaum und Geschirr über eine Million werth sein müssen. Ferner verlange ich, daß du mir gleichzeitig zwanzig Sklaven schaffst, eben so reich und zierlich gekleidet, als jene, welche das Geschenk überbrachten, damit sie zu meinen Seiten und hinter mir als Gefolge einhergehen können, und zwanzig andere ganz eben so, um in zwei Reihen vor mir einherzuziehen. Besorge auch für meine Mutter sechs Sklavinnen zu ihrer Aufwartung, jede wenigstens eben so reich gekleidet, als die Sklavinnen der Prinzessin Badrulbudur, und jede mit einem vollständigen Anzug beladen, der eben so reich und prächtig sein muß, als wäre er für die Sultanin selbst. Ferner bedarf ich zehntausend Goldstücke in zehn Beuteln. Das war es, was ich dir noch aufzutragen hatte. Geh und beeil dich."

Als Aladdin dem Geist seine Befehle gegeben hatte, verschwand derselbe und erschien bald darauf mit dem Pferd, mit den vierzig Sklaven, von denen zehn jeder einen Beutel mit tausend Goldstücken trug, und mit sechs Sklavinnen, deren jede auf ihrem Kopf einen verschiedenen Anzug für die Mutter Aladdin's in

Silberstoff eingewickelt überbrachte. Dies Alles übergab der Geist dem Aladdin. Von den zehn Beuteln nahm Aladdin vier, gab sie seiner Mutter und sagte, sie möchte dieselben für ihre Bedürfnisse verwenden; die sechs andern ließ er in den Händen der sechs Sklaven, welche sie trugen, mit dem Befehl, sie während ihres Zuges nach dem Palast des Sultans auf allen Straßen händevoll unter das Volk auszustreuen. Auch befahl er ihnen, sie sollten nebst den übrigen, drei zur Rechten und drei zur Linken, vor ihm hergehen. Endlich stellte er seiner Mutter die sechs Sklavinnen vor und sagte zu ihr, dieselben seien nur für sie bestimmt, und die Kleider, welche sie trügen, seien gleichfalls zu ihrem Gebrauch. Als Aladdin alle seine Angelegenheiten geordnet hatte, entließ er den Geist, bis er ihn wieder nöthig haben würde und der Geist verschwand augenblicklich.

Jetzt dachte Aladdin nur daran, dem Wunsch des Sultans, ihn zu sehen, auf's Schnellste zu entsprechen. Er fertigte einen von den vierzig Sklaven, ich will nicht sagen den schönsten, denn sie waren alle gleich schön, nach dem Pallast mit dem Befehl ab, sich an das Oberhaupt der Thürsteher zu wenden und ihn zu fragen, wenn er die Ehre haben könne, sich dem Sultan zu Füßen zu werfen. Der Sklave hatte sich seiner Botschaft sehr rasch entledigt und brachte die Antwort zurück, der Sultan erwarte ihn mit Ungeduld. Aladdin stieg unverzüglich zu Pferde und der Zug setzte sich in der angegebenen Ordnung in Bewegung. Obgleich Aladdin früher nie zu Pferde gesessen hatte, saß er gleichwol das erstemal mit solchem Anstande darauf, daß ihn der erfahrenste Reiter nicht für einen Neuling gehalten hätte. Die Straßen, durch welche er kam, waren fast in einem Augenblick mit einer unzähligen Menge Volkes besetzt, welches die Luft mit dem Geschrei des Beifalls, der Bewunderung und der Segenswünsche erfüllte, besonders jedesmal, wenn die sechs Sklaven, welche die Beutel trugen, die Goldstücke händevoll rechts und links in die Luft warfen. Das Beifallsgeschrei kam indeß nicht bloß von denen, welche sich drängten und bückten, die Goldstücke aufzuraffen, sondern auch Personen, welche nicht zu der untern Volksklasse gehörten, konnten sich nicht enthalten, die Freigebigkeit Aladdin's laut zu preisen, wie sie es verdiente. Nicht nur die, welche ihn vor Jahren als einen Tagedieb auf der Straße hatten spielen sehn, erkannten ihn nicht mehr wieder, sondern die sogar, welche ihn erst vor kurzem gesehen, hatten Mühe, ihn zu erkennen, so sehr waren seine Gesichtszüge verändert. Dies kam daher, weil die Lampe die Eigenschaft hatte, ihren Besitzern allmählig jede Vollkommenheit zu verleihen, welche dem Stande, zu dem sie mit Hülfe der Lampe gelangten, angemessen war. Man schenkte nun der Person Aladdin's weit mehr Aufmerksamkeit als dem Zuge, der ihn begleitete, welchen die Mehrzahl schon eben so an dem nämlichen Tage gesehen hatte, da die achtzig Sklaven dem Sultan das Geschenk überbrachten. Auch das Pferd wurde von den Kennern sehr bewundert, welche die Schönheit desselben zu unterscheiden wußten, ohne sich weder durch den Reichthum, noch den Glanz der Diamanten und der andern Edelsteine, mit denen es bedeckt war, blenden zu lassen. Das Gerücht, daß der Sultan die Prinzessin Badrulbudur Aladdin zur Gemahlin gebe, hatte sich sehr rasch verbreitet; doch war Niemand, der in Hinsicht auf seine

Geburt ihn um sein Glück und seine Standeserhöhung beneidete, so sehr schien er dessen würdig.

Aladdin gelangte endlich an den Palast, wo Alles zu seiner Aufnahme bereit war. Als er zu dem zweiten Schloßthor kam, wollte er, der Sitte gemäß, welche der Großwesyr, die Oberfeldherren und die Oberstatthalter der Provinzen beobachteten, vom Pferde steigen, allein der Oberthürsteher, der ihn auf Befehl des Sultans hier erwartete, ließ es nicht zu und begleitete ihn bis an den Audienzsaal, wo er ihm vom Pferde steigen half. Obgleich Aladdin sich sehr dagegen sträubte, und es nicht annehmen wollte, so konnte er es doch nicht abwehren. Inzwischen stellten sich die Thürsteher am Eingang des Saals in einer doppelten Reihe auf, ihr Oberhaupt ging zur Linken Aladdin's und nachdem sie mitten hindurchgegangen waren, führte er ihn bis zu dem Throne des Sultans. Als der Sultan Aladdin erblickte, war er nicht weniger erstaunt, ihn reicher und prächtiger gekleidet zu sehen, als er es selbst jemals gewesen war, als auch ihn ganz gegen seine Erwartung von so einnehmendem Aeußern, schönem Wuchs und einem gewissen vornehmen Anstande zu finden, der von jenem niedrigen Aufzuge, in dem seine Mutter vor ihm erschienen war, himmelweit abstach. Erstaunen und Ueberraschung ließen ihn jedoch nicht vergessen, aufzustehn und eiligst zwei bis drei Stufen seines Thrones hinabzusteigen, um Aladdin zu verhindern, sich zu seinen Füßen zu werfen und ihn mit allen Zeichen der Freundschaft zu umarmen.

Nach diesem so zuvorkommenden Empfange wollte sich Aladdin gleichwol noch zu seinen Füßen werfen, aber der Sultan hielt ihn mit eigner Hand davon zurück und nöthigte ihn, hinaufzusteigen und sich zwischen ihn und den Wesyr zu setzen. Hierauf nahm Aladdin das Wort und sagte: „Herr, ich nehme die Ehre an, die Ew. Majestät mir erzeigt, weil ihr die Gnade habt, mir dieselbe erzeigen zu wollen. Aber erlaubt mir, euch zu sagen, daß ich keineswegs vergessen habe, daß ich als euer Sklave geboren bin, daß ich die Größe eurer Macht kenne und daß ich sehr wol weiß, wie tief mich meine Geburt unter den Glanz und die Herrlichkeit des höchsten Ranges stellt, zu welchem ihr erhöht seid. Wenn ich durch irgend etwas," fuhr er fort, „einen so günstigen Empfang verdient haben könnte, so gestehe ich, daß ich ihn nur der Kühnheit verdanke, zu der mich ein reiner Zufall veranlaßte, meine Augen, meine Gedanken und mein Verlangen bis zu der göttlichen Prinzessin zu erheben, die der Gegenstand aller meiner Wünsche ist. Ich bitte Ew. Majestät für meine Verwegenheit um Verzeihung, aber ich kann es nicht verhehlen, daß ich vor Schmerz sterben würde, wenn ich die Hoffnung verlieren sollte, meinen Wunsch erfüllt zu sehn."

„Mein Sohn," antwortete der Sultan, indem er ihn nochmals umarmte, „du würdest mir Unrecht thun, wenn du auch nur einen Augenblick an der Aufrichtigkeit meines gegebenen Wortes zweifeltest. Dein Leben ist mir von nun an viel zu theuer, als daß ich es nicht durch das Heilmittel, welches in meiner Gewalt steht, dir zu erhalten suchen sollte. Ich ziehe das Vergnügen, dich zu sehen und zu hören, allen deinen und meinen Schätzen insgesammt vor."

Bei diesen Worten gab der Sultan ein Zeichen und man hörte die Luft von dem Klange der Trompeten, Hoboen und Pauken wiederhallen. Zugleich führte er Aladdin in einen prächtigen Saal, in welchem man ein kostbares Festmal auftrug. Der Sultan speiste mit Aladdin ganz allein. Der Großwesyr und die Herren vom Hofe befanden sich ein Jeder nach Rang und Würde während des Mahls ihnen zur Seite. Der Sultan, welcher seine Augen immer auf Aladdin gerichtetet hatte, so viel Vergnügen empfand er an seinem Anblick, brachte das Gespräch auf mancherlei verschiedene Gegenstände, doch in der ganzen Unterhaltung, die sie während der Mahlzeit führten, und auf welchen Gegenstand auch immer die Rede kam, äußerte sich Aladdin mit so viel Kenntniß und Verstand, daß er den Sultan in der guten Meinung, die derselbe gleich anfangs von ihm gefaßt hatte, vollends bestärkte. Als sie abgespeist hatten, ließ der Sultan den Oberrichter seiner Hauptstadt rufen und befahl ihm, auf der Stelle den Heirathsvertrag zwischen der Prinzessin, seiner Tochter, und Aladdin zu entwerfen und in's Reine zu schreiben. Während dies geschah, unterhielt er sich mit Aladdin über verschiedene gleichgültige Dinge, in Gegenwart des Großwesyrs und der Herren vom Hofe, welche seinen gründlichen Verstand und die große Leichtigkeit, mit der er sprach und sich ausdrückte, so wie die sinnreichen und feinen Bemerkungen, mit denen er seine Unterhaltung würzte, bewunderten.

Als der Richter den Ehevertrag nach allen vorgeschriebenen Förmlichkeiten vollendet hatte, fragte der Sultan Aladdin, ob er in dem Palast bleiben wolle, um die Hochzeitsfeierlichkeiten noch an diesem Tage zu vollziehen. „Herr," entgegnete Aladdin, „wie groß auch meine Sehnsucht ist, die Gnade Ew. Majestät vollständig zu genießen, so bitte ich doch, mir zu erlauben, daß ich dies so lange aufschieben darf, bis ich einen Palast gebaut habe, in welchem ich die Prinzessin ihrem Rang und Verdienst gemäß empfangen kann. Ich bitte euch, mir zu diesem Zweck einen angemessenen Platz in der Nähe eures Palastes zu bewilligen, damit ich im Stande bin, so rasch als möglich zu eurer Aufwartung bereit zu sein. Ich werde Alles aufbieten den Palast auf's Schleunigste vollenden zu lassen."

„Mein Sohn," antwortete der Sultan, „wähle dir jeden Platz, den du für passend hältst; der leere Raum vor meinem Palast ist groß genug, und ich habe selbst schon daran gedacht, ihn auszufüllen, aber erinnere dich, daß ich nicht rasch genug dich mit meiner Tochter vereinigt sehen kann, um meine Freude vollständig zu genießen." — Mit diesen Worten umarmte er nochmals Aladdin, der vom Sultan mit einem so feinen Anstande Abschied nahm, als ob er bei Hofe erzogen und sein ganzes Leben daselbst zugebracht habe.

Aladdin setzte sich wieder zu Pferde und kehrte in der nämlichen Ordnung, in der er gekommen war, mitten durch die nämliche Menschenmenge und unter dem Zuruf des Volkes, welches ihm alles mögliche Glück und Heil wünschte, nach Hause zurück. Sobald er bei seiner Wohnung angelangt und abgestiegen war, begab er sich ganz allein auf sein Zimmer, nahm die Lampe und rief den Geist auf die gewöhnliche Weise. Der Geist ließ nicht lange auf sich warten, erschien und bot ihm seine Dienste an.

„Geist," sagte Aladdin zu ihm, „ich habe alle Ursache die pünktliche Vollziehung aller der Befehle, die ich dir bis jetzt, kraft dieser Lampe, der du dienst, gegeben habe, zu rühmen. Es kommt nun darauf an, daß du ihr zu Liebe wo möglich noch mehr Eifer und Schnelligkeit an den Tag legst. Ich verlange jetzt, daß du mir in möglichst kurzer Zeit dem Palast des Sultans gegenüber in gehöriger Entfernung einen Palast erbauen lässest, der würdig ist, die Prinzessin Badrulbudur, meine Gemahlin, in sich aufzunehmen. Ich überlasse dir die Wahl des Materials, ob aus Porphyr oder Jaspis oder Agat, Lasurstein, buntgestreiftem Marmor — so wie die ganze Anordnung des Baues; ich wünsche nur, daß du mir oben darauf einen großen Saal mit einer Kuppel und vier gleichen Vorderseiten bauest, dessen Wände abwechselnd aus gediegenen Gold- und Silberschichten bestehen müssen, mit vierundzwanzig Fenstern, sechs an jeder Seite, deren Gitter sämmtlich, mit Ausnahme eines einzigen, welches ich unvollendet lassen will, mit Diamanten, Rubinen und Smaragden so kunstreich und in gefälliger Anordnung geschmückt sein sollen, daß nie etwas dergleichen in der Welt gesehen worden ist. Ich will auch, daß dieser Palast einen Vorhof, einen Hof und einen Garten habe, vor allen Dingen aber an einem bestimmten Ort einen Schatz voll gemünzten Goldes und Silbers. Sodann will ich, daß sich in diesem Palast Küchen befinden, Speisekammern, Vorrathsgewölbe und Geräthkammern, gefüllt mit den kostbarsten Geräthen für jede Jahreszeit und der Pracht des Palastes angemessen; ferner Marställe voll der schönsten Pferde, mit ihren Stallmeistern und Stallknechten, ohne die Jagdbedienten zu vergessen; außerdem auch noch die nöthige Dienerschaft für die Küche und zur Aufwartung, nebst den für den Dienst der Prinzessin erforderlichen Sklavinnen. Du kennst nun meine Wünsche, geh' und komm' wieder', wenn Alles fertig ist."

Die Sonne ging eben unter, als Aladdin dem Geist wegen Erbauung des Palastes, den er sich ausgesonnen hatte, seine Befehle gab. Am folgenden Morgen war bei Anbruch des Tages Aladdin, den die Liebe zur Prinzessin nicht ruhig schlafen ließ, kaum aufgestanden, als der Geist vor ihm erschien und sagte: „Herr, euer Pallast ist fertig, kommt und seht ob ihr damit zufrieden seid."

Aladdin hatte nicht sobald seinen Wunsch zu erkennen gegeben, als der Geist ihn in einem Augenblick dahin versetzte. Aladdin fand ihn so weit über seine Erwartung, daß er ihn nicht genug bewundern konnte. Der Geist führte ihn im ganzen Pallast umher und überall fand er Reichthümer, die höchste Pracht und Nettigkeit, Beamte und Sklaven, alle ihrem Stande und den Diensten, für welche sie bestimmt waren, angemessen gekleidet. Er unterließ auch nicht, ihm die Hauptsache, nämlich den Schatz, zu zeigen, dessen Thür von dem Schatzmeister geöffnet wurde. Aladdin sah hier ganze Haufen Beutel von verschiedener Größe, je nach den Summen, die sie enthielten, bis an die Decke emporgethürmt und in so schöner Anordnung, daß es eine Freude war sie zu sehen. Beim Herausgehen versicherte ihn der Geist der Treue des Schatzmeisters. Er führte ihn darauf in die Marställe, und wies ihm die schönsten Pferde, die es auf der Welt gab, und die Stallknechte, die sehr eifrig mit ihrer Wartung beschäftigt waren. Sodann ging er

mit ihm durch die Vorrathskammern, die mit allen nöthigen Vorräthen, sowol von Nahrungsmitteln für die Pferde, als Geschirren angefüllt waren.

Als Aladdin den ganzen Palast, Zimmer für Zimmer und Stube für Stube von oben bis unten und besonders den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern durchmustert und darin mehr Reichthum, Pracht und Bequemlichkeit gefunden hatte, als er nur je gehofft, sagte er zu dem Geiste: „Geist, man kann nicht zufriedener sein, als ich es bin, und ich thäte sehr Unrecht, wenn ich nur das Mindeste daran tadeln wollte. Nur eins fehlt noch, wovon ich dir nichts gesagt habe, weil es mir nicht einfiel: es muß nämlich von der Thür des Palastes des Sultans bis zu der Thür des hier in diesem Palast für die Prinzessin bestimmten Gemachs ein Fußteppich von dem schönsten Sammet gebreitet sein, damit sie, wenn sie aus dem Palast des Sultans kommt, darüber hinweggehen kann."

„Ich komme in einem Augenblick wieder," sagte der Geist, und kurze Zeit nach seinem Verschwinden sah Aladdin zu seinem Erstaunen seinen Wunsch vollzogen, ohne zu wissen, wie es zugegangen war. Der Geist erschien wieder und trug Aladdin in seine Wohnung zurück, während man gerade die Thür zum Palast des Sultans öffnete.

Die Pförtner des Palastes, welche die Thür zu öffnen kamen, und nach der Seite hin, wo jetzt der Palast Aladdins stand, immer eine freie Aussicht gehabt hatten, waren sehr erstaunt sie jetzt verbaut zu finden und von dort her bis an die Palastpforte des Sultans einen Sammetteppich zu erblicken. Sie erkannten anfänglich nicht was es sei, aber wie wuchs ihr Erstaunen, als sie ganz deutlich den prächtigen Palast Aladdins bemerkten!

Die Nachricht von einem so erstaunlichen Wunder verbreitete sich in sehr kurzer Zeit im ganzen Palast. Der Großwesyr, der fast bei Eröffnung der Pforte des Palastes eingetroffen war, wurde von dieser Neuigkeit nicht weniger als die andern überrascht. Er war der Erste, welcher den Sultan davon benachrichtigte, wollte ihm jedoch das Ganze als ein Blendwerk der Zauberei vorstellen.

„Wesyr," entgegnete der Sultan, „warum willst du, daß es ein Blendwerk der Zauberei sei? Du weißt so gut wie ich, daß es der Palast ist, den Aladdin der Erlaubniß gemäß, die ich ihm in deiner Gegenwart gegeben habe, zur Wohnung für die Prinzessin, meine Tochter, hat bauen lassen. Können wir nach den Proben, die wir von seinen Reichthümern gesehn haben, es noch befremdlich finden, daß er diesen Palast in so kurzer Zeit zu Stande gebracht hat? Er hat uns überraschen und uns zeigen wollen, daß man mit baarem Gelde von einem Tage bis zum andern Wunder thun kann. Gesteh mir nur, daß deine Reden von Zauberei ein wenig von deiner Eifersucht herrühren!"

Es war Zeit sich in die Rathsversammlung zu begeben und so konnte dies Gespräch nicht weiter fortgesetzt werden.

Als Aladdin in seine Wohnung zurückgebracht worden war und den Geist entlassen hatte, fand er seine Mutter bereits aufgestanden und damit beschäftigt, sich mit einem der Kleider zu schmücken, die er ihr geschenkt hatte. Um die Zeit, wo der Sultan aus seiner Sitzung zu kommen pflegte, bat er sie, sich mit den

Sklavinnen, die ihr der Geist gebracht, in den Palast zu begeben und wenn sie den Sultan sähe, ihm anzuzeigen, sie käme, um die Ehre zu haben, die Prinzessin zu begleiten, wenn sie sich Abends nach ihrem neuen Palast begäbe. Sie ging, allein obgleich sie und die Sklavinnen, die ihr folgten, wie Sultaninnen gekleidet waren, drängte sich die Volksmenge doch nicht so eifrig herbei, sie zu sehen, weil sie verschleiert waren und ein angemessener Ueberwurf den Reichthum und die Pracht ihrer Kleidung bedeckte.

Was Aladdin betrifft, so stieg er zu Pferde und nachdem er sein väterliches Haus verlassen hatte, um nicht mehr dahin zurückzukehren, ohne jedoch die Wunderlampe zu vergessen, deren Hülfe ihm so wesentliche Dienste geleistet hatte, den Gipfel seines Glücks zu erreichen, begab er sich öffentlich nach dem Palast, in demselben Aufzuge, mit welchem er sich den Tag vorher dem Sultan vorgestellt hatte.

Als die Thürsteher des Pallastes die Mutter Aladdins erblickten, benachrichtigten sie den Sultan davon. Sogleich ward den Chören von Trompetern, Pauken- und Trommelschlägern, Queerpfeifern und Hoboenbläsern, die bereits auf den Terrassen des Palastes an verschiednen Punkten aufgestellt waren, ein Zeichen gegeben und von dem lauten Klange der Instrumente, welche der ganzen Stadt die Freude verkündigten, hallte die Luft wieder. Die Kaufleute begannen ihre Läden mit schönen Teppichen, Polstern und Laubwerk zu schmücken und Anstalten zur Erleuchtung für die Nacht zu treffen. Die Handwerksleute verließen ihre Arbeit, und das Volk drängte sich nach dem großen Platz, der zwischen dem Palast des Sultans und dem Aladdin's lag. Dieser letztere erregte in hohem Grade ihre Bewunderung, nicht sowol weil er den des Sultans bei weitem übertraf, sondern weil sie gar nicht begreifen konnten, durch welches unerhörte Wunder sie einen so prächtigen Palast erblickten, an einem Ort, wo man den Tag vorher weder den Grund zu einem Gebäude legen, noch irgend welche Baumaterialien bemerkt hatte.

Die Mutter Aladdin's wurde mit Ehrenbezeigungen im Palast empfangen und durch das Oberhaupt der Eunuchen in die Zimmer der Prinzessin Badrulbudur geführt. Als die Prinzessin sie erblickte, ging sie sogleich auf sie zu, umarmte sie, ließ sie neben sich auf dem Sopha Platz nehmen und während ihre Frauen sie vollends ankleideten und mit den kostbarsten Juwelen, dem Geschenk Aladdin's, schmückten, ihr ein vortreffliches Frühstück vorsetzen. Der Sultan, welcher dazu kam, um noch so lange als möglich mit seiner Tochter, der Prinzessin, zusammen zu sein, eh sie sich von ihm trennte und den Palast Aladdin's bezöge, erwies ihr gleichfalls große Ehre. Die Mutter Aladdin's hatte mit dem Sultan schon mehreremal vor dem versammelten Hofe gesprochen, aber er hatte sie noch nicht ohne Schleier erblickt, wie an dem Tage. Obgleich sie schon an Jahren vorgerückt war, so verriethen ihre Züge doch noch immer, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen sein müsse. Der Sultan, welcher sie immer nur höchst einfach, man könnte sagen ärmlich gesehen hatte, war erstaunt, sie jetzt nicht weniger reich und prächtig gekleidet zu erblicken, als die Prinzessin, seine Tochter,

und auch dies brachte ihn zu der Ueberzeugung, daß Aladdin in allen Dingen gleich verständig, einsichtsvoll und erfahren sei.

Als die Nacht gekommen war, nahm die Prinzessin von dem Sultan, ihrem Vater, Abschied. Ihr Abschied war rührend und reich an Thränen. Sie umarmten sich mehreremal, ohne ein Wort zu sagen und endlich verließ die Prinzessin ihre Gemächer und trat den Zug an. Aladdin's Mutter ging zu ihrer Linken und hundert Sklavinnen, die mit erstaunlicher Pracht gekleidet waren, folgten. Alle die Musikchöre, die seit der Ankunft der Mutter Aladdin's nicht aufgehört hatten zu spielen, gingen vereint dem Zuge voran. Ihnen folgten hundert Gerichtsbeamte und eine gleiche Anzahl schwarzer Eunuchen in zwei Reihen, mit ihren Befehlshabern an der Spitze. Vierhundert junge Edelknaben des Sultans, die in zwei Zügen auf beiden Seiten einhergingen, jeder eine Fackel in der Hand, verbreiteten einen Lichtglanz, welcher zusammen mit der Erleuchtung der beiden Paläste des Sultans und Aladdin's auf eine wunderbare Weise den Mangel des Tageslichtes ersetzte. In dieser Ordnung nun zog die Prinzessin auf dem von dem Palast des Sultans bis zu dem Palast Aladdin's ausgebreiteten Teppich einher und je weiter sie vorwärts schritt, desto mehr vermischten sich die Klänge der Instrumente, die sich an der Spitze des Zuges befanden, mit denen, die sich von der Terrasse des Palastes Aladdin's herab hören ließen, und vereinigten sich zu einem Concert, welches, so seltsam und verwirrt es auch schien, dennoch die allgemeine Freude vermehrte, nicht nur auf dem großen Platz, der mit einer Menge von Menschen angefüllt war, sondern auch in den beiden Palästen, in der ganzen Stadt und weit darüber hinaus.

Endlich langte die Prinzessin in dem neuen Palast an und Aladdin eilte mit aller nur ersinnlichen Freude an den Eingang der für sie bestimmten Gemächer, um sie hier zu empfangen. Die Mutter Aladdin's hatte Sorge getragen, ihren Sohn, der mitten unter der Dienerschaft des Palastes stand, der Prinzessin zu bezeichnen, und die Prinzessin fand ihn so schön, daß sie von ihm bezaubert wurde.

„Anbetungswürdige Prinzessin," sagte Aladdin zu ihr, indem er sie voll Ehrerbietung anredete und begrüßte, „wenn ich das Unglück gehabt haben sollte, euch um der Verwegenheit willen zu mißfallen, womit ich nach dem Besitz einer so liebenswürdigen Prinzessin, der Tochter meines Sultans, trachtete, so wage ich euch zu entgegnen, daß ihr die Schuld euren schönen Augen und euren Reizen, aber nicht mir, beizumessen habt."

„Mein Prinz," antwortete die Prinzessin, „ich gehorche dem Willen des Sultans, meines Vaters, und es reicht für mich hin, euch gesehen zu haben, um euch zu sagen, daß ich ihm ohne Widerwillen gehorche."

Aladdin, der von einer so angenehmen und befriedigenden Antwort entzückt war, ließ die Prinzessin nach dem ungewohnten Wege, den sie so eben zurückgelegt hatte, nicht länger stehen, ergriff ihre Hand, die er mit vieler Zärtlichkeit küßte, und führte sie in einen großen durch eine Unzahl von Wachskerzen erleuchteten Saal, wo auf Veranstaltung des Geistes die Tafel mit einem vortrefflichen Mahl

besetzt war. Die Schüsseln waren von gediegenem Gold und mit den köstlichsten Fleischspeisen gefüllt, die Vasen, die Becken und die Becher, mit denen der Tafelaufsatz sehr reich versehn war, waren gleichfalls von Gold und von auserlesener Arbeit. Die übrigen Verzierungen und die ganze Ausschmückung des Saales entsprachen vollkommen diesem großen Reichthum. Die Prinzessin, welche ganz überrascht war, so viele Reichthümer an einem einzigen Ort beisammen zu sehen, sagte zu Aladdin: „Prinz, ich glaubte bisher, daß es auf der ganzen Erde nichts Schöneres gebe, als den Palast des Sultans, meines Vaters, aber der Anblick dieses Saals allein überzeugt mich von meiner Täuschung."

Die Prinzessin Badrulbudur, Aladdin und seine Mutter setzten sich zu Tisch und sogleich begann ein sehr harmonisches Musikchor, von den schönsten Mädchenstimmen begleitet, ein Concert, welches ohne Unterbrechung bis zu Ende der Mahlzeit dauerte. Die Prinzessin war so entzückt davon, daß sie versicherte, nichts ähnliches in dem Palast des Sultans, ihres Vaters, gehört zu haben. Aber sie wußte nicht, daß diese Sängerinnen sämmtlich Feen waren, die der Geist der Lampe dazu ausgewählt hatte. Als die Mahlzeit beendigt war und man sehr rasch abgetragen hatte, trat ein Trupp von Tänzern und Tänzerinnen an die Stelle des Musikchors. Sie führten nach der Landessitte mehrere Arten von mimischen Tänzen auf und endigten damit, daß ein Tänzer mit seiner Tänzerin ganz allein tanzte; dies geschah mit erstaunlicher Leichtigkeit und sie entwickelten dabei alle Grazie und Gewandtheit, deren sie nur immer fähig waren.

Es war fast Mitternacht, als Aladdin nach der zu jener Zeit in China üblichen Sitte aufstand und der Prinzessin Badrulbudur die Hand reichte, um mit ihr zu tanzen und damit die Hochzeitsfeierlichkeiten zu beschließen. Sie tanzten so schön, daß sie die Bewunderung der ganzen Gesellschaft erregten. Als sie aufgehört hatten, behielt Aladdin die Prinzessin an der Hand und sie begaben sich miteinander auf ihr Zimmer. So endigten die Feierlichkeiten und Lustbarkeiten der Hochzeit Aladdin's und der Prinzessin Badrulbudur.

Als Aladdin am folgenden Morgen aufwachte, erschienen seine Kammerdiener, um ihn anzukleiden. Sie zogen ihm ein anderes, aber nicht minder reiches und prächtiges Kleid, als das am Hochzeitstage, an. Hierauf ließ er sich eins von seinen Leibpferden vorführen, bestieg dasselbe und begab sich, in Begleitung eines zahlreichen Gefolges von Sklaven, die vor ihm her, hinter ihm und zu beiden Seiten gingen, nach dem Palast des Sultans. Der Sultan empfing ihn mit den nämlichen Ehrenbezeugungen, wie das erste mal. Er umarmte ihn, ließ ihn neben sich auf dem Thron sitzen und befahl, ein Frühstück aufzutragen.

„Herr," sagte Aladdin zu ihm, „ich bitte Ew. Majestät, mich zu entschuldigen, wenn ich diese Ehre für heut ausschlage, denn ich komme so eben, euch zu bitten, mir die Ehre zu erzeigen, mit eurem Großwesyr und den Herren eures Hofes in dem Palast der Prinzessin ein Mittagsmahl einzunehmen."

Der Sultan sagte mit Vergnügen zu, erhob sich sogleich und da der Weg nicht weit war, so beschloß er, zu Fuß dahinzugehen. Er brach also auf, Aladdin zu seiner Rechten, der Großwesyr zu seiner Linken, die Herren vom Hofe hinter

ihm als Gefolge und voran die Gerichtsbeamten und die vornehmsten Diener des Palastes. Je mehr sich der Sultan dem Palast Aladdin's näherte, desto mehr wurde er von seiner Schönheit überrascht. Noch ganz anders war es, als er hineingetreten war; bei jedem Zimmer, welches er sah, brach er in neue Beifallsbezeugungen aus. Aber als sie nun in den Saal mit vierundzwanzig Fenstern gelangten, und er die Verzierungen desselben und vorzüglich die mit den schönsten und größten Diamanten, Rubinen und Smaragden besetzten Gitterfenster betrachtete, wurde er so überrascht davon, daß er wie versteinert stehen blieb. Nachdem er eine Weile so dagestanden hatte, sagte er zu dem Großwesyr, der sich an seiner Seite befand: „Wesyr, ist es möglich, daß es in meinem Königreiche und so nahe an meinem Palast einen so prächtigen Palast geben konnte, von dem ich bis jetzt nichts wußte?"

„Ew. Majestät," erwiderte der Großwesyr, „wird sich vielleicht erinnern, daß ihr vorgestern dem Aladdin, als ihr die Gnade hattet, ihn als euern Schwiegersohn anzuerkennen, die Erlaubniß ertheiltet, einen Palast dem eurigen gegenüber zu erbauen. An dem nämlichen Tage war bei Untergang der Sonne auf diesem Platz noch kein Palast zu sehen und gestern hatte ich zuerst die Ehre, euch zu melden, daß der Palast fertig da stände."

„Ich erinnere mich," versetzte der Sultan, „aber ich hätte mir nicht eingebildet, daß dieser Palast eins von den Wundern der Welt sein würde. Wo findet man auf der ganzen Erde Bauwerke, statt aus Stein oder Marmorschichten, aus gediegenem Gold und Silber aufgeführt, und wo die Fenster Vergitterungen haben, die mit Diamanten, Rubinen und Smaragden besetzt sind! Etwas dergleichen ist auf Erden noch nie gesehen worden!"

Der Sultan besah und bewunderte die Schönheit der vierundzwanzig Gitterfenster, doch indem er sie zählte, fand er, daß bloß dreiundzwanzig so reich geschmückt waren und bemerkte zu seinem großen Erstaunen, daß das vierundzwanzigste unvollendet geblieben war. „Wesyr," sagte er, denn der Großwesyr machte es sich zur Pflicht, nicht von seiner Seite zu gehen, „ich bin sehr erstaunt, daß ein Saal von dieser Pracht an dieser Stelle unvollendet geblieben ist."

„Herr," versetzte der Großwesyr, „Aladdin war offenbar zu sehr gedrängt, und es fehlte ihm an Zeit, dies Fenster den übrigen gleich machen zu lassen; aber es läßt sich denken, daß er die nöthigen Edelsteine dazu besitzt und daß er ehester Tage daran arbeiten lassen wird."

Aladdin, welcher den Sultan verlassen hatte, um einige Befehle zu ertheilen, war inzwischen wieder zurückgekehrt. „Mein Sohn," sagte der Sultan zu ihm, „dieser Saal ist von allen Sälen, die es auf der Welt giebt, der bewunderungswürdigste: nur etwas überrascht mich, daß nämlich dieses Gitterfenster hier unvollendet geblieben ist. Ist es vielleicht aus Versehn unterblieben," fuhr er fort, „oder haben die Werkleute nicht Zeit genug gehabt, an ein so schönes Denkmal der Baukunst die letzte Hand zu legen?"

„Herr," antwortete Aladdin, „das Gitterfenster ist aus keinem dieser Gründe in dem Zustande geblieben, in welchem Ew. Majestät es sieht. Es ist absichtlich

geschehen und auf meinen Befehl haben es die Werkleute nicht angerührt. Ich wünschte nämlich, daß Ew. Majestät den Ruhm haben möchte, diesen Saal und somit auch den Palast vollenden zu lassen, und bitte euch, meine gute Absicht genehmigen zu wollen, damit ich mich dieser Gunst und Gnade, die ich von euch empfangen habe, noch im spätesten Alter erinnern und erfreuen kann."

„Wenn du es in dieser Absicht gethan hast," erwiderte der Sultan, „so weiß ich dir vielen Dank dafür und will augenblicklich Befehl dazu ertheilen."

In der That ließ er sogleich die Juwelenhändler, welche am reichsten mit Edelsteinen versehen waren, und die geschicktesten Goldschmiede seiner Hauptstadt herbeiholen. Der Sultan stieg indeß aus dem Saal wieder hinab und Aladdin führte ihn in denjenigen, wo er die Prinzessin am Hochzeitstage bewirthet hatte. Einen Augenblick darauf erschien die Prinzessin und empfing den Sultan, ihren Vater, mit einer Miene, welche ihn zu seiner großen Freude erkennen ließ, wie zufrieden sie mit dieser Vermählung sei. Zwei Tafeln standen da, besetzt mit den köstlichsten Speisen und mit Tischgeschirr, welches sämmtlich von Gold war. Der Sultan setzte sich mit der Prinzessin seiner Tochter, Aladdin und dem Großwesyr an die erste Tafel. Die übrigen Herren vom Hofe wurden an der zweiten Tafel bewirthet, die sehr lang war. Der Sultan fand die Speisen sehr wohlschmeckend und gestand, daß er nie köstlicher gespeist habe. Das Nämliche sagte er vom Weine, der in der That ganz ausgezeichnet war. Was er noch mehr bewunderte, waren vier große Schenktische, die im Ueberfluß mit Flaschen, Schaalen und Bechern, von gediegenem Golde und sämmtlich mit Edelsteinen besetzt, versehen waren. Auch war er über die Musikchöre entzückt, die sich im Saale selbst befanden, während ein Tusch von Trompeten, Pauken und Trommeln von Zeit zu Zeit von draußen her erschallte.

Als der Sultan von Tisch aufgestanden war, benachrichtigte man ihn, daß die Juweliere und Goldschmiede da wären, die man auf seinen Befehl herbeigerufen hatte. Er stieg also in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern hinauf und zeigte dort den Juwelieren und Goldschmieden, die ihm gefolgt waren, das unvollendete Fenstergitter. „Ich habe euch kommen lassen," sagte er zu ihnen, „damit ihr mir dieses Fenstergitter zurecht macht und es ganz so wie die übrigen ausführt. Seht sie genau an und verliert keine Zeit, mir dieses hier den andern ganz gleich zu machen."

Die Juweliere und Goldschmiede besahen sich die dreiundzwanzig Fenstergitter mit großer Aufmerksamkeit und nachdem sie miteinander berathschlagt hatten und darüber einig geworden waren, was Jeder seinerseits dazu beitragen könne, erschienen sie wiederum vor dem Sultan und der Hofjuwelier nahm das Wort und sagte: „Herr, wir sind bereit, allen Fleiß und alle Sorgfalt anzuwenden, um Ew. Majestät zu gehorchen, allein wir Alle, so viel unsers Gewerbes hier sind, haben nicht so kostbare, noch eine solche Menge von Edelsteinen, als zu einer so bedeutenden Arbeit erforderlich sind."

„Ich habe deren," sagte der Sultan, „und mehr als nöthig sein werden; kommt in meinen Palast, ich werde sie euch zeigen und ihr könnt euch selbst davon auswählen."

Als der Sultan in seinen Palast zurückgekehrt war, ließ er alle seine Edelsteine herbeibringen und die Juweliere nahmen eine sehr große Anzahl davon, hauptsächlich von denen, welche Aladdin geschenkt hatte. Sie verwendeten sie, aber ohne daß die Arbeit sonderlich vorgerückt erschien. Sie kehrten zu wiederholten Malen zurück, um neue zu holen, aber in einem Monat hatten sie noch nicht die Hälfte des Werks vollendet. Sie verbrauchten endlich alle Edelsteine des Sultans, nebst denen, welche der Großwesyr von den seinigen dazu lieh, aber Alles, was sie damit ausrichteten, war, daß sie das Fenster höchstens bis zur Hälfte fertig machten.

Aladdin, welcher wol sah, daß der Sultan sich vergeblich bemühte, dies Gitterfenster den übrigen gleich machen zu lassen, und daß er wenig Ehre dabei einlegen würde, ließ die Goldschmiede kommen und befahl ihnen nicht nur ihre Arbeit einzustellen, sondern sogar alles das, was sie gearbeitet hatten, wieder auseinander zu nehmen und dem Sultan alle seine Edelsteine, nebst denen, die er vom Großwesyr geliehen hatte, wieder zurück zu bringen. Die Arbeit, zu welcher die Juweliere und Goldschmiede mehr als sechs Wochen gebraucht hatten, wurde nun in wenig Stunden zerstört. Sie entfernten sich und ließen Aladdin allein in dem Saal zurück. Er zog die Lampe hervor, die er bei sich hatte und rieb sie. Sogleich erschien der Geist vor ihm.

„Geist," sagte Aladdin zu ihm, „ich hatte dir befohlen, eins von den vier und zwanzig Fenstern dieses Saales unvollendet zu lassen und du bist meinem Befehl nachgekommen. Gegenwärtig habe ich dich kommen lassen um dir zu sagen, daß ich wünsche, daß du dieses Fenster den übrigen gleich machst."

Der Geist verschwand und Aladdin verließ den Saal. Als er einige Augenblicke nachher dahin zurückkehrte, fand er das Fenster in dem gewünschten Zustande und den übrigen ganz gleich.

Inzwischen waren die Juweliere und Goldschmiede in dem Palast des Sultans angelangt, und wurden eingelassen und vor ihn geführt. Der erste Juwelier überreichte dem Sultan die Edelsteine, welche sie zurückbrachten, und sagte im Namen aller übrigen: „Herr, Ew. Majestät weiß, wie lange wir bereits mit aller Anstrengung daran arbeiteten, das Werk zu vollenden, welches ihr uns aufgetragen habt. Es war schon weit vorgerückt, als Aladdin uns nicht nur aufzuhören nöthigte, sondern sogar Alles wieder auseinander zu nehmen befahl, was wir gearbeitet hatten, und euch diese Edelsteine und die des Großwesyrs zurückbringen hieß."

Der Sultan fragte sie, ob Aladdin ihnen nicht den Grund davon gesagt habe und da sie entgegneten, er habe ihnen ganz und gar keinen angegeben, so befahl er auf der Stelle ein Pferd vorzuführen. Man führte es vor, er bestieg es und begab sich ohne ein anderes Gefolge als einige seiner Leute, die ihn zu Fuß begleiteten, nach dem Palast Aladdin's. Dort stieg er unten an der Treppe ab, die zu dem Saal mit vier und zwanzig Fenstern führte. Ohne Aladdin von seiner Ankunft zu benachrichtigen, stieg er hinauf; aber dieser kam gerade noch zurecht, um den Sultan wenigstens an der Thür des Saals zu empfangen. Der

Sultan ließ Aladdin keine Zeit, sich höflichst darüber zu beklagen, daß Seine Majestät ihn nicht davon habe benachrichtigen lassen und ihn in die Nothwendigkeit versetzt habe, die schuldige Pflicht zu versäumen, sondern sagte zu ihm: „Mein Sohn, ich komme selbst, um dich zu fragen, aus welchem Grunde du einen so prächtigen und so einzigen Saal, wie den in deinem Palast, unvollendet lassen willst."

Aladdin verhehlte den wahren Grund, daß nämlich der Sultan nicht reich genug an Edelsteinen sei, um einen so großen Aufwand zu bestreiten. Um ihm jedoch zu zeigen, wie weit dieser Palast, so wie er da war, nicht nur den seinigen, sondern auch jeden andern Palast in der ganzen Welt überträfe, da er nicht einmal einen kleinen Theil desselben hatte vollenden können, so antwortete er ihm: „Herr, es ist wahr, Ew. Majestät hat diesen Saal unvollendet gesehn, aber ich bitte euch, sehet gegenwärtig, ob etwas noch daran fehlt."

Der Sultan ging gerade auf das Fenster zu, dessen Gitter er unvollendet gesehen hatte; als er jedoch fand, daß es den übrigen gleich sei, glaubte er, sich getäuscht zu haben. Er musterte nicht nur die Fenster, die sich auf beiden Seiten daneben befanden, er betrachtete sogar alle, eins nach dem andern und als er sich überzeugt hatte, daß das Gitterfenster, auf welches so viel Zeit verwendet worden, welches den Werkleuten so viele Tage Arbeit gekostet hatte, in einer so kurzen Zeit durch Aladdin vollendet worden sei, umarmte er Aladdin, küßte ihn zwischen beide Augen auf die Stirn und sagte zu ihm voll Verwunderung: „Mein Sohn, was für ein Mann bist du, so erstaunliche Dinge zu vollführen und zwar in einem Augenblick! Du hast nicht deines Gleichen auf der Welt und je mehr ich dich kennen lerne, desto bewunderungswürdiger finde ich dich."

Aladdin nahm die Lobeserhebungen des Sultans mit vieler Bescheidenheit auf und antwortete ihm folgendermaßen: „Herr, es ist ein großer Ruhm für mich, das Wohlwollen und den Beifall Ew. Majestät zu verdienen und ich kann euch versichern, daß ich nichts verabsäumen werde, beider immer würdiger zu werden."

Der Sultan kehrte in seinen Palast auf die nämliche Weise, wie er gekommen war, zurück, ohne Aladdin's Begleitung anzunehmen. In dem Palast fand er den Großwesyr, der ihn erwartete. Der Sultan, noch ganz voll von Erstaunen über das Wunder, von dem er Augenzeuge gewesen war, erzählte ihm dasselbe in Ausdrücken, die den Minister an der Wahrheit der Sache nicht zweifeln ließen, ihn zugleich aber in dem Glauben bestärkten, daß Aladdin's Palast ein Werk der Zauberei sei, wie er gleich anfangs gegen den Sultan geäußert hatte, als er den Palast erblickte.

„Wesyr," unterbrach ihn der Sultan, „du hast mir das nämliche schon einmal gesagt, aber ich sehe wol, daß du die Heirath deines Sohnes mit meiner Tochter noch immer nicht vergessen hast."

Der Großwesyr sah ein, daß der Sultan zu eingenommen davon war, und da er mit ihm nicht in Streit gerathen wollte, so ließ er ihn bei seiner Meinung.

Der Sultan pflegte regelmäßig alle Tage, sobald er aufgestanden war, sich in ein Kabinet zu begeben, von wo aus man fast den ganzen Palast Aladdin's

übersah und ging auch wol während des Tages mehremal dahin, um ihn zu betrachten und zu bewundern.

Aladdin sperrte sich indeß nicht in seinen Palast ein, er ließ sich in jeder Woche mehr als einmal in der Stadt sehen, sei es, daß er in diese oder jene Moschee ging, um sein Gebet zu verrichten, oder daß er von Zeit zu Zeit dem Großwesyr seinen Besuch abstattete, der sich beeiferte, ihm an bestimmten Tagen seine Aufwartung zu machen, oder daß er den vornehmsten Herren bei Hofe, die er öfter in seinem Pallast bewirthete, die Ehre erzeigte, sie zu besuchen, und jedesmal, wenn er ausging, ließ er durch zwei seiner Sklaven, die neben seinem Pferde hergingen, in den Straßen und Plätzen, durch welche er kam, ganze Hände voll Goldstücke unter das zahlreich versammelte Volk ausstreuen. Uebrigens erschien kein Armer an der Thür seines Palastes, der nicht sehr zufrieden mit den Gaben, die man auf Aladdin's Befehl austheilte, heimkehrte. Da Aladdin seine Zeit so eingetheilt hatte, daß er jede Woche wenigstens einmal auf die Jagd ging, bald in die nächsten Umgebungen der Stadt, bald entfernter, so übte er dieselbe Freigebigkeit auch auf den Landstraßen und in den Dörfern. Dieser Hang zur Großmuth erwarb ihm bei dem ganzen Volk tausend Segenswünsche und man schwur gewöhnlich nur bei seinem Kopf. Kurz, ohne den Sultan in Schatten zu stellen, dem er regelmäßig seine Aufwartung machte, kann man sagen, daß sich Aladdin durch sein leutseliges und menschenfreundliches Benehmen die ganze Liebe des Volkes erworben hatte und daß er im Allgemeinen mehr geliebt wurde, als der Sultan selber. Mit allen diesen schönen Eigenschaften verband er einen Eifer und eine Thätigkeit für das Wohl des Staates, die man nicht genug loben konnte. Er gab bei Gelegenheit einer Empörung an den Grenzen des Königreichs die Beweise davon. Er hatte kaum erfahren, daß der Sultan ein Heer ausrüste, um sie zu dämpfen, als er bat, ihm den Befehl darüber anzuvertrauen. Er erhielt ihn ohne Schwierigkeit. Sobald er sich an der Spitze des Heeres befand, ließ er es gegen die Empörer vorrücken und betrieb dies Unternehmen mit so viel Eifer und Nachdruck, daß der Sultan die Niederlage, Zerstreuung und Bestrafung der Aufrührer fast eher vernahm, als Aladdin's Ankunft beim Heere. Diese That, welche seinen Namen im ganzen Reiche berühmt machte, änderte jedoch sein Herz nicht. Er kehrte siegreich zurück, aber eben so leutselig, als er immer gewesen war.

Aladdin hatte schon mehrere Jahre auf die eben beschriebene Weise gelebt, als der Zauberer, der ihm, ohne daran zu denken, das Mittel zu seinem Glück in die Hand gegeben hatte, sich in Afrika, wohin er zurückgekehrt war, seiner erinnerte. Obwol er sich bisher überredet hatte, daß Aladdin in dem unterirdischen Gewölbe, in welchem er ihn zurückgelassen, elendiglich umgekommen sei, gerieth er doch einmal auf den Gedanken, genau wissen zu wollen, welches Ende er genommen habe. Da er ein großer Meister in der Punktirkunst war, so nahm er aus einem Schrank ein Viereck in Form einer verschlossenen Schachtel, dessen er sich bediente, um seine Beobachtungen in der Punktirkunst anzustellen. Er setzte sich auf das Sopha, legte das Viereck vor sich, nahm den Deckel ab und nachdem er den Sand zurecht gemacht und geebnet hatte, in der Absicht zu erfah-

ren, ob Aladdin in dem unterirdischen Gewölbe gestorben sei, machte er seine Punkte, zog seine Linien und stellte ihm die Nativität. Als er dieselbe nun in Augenschein nahm, um sie zu prüfen, entdeckte er, daß Aladdin, statt in dem unterirdischen Gewölbe seinen Tod gefunden zu haben, herausgekommen sei und auf der Erde in großem Glanz und gewaltigem Reichthum, als Gemahl einer Prinzessin, geehrt und geachtet lebe.

Der afrikanische Zauberer hatte nicht sobald mit Hülfe seiner teuflischen Kunst erfahren, daß Aladdin sich in einem außerordentlichen Glückszustande befinde, als ihm alles Blut in's Gesicht schoß. Wüthend sagte er bei sich selbst: dieser erbärmliche Sohn eines Schneiders hat das Geheimniß und die Kraft der Lampe entdeckt. Ich hielt seinen Tod für gewiß und siehe da, er genießt die Frucht meiner Anstrengungen und meiner Nachtwachen. Aber er soll sie nicht lange mehr genießen, oder ich will des Todes sein.

Er brauchte nicht lange Zeit zu überlegen, welchen Entschluß er nehmen solle. Am folgenden Morgen bestieg er einen Berberhengst, den er in seinem Stall hatte und begab sich auf den Weg. Er kam nun von Stadt zu Stadt und von Provinz zu Provinz, ohne sich länger aufzuhalten, als nöthig war, um sein Pferd nicht zu sehr zu ermüden, bis nach China und bald darauf bis in die Hauptstadt des Sultans, dessen Tochter Aladdin geheirathet hatte. Er stieg in einem Chan ab, wo er sich ein Zimmer miethete und blieb darin den noch übrigen Theil des Tages und die folgende Nacht, um sich von den Beschwerden seiner Reise zu erholen.

Den folgenden Tag wünschte der afrikanische Zauberer vor allen Dingen zu erfahren, was man von Aladdin spräche. Beim Spaziergang durch die Stadt trat er in einen sehr berühmten und von vornehmen Leuten sehr besuchten Ort, wo man zusammenkam, um ein gewisses warmes Getränk*) zu sich zu nehmen, und den er noch von seiner ersten Reise her kannte. Er hatte kaum Platz genommen, als man ihm von diesem Getränk in eine Schale eingoß und sie ihm überreichte. Während er trank, horchte er rechts und links hin und hörte, daß man sich von Aladdin's Palast unterhielt. Als er ausgetrunken hatte, näherte er sich einem von denen, die darüber sprachen und den Augenblick wahrnehmend, fragte er ihn bei Seite: „Was denn das für ein Palast sei, den man so hoch erhebe?"

„Woher kommt ihr?" versetzte der, an den er sich gewendet hatte; „ihr müßt erst ganz kürzlich hier angelangt sein, wenn ihr den Palast des Prinzen Aladdin nicht gesehen, oder wenigstens nicht davon reden gehört habt. Man nannte nämlich Aladdin, seitdem er die Prinzessin Badrulbudur geheirathet hatte, nicht anders mehr als mit diesem Titel. Ich sage nicht," fuhr jener fort, „daß er eins von den Wunderwerken der Welt ist, sondern daß er das einzige Wunderwerk in seiner Art auf der ganzen Welt ist. Nie hat man etwas so Großes, so Reiches, so Prächtiges gesehen. Ihr müßt sehr weit herkommen, da ihr noch nicht davon reden gehört habt. In der That man muß ja, seit er erbaut ist, auf der ganzen

*) Thee.

Erde von ihm sprechen. Seht ihn und urtheilt dann, ob ich die Unwahrheit gesagt habe."

„Verzeiht meiner Unwissenheit," erwiderte der afrikanische Zauberer, „ich bin erst seit gestern hier angelangt und komme wirklich so weit her, und zwar vom äußersten Ende Afrikas, daß der Ruf davon, als ich abreiste, noch nicht bis zu mir gedrungen war. Und da ich des dringenden Geschäfts halber, welches mich hieher führt, auf meiner Reise nichts anders in Gedanken hatte, als auf's Schnellste, ohne mich unterwegs aufzuhalten, oder irgend eine Bekanntschaft zu machen, hier anzukommen, so weiß ich nichts weiter davon, als was ich so eben von euch erfahren habe. Aber ich werde nicht verabsäumen ihn zu sehen, und meine Ungeduld danach ist so groß, daß ich Lust habe, meine Neugier augenblicklich zu befriedigen, wenn ihr die Gefälligkeit haben wolltet, mir den Weg dahin zu bezeichnen."

Derjenige, an welchen sich der afrikanische Zauberer gewendet hatte, machte sich ein Vergnügen daraus, ihm den Weg zu beschreiben, den er nehmen müßte, um den Palast Aladdin's zu sehen, und der afrikanische Zauberer stand auf und ging sogleich hin. Als er sich dem Palast gegenüber befand und ihn ganz in der Nähe und von allen Seiten betrachtet hatte, zweifelte er nicht länger daran, daß Aladdin sich zur Erbauung desselben der Lampe bedient habe. Das Unvermögen Aladdin's, als eines bloßen Schneidersohnes, ganz abgerechnet, wußte er wol, daß dergleichen Wunderwerke nur von den Geistern der Lampe, deren Besitz ihm entgangen war, geschaffen werden können.

Von dem Glück und der Größe Aladdin's, welche fast der des Sultans gleich kam, auf das Empfindlichste gekränkt, kehrte er nach dem Chan zurück, wo er abgestiegen war. Es kam jetzt darauf an, zu wissen, wo die Lampe sei, ob Aladdin sie bei sich trage, oder an irgend einem Orte aufbewahre und das mußte der Zauberer vermittelst der Punktirkunst entdecken. Sobald er in seiner Wohnung angelangt war, nahm er sein Viereck nebst dem Sande, welches Beides er auf allen seinen Reisen mit sich führte. Als er das gewöhnliche Verfahren damit angestellt hatte, erkannte er, daß die Lampe sich in dem Palast Aladdin's befinde und über diese Entdeckung hatte er eine so große Freude, daß er wie außer sich war. „Ich werde sie erlangen, diese Lampe," sagte er, „ich fordere Aladdin heraus, er soll mich verhindern, sie ihm zu entreißen und ihn wieder in die Niedrigkeit hinabsteigen zu lassen, aus der er so hoch emporgestiegen ist."

Das Unglück wollte, daß Aladdin damals gerade sich auf acht Tage zu einer Jagdpartie entfernt hatte und erst seit drei Tagen fort war. Dies erfuhr der afrikanische Zauberer auf folgende Weise. Sobald er mit Hülfe der Punktirkunst jene Nachricht, die ihm so viel Freude machte, herausgebracht hatte, ging er zu dem Aufseher des Chans unter dem Vorwand sich mit ihm zu unterhalten, und dieser war von Natur schon so aufgelegt dazu, daß er nicht erst nöthig hatte, weit auszuholen. Er erzählte ihm, daß er so eben Aladdin's Palast gesehen habe und nachdem er Alles, was er Erstaunliches daran entdeckt hatte und was ihn am meisten in Verwunderung gesetzt und alle Welt in Verwunderung setzen müßte, bis in die Wolken erhoben hatte, fügte er hinzu: „Meine Neugier geht noch weiter

und ich werde nicht eher befriedigt sein, bis ich nicht auch den Herrn gesehen habe, dem ein so wunderbares Gebäude gehört."

„Es wird euch nicht schwer werden, ihn zu sehen," versetzte der Aufseher. Sobald er sich in der Stadt aufhält, ist fast jeden Tag Gelegenheit dazu da; aber jetzt befindet er sich fast seit drei Tagen nicht hier, sondern auf einer großen Jagd, die acht Tage dauern soll."

Mehr wollte der afrikanische Zauberer nicht wissen, er nahm von dem Aufseher Abschied und entfernte sich. „Nun ist der Augenblick da, um zu handeln," sagte er bei sich selbst, „ich darf ihn mir nicht entgehen lassen." Er ging in den Laden eines Lampenverkäufers und sagte: „Meister, ich brauche ein Dutzend kupferne Lampen, könnt ihr mir sie ablassen?"

Es fehlten ihm zwar einige zum Dutzend, antwortete der Verkäufer, aber wenn er sich bis morgen gedulden wolle, so könne er ihm, bis zu jeder beliebigen Stunde, die volle Zahl schaffen.

Der Zauberer war es zufrieden, empfahl sie recht sauber und blank zu machen, versprach ihm in diesem Fall eine gute Bezahlung und kehrte in seinen Chan zurück.

Den folgenden Tag wurde das Dutzend Lampen dem afrikanischen Zauberer abgeliefert, der sie nach dem geforderten Preise, ohne etwas davon abzuhandeln, bezahlte. Er legte sie in einen Korb, mit welchem er sich zu diesem Zweck versehen hatte und mit diesem Korb am Arm ging er nach dem Palast Aladdin's und als er sich demselben näherte, fing er an zu rufen: „Wer will neue Lampen gegen alte eintauschen?"

Als er so nahe war daß ihn die kleinen Kinder, welche auf dem Platze spielten, hören konnten, kamen sie herbei gelaufen, umringten ihn mit lautem Hohngelächter und betrachteten ihn wie einen Verrückten. Selbst die Vorübergehenden lachten über seine Dummheit, wofür sie es hielten. „Er muß wol," sagten sie, „den Verstand verloren haben, daß er neue Lampen gegen alte vertauschen will."

Der afrikanische Zauberer ließ sich weder durch das spöttische Gelächter der Kinder, noch durch alles das, was man über ihn sagen mochte, irre machen und um seine Waare anzubringen, fuhr er fort zu schreien: „Wer will neue Lampen gegen alte eintauschen?"

Er wiederholte dies so oft, während er auf dem Platz, vor dem Palast und um ihn herum hin und her spazierte, daß die Prinzessin Badrulbudur, welche sich eben in dem Saal mit vier und zwanzig Fenstern befand, seine Stimme hörte. Aber da sie wegen des Lärmens der Kinder, die ihm folgten und deren Zahl sich mit jedem Augenblick vermehrte, nicht verstehen konnte, was er ausrief, so schickte sie eine ihrer Sklavinnen, die ihr am nächsten stand, hinunter, um zu sehen, was dieser Lärm bedeute. Die Sklavin kam bald wieder zurück. Sie trat mit lautem Lachen in den Saal und lachte so herzlich, daß die Prinzessin bei ihrem Anblick sich nicht enthalten konnte, selbst mitzulachen. „Nun, du Närrin," sagte die Prinzessin, „willst du mir nicht sagen, warum du so lachst?"

„Prinzessin," antwortete die Sklavin noch immer lachend, „wer könnte sich des Lachens enthalten, wenn man einen Narren sieht, mit einem Korb voll schöner, ganz neuer Lampen am Arm, der sie nicht etwa verkaufen, sondern sie gegen alte vertauschen will. Der Lärm, den man hört, kommt von den Kindern, die sich über ihn lustig machen und ihn so umringt haben, daß er kaum gehen kann."

Auf diese Erzählung nahm eine andere Sklavin das Wort und sagte: „Da von alten Lampen die Rede ist, so weiß ich nicht, ob die Prinzessin schon bemerkt hat, daß da auf dem Kranzgesims eine steht; der, welchem sie gehört, wird sich nicht ärgern, wenn er statt der alten eine neue findet. Wenn die Prinzessin es genehmigt, so kann sie das Vergnügen haben, zu erfahren, ob dieser Narr wirklich so närrisch ist, eine neue Lampe für eine alte umzutauschen, ohne noch etwas heraus zu verlangen."

Die Lampe von der die Sklavin sprach, war die Wunderlampe, deren sich Aladdin bedient hatte, um sich zu seiner jetzigen Größe emporzuheben. Er selbst hatte sie, eh' er auf die Jagd ging, auf das Kranzgesims gestellt, aus Furcht, sie zu verlieren. Diese Vorsichtsmaßregel hatte er immer getroffen, so oft er den Palast auf längere Zeit verließ. Aber weder die Sklavinnen, noch die Eunuchen, noch die Prinzessin selbst hatten sie bis dahin während seiner Abwesenheit bemerkt. Außer der Zeit, wo er sich auf der Jagd befand, trug er sie beständig bei sich. Man wird vielleicht sagen, die Vorsicht Aladdin's sei ganz gut gewesen, aber er hätte die Lampe wenigstens verschließen sollen. Dies ist wol wahr, indeß dergleichen Versehen sind jeder Zeit begangen worden. Man begeht ihrer noch heut welche und wird nie aufhören, welche zu begehen.

Die Prinzessin Badrulbudur, welche die Kostbarkeit der Lampe nicht kannte, und nicht wußte, wie viel Aladdin, so wie ihr selbst, daran liegen müsse, daß Niemand sie anrühre und sie in seinem Gewahrsam bleibe, ging auf den Spaß ein und befahl einem Eunuchen, sie zu nehmen und umzutauschen. Der Eunuch gehorchte, stieg hinab und war kaum aus der Thür des Palastes getreten, als er den afrikanischen Zauberer bemerkte. Er rief ihn zu sich und als jener herangekommen war, zeigte er ihm die alte Lampe und sagte: „gieb mir eine neue Lampe für diese hier."

Der afrikanische Zauberer zweifelte nicht, daß dies die Lampe sei, die er suche. Es konnte auch in dem Palast Aladdin's, wo alles Geschirr von Gold oder Silber war, keine andere der Art geben, außer dieser. Er nahm sie rasch dem Eunuchen aus der Hand und nachdem er sie zuvor in seinen Busen geschoben hatte, reichte er ihm seinen Korb und hieß ihn, sich nach Belieben eine auszuwählen. Der Eunuch wählte sich eine aus, verließ den Zauberer und brachte die Lampe der Prinzessin Badrulbudur.

Kaum war der Tausch geschehen, als auch die Kinder auf dem Platz ein lautes Gelächter erhoben und die vermeintliche Dummheit des Zauberers verspotteten. Der afrikanische Zauberer ließ sie schreien, so viel sie wollten; aber ohne sich länger in der Nähe von Aladdin's Palast aufzuhalten, entfernte er sich unvermerkt und ohne Geräusch, d. h. ohne noch weiter auszurufen, daß er alte

Lampen gegen neue eintauschen wolle. Er wollte keine andere mehr, als die, welche er mit fortnahm und da er still schwieg, gingen die Kinder endlich auch auseinander und ließen ihn gehen.

Als er den Platz zwischen den beiden Palästen verlassen hatte, schlüpfte er durch die weniger besuchten Straßen und da er nun weder die andern Lampen, noch auch den Korb weiter brauchte, so setzte er den Korb mitsammt den Lampen auf einer Straße hin, wo er gerade Niemanden bemerkte. Hierauf schlug er eine andere Straße ein und beschleunigte seine Schritte, bis er eins von den Stadtthoren erreichte. Er setzte seinen Weg durch die Vorstadt, welche sehr lang war, fort und kaufte, ehe er aus ihr hinaus war, einige Lebensmittel ein.

Als er sich auf freiem Felde befand, wandte er sich seitwärts vom Wege ab, nach einem öden und ganz abgelegenen Platz und blieb dort so lange, bis es ihm Zeit schien, den Plan, welcher ihn hergeführt hatte, vollends auszuführen. Er bedauerte jetzt nicht weiter den Berberhengst, den er in dem Chan, wo er abgestiegen war, zurückgelassen hatte, sondern hielt sich durch den so eben erworbenen Schatz für hinlänglich entschädigt.

Der afrikanische Zauberer brachte den übrigen Theil des Tages an diesem Orte zu bis ein Uhr des Nachts, wo die Finsterniß am größten war. Jetzt zog er die Lampe aus seinem Busen und rieb sie. Auf diesen Ruf erschien sogleich der Geist und fragte ihn: „Was verlangst du? ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave aller derjenigen, welche die Lampe in der Hand haben, sowol ich als auch die übrigen Sklaven der Lampe."

„Ich befehle dir," erwiderte der afrikanische Zauberer, „daß du sogleich den Palast, den du oder die übrigen Sklaven der Lampe in dieser Stadt gebaut haben, so wie er ist, mit allen Lebenden, die darin sind, aufhebst und ihn zugleich mit mir an den und den Ort in Afrika versetzest."

Ohne zu antworten, schaffte der Geist mit Hülfe der übrigen der Lampe dienstbaren Geister den ganzen Palast und ihn selbst in sehr kurzer Zeit nach Afrika an den Ort, welchen er angegeben hatte.

Wir lassen jetzt den afrikanischen Zauberer und den Palast mit der Prinzessin Badrulbudur in Afrika, um das Erstaunen des Sultans zu betrachten. Als der Sultan aufgestanden war, unterließ er nicht, seiner Gewohnheit nach, sich nach dem offenen Kabinet zu begeben, um das Vergnügen zu haben, den Palast Aladdin's zu betrachten und zu bewundern. Er richtete seine Blicke nach der Seite, wo er diesen Palast zu sehen gewohnt war und sah nichts, als einen leeren Platz, so wie er vor dem Bau gewesen war. Er glaubte, sich zu täuschen und rieb sich die Augen. Aber er sah nicht mehr, als das erstemal, obgleich das Wetter heiter war, der Himmel rein und die Morgensonne, welche im Aufgehen war, alle Gegenstände sehr deutlich unterscheiden ließ. Er sah durch die beiden Fenster rechts und links und sah auch nichts. Sein Erstaunen war so groß, daß er lange Zeit auf ein und derselben Stelle stehen blieb, die Augen nach der Seite gerichtet, wo der Palast gestanden hatte, und wo er ihn nicht mehr sah, indem er gar nicht begreifen konnte, wie es möglich sei, daß ein so großer und ansehn-

licher Palast, wie der Aladdin's, den er seit jenem Tage, wo er mit seiner Erlaubniß erbaut worden war, tagtäglich und den ganzen vorigen Tag noch gesehen hatte, so gänzlich verschwunden sein könne, daß man nicht die mindeste Spur mehr von ihm bemerke. „Ich täusche mich nicht," sagte er bei sich selbst, „er stand auf diesem Platz da. Wäre er zusammengestürzt, so müßte man doch die Trümmer sehen und hätte ihn die Erde verschlungen, so müßte doch irgend ein Anzeichen davon da sein." Auf welche Weise es nun geschehen sein mochte und obgleich er überzeugt war, daß der Palast nicht mehr da sei, so unterließ er doch nicht, noch eine Weile zu warten, um zu sehen, ob er sich in der That nicht täusche. Endlich entfernte er sich und nachdem er beim Hinausgehen noch einmal zurückgeblickt hatte, kehrte er auf sein Zimmer zurück. Er ließ augenblicklich den Großwesyr zu sich rufen und setzte sich inzwischen nieder, von so verschiednen Gedanken bewegt, daß er nicht wußte, was er thun sollte.

Der Großwesyr ließ den Sultan nicht auf sich warten und kam in so großer Eil, daß weder er, noch seine Leute im Vorbeigehen gewahr wurden, daß der Palast Aladdin's nicht mehr auf seinem Platz stand. Sogar die Thürsteher, als sie die Pforte des Palastes öffneten, hatten nichts davon gemerkt. „Herr," redete der Großwesyr den Sultan an, „die Eile, mit welcher Ew. Majestät mich rufen ließen, läßt mich schließen, daß irgend etwas ganz Außerordentliches vorgefallen sei, da ihr ja wißt, daß heut der Tag der Rathsversammlung ist und daß ich, meiner Pflicht gemäß, ohnehin in ganz kurzer Zeit hätte erscheinen müssen."

„Das Vorgefallene," erwiderte der Sultan, „ist in der That außerordentlich, wie du gesagt hast und du wirst es mir zugeben. Sag mir, wo ist der Palast Aladdin's?"

„Der Palast Aladdin's, Herr?" erwiderte der Großwesyr ganz erstaunt. „Ich bin so eben vorbeigekommen und es schien mir, als stände er an seinem Platz. So feste Gebäude, wie dieses, verändern ihren Platz nicht so leicht."

„Geh' in das Kabinet und sieh," antwortete der Sultan, „und sag mir dann, was du gesehen hast."

Der Großwesyr begab sich in das offene Kabinet und es ging ihm gerade so, wie dem Sultan. Als er sich hinlänglich überzeugt hatte, daß der Palast Aladdin's nicht mehr da war, wo er gewesen war und daß man nicht die mindeste Spur mehr von ihm bemerkte, kehrte er zum Sultan zurück.

„Nun," fragte ihn der Sultan, „hast du Aladdin's Palast gesehen?"

„Herr," erwiderte der Großwesyr, „Ew. Majestät wird sich erinnern, daß ich schon früher die Ehre gehabt habe, euch zu sagen, dieser Palast, der mit seinen unermeßlichen Reichthümern eure Bewunderung auf sich zog, sei nur das Werk einer Zauberei und eines Zauberers, aber Ew. Majestät wollte nicht darauf achten."

Der Sultan, welcher das, was ihm der Großwesyr zurückrief, nicht abläugnen konnte, gerieth dadurch in einen um so größern Zorn. „Wo ist der Betrüger?" rief er, „dieser Nichtswürdige, damit ich ihm den Kopf abschlagen lassen kann."

„Herr," antwortete der Großwesyr, „er hat sich vor einigen Tagen bei Ew. Majestät beurlaubt, man muß ihn fragen lassen, wo sein Palast ist, er muß es wissen."

„Dies hieße ihn mit zu großer Nachsicht behandeln," versetzte der Sultan, „geh und gieb dreißig von meinen Reitern Befehl, ihn gefesselt vor mich zu bringen."

Der Großwesyr ging und überbrachte den Reitern den Befehl des Sultans und unterrichtete ihren Befehlshaber, auf welche Weise sie sich benehmen müßten, damit er ihnen nicht entschlüpfe.

Sie machten sich auf den Weg und trafen Aladdin etwa fünf bis sechs Meilen von der Stadt, als er eben von der Jagd heimkehrte. Der Anführer ritt an ihn heran und sagte zu ihm, der Sultan empfinde eine solche Sehnsucht, ihn wieder zu sehen, daß er sie abgeschickt habe, ihn davon in Kenntniß zu setzen und ihn zu ersuchen, mit ihnen zurückzukehren.

Aladdin hatte nicht die mindeste Ahnung von dem wahren Grunde, der diese Schaar von der Leibwache des Sultans hieher geführt hatte und setzte seinen Rückweg fort. Aber als er noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war, umringten ihn die Reiter und ihr Anführer nahm das Wort und sagte zu ihm: „Prinz Aladdin, mit großem Bedauern theilen wir euch den Befehl mit, den uns der Sultan gegeben hat, euch zu verhaften und wie einen Staatsverbrecher vor ihn zu führen. Wir bitten euch, es nicht übel zu deuten, daß wir unsere Pflicht erfüllen und uns eure Verzeihung zu gewähren."

Diese Erklärung überraschte Aladdin, welcher sich durchaus keiner Schuld bewußt war, in nicht geringem Grade. Er fragte den Anführer, ob er wisse, welches Verbrechens man ihn angeklagt habe, allein jener entgegnete, weder er noch seine Leute wüßten etwas davon. Da Aladdin sah, daß seine Leute der Reiterschaar nicht gewachsen waren und ihn sogar verließen, stieg er ab und sagte: „hier bin ich, vollzieht den Befehl, der euch gegeben ist. Ich kann jedoch versichern, daß ich mir keines Verbrechens bewußt bin, weder gegen die Person des Sultans, noch gegen den Staat."

Man legte ihm sogleich eine sehr dicke und lange Kette um den Hals und umschlang auch seinen Körper damit, so daß er die Arme nicht frei hatte. Als der Anführer sich an die Spitze seines Trupps gestellt hatte, nahm ein Reiter das Ende der Kette und indem er hinter dem Befehlshaber ritt, führte er Aladdin, der ihm zu Fuß folgen mußte, und in diesem Zustande in die Stadt gebracht wurde.

Als die Reiter in die Vorstadt kamen, zweifelte Jeder, welcher Aladdin wie einen Staatsverbrecher einherführen sah, keinen Augenblick, es geschähe, um ihm den Kopf abzuschlagen. Da er nun allgemein geliebt war, griffen die Einen nach dem Säbel und andern Waffen und die, welche keine hatten, bewaffneten sich wenigstens mit Steinen und folgten den Reitern. Einige von den Reitern, welche zuletzt ritten, drehten sich um und machten Miene, sie auseinander jagen zu wollen. Aber bald wuchs ihre Anzahl dermaßen, daß die Reiter beschlossen, sich ganz ruhig zu verhalten und froh zu sein, wenn sie den Palast des Sultans

erreichen könnten, ohne daß man ihnen Aladdin entrisse. Um dies zu bewerkstelligen, trugen sie große Sorge, je nachdem die Straßen mehr oder weniger breit waren, die ganze Breite der Straße einzunehmen, indem sie sich bald ausbreiteten, bald zusammendrängten, und so gelangten sie endlich an den Platz vor dem Pallast, wo sie sich alle in eine Linie aufstellten und dem bewaffneten Volkshaufen die Stirn boten, bis ihr Befehlshaber und der Reiter, welcher Aladdin führte, in den Palast getreten waren, und die Pförtner die Thür wieder verschlossen hatten, um zu verhindern, daß Niemand hineindränge.

Aladdin wurde vor den Sultan geführt, der ihn in Begleitung des Großweyrs auf dem Balkon erwartete. Sobald er ihn sah, befahl er dem Scharfrichter, welcher schon Befehl empfangen hatte, sich einzufinden, ihm den Kopf abzuschlagen, ohne daß er ihn weiter anhören, noch irgend einen Aufschluß von ihm haben wollte. Als der Henker sich Aladdin's bemächtigt hatte, nahm er ihm die Kette ab, die um Hals und Leib geschlungen war und nachdem er ein Leder, befleckt mit dem Blut unzähliger Verbrecher, die er hingerichtet hatte, auf die Erde ausgebreitet, ließ er ihn darauf niederknien und verband ihm die Augen. Hierauf zog er seinen Säbel und schickte sich an, den tödtlichen Streich zu vollziehen, indem er ausholte und den Säbel dreimal in der Luft herumschwang und nur wartete, daß der Sultan ihm ein Zeichen gäbe, den Kopf Aladdin's abzuhauen.

In diesem Augenblick bemerkte der Großweyr, daß das Volk, welches die Reiter überwältigt und den Platz angefüllt hatte, im Begriff war, die Mauern des Palastes an mehreren Stellen auf Leitern zu ersteigen und sie sogar nieder zu reißen begann, um eine Oeffnung zu machen. Noch ehe also der Sultan das Zeichen gab, sagte er zu ihm: „Herr, ich bitte Ew. Majestät reiflich zu überlegen, was ihr thun wollt; ihr lauft Gefahr, euern Palast erstürmt zu sehen und wenn dies Unglück geschähe, so könnten die Folgen davon sehr traurig sein."

„Meinen Palast erstürmen?" erwiderte der Sultan. „Wer könnte sich das erdreisten?"

„Herr," entgegnete der Großweyr, „Ew. Majestät darf nur einen Blick auf die Mauern des Palastes und den Platz werfen, um die Wahrheit dessen, was ich gesagt habe, zu erkennen."

Als der Sultan den lebhaften und gewaltsamen Andrang des Volkes gewahr wurde, gerieth er in einen solchen Schrecken, daß er augenblicklich dem Scharfrichter befahl, seinen Säbel wieder in die Scheide zu stecken, die Binde von Aladdin's Augen zu nehmen und ihn frei zu lassen. Zugleich befahl er den Gerichtsbeamten, sie sollten ausrufen, daß der Sultan Aladdin begnadige und sich ein Jeder nur wieder entfernen möge.

Alle die, welche die Mauern des Palastes bereits erstiegen hatten und von dem, was vorging, Zeuge waren, gaben nun ihr Vorhaben auf; sie stiegen in wenig Augenblicken hinab und voll Freude darüber, einem Manne, den sie wahrhaft liebten, das Leben gerettet zu haben, theilten sie diese Nachricht allen denen, welche umherstanden, mit und so gelangte sie bald unter das ganze Volk, welches auf dem Platz vor dem Palast stand und das Ausrufen der Gerichtsbeamten,

welche oben von den Terrassen herab das Nämliche verkündigten, half sie vollends allgemein bekannt machen. Die Gerechtigkeit, welche der Sultan Aladdin durch seine Begnadigung ihm erwiesen hatte, entwaffnete die Menge, brachte den Aufruhr zum Schweigen und allmählig ging Jeder nach Hause.

Als sich Aladdin frei sah, erhob er sein Haupt nach dem Balkon und als er den Sultan daselbst erblickte, rief er in einem rührenden Ton: „Herr, ich bitte Ew. Majestät, mir zu den schon erwiesenen Gnadenbezeugungen noch eine neue hinzuzufügen und zwar mich gnädigst wissen lassen zu wollen, worin mein Verbrechen besteht?"

„Worin dein Verbrechen besteht? Treuloser!" erwiderte der Sultan. „Weißt du das nicht? Steig herauf," fuhr er fort „und ich werd' es dir zeigen."

Aladdin stieg hinauf und als er vor dem Sultan erschien, sagte dieser: „Folge mir," und ging vor ihm her, ohne ihn anzusehen. Er führte ihn bis zu dem offenen Kabinet und als er an der Thür war, sagte er zu ihm: „Tritt hinein, du mußt ja wissen, wo dein Palast gestanden hat, sieh dich nach allen Seiten um, und sag mir, was aus ihm geworden ist."

Aladdin sah hin und sah nichts. Er übersah wol den ganzen Platz, den sein Palast eingenommen hatte, aber da er nicht zu ahnen vermochte, auf welche Weise derselbe hatte verschwinden können, versetzte ihn dies überraschende und außerordentliche Ereigniß so sehr in Staunen und Bestürzung, daß er nicht im Stande war, dem Sultan nur ein einziges Wort zu erwidern. Ungeduldig wiederholte der Sultan seine Frage: „sag mir doch, wo ist dein Palast und wo ist meine Tochter?"

Aladdin brach nun sein Schweigen und sagte: „Herr, ich sehe wol und gesteh' es ein, daß der Palast, den ich erbauen ließ, nicht mehr auf der Stelle steht, wo er stand; ich sehe, daß er verschwunden ist und kann Ew. Majestät nicht sagen, wo er sein mag. Aber ich kann euch versichern, daß ich an diesem Ereigniß keinen Antheil habe."

„Ich kümmere mich wenig, was aus deinem Palast geworden ist," versetzte der Sultan. „Meine Tochter ist mir millionenmal mehr werth. Ich verlange, daß du sie mir wiederschaffst, sonst laß ich dir den Kopf abschlagen und keine Rücksicht soll mich daran verhindern."

„Herr," antwortete Aladdin, „ich bitte Ew. Majestät mir vierzig Tage zu bewilligen, um meine Maaßregeln dafür zu treffen, und wenn es mir in dieser Zeit nicht gelungen ist, so gebe ich euch mein Wort, daß ich selber meinen Kopf zu den Füßen eures Thrones niederlegen will, damit ihr nach euerm Willen darüber verfügt."

„Ich bewillige dir die vierzig Tage, welche du verlangst; aber glaube nicht, die Gnade, welche ich dir erweise, mißbrauchen und meinem Unwillen entfliehen zu können; in welchem Winkel der Erde du dich auch verbergen möchtest, ich würde dich schon zu finden wissen."

Aladdin entfernte sich von dem Sultan tief gedemüthigt und in einem Mitleid erregenden Zustande. Mit gesenktem Haupt, ohne daß er in seiner Verwir-

rung die Augen aufzuschlagen wagte, ging er über den Hof des Pallastes und die vornehmsten Hofbeamten, obgleich sie seine Freunde waren und er keinen von ihnen beleidigt hatte, kehrten ihm, anstatt sich ihm zu nähern, ihn zu trösten, oder ihm eine Zuflucht in ihrem Hause anzubieten, den Rücken zu, nicht nur, um ihn nicht zu sehen, sondern auch, damit er sie nicht erkennen möchte. Aber hätten sie sich ihm auch genähert, um ihm irgend etwas Tröstendes zu sagen, oder ihm ihre Dienste anzubieten, sie würden Aladdin nicht wieder erkannt haben. Er erkannte sich selbst nicht mehr und war seines Verstandes nicht mehr mächtig. Er ließ dies deutlich erkennen, als er aus dem Pallast heraus kam, denn ohne zu bedenken, was er that, fragte er von Thür zu Thür und alle denen er begegnete, ob man seinen Palast nicht gesehen hätte, oder ihm davon Nachricht geben könnte.

Diese Fragen ließen Jedermann glauben, daß Aladdin den Verstand verloren habe. Die Einen lachten nur darüber; aber die Vernünftigsten, und besonders die, welche in freundschaftlicher Verbindung oder in irgend einem Verkehr mit ihm gestanden hatten, wurden von wahrhaftem Mitleid ergriffen. Er blieb drei Tage in der Stadt, ohne irgend einen Entschluß zu fassen, indem er sich bald nach dieser, bald nach jener Seite hin wendete, und sich nur von dem ernährte, was man ihm aus Mitleid darreichte.

Endlich, da er in einer Stadt, wo er noch jüngst eine so ansehnliche Rolle gespielt hatte, in seinem gegenwärtigen unglücklichen Zustande nicht länger bleiben konnte, verließ er sie und schlug den Weg nach dem Felde ein. Er vermied die großen Heerstraßen und nachdem er mehrere Felder in einer schrecklichen Ungewißheit durchirrt hatte, gelangte er endlich bei Anbruch der Nacht an das Ufer eines Flusses. Hier überwältigte ihn die Verzweiflung. „Wo soll ich meinen Palast suchen?“ sagte er bei sich selbst; „in welcher Provinz, in welchem Lande, in welchem Theile der Welt werd' ich ihn nebst meiner theuern Prinzessin, welche der Sultan von mir fordert, wiederfinden? Es wird mir nie gelingen; es ist besser, daß ich mich von so viel Beschwerden, die zu nichts führen, und von all dem schmerzlichen Kummer, der an mir nagt, befreie.“ Er beschloß also sich in den Strom zu stürzen; aber als ein guter und religiöser Muselmann glaubte er es nicht eher thun zu dürfen, als bis er sein Gebet verrichtet hätte. Indem er sich dazu anschicken wollte, näherte er sich dem Rande des Flusses, um sich nach der Sitte des Landes die Hände und das Gesicht zu waschen; da jedoch die Stelle ein wenig abschüssig und von dem anspülenden Wasser feucht war, so glitt er aus und würde in den Strom gefallen sein, wenn er sich nicht an einem kleinen, etwa zwei Fuß aus dem Erdreich vorragenden, Felsstück festgehalten hätte. Zum Glück trug er noch den Ring, den ihm der afrikanische Zauberer an den Finger gesteckt hatte, eh' er in das unterirdische Gewölbe stieg, um die Wunderlampe zu holen, die ihm so eben entrissen worden war. Indem er sich nun an den Felsen klammerte, rieb er den Ring ziemlich heftig daran und augenblicklich erschien ihm wieder derselbe Geist, der ihm in jenem unterirdischen Gewölbe, in welches ihn der afrikanische Zauberer verschlossen hatte, erschienen war.

„Was verlangst du?“ sagte der Geist zu ihm; „ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave aller derjenigen, welche den Ring am Finger tragen, sowol ich als auch die übrigen Sklaven des Ringes.“

Aladdin, der in seiner Verzweiflung durch eine so unerwartete Erscheinung auf das Angenehmste überrascht wurde, antwortete: „Geist, rette mir zum zweiten Mal das Leben, dadurch, daß du mir anzeigst, wo der Palast ist, den ich erbauen ließ, und ihn unverzüglich dahin zurücktragen lässest, wo er stand.“

„Was du von mir verlangst,“ erwiderte der Geist, „liegt nicht im Bereich meiner Macht; ich bin nur ein Sklave des Ringes, wende dich an den Sklaven der Lampe.“

„Wenn das ist,“ versetzte Aladdin, „so befehle ich dir also Kraft des Ringes mich an den Ort zu bringen, wo mein Palast ist, an welchem Ort der Erde er auch sein mag, und mich unter die Fenster der Prinzessin Badrulbudur nieder zu setzen.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ihn der Geist nahm, ihn nach Afrika trug, mitten auf eine große Wiese, auf welcher der Palast in der Nähe einer großen Stadt stand, ihn dicht unter die Fenster des Gemachs der Prinzessin niedersetzte und ihn dort verließ.

Trotz der Dunkelheit der Nacht erkannte Aladdin sehr wol seinen Palast und das Zimmer der Prinzessin Badrulbudur, aber da die Nacht schon vorgerückt und im Palast Alles ruhig war, entfernte er sich ein wenig seitwärts und setzte sich unter einen Baum. Hier, indem er, auf's neue Hoffnung fassend, über sein Glück nachdachte, welches er einem bloßen Zufall verdankte, befand er sich um vieles ruhiger gestimmt, als seit der ganzen Zeit, da er verhaftet, vor den Sultan geführt und aus der drohenden Todesgefahr befreit worden war. Er beschäftigte sich eine Weile mit den angenehmen Gedanken seiner neubelebten Hoffnung, doch endlich, da er seit fünf oder sechs Tagen nicht geschlafen hatte, konnte er sich des Schlafs nicht mehr erwehren, der ihn überfiel, und entschlummerte am Fuß des Baumes, unter welchem er saß.

Als am folgenden Tage die Morgenröthe anbrach, wurde Aladdin durch den Gesang der Vögel, die auf dem Baum über ihm, sowie auf den dickbelaubten Bäumen im Garten des Palastes die Nacht zugebracht hatten, angenehm aufgeweckt. Er warf sogleich seine Augen auf dies bewunderungswürdige Gebäude und fühlte eine unaussprechliche Freude, daß er auf dem Punkte stand, sich bald wieder als den Herrn desselben zu sehen, und noch einmal in den Besitz seiner geliebten Prinzessin Badrulbudur zu gelangen. Er stand auf und näherte sich dem Gemach der Prinzessin. Er ging einige Zeit unter ihren Fenstern auf und ab, und wartete, bis sie aufwachen und man ihn bemerken würde.

Während des Wartens dachte er bei sich selbst nach, was wol der Grund seines Unglücks gewesen sein könnte, und zweifelte nicht, als er recht darüber nachsann, daß sein ganzes Mißgeschick davon herkomme, daß er die Lampe aus den Augen gelassen habe. Er machte sich selbst Vorwürfe über die Nachlässigkeit und die Unbedachtsamkeit, sie nur auf einen Augenblick aus den Händen gelassen zu haben. Was ihn aber noch weit mehr beunruhigte, war, daß er gar nicht errathen

konnte, wer ihm diesen Streich gespielt habe. Er hätt' es sogleich gewußt, wenn er nur gewußt hätte, daß er und sein Palast sich jetzt in Afrika befänden; aber der Geist, welcher dem Ringe diente, hatte ihm nichts davon gesagt und er selbst hatte sich nicht davon unterrichten können. Der Name Afrika blos hätte ihm den afrikanischen Zauberer, seinen erklärten Feind, in's Gedächtniß zurückgerufen.

Die Prinzessin Badrulbudur stand früher auf als gewöhnlich, seit sie durch die Kunst des afrikanischen Zauberers entführt und nach Afrika versetzt worden war. Sie hatte seinen Anblick bisher täglich einmal ertragen müssen, weil er der Herr des Palastes war, aber sie hatte ihn jedesmal so zurückstoßend behandelt, daß er es noch nicht gewagt hatte seine Wohnung darin zu nehmen. Als sie angekleidet war, sah eine ihrer Frauen zufällig durch's Gitterfenster und bemerkte Aladdin. Sie lief sogleich und sagte es ihrer Gebieterin. Die Prinzessin, welche die Nachricht gar nicht glauben konnte, kam schnell an's Fenster, wurde Aladdin gleichfalls gewahr und öffnete es. Bei dem Geräusch, welches sie dadurch machte, hob Aladdin den Kopf in die Höh, erkannte die Prinzessin und begrüßte sie mit einer Miene, die seine grenzenlose Freude ausdrückte.

„Um keine Zeit zu verlieren," sagte die Prinzessin zu ihm, „hab' ich euch die geheime Thür öffnen lassen, kommt rasch herauf." Damit schloß sie das Fenster.

Die geheime Thür befand sich unter den Gemächern der Prinzessin; Aladdin fand sie offen und stieg in das Gemach der Prinzessin hinauf. Es ist unmöglich die Freude zu beschreiben, welche beide Gatten empfanden, als sie sich nach einer Trennung, die sie für ewig gehalten hatten, wiedersahen. Sie umarmten sich mehreremal und gaben sich alle nur erdenklichen Zeichen von Liebe und Zärtlichkeit. Nach diesen Umarmungen, die mit Freudenthränen gemischt waren, setzten sie sich nieder und Aladdin nahm das Wort und sagte: „Prinzessin, eh' wir von etwas anderm sprechen, bitte ich euch im Namen Gottes, sowol um euretwillen, als um des Sultans, eures verehrungswürdigen Vaters, und um meiner selbst willen, sagt mir, was ist aus einer alten Lampe geworden, die ich, bevor ich auf die Jagd ging, in den Saal mit vierundzwanzig Fenstern auf's Kranzgesims stellte?"

„Ach theurer Gemahl," erwiderte die Prinzessin, ich darf nicht mehr daran zweifeln, daß unser beiderseitiges Mißgeschick von dieser Lampe herrührt, und was mich trostlos macht, ist, daß ich selbst die Ursache davon bin."

„Prinzessin," entgegnete Aladdin, „schreibt euch nicht die Schuld davon zu, ich allein habe sie, ich hätte die Lampe sorgfältiger aufbewahren sollen. Denken wir jetzt blos darauf, diesen Verlust wieder gut zu machen, und zu diesem Zweck erweiset mir die Gefälligkeit und erzählt mir, wie die Sache zuging und in wessen Hände die Lampe gefallen ist."

Hierauf erzählte die Prinzessin Badrulbudur Aladdin, wie es mit dem Umtausch der alten Lampe gegen die neue, die sie ihm zur Bestätigung herbeiholen ließ, zugegangen war, und wie sie in der folgenden Nacht die Versetzung des Palastes bemerkt und sich am Morgen in dem unbekannten Lande, wo sie sich jetzt befänden und welches Afrika sei, befunden habe. Dies letztere hatte sie von dem Bösewicht selbst erfahren, der sie mit Hülfe seiner teuflischen Kunst dahin versetzt hatte.

„Prinzessin," sagte Aladdin, sie unterbrechend, „ihr habt mich den Böse-wicht erkennen lassen, da ihr mir sagt, daß wir uns in Afrika befinden. Es ist der Treuloseste aller Menschen; aber es ist weder die Zeit noch der Ort dazu, euch von seinen Bosheiten ein ausführliches Gemälde zu entwerfen. Ich bitte euch jetzt nur, mir zu sagen, was er mit der Lampe gemacht und wo er sie hin-gestellt hat."

„Er trägt sie in seinem Busen, sehr sorgfältig verhüllt," entgegnete die Prin-zessin, „und ich weiß das genau, denn er hat sie in meiner Gegenwart herausge-zogen und sehn lassen, um sich vor mir damit zu brüsten."

„Theure Prinzessin," sagte Aladdin jetzt, „seid nur nicht böse über die vielen Fragen, mit denen ich euch ermüde, aber sie sind gleich sehr für euch wie für mich von Wichtigkeit. Doch um auf das zu kommen, was mir ganz besonders am Herzen liegt, sagt mir, ich beschwör' euch darum, wie dieser eben so nichtswürdige als treulose Mensch euch behandelt hat?"

„Seit ich mich hier befinde," antwortete die Prinzessin, „ist er täglich nur einmal vor mir erschienen; doch ich bin überzeugt, er würde mir öfter lästig fallen, wenn seine Besuche günstigere Aufnahme fänden. Alle seine Reden gehen nur darauf aus, mich zu bewegen, daß ich euch meine Treue brechen und ihn zum Gemahl nehmen soll; er wollte mich überreden, ich würde euch nie mehr wieder sehn, ihr wäret nicht mehr am Leben, der Sultan, mein Vater, hätte euch den Kopf abschlagen lassen. Um sich zu rechtfertigen, fügte er hinzu, ihr wärt ein Undankbarer, euer ganzes Glück sei nur von ihm gekommen — und noch tausend andre Dinge, die ich ihn reden lasse, ohne erst darauf zu antworten."

„Da er nun von mir keine andre Antwort erhält als schmerzliche Klagen und Thränen, so ist er genöthigt sich wieder so zu entfernen, wie er gekommen ist. Ich zweifle jedoch nicht, daß es seine Absicht ist, den lebhaftesten Ausbruch meiner Schmerzen erst vorübergehen zu lassen, und wenn seine Hoffnung, daß sich dann meine Gesinnung ändere, fehlschlägt, er endlich Gewalt brauchen würde, falls ich auf meinem Widerstand beharrte. Doch eure Gegenwart, mein theurer Gemahl, hat meine Besorgnisse schon verscheucht."

„Prinzessin," unterbrach sie Aladdin, „ich habe die Zuversicht, sie sind nicht blos für den Augenblick verscheucht, denn ich glaube das Mittel gefunden zu haben, euch von unserm gemeinsamen Feinde zu befreien. Aber dazu ist es nöthig, daß ich in die Stadt gehe; ich werde gegen Mittag zurückkehren und euch dann meinen Plan und das mittheilen, was ihr zur glücklichen Ausführung desselben thun müßt. Vor der Hand sag' ich euch nur, erstaunt nicht, mich in einem andern Kleide zurückkommen zu sehn, und befehlt, daß mir sogleich geöffnet werde, wenn ich an die geheime Thür klopfe."

Die Prinzessin versprach ihm, man werde an der Thür auf ihn warten und ihm schleunigst öffnen.

Als Aladdin das Gemach der Prinzessin verlassen und zu der nämlichen Thür hinausgegangen war, sah er sich nach allen Seiten um und bemerkte einen Bauer, der auf's Feld ging.

Da der Bauer jenseit des Palastes ging und ein wenig entfernt war, beschleunigte Aladdin seinen Schritt und als er ihn eingeholt hatte, machte er ihm den Antrag, die Kleider zu wechseln, worauf der Bauer auch einging. Der Umtausch geschah hinter einem Gebüsch und als sie sich trennten, schlug Aladdin den Weg nach der Stadt ein. Sobald er daselbst angelangt war, schlug er die Straße ein, die vom Thor auslief, ging sodann durch die besuchtesten Straßen und kam endlich an den Ort, wo die Verkäufer und Handwerker aller Art jede ihre besondere Straße hatten. Er trat nun in die der Spezereihändler, und indem er sich zu dem größten und am reichlichsten ausgestatteten Laden wandte, fragte er den Kaufmann, ob er ein gewisses Pulver habe, welches er ihm nannte.

Der Kaufmann, welcher aus Aladdin's Kleidung schloß, daß er sehr arm sei und nicht Geld genug habe, es zu bezahlen, antwortete, er führe allerdings welches, es sei aber theuer. Aladdin, der die Gedanken des Kaufmanns errieth, zog seinen Geldbeutel heraus, ließ einige Goldstücke sehen und verlangte eine halbe Drachme von dem Pulver. Der Kaufmann wog so viel ab, packte es ein und verlangte ein Goldstück dafür. Aladdin händigte ihm das Goldstück ein und ohne sich in der Stadt länger aufzuhalten als nöthig war, um einige Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, kehrte er nach seinem Palast zurück. Er durfte an der geheimen Thür nicht warten, sie wurde ihm sogleich geöffnet und er stieg in das Gemach der Prinzessin Badrulbudur hinauf.

„Prinzessin," sagte er zu ihr, „bei dem Widerwillen, welchen ihr, wie ihr mir gesagt, gegen euren Entführer hegt, wird es euch vielleicht schwer werden, den Rath, den ich euch geben will, zu befolgen. Aber erlaubt mir euch zu sagen, daß ihr euch nothwendiger Weise verstellen, ja, daß ihr euch Gewalt anthun müßt, wenn ihr euch von seinen Nachstellungen befreien und dem Sultan, euerm Vater und meinem Gebieter, die Freude machen wollt, euch wieder zu sehen."

„Wenn ihr nun meinem Rathe folgen wollt," fuhr Aladdin fort, „so fangt damit an, euch auf der Stelle eins eurer schönsten Kleider anzuziehn, und wenn der afrikanische Zauberer kommt, so überwindet euch, ihn auf das Freundlichste zu empfangen, ohne Zwang und Befangenheit, mit einem offnen Gesicht, und so zwar, daß, wenn noch ein Wölkchen von Kummer darauf zu sehn ist, er glauben darf, es werde sich mit der Zeit schon verlieren. In der Unterhaltung laßt ihn erkennen, daß ihr euch Mühe gebt, mich zu vergessen, und damit er noch mehr von eurer Aufrichtigkeit überzeugt werde, so ladet ihn zum Abendessen zu euch ein und äußert gegen ihn, ihr wünschtet den besten Wein seines Landes zu kosten. Er wird nicht unterlassen fortzugehn, um welchen zu holen. Während ihr nun auf seine Zurückkunft wartet und die Tafel in Bereitschaft gesetzt wird, so schüttet in einen der Becher, aus denen ihr zu trinken pfleget, dies Pulver hier, setzt ihn beiseit und gebt derjenigen von euren Frauen, die euch zu trinken giebt, die Anweisung, daß sie ihn auf ein verabredetes Zeichen euch voll Wein bringe, sich aber ja in Acht nehme, daß keine Verwechselung dabei stattfinde. Wenn nun der Zauberer zurückgekehrt ist, und ihr bei Tafel sitzt, und so viel gegessen und getrunken habt, als euch gut dünkt, so laßt euch den Becher mit dem Pulver bringen und ver-

tauscht euren Becher mit dem seinigen. Er wird die Gunst, die ihr ihm dadurch erzeigt, so hoch aufnehmen, daß er es nicht nur nicht ablehnen, sondern sogar den Becher, ohne einen Tropfen darin zu lassen, rein ausleeren wird, und sobald er ihn ausgetrunken hat, werdet ihr ihn rücklings hinsinken sehn. Ist euer Widerwille, aus seinem Becher zu trinken, allzu groß, so thut nur so, als ob ihr tränket; ihr könnt es dreist, denn die Wirkung des Pulvers wird so rasch erfolgen, daß er nicht Zeit haben wird zu bemerken, ob ihr wirklich trinkt oder nicht."

Als Aladdin zu Ende war, sagte die Prinzessin: „Ich gesteh' euch, daß es mir viel Ueberwindung kosten wird, dem Zauberer so entgegen zu kommen, wie ihr verlangt, und wie ich wol einsehe, daß es nöthig ist: aber zu welchem Entschluß ist man nicht fähig gegen einen so grausamen Feind! Ich werde also Alles thun, was ihr mir rathet, da meine Ruhe nicht weniger als die eurige davon abhängt."

Nachdem diese Maßregeln mit der Prinzessin verabredet waren, nahm Aladdin Abschied von ihr und ging fort, um den übrigen Theil des Tages in den Umgebungen des Palastes zuzubringen und die Nacht zu erwarten.

Die Prinzessin Badrulbudur, welche untröstlich darüber gewesen war, sich nicht nur von ihrem theuren Gemahl Aladdin, den sie weit mehr aus Neigung als aus Pflicht liebte, sondern auch von ihrem Vater, dem Sultan, den sie eben so zärtlich liebte, wie sie von ihm geliebt wurde, getrennt zu sehen, hatte seit dem Augenblick ihrer schmerzlichen Trennung ihr Aeußeres sehr vernachlässigt. Sie hatte sogar, so zu sagen, jene Sauberkeit verabsäumt, welche Personen ihres Geschlechts so wohl ansteht, besonders seitdem der afrikanische Zauberer zum ersten Mal vor ihr erschienen war und sie durch ihre Frauen, die ihn wieder erkannten, erfahren hatte, daß er es gewesen sei, der die alte Lampe gegen eine neue eingetauscht habe. Diese schändliche Spitzbüberei hatte in der Prinzessin den größten Abscheu gegen ihn erregt. Indeß, die Gelegenheit, die verdiente Rache an ihm zu nehmen, und zwar früher als sie zu hoffen gewagt hatte, ließ sie auf den Plan Aladdin's eingehn. Sie begab sich also nach Aladdin's Entfernung an ihren Putztisch, ließ sich durch ihre Frauen auf das Vortheilhafteste um den Kopf machen und zog sich das reichste und zu ihrem Vorhaben passendste Kleid an. Der Gürtel, den sie sich umlegte, war von Gold, mit den größten und ausgesuchtesten Diamanten besetzt; außer dem Gürtel machte sie sich noch ein Perlenhalsband um, an welchem die sechs Seitenperlen zu der in der Mitte, welche die größte und kostbarste war, in einem solchen Verhältniß standen, daß die größten Sultaninnen und Königinnen sich glücklich geschätzt haben würden, wenn sie eine vollständige Schnur von der Größe der zwei kleinsten Perlen der Prinzessin besessen hätten.

Als die Prinzessin Badrulbudur völlig angekleidet war, zog sie ihren Spiegel zu Rath, holte die Meinung ihrer Frauen über ihren ganzen Anzug ein, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ihr keiner von jenen Reizen fehle, welche der thörichten Leidenschaft des afrikanischen Zauberers Nahrung geben konnten, setzte sie sich auf ihr Sopha und erwartete seine Ankunft. Der Zauberer unterließ nicht zu der gewohnten Stunde sich einzufinden. Als die Prinzessin ihn in den

Saal von vierundzwanzig Fenstern, wo sie ihn erwartete, eintreten sah, stand sie im vollen Glanz ihrer Schönheit und ihrer Reize auf, und wies ihn mit der Hand auf den Ehrenplatz neben sich — eine ausgezeichnete Höflichkeit, die sie ihm bis dahin noch nicht erzeigt hatte. Der afrikanische Zauberer, mehr von dem Glanz der schönen Augen der Prinzessin, als von dem Feuer der Edelsteine, mit denen sie geschmückt war, geblendet, war sehr überrascht davon. Ihre majestätische Haltung und die eigenthümliche Anmuth, mit der sie ihn empfing, und die der zurückweisenden Art, mit der sie ihn bis dahin empfangen hatte, so entgegengesetzt war, machten ihn ganz verwirrt. Anfangs wollte er nur auf dem Rande des Sophas Platz nehmen, aber da er sah, daß die Prinzessin sich nicht eher auf ihren Platz setzen wollte, als bis er sich dahin gesetzt hatte, wohin sie wünschte, so gehorchte er.

Als der afrikanische Zauberer sich gesetzt hatte, nahm die Prinzessin, um ihn aus seiner Verlegenheit zu ziehen, das Wort, und indem sie ihn auf eine Weise anblickte, die ihn glauben ließ, er sei ihr nicht mehr wie früher verhaßt, sagte sie zu ihm: „Ihr werdet euch ohne Zweifel wundern, daß ihr mich heut ganz anders seht, als ihr mich bis jetzt gesehen habt: aber es wird euch nicht mehr überraschen, wenn ich euch sage, daß ich von einer Gemüthsart bin, der aller Kummer, alle Traurigkeit, Schwermuth und Betrübniß so zuwider ist, daß ich sie so rasch als möglich zu verbannen suche, wenn ich finde, daß der Anlaß dazu vorüber ist. Ich habe über das, was ihr mir von Aladdin's Schicksal gesagt habt, nachgedacht, und da ich die Heftigkeit des Sultans, meines Vaters, kenne, so bin ich mit euch überzeugt, daß er dem schrecklichen Ausbruch seines Zorns nicht hat entgehen können. Wenn ich nun auch hartnäckig darauf beharren wollte, ihn mein ganzes Leben durch zu beweinen, so könnten ihn meine Thränen ja doch nicht wieder lebendig machen, Nachdem ich ihm also nun bis in's Grab die Pflichten erwiesen habe, die meine Liebe ihm schuldig war, so scheint es mir, daß ich von jetzt ab alle Mittel aufsuchen müsse, um mich zu trösten. Das sind die Ursachen der Veränderung, die ihr an mir bemerkt. Um nun jeden Anlaß zur Traurigkeit, die ich ganz und gar zu verbannen willens bin, zu entfernen, und überzeugt, daß ihr mir gern Gesellschaft leistet, hab' ich befohlen, daß man für uns eine Abendmahlzeit bereite. Da ich indeß nur chinesischen Wein vorräthig habe, und mich in Afrika befinde, so wünschte ich wol auch von dem zu kosten, der hier zu Lande wächst, und habe dabei auf euch gerechnet, daß ihr mir von dem besten, den es giebt, verschaffen würdet."

Der afrikanische Zauberer, der das Glück, so rasch und so leicht zu der Gunst der Prinzessin Badrulbudur zu gelangen, für unmöglich gehalten hatte, sagte ihr, er könne nicht Ausdrücke finden, um ihr genugsam an den Tag zu legen, wie tief er ihre Güte empfinde. Er kam sodann auf den afrikanischen Wein zu sprechen, und versicherte ihr, unter allen Vorzügen, deren sich Afrika rühmen könne, sei das Wachsthum eines köstlichen Weines einer der vorzüglichsten, besonders in der Gegend, wo sie sich befänden; er habe ein Faß, welches schon sieben Jahr alt und noch nicht angebohrt sei, und dies sei, ohne sein Lob zu übertreiben, ein Wein,

der an Güte die vortrefflichsten Weine auf der ganzen Welt übertreffe. „Wenn, meine Prinzessin," fuhr er fort, „mir es erlauben will, so geh' ich, zwei Flaschen davon zu holen und werde unverzüglich wieder da sein."

„Es würde mir Leid thun, euch diese Mühe zu machen," entgegnete die Prinzessin, „es wäre besser ihr schicktet Jemanden danach."

„Es ist nothwendig, daß ich selbst gehe," versetzte der afrikanische Zauberer, „Niemand außer mir weiß wo der Schlüssel zum Weinkeller liegt, und es kennt auch Niemand außer mir das Geheimniß ihn aufzuschließen."

„Wenn es so ist," sagte die Prinzessin, „so geht denn und kommt bald wieder. Je länger ihr fortbleibt, desto größer wird meine Ungeduld nach euch sein, und denkt auch daran, daß unser Mahl nur auf euch wartet."

Der afrikanische Zauberer, voll Erwartung seines vermeintlichen Glückes, lief nicht, nein flog vielmehr, seinen siebenjährigen Wein zu holen und kehrte sehr bald zurück. Die Prinzessin, welche diese Eile wol vermuthete, hatte selbst das Pulver, das ihr Aladdin gebracht, in einen Becher geworfen, diesen bei Seite gesetzt, und ließ dann auftragen. Sie setzten sich zu Tisch einander gegenüber und zwar so, daß der Zauberer dem Schenktisch den Rücken zukehrte. Die Prinzessin legte ihm von dem Besten vor und sagte: „Wenn ihr wünscht, so will ich euch durch Gesang und Spiel unterhalten lassen, aber da wir hier allein sind, so scheint es mir, daß uns die Unterhaltung noch mehr Vergnügen gewähren wird."

Der Zauberer sah hierin eine neue Gunstbezeigung der Prinzessin.

Nachdem sie einige Bissen gegessen hatten, verlangte die Prinzessin zu trinken. Sie trank auf die Gesundheit des Zauberers, und als sie getrunken hatte, sagte sie zu ihm: „Ihr habt Recht euern Wein zu loben, ich habe nie so köstlichen getrunken."

„Reizende Prinzessin," versetzte er, den Becher, den man ihm eben dargereicht hatte, in der Hand haltend, „mein Wein erhält einen neuen Vorzug durch das Lob, welches ihr ihm ertheilt."

„Trinkt auf meine Gesundheit," fuhr die Prinzessin fort, „ihr werdet selbst finden, daß ich mich darauf verstehe."

Er trank auf die Gesundheit der Prinzessin, und indem er den Becher zurück gab, sagte er: „Prinzessin, ich schätze mich glücklich, dieses Faß für eine so gute Gelegenheit aufbewahrt zu haben, ich gestehe selbst, daß ich in meinem Leben noch nie so vortrefflichen getrunken habe."

Als sie weiter gegessen und noch einigemal getrunken hatten, gab endlich die Prinzessin, welche den afrikanischen Zauberer durch ihre Höflichkeiten und ihre so verbindlichen Manieren vollends bezaubert hatte, der Frau, die ihr zu trinken reichte, das verabredete Zeichen, und während man ihr ihren Becher voll Wein brachte, sagte sie zugleich, man möge den des afrikanischen Zauberers voll schenken und ihm darreichen. Als nun Jedes von ihnen seinen Becher in der Hand hatte, sagte sie zu dem afrikanischen Zauberer: „Ich weiß nicht, wie es bei euch zu Lande unter Liebenden, die zusammen trinken, Sitte ist: bei uns in China vertauschen sie gegenseitig ihre Becher und trinken so eins auf die Gesundheit des andern."

Zugleich überreichte sie ihm den Becher, welchen sie in der Hand hielt, und streckte die andere Hand aus, um den seinigen zu empfangen. Der afrikanische Zauberer beeilte sich um so freudiger diesen Tausch einzugehen, da er diese Gunstbezeigung als das sicherste Zeichen ansah, daß er ihr Herz völlig erobert habe, was ihn auf den Gipfel des Glücks erhob. Eh' er trank, sagte er mit dem Becher in der Hand: „Prinzessin, in der Kunst, die Liebe durch alle möglichen Annehmlichkeiten zu versüßen, stehen wir Afrikaner weit hinter den Chinesen zurück, und indem ich hier etwas lerne, was ich noch nicht gekannt habe, erkenn' ich zugleich, wie hoch ich euch für diese Gunst verpflichtet sein muß. Ich werd' es nie vergessen, liebenswürdige Prinzessin, daß ich in euerm Becher ein Leben wieder gefunden habe, worauf ich, wenn ihr in eurer Grausamkeit fortgefahren wärt, hätte Verzicht leisten müssen."

Die Prinzessin Badrulbudur, welche sich bei dem unendlichen Geschwätz des afrikanischen Zauberers langweilte, unterbrach ihn und sagte: „Laßt uns trinken, ihr könnt mir nachher noch sagen, was ihr mir sagen wolltet." Zugleich setzte sie ihren Becher an den Mund, berührte ihn aber nur am Rand mit den Lippen, während der afrikanische Zauberer sich so sehr beeilte, ihr zuvor zu kommen, daß er den seinigen leerte, ohne einen Tropfen darin zu lassen. Da er beim Austrinken den Kopf ein wenig rückwärts geneigt hatte, um seinen Eifer zu zeigen, so blieb er noch eine Weile in dieser Stellung, bis die Prinzessin, welche noch immer den Rand der Schale an ihren Lippen hielt, sah, daß seine Augen sich verdrehten und er ohne Besinnung rücklings zu Boden fiel.

Die Prinzessin hatte nicht erst nöthig zu befehlen, daß man Aladdin die geheime Thür aufschließe. Ihre Frauen, die im Einverständniß waren, hatten sich in Zwischenräumen vom Saal an bis auf die unterste Treppenstufe hinab aufgestellt, so daß in demselben Augenblick fast, als der afrikanische Zauberer rücklings hinfiel, die Thür geöffnet wurde.

Aladdin kam herauf und trat in den Saal. Als er den afrikanischen Zauberer auf das Sopha hingestreckt daliegen sah, hielt er die Prinzessin Badrulbudur, die aufgestanden war und ihm mit offnen Armen freudig entgegeneilte, zurück und sagte: „Prinzessin, noch ist es nicht Zeit; habt die Güte euch auf euer Zimmer zu begeben und sorgt dafür, daß man mich allein lasse, während ich dafür thätig bin, euch eben so schnell wieder nach China zurückzuschaffen, als ihr euch von da entfernt habt."

Als die Prinzessin mit ihren Frauen und Eunuchen den Saal verlassen hatte, schloß Aladdin die Thür, näherte sich dem entseelten Körper des afrikanischen Zauberers, öffnete dessen Kleid und zog die Lampe heraus, welche so verhüllt war, wie die Prinzessin es ihm beschrieben hatte. Er enthüllte sie, rieb sie und sogleich erschien der Geist mit den gewöhnlichen Worten vor ihm. „Geist," sagte Aladdin zu ihm, „ich habe dich gerufen, um dir im Namen der Lampe, deiner Gebieterin, zu befehlen, daß du diesen Palast unverzüglich wieder nach China zurücktrügst, an den nämlichen Ort und an die nämliche Stelle, von wo du ihn hieher gebracht hast."

Nachdem der Geist durch ein Kopfneigen seinen Gehorsam angedeutet hatte, verschwand er. Die Versetzung ging vor sich, und man merkte sie blos an zwei sehr leichten Erschütterungen; eine, als der Palast von dem Ort, wo er in Afrika stand, aufgehoben wurde, und die andere, als er in China dem Palast des Sultans gegenüber niedergesetzt wurde, welches beides in sehr kurzer Zeit geschah.

Aladdin begab sich in das Gemach der Prinzessin, umarmte sie und sagte: „Prinzessin, ich kann euch versichern, daß eure und meine Freude morgen früh vollkommen sein wird.“ Da die Prinzessin ihr Abendessen noch nicht beendigt, und Aladdin gleichfalls noch nicht gespeist hatte, ließ sie aus dem Saal mit vierundzwanzig Fenstern die Speisen herbeitragen, die dort aufgetragen und kaum berührt worden waren. Die Prinzessin und Aladdin aßen noch zu Abend miteinander und tranken von dem guten alten Wein des afrikanischen Zauberers, worauf sie sich — um von ihrer Unterhaltung zu schweigen, die nicht anders als höchst vergnügt sein konnte — in ihr Schlafgemach zurückzogen.

Seit der Entführung des Palastes Aladdin's und der Prinzessin Badrulbudur war ihr Vater, der Sultan, über ihren Verlust untröstlich. Er hatte fast Tag und Nacht nicht Ruhe und anstatt alles zu vermeiden, was seinen Kummer nähren konnte, suchte er es im Gegentheil um so sorgfältiger auf. Anstatt daß er früher nur des Morgens in das offene Kabinet seines Palastes ging, um die Annehmlichkeit dieses Anblicks zu genießen, an dem er sich nicht sattsehen konnte, besuchte er es jetzt einige Mal des Tags, um seine Thränen zu erneuern und sich immer mehr in seinen tiefen Schmerz zu versenken durch den Gedanken, das nicht mehr zu sehn, was ihm so wohl gefallen hatte, und das verloren zu haben, was ihm das Liebste auf der Welt war.

An dem nämlichen Tage, wo Aladdin's Palast wieder an seinen Platz zurückgebracht worden war, ging der Sultan, als kaum der Morgen anbrach, nach dem Kabinet. Beim Eintritt in dasselbe war er so in sich gekehrt, und so von Schmerz durchdrungen, daß er die Augen ganz traurig nach der Seite des Platzes hinwendete, wo er blos den leeren Raum und keinen Palast mehr zu erblicken meinte. Als er jedoch sah, daß diese Leere ausgefüllt war, bildete er sich anfänglich ein, es sei die Wirkung des Nebels. Er sah noch aufmerksamer hin und erkannte nun für gewiß, daß es der Palast Aladdin's sei. Freude und ausgelassene Lust traten jetzt an die Stelle des Kummers und der Traurigkeit. Er kehrte eilig in sein Zimmer zurück und befahl, man solle ihm ein Pferd satteln und vorführen. Man brachte es, er setzte sich auf und verließ den Palast, und es schien ihm, als könne er nicht rasch genug zu dem Palast Aladdin's gelangen.

Aladdin, der vorhergesehen hatte, was kommen würde, war schon mit Tagesanbruch aufgestanden, und nachdem er sich eins seiner prächtigsten Kleider angezogen hatte, war er in den Saal mit vierundzwanzig Fenstern hinaufgestiegen, von wo aus er den Sultan kommen sah. Er stieg hinab und kam gerade noch zu rechter Zeit, um ihn unten an der Haupttreppe empfangen zu können und ihm vom Pferde zu helfen. „Aladdin,“ sagte der Sultan zu ihm, „ich kann kein Wort mit dir sprechen, bevor ich nicht meine Tochter gesehn und umarmt habe.“

Aladdin führte den Sultan in das Gemach der Prinzessin Badrulbudur und diese, welche Aladdin beim Aufstehen erinnert hatte, daß sie sich nicht mehr in Afrika, sondern in China, in der Hauptstadt des Sultans, ihres Vaters, dicht bei seinem Palast befände, war so eben mit dem Ankleiden fertig. Der Sultan umarmte sie mehreremal, das Gesicht mit Freudenthränen benetzt, und die Prinzessin gab ihm ihrerseits auch alle möglichen Beweise der außerordentlichen Freude, die sie empfand ihn wieder zu sehn.

Der Sultan war eine Weile ganz sprachlos vor Rührung über das Wiederfinden seiner geliebten Tochter, die er so lange als verloren beweint hatte; endlich nahm er das Wort und sagte: „Meine Tochter, ich muß glauben, die Freude mich wieder zu sehen macht, daß du mir so wenig verändert vorkommst, als ob dir nichts Unangenehmes begegnet wär', und doch bin ich überzeugt, daß du viel ausgestanden hast. Man kann nicht mit einem ganzen Palast so schleunig wie du fortgebracht werden ohne große Unruhe und schreckliche Angst. Ich wünsche, daß du mir Alles erzählst, ohne mir etwas zu verschweigen."

Die Prinzessin machte sich ein Vergnügen daraus, dem Sultan, ihrem Vater, den gewünschten Aufschluß zu ertheilen. „Herr," sagte sie zu ihm, „wenn ich so wenig verändert erscheine, so bitte ich Ew. Majestät zu erwägen, daß ich schon gestern am frühen Morgen durch die Gegenwart meines theuern Gemahls und Befreiers Aladdin, den ich bereits als verloren für mich betrachtet und beweint hatte, wieder aufzuleben anfing, und daß das Glück, welches ich so eben gehabt habe, euch zu umarmen, mich ganz wieder in denselben Zustand versetzt hat wie früher."

„Mein ganzes Leiden bestand, offen gesagt, nur darin, daß ich mich Ew. Majestät und meinem theuern Gemahl entrissen sah, und zwar, was meinen Gemahl anbetrifft, so war ich nicht nur durch die Trennung von ihm bekümmert, sondern auch weil ich die traurigen Folgen des Zornes Ew. Majestät fürchtete, denen er, obgleich ganz unschuldig, ohne Zweifel ausgesetzt sein mußte. Weniger habe ich von der Unverschämtheit meines Entführers gelitten, der nur Reden gegen mich führte, die mir nicht gefielen. Ich habe sie jedoch vermöge des Uebergewichts, welches ich mir über ihn zu verschaffen wußte, in Schranken gehalten. Uebrigens that man mir so wenig Zwang an, als in diesem Augenblick. Was nun meine Entführung anbetrifft, so hatte Aladdin nicht die mindeste Schuld daran; ich war die einzige, obwol sehr unschuldige, Ursache davon."

Um den Sultan zu überzeugen, daß sie die Wahrheit rede, erzählte sie ihm ausführlich, wie sich der afrikanische Zauberer in einen Lampenhändler verkleidet habe, um neue Lampen gegen alte umzutauschen, wie sie zum Spaß die Lampe Aladdin's, ohne deren geheime Kraft zu kennen, an ihn vertauscht habe, wie nach diesem Tausch der Palast mit ihr emporgehoben und nach Afrika versetzt worden sei, nebst dem afrikanischen Zauberer, den zwei ihrer Frauen und der Diener, welcher die Lampe an ihn vertauscht, sogleich wieder erkannt hätten, als er nach dem glücklichen Erfolge seines Unternehmens zum erstenmal die Kühnheit gehabt habe, vor ihr zu erscheinen, um sich ihr zum Gemahl anzutragen; ferner,

welche Anfechtungen sie bis zu Aladdin's Ankunft ausgestanden, welche Maßregeln sie gemeinschaftlich ergriffen hätten, um ihm die Lampe, die er bei sich trug, zu entreißen; wie ihnen dies geglückt sei, indem sie sich gegen ihn verstellt und ihn zum Abendessen eingeladen habe — und so weiter bis zu dem mit dem Giftpulver gemischten Becher, den sie ihm dargereicht hatte. „Das Uebrige," fuhr sie fort, „überlasse ich Aladdin euch zu berichten."

Aladdin hatte nur noch wenig hinzuzufügen. „Als man mir," sprach er, „die verborgene Thür geöffnet hatte und ich in den Saal mit vierundzwanzig Fenstern trat, wo ich den Bösewicht durch die Kraft des Pulvers auf dem Sopha todt daliegen sah, bat ich die Prinzessin, da es sich nicht geziemte, daß sie noch länger hier verweilte, sich mit ihren Frauen und Eunuchen nach ihrem Zimmer zu begeben. Ich blieb allein zurück und nachdem ich die Lampe aus dem Busen des Zauberers gezogen hatte, bediente ich mich derselben geheimen Kraft, deren er sich bedient hatte, diesen Palast nebst der Prinzessin zu entführen. Ich habe nun auf diese Weise bewirkt, daß sich der Palast wieder auf seinem Platz befindet, und habe das Glück gehabt, die Prinzessin Ew. Majestät zurückzuführen, wie ihr mir befohlen hattet. Ich täusche Ew. Majestät in nichts, und wenn ihr euch in den Saal hinauf bemühen wollt, so werdet ihr den Zauberer erblicken, der die verdiente Strafe empfangen hat."

Um sich gänzlich der Wahrheit zu versichern, stand der Sultan auf und ging hinauf; als er den afrikanischen Zauberer gesehen hatte, todt und das Gesicht schon schwarzblau von der Heftigkeit des Giftes, umarmte er Aladdin mit vieler Zärtlichkeit und sagte zu ihm: „Mein Sohn, sei mir nicht böse wegen des Verfahrens, welches ich gegen dich beobachtet habe; die väterliche Liebe zwang mich dazu und ich verdiene, daß du mir die Uebereilung, zu welcher sie mich hinriß, verzeihest."

„Herr," erwiderte Aladdin, „ich habe nicht den mindesten Grund, mich über das Betragen Ew. Majestät zu beklagen, ihr thatet nur, was ihr thun mußtet. Dieser Zauberer, dieser Nichtswürdigste und Schändlichste aller Menschen ist die einzige Ursache meines Mißgeschicks gewesen. Wenn Ew. Majestät einmal Muße haben wird, so werd' ich euch noch eine andere Bosheit, die er an mir verübte, erzählen; sie ist nicht minder abscheulich als diese, vor welcher mich Gottes ganz besondere Gnade behütet hat."

„Ich wünsche sie sehr bald zu hören," versetzte der Sultan, „und werde dir eine Zeit dazu bestimmen. Für jetzt aber laßt uns darauf denken uns zu erholen, und laß uns jenen widerwärtigen Gegenstand aus den Augen schaffen."

Aladdin ließ den Leichnam des afrikanischen Zauberers fortnehmen und befahl, ihn auf den Schindanger zum Fraß für die Vögel hinzuwerfen. Der Sultan inzwischen befahl, durch Trommeln, Pauken, Trompeten und andere Instrumente die öffentliche Freude zu bezeigen, und ließ zur Feier der Rückkehr der Prinzessin Badrulbudur und Aladdin's ein zehntägiges Fest verkündigen.

So entging also Aladdin zum zweitenmal einer fast unvermeidlichen Lebensgefahr, aber es war noch nicht die letzte, sondern er kam noch zum drittenmal in eine solche, die wir hier umständlich erzählen wollen.

Der afrikanische Zauberer hatte noch einen jüngeren Bruder, der nicht weniger als er in der Zauberkunst erfahren war, ja man kann sagen, daß er ihn an Bosheit und gefährlichen Ränken noch übertraf. Da die Brüder nicht immer beisammen oder in derselben Stadt lebten, und der eine sich oft im Osten befand, während der Andere im Westen war, so unterließen sie nicht jedes Jahr mit Hülfe der Punktirkunst gegenseitig zu ermitteln, in welchem Theile der Welt jeder von ihnen lebe, wie es ihm gehe und ob nicht einer der Hülfe des andern bedürfe.

Einige Zeit nachher, als der afrikanische Zauberer in seinem Unternehmen gegen Aladdin's Glück seinen Untergang gefunden hatte, wollte der Jüngste, der seit einem Jahre keine Nachricht von ihm hatte und sich nicht in Afrika, sondern in einem sehr entfernten Lande aufhielt, gern erfahren, an welchem Orte der Welt jener lebe, wie er sich befinde und was er treibe. Wo er nur ging und stand trug er wie sein Bruder sein Punktirviereck beständig bei sich. Er nahm jetzt dieses Viereck, ebnete den Sand, machte seine Punkte darauf, zog seine Figuren und stellte die Nativität. Indem er sodann alle die Figuren durchlief, fand er, daß sein Bruder nicht mehr am Leben sei; in der einen Figur, daß er vergiftet und plötzlich gestorben, in einer andern, daß dies in China, in einer dritten, daß es in der Hauptstadt von China an dem und dem Ort geschehen, und endlich, daß der, welcher ihn vergiftet, ein Mann von niedriger Herkunft sei, der eine Prinzessin, die Tochter des Sultans, geheirathet habe.

Als der Zauberer auf diese Art das traurige Schicksal seines Bruders erfahren hatte, verlor er keine Zeit mit einem Bedauern, welches ihn doch nicht in's Leben zurückrufen konnte: sondern faßte auf der Stelle den Entschluß, den Tod seines Bruders zu rächen, stieg zu Pferde und begab sich auf den Weg nach China. Die Reise ging über Ebenen, Ströme, Gebirge, Wüsten, und nachdem er lange Zeit, ohne sich irgendwo aufzuhalten, unterwegs gewesen, kam er endlich nach unglaublichen Beschwerden in China, und sehr bald auch in der Hauptstadt dieses Landes an. Gewiß, daß er sich nicht getäuscht und dies Königreich nicht mit einem andern verwechselt habe, machte er in der Hauptstadt Halt und nahm daselbst seine Wohnung.

Den Tag nach seiner Ankunft ging der Zauberer aus und indem er durch die Stadt spazierte, nicht sowol um die Schönheiten derselben zu betrachten, denn diese waren ihm sehr gleichgültig, als in der Absicht seine Maßregeln zur Ausführung seines gefährlichen Anschlages einzuleiten, ging er an die besuchtesten Orte und horchte auf das was man sprach. An einem dieser Orte, wo man sich die Zeit mit allerlei Arten von Spielen vertrieb, und wo, während die einen spielten, die andern sich unterhielten, sowol von Neuigkeiten und Angelegenheiten des Tages, als von ihren eignen, hörte er höchst merkwürdige Dinge von der Tugend und der Frömmigkeit, ja sogar von den Wunderthaten einer von der Welt abgeschiedenen Frau, Namens Fatime, erzählen. Da er glaubte, daß diese Frau ihm für die Ausführung des Vorhabens, mit welchem er umging, irgend wie von Nutzen sein könnte, so zog er einen von der Gesellschaft bei Seite, und

bat denselben, ihm doch etwas Näheres über diese heilige Frau mittheilen zu wollen, wer sie sei, und welche Art Wunder sie verrichte.

„Wie," sagte dieser Mann, „ihr habt jene Frau noch nie gesehn, und auch nie von ihr reden gehört? sie erregt ja durch ihr Fasten, durch ihre strenge Lebensweise, und durch das gute Beispiel, welches sie giebt, die Bewunderung der ganzen Stadt. Mit Ausnahme des Montags und Freitags, geht sie aus ihrer kleinen Einsiedelei nicht heraus, und an den Tagen, wo sie sich in der Stadt sehn läßt, thut sie unendlich viel Gutes und es giebt Niemanden, der mit Kopfschmerzen behaftet ist, den sie durch das Auflegen ihrer Hände nicht heilte."

Der Zauberer verlangte nichts weiter zu wissen und fragte den Mann nur noch, in welcher Gegend der Stadt sich die Einsiedelei dieser heiligen Fraube finde. Jener bezeichnete sie ihm genau. Nach diesen Erkundigungen und nachdem er den abscheulichen Plan, von dem wir bald reden werden, entworfen und beschlossen hatte, beobachtete er, um seiner Sache noch gewisser zu sein, gleich am ersten Tag, an welchem sie ausging, alle ihre Schritte, ohne sie aus den Augen zu verlieren, bis er sie Abends in ihre Einsiedelei zurückkehren sah.

Als er sich den Ort genau gemerkt hatte, begab er sich an einen der schon bezeichneten Orte, wo man ein gewisses warmes Getränk zu sich nahm, und wo man die ganze Nacht zubringen konnte, wenn man Lust dazu hatte, besonders bei großer Hitze, bei welcher man in diesem Lande lieber auf Matten als in Betten schläft. Nachdem der Zauberer dem Wirth das Wenige, was er genossen, bezahlt hatte, ging er um Mitternacht fort, und geraden Wegs nach der Einsiedelei der heiligen Frau Fatime, unter welchem Namen sie in der ganzen Stadt bekannt war. Er öffnete leicht die Thür, denn sie war nur mit einer Klinke verschlossen. Als er eingetreten war und sie ganz leise wieder zugemacht hatte, erblickte er Fatimen bei hellem Mondschein an freier Luft schlafend auf einem Sopha, das mit einer elenden Matte bedeckt und gegen ihre Zelle gelehnt war. Er näherte sich ihr, zog einen Dolch, den er an der Seite trug und weckte sie auf. Als die arme Fatime die Augen aufschlug, war sie sehr erschrocken einen Mann zu erblicken, der wie es schien im Begriff stand, sie zu erdolchen. Er hielt ihr den Dolch auf die Brust, bereit sie zu durchbohren, und sagte: „Wenn du schreist oder den mindesten Lärm machst, so tödte ich dich. Aber steh' auf und thu was ich dir sage."

Fatime, die in Kleidern schlief, stand zitternd vor Schreck auf. „Fürchte nichts," sagte der Zauberer zu ihr, „ich will nur dein Kleid haben, gieb es mir und nimm das meinige."

Sie vertauschten die Kleider, und als der Zauberer sich das Kleid Fatimens angezogen hatte, sagte er zu ihr: „Färbe mir jetzt mein Gesicht wie das deinige, so daß ich dir ähnlich sehe und die Farbe nicht ausgeht." Als er sah, daß sie noch immer zitterte, sagte er zu ihr, um sie zu beruhigen, und damit sie seinen Wunsch um so bereitwilliger erfülle: „Fürchte nichts, sag' ich dir noch einmal, ich schwöre dir bei dem Namen Gottes, daß ich dir das Leben lasse."

Fatime ließ ihn in ihre Zelle treten, zündete ihre Lampe an, nahm einen gewissen Saft, den sie in einem Töpfchen stehen hatte, und strich ihm mit einem

Pinsel das Gesicht damit an, worauf sie ihm versicherte, daß die Farbe nicht ausgehn und daß sein Gesicht ganz wie das ihrige aussehn würde, ohne irgend einen Unterschied. Sodann setzte sie ihm ihre eigne Kopfbedeckung auf, hing ihm einen Schleier um, und zeigte ihm, wie er sich damit das Gesicht verhüllen müsse, wenn er durch die Stadt ginge. Endlich, nachdem sie ihm noch einen großen Rosenkranz, der ihr vorn bis auf den Gürtel herabhing, umgehangen hatte, gab sie ihm denselben Stab, den sie zu tragen pflegte, in die Hand, hielt ihm dann einen Spiegel vor und sagte: „Seht hinein und ihr werdet finden, daß man mir nicht ähnlicher sein kann als ihr."

Der Zauberer fand alles nach Wunsch, aber er hielt der guten Fatime den Schwur nicht, den er ihr so feierlich geleistet hatte; da man jedoch, wenn er sie mit seinem Dolch ermordete, die Blutspuren hätte sehn können, so erwürgte er sie, und als er sah, daß sie ihren Geist von sich gegeben hatte, schleppte er den Leichnam bei den Füßen bis zu dem Wasserbehälter der Einsiedelei und warf ihn da hinein.

Der Zauberer, der nun auf solche Weise in die heilige Frau Fatime verwandelt war, brachte, nachdem er eine so abscheuliche Mordthat verübt hatte, den übrigen Theil der Nacht in der Einsiedelei zu. Am folgenden Tage früh um ein oder zwei Uhr, obgleich es ein Tag war an welchem die heilige Frau nicht auszugehen pflegte, ging er demungeachtet aus, in der Ueberzeugung, daß man ihn nicht um den Grund fragen würde, und im Fall man ihn früge, hatte er schon eine Antwort bereit. Er hatte sich gleich bei seiner Ankunft nach Aladdin's Palast erkundigt und ihn in Augenschein genommen, und da er dort seinen Plan auszuführen gedachte, nahm er jetzt seinen Weg dahin. Man erblickte kaum die heilige Frau, wofür das Volk den Zauberer hielt, so wurde sie gleich von einer großen Menge Menschen umringt. Die Einen empfahlen sich ihrem Gebet, die Andern küßten ihr die Hand, noch Andere, die bescheiden waren, küßten ihr nur den Saum des Kleides, und wieder Andere, sei es nun, daß sie wirklich Kopfschmerz hatten, oder daß sie sich nur dagegen verwahren wollten, neigten sich vor ihr, damit sie ihnen die Hände auflege, was sie auch that, indem sie einige Worte nach Art eines Gebets über sie murmelte. Genug der Zauberer ahmte die heilige Frau so gut nach, daß alle Welt ihn für sie hielt. Nachdem er öfter stehen geblieben war, um die Leute zu befriedigen, die von dieser Art Händeauflegen weder eine gute noch eine schlimme Wirkung empfanden, gelangte er endlich auf den Platz vor dem Palast Aladdin's, wo das Gedränge und der Eifer sich ihm zu nähern immer ärger wurden. Die Stärksten und Eifrigsten drängten sich mit Gewalt durch den Haufen, und darüber erhoben sich denn Klagen, deren Lärm bis in den Saal mit vier und zwanzig Fenstern drang, in welchem die Prinzessin Badrulbudur saß.

Die Prinzessin fragte, was dieser Lärm bedeute, und da ihr Niemand darüber Auskunft geben konnte, befahl sie, hinabzugehn und sich danach zu erkundigen. Indeß dies war nicht erst nöthig, eine ihrer Frauen sah durch ein Gitterfenster des Saals, und meldete ihr, der Lärm rühre von der Volksmenge her, welche die heilige Frau Fatime umringe, um sich durch ihr Händeauflegen von Kopfschmer-

zen heilen zu lassen. Die Prinzessin, welche seit langer Zeit viel Gutes von der heiligen Frau hatte reden hören, aber sie noch nicht gesehn hatte, wurde neugierig sie zu sehn und zu sprechen. Da sie etwas davon verlauten ließ, so sagte der Vorsteher der Eunuchen, welcher gegenwärtig war, wenn sie wünsche, so sei es ein Leichtes Fatimen kommen zu lassen, und sie habe nur zu befehlen. Die Prinzessin genehmigte es und sogleich fertigte er vier Eunuchen ab, mit dem Befehl die vermeintliche Heilige herauf zu holen. Als die Eunuchen aus dem Palast traten, und man sie nach der Seite hin, wo sich die falsche Fatime befand, gehen sah, zerstreute sich die Menge, und als nun der Zauberer frei war und bemerkte, daß sie auf ihn zukämen, ging er ihnen sehr vergnügt entgegen, denn er sah, daß seine Spitzbüberei jetzt in guten Gang käme. Einer von den Eunuchen nahm das Wort und sagte zu ihm: „Heilige Frau, die Prinzessin verlangt euch zu sehn, kommt und folgt uns."

„Die Prinzessin erweist mir eine große Ehre," erwiderte die heilige Fatime, „ich bin bereit ihr zu gehorchen." Und zugleich folgte sie den Eunuchen, die nach dem Palast zurück gingen.

Als der Zauberer, der unter dem Kleide der Heiligkeit ein teuflisches Herz verbarg, in den Saal mit vier und zwanzig Fenstern trat, und die Prinzessin bemerkte, begann er mit einem Gebet, welches eine lange Reihe von Wünschen für ihre Gesundheit, für ihr Glück und für die Erfüllung alles dessen, was sie nur wünschen könnte, enthielt. Hierauf wendete er alle seine betrügerische und heuchlerische Beredsamkeit an, um sich unter dem Mantel einer großen Frömmigkeit bei der Prinzessin einzuschmeicheln, und dies gelang ihm um so leichter, als die Prinzessin, die von Natur gut war, sich überredete, alle Menschen müßten eben so sein, wie sie; ganz besonders aber die, die es sich zur Pflicht machten, Gott in der Abgeschiedenheit zu dienen.

Als die falsche Fatime ihre lange Anrede beendigt hatte, sagte die Prinzessin zu ihr: „Meine gute Mutter, ich danke euch für eure schönen Gebete, ich habe großes Vertrauen dazu, und hoffe, daß Gott sie erfüllen wird; tretet näher und setzt euch neben mich." Die falsche Fatime setzte sich mit erheuchelter Bescheidenheit nieder, und die Prinzessin fuhr fort und sagte: „Meine gute Mutter, ich bitte euch nur um Etwas, was ihr mir bewilligen müßt und ja nicht abschlagen dürft, nämlich, daß ihr bei mir bleibt, mir euer Leben erzählt und mich durch euch und euer gutes Beispiel lehrt, wie ich Gott dienen soll."

„Prinzessin," sagte hierauf die falsche Fatime, „ich bitte euch von mir nicht Etwas zu verlangen, worein ich nicht willigen kann, ohne mich von meinen Gebeten und Andachtsübungen abzuziehen und zu zerstreuen."

„Darüber macht euch keine Sorge," erwiderte die Prinzessin, „ich habe mehrere Zimmer, die nicht gebraucht werden; wählt euch das, welches euch am meisten zusagt und verrichtet daselbst alle eure Andachtsübungen so ungestört wie in eurer Einsiedelei."

Der Zauberer, der nichts weiter wollte, als sich in den Palast Aladdin's einführen, wo es ihm unter der Begünstigung und dem Schutz der Prinzessin

seine Wohnung darin aufschlagend, weit leichter schien, sein nichtswürdiges Vorhaben auszuführen, als wenn er genöthigt gewesen wär', immer erst den Weg von der Einsiedelei nach dem Palast und wieder zurück anzutreten, machte gegen das gefällige Anerbieten der Prinzessin nicht eben allzu große Einwendungen und Entschuldigungen.

„Prinzessin," sagte er zu ihr, „wie entschlossen auch immer eine so arme und elende Frau, wie ich, sein mag, der Welt und ihrer Pracht und Herrlichkeit zu entsagen, so wag' ich doch nicht die Kühnheit zu haben, dem Wunsch und dem Befehl einer so frommen und mildthätigen Prinzessin zu widerstreben."

Auf diese Antwort des Zauberers stand die Prinzessin auf und sagte zu ihm: „Stehet auf und kommt mit mir, ich will euch die leeren Gemächer zeigen, die ich habe und euch darunter wählen lassen."

Er folgte der Prinzessin Badrulbudur, und unter all den saubern und schön eingerichteten Gemächer, in welche sie ihn führte, wählte er sich das, welches ihm am unscheinbarsten vorkam, indem er aus Heuchelei hinzufügte, es sei noch viel zu gut für ihn und er wähle es nur der Prinzessin zu gefallen.

Die Prinzessin wollte den Betrüger nach dem Saal mit vier und zwanzig Fenstern zurückführen, um ihn mit sich speisen zu lassen, aber da er beim Essen nothwendig sein Gesicht, welches er noch immer verschleiert trug, hätte enthüllen müssen, und fürchtete, die Prinzessin möchte merken, daß er nicht die heilige Frau Fatime sei, wie sie glaubte, so bat er sie inständigst, ihn zu entschuldigen, indem er vorgab, er äße nur Brot und trockene Früchte — und ihm zu erlauben, seine kleine Mahlzeit auf seinem Zimmer zu sich zu nehmen, was sie ihm auch gestattete.

„Meine gute Mutter," sagte sie zu ihr, „ihr habt euern freien Willen, thut, als ob ihr in eurer Einsiedelei wärt; ich werde euch zu essen bringen lassen, aber vergeßt nicht, daß ich euch, sobald ihr euer Mahl eingenommen habt, wieder bei mir erwarte."

Die Prinzessin speiste zu Mittag und die falsche Fatime unterließ nicht sich wieder einzufinden, sobald sie durch einen Eunuchen erfahren hatte, daß sie von Tafel aufgestanden war. „Meine gute Mutter," sagte die Prinzessin zu ihr, „ich freue mich ungemein, eine so heilige Frau wie euch zu besitzen, die diesem Palast Segen bringen wird. Doch da gerade von diesem Palast die Rede ist, so sagt mir doch, wie findet ihr ihn? Aber eh' ich euch Zimmer für Zimmer sehen lasse, sagt mir erst, was meint ihr von diesem Saal?"

Auf diese Frage hob die falsche Fatime, die bis dahin, um ihre Rolle auf's Beste zu spielen, das Haupt heuchlerisch zur Erde gesenkt, und weder rechts noch links einen Blick geworfen hatte, den Kopf in die Höh, durchlief mit ihren Blicken den Saal von einem Ende zum andern, und als sie ihn hinlänglich betrachtet hatte, sagte sie: „Prinzessin, dieser Saal ist wirklich bewunderungswürdig und von ungemeiner Schönheit. Gleichwol, so weit eine Einsiedlerin, die sich nicht auf das versteht, was man in der Welt schön findet, darüber urtheilen kann, scheint mir noch etwas darin zu fehlen."

„Was, meine gute Mutter?“ fragte die Prinzessin Badrulbudur, „sagt es mir, ich beschwöre euch darum. Was mich betrifft, so glaubte ich immer, und hab' es auch immer so sagen gehört, daß nicht das Mindeste darin fehle. Wenn jedoch noch irgend etwas daran fehlen sollte, so will ich dem Mangel gewiß abhelfen lassen.“

„Prinzessin,“ entgegnete die falsche Fatime mit vieler Verstellung, „verzeiht die Freiheit, die ich mir nehme; meine Meinung — wenn euch an dieser irgend etwas liegen sollte — wäre die, daß wenn noch oben, mitten von der Kuppel herab, ein Rochei hinge, dieser Saal in allen vier Welttheilen nicht seines Gleichen hätte, und euer Palast dann das Wunder des ganzen Erdkreises wär'.“

„Liebe Mutter,“ fragte die Prinzessin, „was ist denn das für ein Vogel, der Roch, und wo könnte man denn ein solches Ei finden?“

„Prinzessin,“ versetzte die falsche Fatime, „der Roch ist ein Vogel von außerordentlicher Größe, der den höchsten Gipfel des Berges Kaukasus bewohnt und der Baumeister eures Palastes kann euch ein solches Ei leicht verschaffen.“

Nachdem die Prinzessin Badrulbudur der falschen Fatime für den vermeintlich guten Rath gedankt hatte, fuhr sie fort, sich mit ihr über andere Dinge zu unterhalten, aber sie vergaß das Rochei nicht und rechnete darauf mit Aladdin deshalb zu sprechen, wenn er von der Jagd zurückgekehrt sein würde. Seit sechs Tagen war er fort und der Zauberer, der dies recht wol wußte, hatte seine Abwesenheit benutzen wollen. Aladdin kam noch am Abend des nämlichen Tages zurück, als die falsche Fatime sich gerade bei der Prinzessin beurlaubt und auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte. Er begab sich nach dem Zimmer der Prinzessin, welche so eben in dasselbe zurückkehrte, begrüßte und umarmte sie, aber es kam ihm vor, als ob sie ihn ein wenig kälter als sonst empfange.

„Theure Prinzessin,“ sagte er zu ihr, „ich finde euch nicht so heiter, als ich es sonst gewohnt bin. Hat sich in meiner Abwesenheit etwas begeben, was euch mißfallen und euch Verdruß oder Kummer verursacht hat? Um Gotteswillen verhehlt es mir nicht, es giebt nichts was ich nicht thun möchte, euern Kummer zu heben, wenn es irgend nur in meiner Macht steht.“

„Es ist eine Kleinigkeit,“ versetzte die Prinzessin, „und es macht mir so wenig Unruhe, daß ich nicht geglaubt hätte, es spiegle sich so auf meinem Gesicht ab, daß ihr irgend etwas davon wahrnehmen könntet; da ihr jedoch einmal gegen mein Erwarten eine Veränderung darauf bemerkt habt, so will ich euch die Ursache nicht verhehlen, obgleich sie von sehr geringer Bedeutung ist.“

„Ich habe bisher mit euch geglaubt,“ fuhr die Prinzessin Badrulbudur fort, „daß unser Palast der prächtigste, herrlichste und vollkommenste auf der ganzen Welt wär': ich muß euch jedoch sagen, was mir bei genauer Betrachtung des Saals mit den vier und zwanzig Fenstern in den Sinn gekommen ist. Seid ihr nicht einer Meinung mit mir, daß er nichts zu wünschen übrig lassen würde, wenn ein Rochei in der Mitte des Kuppelgewölbes aufgehangen wär?“

„Prinzessin,“ erwiderte Aladdin, „es genügt für mich, daß ihr ein Rochei darin vermißt, um es gleichfalls zu vermissen. Aus der Eile, mit der ich diesem

Mangel abhelfen will, werdet ihr erkennen, daß es nichts giebt, was ich aus Liebe für euch nicht thun würde."

Augenblicklich verließ Aladdin die Prinzessin Badrulbudur, stieg in den Saal mit vierundzwanzig Fenstern hinauf, zog dort die Lampe, die er seit der Gefahr, die aus der Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßregel für ihn entsprungen war, wo er ging und stand immer bei sich trug, aus seinem Busen und rieb sie. Sogleich erschien der Geist vor ihm.

„Geist," sagte Aladdin zu ihm, „es fehlt der Kuppel noch ein Rochei, welches in der Mitte des Gewölbes aufgehangen sein muß; ich befehle dir also im Namen der Lampe, die ich in der Hand habe, daß du diesem Mangel abhilfst."

Kaum hatte Aladdin diese Worte ausgesprochen, so stieß der Geist einen so lauten und entsetzlichen Schrei aus, daß der Saal davon bebte und Aladdin fast zu Boden gefallen wär'. „Wie, Elender," sagte der Geist mit einer Stimme zu ihm, die auch den unerschrockensten Mann hätte zittern lassen, „ist es dir nicht genug, daß ich und meine Gefährten aus Rücksicht für dich alles Mögliche gethan haben: mußt du, in Folge einer Undankbarkeit, die ihres gleichen nicht hat, von mir verlangen, daß ich dir meinen Vater bringe und ihn mitten in dieser Kuppelwölbung aufhänge? Diese Forderung verdiente, daß du, deine Frau und dein Palast auf der Stelle in Asche verwandelt würden. Aber zu deinem Glück geht dies Verlangen nicht unmittelbar von dir selbst aus. Wisse, wer der wahre Urheber davon ist. Es ist der Bruder des afrikanischen Zauberers, deines Feindes, den du, wie er es verdiente, vertilgt hast. Er befindet sich unter der Kleidung der heiligen Frau Fatime, die er ermordet hat, in deinem Palast, und er ist es, der deine Frau dahin gebracht hat, ein so gefährliches Verlangen zu äußern. Seine Absicht ist, dich zu tödten; nimm dich in Acht." Mit diesen Worten verschwand er.

Aladdin verlor kein Wort des Geistes; er hatte von der heiligen Frau Fatime reden gehört, und es war ihm nicht unbekannt, auf welche Weise sie, wie man glaubte, den Kopfschmerz heile. Er kehrte in das Zimmer der Prinzessin zurück und ohne ihr ein Wort von dem zu sagen, was ihm so eben begegnet war, setzte er sich nieder, stützte seine Stirn mit der Hand und gab vor, plötzlich von einem sehr heftigen Kopfschmerz befallen zu sein.

Die Prinzessin befahl sogleich die heilige Frau zu holen und während man sie rufen ging, erzählte sie Aladdin, bei welcher Gelegenheit dieselbe in den Palast gekommen und wie sie ihr darin ein Zimmer eingeräumt habe.

Die falsche Fatime erschien. Sobald sie herein getreten war, sagte Aladdin zu ihr: „Kommt, meine gute Mutter, ich bin erfreut euch zu sehen und ihr befindet euch zu meinem guten Glück gerade hier. Ich werde von einem furchtbaren Kopfschmerz geplagt, der mich so eben befallen hat. Im Vertrauen auf die Wirkung eures Gebets bitte ich um eure Hülfe und hoffe, ihr werdet mir diese Gunst nicht verweigern, die ihr ja so Vielen erweist, welche an diesem Uebel leiden."

Nach diesen Worten stand er auf, indem er den Kopf niederbückte, und die falsche Fatime näherte sich ihm, doch mit der Hand an einen Dolch fassend, den sie unter ihrem Kleid am Gürtel trug. Aladdin, der sie beobachtete, ergriff ihre

Hand, noch eh sie ihn gezückt hatte und durchbohrte ihr mit dem eigenen Dolche das Herz, so daß sie todt zu Boden stürzte.

„Was habt ihr gethan, mein theurer Gemahl?" rief die Prinzessin voll Schrecken. „Ihr habt die heilige Frau getödtet!"

„Nein, meine Prinzessin," entgegnete Aladdin ganz ruhig, „nicht Fatime hab' ich getödtet, sondern einen Bösewicht, der mich umgebracht hätte, wenn ich ihm nicht zuvorgekommen wär'. Dieser Nichtswürdige, den ihr hier seht," fuhr er fort, indem er ihn enthüllte, „hat die heilige Fatime erwürgt, an deren Tod ihr mich schuldig glaubtet, und sich in ihrer Kleidung hier eingeschlichen, um mich zu erdolchen. Und damit ihr ihn noch besser kennen lernt, so wisst, es war der Bruder des afrikanischen Zauberers, eures Entführers."

Darauf erzählte ihr Aladdin, auf welche Weise er diese einzelnen Umstände erfahren habe und ließ sodann den Leichnam fortschaffen.

So war nun Aladdin von der Verfolgung der beiden Zauberer befreit. Wenige Jahre darauf starb der schon bejahrte Sultan und da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so folgte ihm die Prinzessin Badrulbudur als gesetzmäßige Erbin in der Herrschaft nach und theilte den Thron mit Aladdin. Sie regierten zusammen lange Jahre und hinterließen eine berühmte Nachkommenschaft.

20.

Suleiman.

Suleiman, den wir Salomon nennen, Prophet und König zugleich, wie sein Vater David, ist der größte Weltbeherrscher, dessen die Geschichte alter und neuer Zeiten erwähnet. Ihm war die Herrschaft gegeben, nicht nur über die Menschen und Thiere, sondern auch über die Dschinnen und Peris; Er war der Herr und Meister, der Körper und der Geister. Er war mit Gaben und Vorzügen ausgezeichnet, die keinem seiner Vorfahren und Nachfolger zu Theil geworden. Er besaß den Siegelring, dessen Zaubermacht ihm die Herrschaft über die Geister verlieh. Statt eines Reitpferdes diente ihm der Ostwind, der ihn auf sein Geheiß in einem Augenblicke über weite Strecken führte, so daß er gewöhnlich in Cuds, d. i. in Jerusalem zu frühstücken, in Istachar, d. i. in Persepolis, zu Mittag zu speisen, und in Tadmor, d. i. in Palmyra, zu nachtmahlen pflegte. Die herrlichen unübertroffenen Werke der Baukunst, die sich in diesen drei Städten erhoben, und deren Ruinen den Wanderer noch heute mit heiligem Erstaunen ergreifen, der Tempel Sions, Palmyras Säulengänge, der Reichspalast Istachars sind das Werk Salomons des großen Baumeisters.

Menschenkraft und Menschenalter hätten nicht hingereicht, diese ungeheuern Bauten aufzuführen, und zu vollenden, sie sind das Werk der Dschinnen und

Dämonen, die, der Herrschaft Salomons unterthan, diese Felsenstücke aufthürmten, mit Gleichgewicht und Gleichmaaß.

Nicht Menschenhände, kein gemeiner König, nur Dschinnen unter Salomon konnten solch ein Werk vollbringen. Ungeregelte Kraft erschöpft sich in fruchtlosem Bemühen, wenn sie nicht von Weisheit gezügelt wird; Herrschermacht, der kein Genius zu Gebot steht, vollbringt nichts Großes; nur Macht und Genius vereint, bezwingen das Ungeheuere, und erstaunen die Nachwelt durch ihre Schöpfungen. Wer hat nicht gehört vom Tempel Salomons, wer kennt nicht die Prachtruinen von Palmyra und Persepolis! In diesen drei Königsstädten verfloß Salomons Tag, eingetheilt nach seines Vaters Davids Weise in drei Theile, für Propheten-, Regierungs- und Hausgeschäfte.

Wenn der Strahl der Morgensonne die goldnen Zinnen Sions begrüßte, dampften schon im Tempel des Herrn die Opfer. Salomon ging in's Allerheiligste, um Kraft und Weisheit zu erflehn für die Geschäfte des Tags, und Segen für die ihm anvertrauten Völker. Er vergrößerte und veredelte seinen Geist durch Aufschwung zur Gottheit, er dankte und vertraute dem Herrn durch Preis- und Hochgesang. Die Chöre der Prophetenknaben, unter Assafs Anführung, stimmten Hymnen an mit Cithern und Schalmeyen, mit Psalter und Cymbelklang. Angestrahlt von den spiegelnden Wänden des Tempels, von den goldnen Gewändern der Priester, von den funkelnden Opfergefäßen, unter Weihrauchduft und Chorgesang und Psaltergetön empfing Salomon die Sprüche der Weisheit. Ihre Eingebungen waren die Seele seiner Handlungen den Rest des Tages hindurch. Wahre Weisheit ist, die im Leben wirkt zur Erreichung des Höchsten und Besten.

Nachdem er den Religions- und Prophetenpflichten genug gethan, und die Hierarchie der Kinder Israels geordnet hatte, bestieg er entweder den Thron, (von dem bald ein Mehreres) oder das Flügelpferd des Ostwinds, und ward von diesem, oder von den Trägern des Throns, den Dschinnen, nach Istachar, der Hauptstadt des Weltreichs, gebracht.

Dort erheben sich noch auf sieben Hügeln, von einem Marmorwalle umfangen, einzelne Theile des ungeheuren Reichspalastes, in welchem Salomon Dschinnen und Menschen, Vögeln und vierfüßigen Thieren zu Gericht saß. Hier war Salomons Diwan oder Genienversammlung; denn Diw ist im Persischen so viel als Dschinn im Arabischen; Diwan heißt eine Mehrzahl von Dschinnen; der Reichsrath des Weltbeherrschers mußte eine Versammlung von Dämonen sein. Seitdem bezeichnet Diwan im Morgenlande jede Versammlung von Räthen und Richtern, denen, wenn nicht im Einzelnen, doch insgesammt Dämonskraft einwohnen soll. Dämonskunst hat auf den Wänden des Palastes die wunderbaren Gebilde ausgehauen, deren Vollendung und Erklärung den Wandrer in Erstaunen und Verwirrung setzt. Es ist Salomon auf seinem Throne, der die Huldigungen der Völker empfängt. Peris, die reinen Geister, schweben über seinem Haupte in luftiger Gestalt; Dschinnen unter Thiergestalten mit Menschengesichtern sind die Pfortenhüter. Helden kämpfen mit reißenden Thieren;

ein Symbol des immerfortwährenden Kampfs des Guten mit dem Bösen. Daß dieses nie die Herrschaft über jenes erlange, ist der Zweck jeder weisen Regierung.

An den Thüren und Fenstern laufen seltsame Inschriften herum aus goldnen Pfeilen zusammengesetzt.

Schnell fliegend, durchdringend, nie zurückkehrend, wie das Wort, ist der Pfeil das schönste Bild desselben. Die wirksamsten Waffen und wirksamsten Reden sind goldne Pfeile und goldne Worte. Diese Zeilen sind Herrscherworte und Sprüche der Weisheit in Dämonenschrift gekleidet. Wem wird's gelingen, dieselben zu entziffern? Nur einem Dämon wird's gegeben, zu lesen die Schrift der Dämonen.

Hier nun saß Salomon zu Rath auf seinem Throne, der von Dschinnen in Thiergestalten getragen, und von den Vögeln überschattet ward. Auf den Stufen desselben standen die vier Wesyre oder Stellvertreter des Geschlechts der Menschen, der Dschinnen, der Vögel und der vierfüßigen Thiere. Zur Rechten des Throns waren zwölftausend goldne Sitze für die Propheten und Patriarchen und Heiligen, zwölftausend andere zur Linken für die Könige und Fürsten und Weisen. Dort die Propheten- und Priester-, hier die Herren- und Gelehrtenbank.

Die beiden ersten seiner Wesyre waren Assaf, der Repräsentant des Menschen — und Simurg, der Repräsentant des Vögelgeschlechtes. An diesem Vorzuge der Vögel vor den vierfüßigen Thieren, und selbst vor den Dschinnen, mochte wol Salomons bekannte Jugendliebe der Vögel die meiste Ursache haben.

Assaf war nicht nur der größte Weise, sondern auch der größte Tonkünstler seiner Zeit; er regierte mit gleich geübter Hand die Länder und die Chöre der Prophetenknaben, gleich geschickt, Salomons Herrscherworte in Ausübung zu bringen, und seine Lieder in Musik zu setzen. Das Ideal aller vergangenen und zukünftigen Wesyre und Hofkapellmeister.

Simurg ist bekannt als Wesyr der siebzig Salomonen, die vor Adam die Erde beherrschten. Seitdem hatte er in Abgeschiedenheit gelebt auf dem Berge Kaf, aber als Salomon den Thron bestieg, erschien er an dessen Hof, und er ward sogleich als Vögelwesyr vorgestellt. Salomon bediente sich aber seines weisen Rathes nicht nur in Vögelangelegenheiten, sondern auch in andern Reichsgeschäften, besonders wenn es darauf ankam, Dschinnen zu bestrafen und in Zucht zu erhalten. Denn da Simurg den Dschinnenbeherrschern der adamischen Vorwelt durch siebzigtausend Jahre als Wesyr gedient hatte, so mußte seine kleine Erfahrung unvorgreiflichst bei Salomon Etwas gelten.

Wenn sich nun die Dschinnen bei dem ihnen aufgetragenen Bau von Istachar und Tadmor widerspenstig bewiesen, so ließ Salomon sie zwischen zwei Marmorblöcke einzwängen, und so als Grundstein dieser ungeheuern Gebäude legen. Von Zeit zu Zeit regen sie sich mit höchster Kraftanstrengung, um die Grundfesten, die so schwer auf ihnen lasten, zu erschüttern, aber ungeachtet der vielfältigen Erdbeben, die sie hiedurch seit Salomons Zeit hervorgebracht, trotzen diese Gebäude ihrem ohnmächtigen Bemühn. Andere empörte Dschinnen schloß er in metallne Töpfe ein, die er mit seinem Ring versiegelte, und dann in den Grund des Meeres

werfen ließ. So beherrschte Salomon die Geister. Doch um hier nicht auf Begebenheiten abzuschweifen, die bald umständlicher geschildert werden sollen, kehren wir zu Salomons Tagesordnung zurück.

Nachdem der Diwan auseinander gegangen war, wurde in den Höfen und auf den Terrassen des Reichspalastes die Mahlzeit bereitet für den ganzen Hofstaat der Menschen, Vögel, Dschinnen und vierfüßigen Thiere; gekocht wurde nicht in Töpfen, denn wo hätte man die ungeheuren Töpfe hernehmen sollen für eine solche Menge Volkes, sondern in Kesseln, aber nicht in ehernen oder eisernen, sondern in Felsenkesseln, die in einem nahe bei Istachar gelegenen Berg gehauen waren; angerichtet wurde von den Dschinnen in großen Becken, ebenfalls in den Felsen gehauen. Späterhin hat man sich der Felsenkesseln zu Gräbern der Könige, und der Becken als Bassins zu Wasserkünsten bedient. So ist's, das Große wird immer klein bei einem entarteten Geschlecht, und die Einrichtungen zwergeln, wenn der Staat zusammenschrumpft. Mit dem Ueberfluß der Hoftafeln stach die Mäßigkeit, die an Salomons eigenem Tische herrschte, gewaltig ab. Denn während Menschen, Vögel und Dschinnen im Ueberfluß schwelgten, bestand Salomons Mahl nie in etwas Anderem als trockenem Gerstenbrot und lauterem Wasser. Menschen und Thiere, Dschinnen und Vögel möchten essen, pflegte er zu sagen, so viel sie wollten, aber der, so die Herrschaft über dieselben üben wolle, müsse sich selbst beherrschen, und durch Unmäßigkeit nicht zu ihres gleichen herabwürdigen.

Sobald nun die Tafel aufgehoben war, schwang sich Salomon auf den Ost und flog davon so schnell er konnte, aus Furcht, daß nicht Händel und Klagen und Regierungsgeschäfte und Sorgen hinter ihm aufsitzen, und mitgaloppiren möchten nach Tadmor zu seinem Harem, wo er den Abend und die Nacht zubrachte.

Tausend Frauen hatte Salomon, aber tausend und Eine waren ihm bestimmt; auch liebte er die Zahl von Tausend und Einer. Diese voll- oder überzählige Eine war Balkis, die Königin von Saba, deren Liebesgeschichte mit Salomon hier umständlich folgt.

Salomon war von Natur ein kriegerischer und eroberungssüchtiger Fürst. Von Zeit zu Zeit unternahm er Streifzüge nach fernen Ländern, um seine Herrschaft so viel als möglich über die ganze Erde auszudehnen. Er hatte von Saba gehört, dem alten berühmten Königreiche im mittäglichen Arabien, hatte gehört, daß die Bewohner desselben Ungläubige seien, und sogleich ward sein Eroberungsgeist und Glaubenseifer rege, um das Land zu bezwingen und die Bewohner zu bekehren. Die Befehle wurden gegeben, den Thron reisefertig zu machen für einen langen und beschwerlichen Kriegsmarsch, und der Zug ging von Syrien durch die Wüste gerade nach der Gegend von Mekka und Medina.

Hier ließ Salomon Halt machen, und wallfahrtete rund um die Kaaba, im voraus das Andenken und die Satzung des größern Propheten späterer Zeiten ehrend; dann ging der Zug weiter fort gegen Saba. Der Wind blies heiß aus der Wüste, und weit umher war nirgends Wasser zu sehen. Wenn es darauf ankam Wasser aufzufinden, so war immer Hudhud, d. i. der Widhopf, der Aus-

späher. Dießmal fragte zwar Salomon den Ostwind, ob er nicht auf seinem Wege Quellen gefunden, aber dieser antwortete ihm: „Herr, ich komme trockenen Athems aus der Wüste, und weit und breit hab' ich kein Wasser gesehen, ist aber irgendwo eines zu erspähen, so kann nur Hudhud hievon die beste Kunde geben."

„Du hast Recht," sprach Salomon, „aber wo ist Hudhud? ich sehe ihn nicht auf seinem Posten, und umsonst suche ich ihn im ganzen Vögelchor. Der soll mir's büßen, es sei denn, er bringe eine seltne Kundschaft, wofür ich ihm schon manchen Streich durch die Finger gesehen."

Hudhud war unterdessen schon in Saba, wohin er den Vorsprung gethan, um bis zu Salomons Ankunft das Land auszukundschaften. Saba ward damals von einer Königin beherrscht, Namens Balkis, berühmt durch ihre Schönheit (denn so wie Jusuf*) der schönste der Männer, so war Balkis die schönste der Frauen), aber berühmter noch durch ihre Weisheit. Sie war die Tochter eines mächtigen Königs und einer Peri.

Hudhud erlustigte sich in der Stadt Saba, und kam endlich in den Palast der Königin, die auf einem großen Paradebette von siebzig Fuß im Gevierten ruhte.

Ober dem Thronhimmel hing ein goldener Käfich, worin ein Widhopf eingesperrt war. Hudhud nahte sich seinem Bruder, dem Widhopf, der ganz verwundert, einen Fremdling zu erblicken, ihn fragte: von wannen er käme, und was sein Begehren sei. Hudhud gab sich als einen Hofbeamten Salomons an, und war in dem Lobe von der Pracht und Macht, von der Größe und Weisheit seines Herrn unerschöpflich. Der Königin Widhopf wollte im Lob seiner Frau nicht zurückbleiben, und sprach ein Langes und ein Breites über die Schönheit und Weisheit seiner Gebieterin, die von Gottes Auge, das ist, von der Sonne mit vorzüglicher Gunst angeblickt würde. Daran hatte Hudhud für heute genug, und kehrte um. Auf dem Wege begegneten ihm mehrere Vögel, seine Freunde, die ihn vor Salomons Zorn und Ungnade warnten. Er wird dich tödten, er wird dich erwürgen, sagten sie; und sonst hat Salomon Nichts hinzugesetzt, fragte Hudhud?

„Ja," war die Antwort, „es sei, setzte er hinzu, daß er mir seltsame Kunde bringe."

„Nun, da ist's mir nicht mehr bange," rief Hudhud, und ließ sich zu Salomons Füßen nieder.

„Ich bringe dir, sprach er, Kunde,
Die du nie gehört aus anderem Munde
Von Sabas Königin
Kunde von tiefem Sinn."

„Ei," sprach Salomon, „laß hören."

Hudhud erzählte ihm Vieles von ihrer Schönheit und Weisheit, und wie großes Verdienst es sein würde, die Königin und ihr Volk vom Sonnendienste zum Dienste des wahren Gottes zurückzuführen.

*) Joseph.

„Wir wollen sehen," sprach Salomon, „ob du kein Lügner bist! Da, nimm den Brief, und bestelle ihn, aber nicht ungeschickt, Hudhud, wenn dir die Strafe für deine eigenmächtigen Ausflüge nachgesehen werden soll."

Hudhud kehrte nach Saba zurück, und fand Balkis so wie das erstemal auf ihrem Thron oder Himmelbette ruhend, umringt von der Schaar ihrer Hofdamen und Kammerfrauen. Er schwebte leichten Flugs ober dem Bette hin, und ließ Salomons Briefchen so geschickt senkrecht niederfallen, daß es gerade hinter den Busenschleier fiel.

„Was ist das!" rief Balkis ganz außer sich; „so geschickte Boten kann nur ein großer König senden; ein großer König, fürwahr, muß es sein, dem die Vögel der Luft zu Briefbestellern dienen."

Sie versammelte sogleich den Staatsrath, und eröffnete in Gegenwart ihrer Minister das königliche Handbillet, worinnen weiter Nichts stand, als:

Von Salomon, an Saba's Königin;
Bekehre dich zur Schaar der Moslimin.

„Kurz und gut, sagte Balkis; „das ist eine Einladung zu einem Stelldichein des wahren Glaubens, wenn ich anders die Prophetenworte recht verstehe: was meint ihr, ihr meine hochbetrauten Räthe?" Der Räthe unvorgreiflichstes Ermessen ging dahin, daß man sich zum Kriege rüsten müsse, denn eine solche Einladung von einem Könige, wie Salomon, der im Glauben, so wie in der Herrschaft, auf Einheit ausgehe, sei nicht viel besser, als ein Manifest.

„Nicht so schnell abgeurtheilt," fiel ihnen Balkis in die Rede. „Mit einem so mächtigen Könige sich in Krieg einzulassen, ist kein leichtes Unternehmen, besonders wenn er obendrein noch Prophet ist."

„In wie weit dies wahr sei, zu bewähren, ist das Nöthigste. Ist Salomon ein gemeiner König, so läßt er sich wol auch mit Geschenken abfertigen, ist er's nicht, und ist er, wie ihr sagt, wirklich Prophet, so wird er nicht nur keine Geschenke annehmen, sondern uns auch auf die spitzfindigsten Fragen, die wir ihm vorlegen können, antworten. „Es lebe die Weisheit der Königin," rief der Staatsrath, „dies ist das Wahre."

Die Proben, mit welchen Salomons Prophetenthum bewährt werden sollte, wurden von der Königin selbst ausgedacht. Erstens ein verschlossenes Gefäß von kostbarem Metalle: Salomon sollte, was darinnen sei, errathen aus der räthselhaften Andeutung:

Es schließet dieser Becher ein,
Was bohrt und wird gebohrt,
Zwiefachen Edelstein.

Das zweite Geschenk waren hundert Mädchen, und eben so viele unbärtige Knaben, gleich gekleidet, deren verschiedenes Geschlecht nur ein Prophetenauge unterscheiden konnte.

Endlich sollte er die Frage beantworten:

Was ist das Wasser, das
Nicht von dem Himmel fällt,

Nicht aus der Erde quellt,
Das süß und bitter rinnt aus einem Glas.

Die Gesandten traten die Reise an, schwer beladen mit Geschenken und Weisheit. Sie entrichteten dem Könige der Könige Heil und schwesterlichen Gruß zuvor von der Königin von Saba, und brachten zuerst den verschlossenen Becher und die räthselhafte Andeutung in aller Unterthänigkeit vor. Salomon sprach:

„Der Demant bohrt, die Perle wird gebohrt,
Schert euch mit Perlen und Demanten fort,
Die sind bei Weiber, nicht bei mir, am rechten Ort."

Die Gesandten trugen nun das Räthsel vor:

Was ist das Wasser, das
Nicht von den Wolken fällt,
Nicht aus der Erde quellt,
Das süß und bitter rinnt aus einem Glas.

welches Salomon folgendermaßen löste:

„Die Thräne ist das Wasser, so
Nicht von den Wolken fällt,
Nicht aus der Erde quellt,
Aus einem Auge weint der Schmerz sich satt, die Lust sich froh."

Nun war noch die schwerste Probe zu bestehen, nämlich der Unterschied des Geschlechtes der hundert Knaben und Mädchen, die gleich gekleidet vor Salomon erschienen; was am schwersten scheint, lösen Propheten auf die einfachste und leichteste Weise.

Salomon befahl Essen aufzutragen, und nach dem Essen Wasser aufzugießen zum Händewaschen. Die Gewohnheit war damals in den Haremen, daß Mädchen das Wasser immer mit der hohlen Hand auffingen, Knaben aber im Gegentheil von der Wiege an gelehrt wurden, sich's auf die umgekehrte Hand aufgießen zu lassen. So bald nun die Diener das Wasser aufgossen, fingen es die Knaben mit dem Rücken, die Mädchen mit dem Inneren der Hand auf, wie sie's von jeher gelehrt worden waren; und diesen einfachen Umstand, durch den Salomon den Unterschied ihrer Geschlechter erkannte, hatte Niemand zuvor bedacht.

Die Gesandten waren beschämt durch Salomons außerordentliche Weisheit. „Sagt eurer Königin, daß ich ihr für ihre Geschenke, deren ich nicht bedarf, schönstens danke, daß ich sie selbst erwarte, um sie zum wahren Glauben zu bekehren."

Balkis, überzeugt, daß Salomon kein gemeiner Regent, sondern ein Prophet sei, beschloß sich auf den Weg zu machen. Leicht trennte sie sich von ihrer Hauptstadt und ihren Schätzen, schwer von ihrem Bett und Thron. Die Leibgarde wurde besonders zurückgelassen, das Thronbette zu bewahren; sie selbst, von ihrem Heere begleitet, zog Salomon entgegen.

Der weise König hatte sich durch Hudhud viel erzählen lassen von diesem herrlichen Himmelbett und Frauenthron. Er äußerte den Wunsch, des Throns habhaft zu werden. Der Wesyr Assaf, Sohn Barchias, stellte sogleich unterthänigst

vor: Nichts sei leichter. Einer der gewaltigsten Dämonen, deren sich Salomon als Thronträger bediente, trug sich an, den Thron samt Leibgarde in einem Augenblicke herzuschaffen. Salomon winkte sein Ja; während er nickend das Auge schloß und öffnete, stand auch schon das Thronbette vor ihm.

Balkis war, wie gesagt, die Tochter eines mächtigen Königs und einer Peri; der Stoff einer ihrer ersten Unterredungen mit Salomon war die Geschichte ihrer Geburt, die wir ihrer Seltsamkeit willen hier gleichfalls einschalten wollen.

Es herrschte in China ein mächtiger Kaiser, ein großer Liebhaber der Jagd. Einmal stießen ihm auf dem Wege zwei Schlangen auf, eine schwarze und eine weiße, in tödtlichem Kampf miteinander begriffen. Die weiße schien ihrem Ende nahe. Der Kaiser hieb die schwarze entzwei, ließ die weiße auf ein Maulthier aufladen, und befahl, daß man sie in sein Kabinet trage, um sich dort zu erholen.

Am nächsten Morgen, als der Kaiser in's Kabinet ging, fand er eine schöne himmlische Gestalt, die sich sogleich als eine Peri zu erkennen gab, und ihm dankte, daß er sie gestern aus den Klauen eines Diwes, der sie als schwarze Schlange zu erdrosseln drohte, gerettet hatte. „Begehre von mir," sprach sie, „was du willst, ich will dir's gerne geben, um dir meine Dankbarkeit zu bezeigen. Willst du Schätze?"

„Ich habe deren genug," antwortete der Kaiser.

„Soll ich dir die Geheimnisse der Arzneikunde entdecken?"

„Ach! an Aerzten fehlt es mir nicht, und ich habe deren immer mehr, als ich brauche."

„Nun so wirst du meinen dritten Anbot nicht in den Wind schlagen. Ich habe eine Schwester, die schönste der Peris, ich verschaffe sie dir zur Frau, und du wirst glücklich sein mit ihr, wenn du nur Eines versprichst und hältst."

„Was denn?"

„Sie nie um das Warum ihrer Handlungen zu fragen; laß sie thun, was ihr beliebt, nur frage nie, warum sie dies und jenes gethan, sonst fliegt sie dir auf der Stelle davon, und du bekommst sie nie wieder zu sehen."

Der Kaiser versprach Alles, und die Vermählung ging bald hernach vor sich. Die Peri war so schön, daß es dem Kaiser unmöglich schien, sich nur einen Augenblick von ihr zu trennen. Nach einiger Zeit gebar sie einen Knaben, rein und zart, wie eine Perle. Bald nach der Geburt sah der Kaiser vor der Thür ein helles Feuer aufflammen. Die Kaiserin wickelte ihr Kind in ein seidenes Tuch, und warf es in's Feuer, das sogleich damit verschwand. Der Kaiser weinte, und riß sich den Bart aus vor Schmerzen, aber zu fragen traute er sich nicht, warum sie das gethan.

Sie kam mit einem Mädchen nieder, das durch den Glanz seiner Schönheit Sonne und Mond verdunkelte. Die Mutter wickelte es in ein seidenes Tuch ein; bald darauf erschien an der Thüre eine schwarze Bärin, der die Mutter das Kind in den Rachen warf, und die damit verschwand. Der Kaiser hätte verzweifeln mögen aus Schmerz. Er riß sich Bart und Haare aus, aber zu fragen traute

er sich nicht; was war zu thun; Geduld und Ergebung, um sich das Leben nicht umsonst zu verkümmern.

Nach kurzer Zeit drohte ein mächtiger Feind China mit Krieg zu überziehn. Der Kaiser befahl dem Heere, sich mit Proviant zu versehen auf siebentägigen Marsch, denn man mußte die Wüste passiren. Am fünften Tage kam die Kaiserin mit einem großen Messer in der Hand, schnitt die Brotsäcke und Wasserschläuche entzwei, verstreute den ganzen Proviant, so daß Kaiser und Heer dem Hungertod nahe gebracht waren.

„Was zu viel ist, ist zu viel," rief der Kaiser, „ich sehe wol, daß eine Verbindung mit Peris für Menschen nichts taugt, und daß es blos auf mein Verderbniß abgesehn ist. Meiner Kinder hat sie mich beraubt, nun will sie auch mich und mein Heer zu Grunde richten."

Der Kaiser stellte seine Frau zur Rede. „So könnt ihr Menschen doch nie durch volles Vertrauen euch einer Peri würdig machen," antwortete sie; „immer müßt ihr euer Glück durch unzeitigen Vorwitz verscherzen; armer Kaiser! wie dich deine Neugierde noch dauern soll; doch will ich sie vor der Hand befriedigen. Zuerst wisse, daß dein Weyr, an die Feinde verkauft, heute Brot und Wasser vergiftet hat, um dich und dein ganzes Heer zu Grunde zu richten. Das Kind, das ich in's Feuer warf, hatte einen natürlichen Konstitutionsfehler, und würde drei Tage nicht überlebt haben; das Mädchen ist noch am Leben, die Bärin, der ich es anvertraut habe, ist eine Amme, die dasselbe säugt und leckt. Du sollst dein Töchterchen wieder haben, aber die Mutter bekommst du nicht mehr zu sehn."

Sogleich brachte die Bärin das Kind, herrlich mit Juwelen ausgestattet, und die Peri entfloh. So zarte, so reine, so überirdische Geschöpfe, als Peris, sind nicht dazu gemacht, mit Menschen zu leben. Sie fordern volles, unumschränktes, unerschütterliches Vertrauen in ihre Freundschaft und Treue, und wie viele der Männer sind dieses Vertrauens fähig? Immer martert die Unruhe und Neugierde die Sterblichen, die sich von der tiefen, über alle Sorge erhabenen, Gemüthsruhe der Peris keinen Begriff machen können. Deßhalb haben die Verbindungen der Menschen mit Peris keinen Bestand. Dies Kind der erst erwähnten Ehe war Balkis, die Königin von Saba, berühmt durch ihre Schönheit, berühmter durch ihre Weisheit. Schönheit und Weisheit sind ein Erbstück der Peris und der Propheten, doch so, daß die Peris den Preis der Schönheit, und die Propheten den Preis der Weisheit behaupten; dies ergab sich auch aus einem Wettstreit zwischen Salomon und Balkis, der sich damit endete, daß Salomon der Schönheit von Sabas Königin unterlag, und Balkis sich von der Weisheit Salomons als überwunden erkennen mußte.

An Salomons Hofe lebte unter andern Weisen, welche die Ehre hatten, vor seinem Throne auf goldenen Stühlen zu sitzen, ein gewisser Ruja. Salomon fragte ihn einst, was auf Erden mehr sei, des Lebens oder des Todes, des Wohlstandes oder des Verfalles. Ruja antwortete, „der Tod hat die Oberhand über das Leben, und der Verfall über den Wohlstand, denn die Lebendigen sind aus dem Staube der Todten erstanden, und werden wieder in Staub verfliegen; alle

Gebäude, alle Einrichtungen, die heut bestehen, sind aus den Materialien der alten und verfallenen zusammengesetzt. Es ist nichts Neues unter der Sonne."

David hatte zwar der Frau Uria's versprochen, daß, wenn sie einen Knaben gebären würde, er zum Nachfolger ernannt werden sollte, und er wankte nie im Entschlusse, sein Versprechen zu erfüllen: um aber seine übrigen Söhne zu überzeugen, daß der Himmel den würdigsten zum Herrscher des Volkes ausersehen habe, legte ihnen David folgende sieben Fragen vor aus einer vom Himmel gefallenen Schreibtafel.

„Was ist das Kostbarste auf Erden?" Die Prinzen verstummten, Salomon allein trat hervor, und antwortete, die Seele sei das Kostbarste auf Erden, desgleichen beantwortete er die folgenden Fragen:

„Was ist das Bitterste?" Die Armuth.

„Was ist das Süßeste?" Die Liebe.

„Was ist das Häßlichste?" Der Unglaube.

„Was ist das Nächste?" Das andere Leben.

„Was ist das Fernste?" Das Weltglück.

„Was ist das Edelste?" Die Vernunft.

Salomon saß eines Tags in seiner Hauskapelle, als er durch die offene Thür drei ungeheure Geniengestalten den Gang einherschreiten sah; je näher sie kamen, desto kleiner und menschlicher ward ihre Form, und der erste trat hinein in's Kabinet.

„Wer bist du, guter Freund?" begrüßte Salomon den Fremdling.

„Ich heiße," antwortete die Geniusgestalt, „nachgiebige Sanftmuth, und komme, dir Gesellschaft zu leisten."

„Du bist ein guter Geselle," erwiderte Salomon, „in der gewöhnlichen Gesellschaft, nur für Könige taugst du nichts, die mit dir gar bald um ihr Ansehn kämen; ich danke dir also für deinen guten Willen, und wünsche, du mögest dich lieber bei meinen Unterthanen einquartieren."

Der zweite Genius trat hinein.

„Wer bist du, schöne erhabene Gestalt, die mir Ehrfurcht einflößt?"

„Ich bin die Vernunft, und wünsche deiner engsten Gesellschaft werth zu sein."

„Das bist du ganz gewiß, liebe Vernunft, aber verzeih mir, immer mit dir umzugehn, immer deine strengen Hofmeistereien vor Augen zu haben, würde mir allen Lebensgenuß verleiden. Ich ehre und schätze dich, besonders wenn du an der Seite meiner Minister erscheinst, aber dich immer an meiner Seite zu sehn, dazu kann ich mich unmöglich entschließen; ich nehme deinen guten Willen für's Werk an; laß mich nun den dritten Mann schauen."

Die dritte Gestalt, nicht minder schön, als die beiden vorigen, hatte etwas unwiderstehlich Anziehendes.

„Wie heißt du?" fragte Salomon.

„Die einen heißen mich die Bitte, die andern das Gebet, ich komme, um deine vertraute Freundschaft zu werben."

„Sei willkommen," erwiderte Salomon, „und weiche nicht von meiner Seite, denn nur durch dich gewinnt das Leben Sinn und Bedeutung. Ohne Erhebung des Herzens zu Gott fließen die Menschentage leer und unnütz dahin. Bleibe also bei mir als unzertrennlicher Gefährte."

Unter mehreren Sagen, welche die morgenländische Geschichte von Salomons Herrschaft über die Thiere und seinen Verkehr mit denselben aufbewahrt hat, ist das Gespräch mit der Ameisenkönigin eine der bekanntesten.

Alle Thiere hatten Geschenke gebracht zu Salomons Thron, um ihm zu huldigen, auch die Ameise nahete sich mit dem Fäserchen eines Strohhalmes im Munde. Salomon nahm die Ameise auf die Hand, um zu vernehmen, was ihr Begehren sei.

„Ich bin," sprach sie, „die Ameisenkönigin; Millionen getreuer, arbeitsamer, unternehmender Unterthanen gehorchen meinen Befehlen. Klein sind unsre Kräfte, doch groß ist unser Muth und Unternehmungsgeist; was der einzelnen unmöglich, ist der vereinten Kraft thunlich und leicht. Zwar bist du Salomon, König der Könige, Prophet, Herr und Meister der Menschen und der Geister; die Schätze der Welt sind an den Stufen deines Thrones aufgethürmt, und du magst vielleicht auf die Kleinigkeit meiner Gabe verächtlich niederblicken; deß ungeachtet nahe ich mich dir vertrauensvoll, und flehe für mich und meinen Staat deine Huld an."

Salomon ward durch diese Anrede sehr günstig eingenommen für die Ameise, er verschmähte nicht das Fäserchen des Grashalmes als Geschenk anzunehmen, und würdigte dasselbe nicht nach dem äußeren Werth der Gabe, sondern nach dem inneren des Gebers. Seitdem berufen sich alle Minderen, welche den Großen Geschenke darbringen, alle Schriftsteller, welche Königen oder Wesyren Bücher widmen, auf das Beispiel der Ameise, und flehen um die Huld, mit der Salomon ihr Geschenk annahm.

Salomon beherrschte die Dschinnen und Peris kraft seines Siegelringes, dem der Name Gottes und die Formeln der Macht und Herrschaft eingegraben waren. Dies wußten die Dämonen, und seit zwanzig Jahren, daß Salomon regierte, hatten sie auf den Augenblick gelauert, des Ringes habhaft, und ihres Joches los zu werden; zwanzig Jahre lang hatten sie sich umsonst bemüht, dem Propheten einen einzigen Moment der Schwäche abzulocken; er vergaß nie seiner Macht und Würde, und durch solches sich immer gegenwärtiges Selbstgefühl hielt er die Geschlechter der Dämonen in Zucht und Ordnung.

Endlich gelang's doch dem listigsten derselben, den König der Könige in einem schwachen Augenblicke zu überlisten, und sich in Besitz des Ringes zu setzen. Der Diw, dem es gelang, sich des Siegelrings zu bemächtigen, hieß Sihrtschin. Er bestieg den Thron Salomons, und als sich dieser als den wahren Propheten, und den Diw als einen Betrüger und Usurpator ankündigte, fand er nirgends Glauben; er ward erst verhöhnt, und dann geschlagen und verstoßen auf Befehl des regierenden Diws; umsonst waren alle seine Bemühungen, für den rechtmäßigen Herrscher erkannt zu sein, der Diw behauptete die Rechte desselben.

So viel liegt daran, im Besitze zu sein des Siegelrings und der Macht über die Dämonen.

Als nun Salomon sah, daß er mit Regieren nicht mehr sein Brot verdienen könne, nahm er seine Zuflucht zu einem andern Erwerbszweige. Er dingte sich bei Fischern ein, um statt Menschen und Geistern doch wenigstens die Bewohner des Meeres zu umgarnen. Deßwegen ist der Fischfang noch heute eine königliche Unterhaltung, nur denken die Wenigsten dabei, daß Salomon hiedurch sauer sein Brot verdienen mußte, denn die Fischer gaben ihm nicht mehr, als zwei Fische des Tages, deren einen er in Brot umsetzte, um davon zu leben.

Eine der ersten Unternehmungen des regierenden Diw's war, daß er die Bücher der Zauberei und schwarzen Kunst, welche Salomon unter seinem Throne versteckt hatte, hervorzog. Die Völker verlegten sich zum erstenmal auf Zauberei, und was seitdem auf Erden davon gäng und gäbe ist, ist ein Erbstück jener Bücher. Die ersten Wochen hindurch spielte der Diw seine Rolle als Salomon so ziemlich erträglich, bald aber schlug die Dämonennatur vor, und die Völker merkten Unrath. Soll dies wirklich Salomon sein, fragte man sich leise, oder ist's nur, wie es verlautet, ein Dämon, der die Gestalt des Weltbeherrschers angenommen hat?

Jeder Tag brachte neue Befehle, neue Dekrete hervor, die mit der bekannten Regentenweisheit Salomons in offenem Widerspruche standen, und die früheren Gesetze Lügen straften.

Die Weisen und Räthe des Volks versammelten sich, und beschlossen nachzuforschen, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Ein Ausschuß der Synode wurde ernannt als Deputirte, in's Harem, um sich bei den Frauen zu erkundigen, ob denn auch sie an Salomon einige Veränderung verspüret hätten, und über die Aechtheit des Thronbesitzers keinen Zweifel hegten.

Sie gestanden, daß sie von Salomons Würde und Adel und Anmuth keine Spur gefunden hätten in seinem Betragen. Diese Aussage erhob den Zweifel fast zur Gewißheit; denn Frauen sind doch immer die scharfsinnigsten Richterinnen in solchen Fällen. Unter der gewissen Voraussetzung also, daß hier Betrug unterlaufe, beschloß die Synode unmittelbar zu Beschwörungen die Zuflucht zu nehmen. Alle Weisen und Priester, Lehrer und Prophetenknaben wurden versammelt, und begaben sich jeder mit dem Pentateuchus in der Hand vor den Thron. Da begannen sie zu lesen und zu schreien, so schnell, so stark, so durchdringend, daß der Diw unmöglich diese Judenschule länger aushalten konnte, sondern auf Ring und Reich Verzicht thun mußte. Er fuhr hinunter in die Tiefen des Meeres.

An demselben Tage, als der wahre Salomon mittagmahlte mit Fisch und Brot, fand er in dem Bauche des Fisches den Siegelring, und war nun wieder im Besitz seiner vorigen Größe und Macht. Diese Begebenheit trug sich zu im zwanzigsten Jahre seiner Regierung, er regierte dann noch zwanzig Jahre hernach. Seitdem er mit der Fischerei sein Brot erwerben gelernt, aß Salomon nichts lieber als Fische; mehr als einmal hielt er ihnen eine Lobrede, worin er besonders die Stummheit als eine vorzügliche Staats- und Völkertugend

anpries; alles, was einigermaßen auf Fische Bezug hatte, war bei Hof an der Tagesordnung.

Eines Tages saß er mit Asaf, dem weisen Wesyr, und Balkis, der weisen Königin, zu Tische, und das Lieblingsgericht ward aufgetragen. Ist's nicht möglich," fragte Balkis, „diesen todten Fisch zum Leben zu erwecken?"

„Wahrheit und Gerechtigkeit, sagt man," antwortete Asaf, „kann die Todten zum Leben erwecken, ich will daher versuchen, ein wahres und gerechtes Wort zu sprechen, damit der Fisch wieder lebendig werde. Alles," hob er an, „im ganzen Reiche ist meiner Leitung unterworfen, ich bin der oberste Lenker der Geschäfte, doch möcht' ich noch lieber Salomon als Asaf sein." Es regte sich der Fisch.

Balkis nahm das Wort: „Keine Königin auf Erden besitzt einen Mann, wie Salomon, ich theile mit ihm Herrschaft und Genuß, die Welt ist meinetwegen und seinetwegen da, und doch! — ja, ich gestehe die Wahrheit, wiewol mit Mühe, und doch! so oft ich einen jüngeren Mann sehe, regt sich in meinem Herzen der Wunsch auf, o wollte Gott! daß Salomon auch noch so jung wäre!" Der Fisch bewegte sich abermals.

Hierauf sprach Salomon: „Die Welt mit ihren Gütern und Schätzen ist für mich da; auf der Erde und auf den Wassern wandle ich als Gesandter Gottes, und fahre als solcher daher auf den Flügeln des Ostes. Alle Reiche, alle Geschlechter der Geschöpfe, Thiere, Menschen und Dämonen gehorchen mir, und doch, wenn zwei Menschen vor meinen Thron kommen, der eine mit Geschenken, der andere mit leeren Händen, so ist mir der erste lieber."

Der Fisch sprang lebendig in den Kühlkessel. So legten Asaf, Balkis und Salomon die offene Beichte der geheimsten Wünsche ab, und Salomons Wort, als das verdienstlichste, bewirkte das Wunder, weil es aus den dreien die meiste Ueberwindung gekostet.

Balkis würde vielleicht nie die Gemahlin Salomons, des weisesten der Könige, geworden sein, hätte sie nicht von zarter Jugend auf die Bücher und die Wissenschaft lieb gewonnen. Mädchen, die ihr zur Ehre gelangen wollt, Prophetenfrauen zu werden, liebet die Bücher und die Wissenschaft, und beherziget den folgenden Apolog:

Ein Mann besaß ein schönes Weib, einen schönen Garten, ein schönes Buch. Einen Tag lustwandelte er im Garten, den andern ergötzte er sich mit dem Buche, am dritten freute er sich der Liebkosungen seines Weibes.

Als sich sein Lebensende herannahte, sprach er zum Garten: „Ich habe dich gewässert, und dich sorgsam gepfleget, was habe ich von dir zu erwarten heute, da ich von hinnen gehe?"

Eine Stimme erscholl aus dem Garten: „Ich habe nicht Füße, dir zu folgen. Wenn du fortgehst, wird ein Anderer kommen und mich besitzen.

Verzweifelnd ging der Herr des Gartens aus demselben in's Harem, wo er sein schönes Weib folgendermaßen ansprach: „Meiner Liebe, meines Lebens Summe hab' ich auf dich verwendet, und deinetwegen vieles erduldet; heute schnüre ich meinen Bündel, und wandre von hinnen, was bist du bereit für mich zu thun?"

„Dienen will ich dir gerne so lange du lebst, und wenn du stirbst, will ich weinen und klagen, und dich begleiten, wenn sie dich hinaus tragen, bis an den Grabeshügel, und wenn sie dich hinuntergesenkt haben, kann ich dir zwar nicht nachfolgen, aber weinen will ich wieder und klagen, bis die Zeit der Trauer und des Wittwenstandes vorbei ist."

Verzweiflungsvoll drehte ihr der Mann den Rücken zu, ging aus dem Harem in's Kabinet und redete das Buch an:

„Buch, liebes Buch, treuer Gesellschafter in der Einsamkeit, erprobter Freund im Unglücke, scheiden muß ich heut von der Erde, wirst auch du dich trennen von mir?"

„Begleiten will ich deinen Leichenzug," antwortete das Buch, „dein Vertrauter sein im Grabe, und dein Helfer am Tage des Gerichtes."

Salomon hatte nun bald siebenmal sieben Jahre durchlebt. Dies war die ihm vom Himmel bestimmte Zahl der Lebensjahre, so er durch den unaufhörlichen Genuß von Macht, Lust und Wissenschaft zur unendlichen Höhe zu steigern sich bemühte. Aber je höher er's trieb, desto mehr fand er, daß Alles eitel ist unter der Sonne, Eitelkeit aller Eitelkeiten, und Alles ist Eitelkeit. Umsonst sehnte er sich nach neuen Genüssen, er hatte die höchsten derselben erschöpft. Der Hofstaat der Menschen, Vögel und Dämonen war für ihn zum leeren Gaukelspiel geworden, das Harem mit seinen tausend Bewohnerinnen ekelte ihn an, nur die Vollendung der großen Bauten, die er unternommen, und das Fortschreiten auf den Wegen der Wissenschaft behielt noch Reiz für ihn. In den stärksten Gemüthern überlebt Wißbegierde und Baulust die Lust nach Herrschaft und Vergnügungen.

Die Paläste von Istachar und Tadmor waren vollendet, aber der Tempel von Jerusalem noch unausgebaut.

In der Sprachkunde und Naturgeschichte der Vögel war ihm nichts neues zu lernen übrig geblieben, denn die lebendige Vögelencyklopädie Simurgs hatte ihm über Alles Aufschluß und Belehrung gegeben; aber anders war's mit der Pflanzenkunde, in der er täglich neue Fortschritte und Entdeckungen machte.

Indessen war die Art, wie er den Bau des Tempels leitete, und Botanik trieb, sehr bequem, und wirklich nur anwendbar für einen König und Propheten, wie Salomon. In seiner Hauskapelle war ein Blumenbeet, dem mit jedem Morgen neue Pflanzen entsproßten. Salomon fragte jede derselben um ihre Namen und Eigenschaften, und beschrieb sie nach ihrer eignen Aussage; so lernte er alle kennen von dem Hyßop bis zur Ceder Libanon's. Und damit der Bau des Tempels fortging, war es genug, daß er den Thron bestieg, und sein Antlitz den Dämonen zeigte, die dann zitternd gehorchten, und den ihnen übertragenen Bau nach dem bekannten Aufriß fortführten.

Eines Morgens, als Salomon wie gewöhnlich die jüngsten Geschöpfe des Blumenbeetes durchmustern und beschreiben wollte, erblickte er zu seinem großen Erstaunen, daß eine neue ihm unbekannte Pflanze nicht aus dem Beete,

sondern zwischen den Steinen der Wand hervorgekommen war. „Wer bist du?" fragte Salomon verwundert: „Ich bin die Steinbrecherin," antwortete die Pflanze.

„Und was ist dein Geschäft?"

„Ich zerspalte die Marmorblöcke, und überziehe die Wände der großen Denkmale; ich zertrümmere das Gebälke und löse die Grundfesten der Tempel und Paläste auf," antwortete die Pflanze hochaufwuchernd, und sich zum knotigen Stamme verdickend.

„Wie?" sagte Salomon, „bei meinem Leben willst du das Werk meiner Hände zerstören?"

„Du wirst nicht ewig leben, o Salomon, gedenke, des Menschen Leben ist wie das Dasein der Wiesenblume; sie glänzt im Morgenthau, und noch vor Abend welkt sie, gemäht von der Hand des Schnitters."

Dies führte Salomon das erstemal zu ernsten Betrachtungen des Todes. Er warf sich auf's Angesicht, und flehte vom Herrn um die Gnade, daß, wenn seine Stunde gekommen sei, der Bau des Tempels nicht unvollendet bleiben, sondern auch nach seinem Tode von den Dschinnen ausgebaut werden sollte. Gott der Herr verhieß dem weisen König Gewährung seiner Bitte.

Salomon schnitt den Stamm der Pflanze ab, die sich vorlaut gerühmt hatte, den Tempel zerstören zu wollen, und machte einen Stock daraus. „Du sollst nützlich werden," sprach er, „statt schädlich zu sein, und statt zu zerstören sollst du zur Stütze dienen." Dann bestieg er den Thron wie gewöhnlich, aufrechtstehend, nur diesmal mit der Hand auf den Stock gestützt. Zugleich sandte er den Wunsch zum Himmel, daß ihm der Todesengel in keiner fürchterlichen Gestalt, sondern als Freund und Bekannter erscheinen möge. Kaum hatte er den Wunsch gethan, so hob sich unter dem Throne eine ihm unbekannte Gestalt empor.

„Wer bist du?" fragte Salomon.

„Ich bin," war die Antwort, „der Engel des Todes," und Salomon that einen lauten Schrei. „Herr, mein Gott!" sprach der Engel des Todes, „dein Diener Salomon verlangte mich zu sehen, und doch schaudert er vor mir zurück. Herr, stärke ihn, damit er mich ertrage, wie hätte er meinen Anblick ausgehalten, wenn ich ihm in der Gestalt erschienen wäre, wie ich den Ungläubigen erscheine, ihre Seelen in Empfang zu nehmen."

Salomon faßte sich, und fragte den Todesengel, ob er als Besucher oder als Empfänger gekommen sei.

„Auf Besuch," antwortete er, „und nicht auf Empfang." Nun ward Salomon vertraulicher, ließ sich mit ihm in Unterredung ein, und lud ihn zu sich auf jeden Mittwoch; diesen Tag brachte er vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang in der Gesellschaft des Todesengels mit lehrreichem Gespräche zu. Der Engel des Todes belehrte ihn, daß er die Geister der Frommen in weißer Seide, mit Moschus durchdüftet, in's Paradies trage, die Geister der Verworfenen hingegen in Lumpen und mit Gestank zur Hölle fördere; wie auch, daß er

die große Sterbeliste des Todes immer für ein ganzes Jahr voraus, von der Hälfte des Monats Schaban bis auf die Hälfte des nächstfolgenden erhalte, treu kollationirt mit der Tafel des Schicksals, und vom Hüter derselben koramisirt.

Eines Mittwochs ging der Engel des Todes eben weg, als einer der Vertrauten Salomons eintrat, dem er beim Weggehn fest und starr in's Gesicht schaute. Der Hofmann fragte Salomon, wer denn der Fremde sei, der eben hinausgegangen, und der ihn mit solchen Inquisitionsblicken durchbohrt hätte. Salomon vertraute ihm, es sei der verkappte Todesengel. „Der hat es gewiß," sprach der Andere erschrocken, „auf mich abgesehn, denn nicht umsonst hat er mich so starr angeschaut; rette mich, weiser König, durch eine schnelle Flucht, und gieb mir deinen Windgaul, daß er mich weit von hinnen nach Indien trage." Salomon gewährte die Bitte unverweilt.

Am nächsten Mittwoch fragte Salomon den Todesengel, warum er denn letzthin einem seiner Vertrauten beim Weggehn so starr in's Gesicht geschaut habe.

„Aus Verwunderung," sprach er, „ihn hier zu finden, denn in meiner Liste war seine Personsbeschreibung und Sterbezeit gerade auf dieselbe Stunde, aber nicht hier, sondern in Indien, angemerkt. Ich verwunderte mich hoch, ihn hier zu finden; weil ich die Geister aber nur dort in Empfang nehmen darf, wo es die Tafel des Schicksals vorherbestimmt hat, so ließ ich ihn gehn und begab mich nach Indien an den in der Liste angemerkten Ort. Dort fand ich ihn wieder zu meinem noch größern Erstaunen, und vollzog meine Pflicht."

Salomon lernte hieraus mit Verwunderung, wie unnütz es sei, dem vorherbestimmten Schicksal entfliehn zu wollen, und daß jede vermeinte Verhinderung zur Beförderung, die Entfernung zur Annäherung wird.

So machte der Engel des Todes bei Salomon im siebenmal siebenten Jahre seines Lebens siebenmal sieben Besuche. Beim letzten nahm er seinen Geist in Empfang. Salomon, eingedenk der Verheißung Gottes, daß auch nach seinem Tode der Bau des Tempels von den Dschinnen vollendet werden sollte, nahm eine Stellung an, wodurch er auch als todt noch auf dem Throne aufrecht stehend, und den unbändigen Dschinnen als noch lebend erscheinen möge. Er legte seine beiden Hände hinter den Rücken und stützte dieselben sowol, als die ganze Last des Körpers von rückwärts auf den Stock, dem ein fester Standpunkt auf dem Boden des Thrones zur Stütze diente. So stand er aufrecht, ohne daß Menschen, Vögel oder Dschinnen, deren keiner, ohne gerufen zu sein, dem Throne nahen durften, von seinem Tode den geringsten Argwohn hatten. Denn wäre sein Tod ruchbar geworden, sogleich wäre das Reich, das er mit starker Hand zusammenhielt, in sich zerfallen, die unbändigen Dämonen hätten sich zur Stunde entjocht, und der Bau des Tempels, an dem sie fortarbeiten sollten, wäre unvollendet geblieben. So aber herrschte Salomon noch nach seinem Tode über dieselben, durch die bloße Meinung, daß er noch im Leben sei, durch die Furcht vor seiner Macht.

Die Staatsmaschine ging ihren gewöhnlichen wohl eingerichteten Gang fort; Menschen, Thiere und Dschinnen wirkten fort zum allgemeinen Besten in den ihnen von Salomon vorgezeichneten Schranken. Das erste Geschöpf, das seines Lebensendes gewahr ward, entzog sich auch sogleich der dem Lebenden schuldigen Ehrfurcht. Es war ein Holzwurm, der, sobald der Engel des Todes Salomons Geist in Empfang genommen hatte, seinen Stab zu benagen anfing.

Er nagte ein ganzes Jahr lang, da brach der Stab entzwei, und Salomon stürzte der Länge nach rücklings zu Boden. Nun war die Hölle los. Vögel, Thiere und Dschinnen, Alles lief durcheinander in größter Verwirrung und Zwietracht. Das Weltreich war aufgelöst in Anarchie. Zum Glücke hatten die Dschinnen den Bau des Tempels vollendet, der mit den Palästen von Tadmor und Istachar ein stehendes Denkmal blieb der Größe und Weisheit Salomons und seiner Herrschaft über die Dämonen, während die Macht des Weltreichs mit ihm selbst zu Boden stürzte.

Das Erste, was die Menschen und Vögel und Dschinnen beschäftigte, waren nicht die Geschäfte des Reiches oder die Sorge, die Schriften Salomons, worinnen er die Erfahrungen seiner Weisheit niedergelegt hatte, zu sammeln. O nein! sondern ihr erstes Geschäft war die Befriedigung der kindischen Neugierde, zu wissen, seit wie lange denn Salomon schon gestorben. Sie hoben also den entzweigefressenen Stab auf mit dem Würmchen, und beobachteten einen ganzen Monat lang, wie viel das Würmchen fresse. Aus dem, was es binnen einem Monat gefressen hatte, berechneten sie, daß es deren zwölf gebraucht habe, den Stab durchzufressen, und daß Salomon also schon seit einem Jahre gestorben sein müsse.

Während Menschen, Vögel und Dschinnen auf ein so nichtiges Geschäft ihre Zeit verwandten, wußten Satan und die Teufel, seine Gehülfen, die ihrige besser zu verwenden. Sie bemächtigten sich ungehindert der Bücher Salomons, in denen die Geheimnisse der Weisheit und der Herrschaft aufbewahret waren, verbrannten dieselben und schoben andere ihres Machwerks unter, die nichts als Lehrsysteme der Zauberei und des Despotismus enthielten. Die Menschen, so dieselben später fanden, wurden des Betrugs der Hölle nicht gewahr, und hielten sie wirklich für Salomons Werke, woraus dann seitdem in der Welt nicht kleines Unheil entstanden.

So hatte Salomon siebenmal sieben Jahre gelebt und ein Jahr noch nach seinem Tode regiert. Mancher große Mann überlebt sich nach neun und vierzig Jahren im funfzigsten, und herrscht nach seinem wirklichen Tode noch eine geraume Zeit fort durch die Meinung, bis ein Würmchen den Stab entzwei frißt und der entseelte Leichnam zu Boden stürzt.

21.

Wer ernstlich will, kann viel.

Wer da suchet, der findet, und wer anklopft, dem wird aufgethan, sagt ein arabisches Sprichwort. — „Das will ich versuchen," sagte ein junger Mensch, der dasselbe oft genug von seinem Lehrer wiederholen gehört hatte. Er machte sich auf nach Bagdad und stellte sich dem Wesyr vor. — „Herr!" sprach er, „ich habe lange genug ein stilles, abgeschiedenes Leben geführt, dessen ich nun überdrüssig bin. Ich habe stets meinen Willen bekämpft, und mir nie etwas ernstlich zu wollen erlaubt. Weil mein Lehrer mir aber gar zu oft wiederholt hat: Wer da suchet, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan: so habe ich es mir in den Kopf gesetzt, etwas recht ernstlich zu wollen, und zwar nichts Geringeres, als die Tochter des Chalifen zur Frau."

Der Wesyr glaubte, der arme Mensch sei verrückt, und hieß ihn ein andermal wiederkommen.

Er kam alle Tage, ohne sich abweisen zu lassen. Einmal traf es sich, daß der Chalif selbst unbekannterweise sich beim Wesyr befand, als der junge Mensch wiederkam.

Er hörte sein sonderbares Begehren mit Erstaunen an; weil aber seine Majestät eben nicht in der Laune waren, ihm den Kopf abschlagen zu lassen, so sprachen Höchstdieselben: Eine Prinzessin sei keine Kleinigkeit, wer dieselbe verdienen wolle, müsse sich ihrer auch durch irgend eine außerordentliche Gabe oder Unternehmung würdig erzeigen. Vor undenklichen Jahren sei ein Karfunkel in den Tigris gefallen, wer denselben brächte, dem sei die Hand der Prinzessin bestimmt.

Der Jüngling nahm des Chalifen Zusage, und ging an das Ufer des Tigris.

Er hatte nichts als ein Geschirr, mit dem er Wasser ausschöpfte, das er am Ufer ausgoß, worauf er sein Gebet verrichtete. Dies that er vierzig Tage lang. Die Fische, die ihn alle Tage wiederkommen und dasselbe thun sahen, fingen an unruhig zu werden. Sie hielten Staatsrath darüber. „Was will der Mann?" fragte der Altvater der Fische.

„Den Karfunkel, der seit so vielen Jahren im Schlamme des Tigris liegt."

„Ich rathe euch," sagte der Altvater, „liefert ihm denselben aus, denn, wenn er den festen Willen und ernstlichen Vorsatz hat, denselben zu finden, so wird er, das sag' ich euch, eher den Tigris ausschöpfen, als von seinem Vorhaben abstehen."

Die Fische, aus Furcht in's Trockne zu kommen, warfen den Karfunkel in's Geschirr des Jünglings, der alsdann die Tochter des Chalifen zur Frau erhielt. Es kann viel, wer ernstlich will.

22.

Fettich.

Man erzählt, daß in der Stadt Bagdad beim Oberhaupte der Rechtgläubigen Mutewekjil jemand im Dienste stand, mit Namen Fettich, der alle Tugenden der Großen und Wohlgesitteten besaß und seinen Dienst dem Chalifen so angenehm gemacht hatte, daß er von ihm an Sohnes statt angenommen worden, ja von ihm noch höher gehalten ward als sein Sohn. Nun fügte es sich, daß Fettich im Flusse zu schwimmen Lust bekam. Sobald der Chalif von seinem Wunsche unterrichtet ward, ließ er Schiffer und Taucher holen, welche Fettichen im Schwimmen zu unterweisen anfingen. So lernte er eine Zeit lang schwimmen. Er war aber noch ein Kind und wußte noch nicht dreist zu schwimmen. Indessen nach der Gemüthsart der Jugend hielt er sich schon für einen Meister im Schwimmen. Er ging daher eines Tages allein nach dem Ufer des Flusses, entkleidete sich und warf sich in den Tigris. Da der Strom des Flusses stark war: so ergriff er Fettichen und trieb ihn fort. So sehr er sich auch anstrengte, sah er doch, daß er nicht heraus kommen konnte. Hülflos ward er vom Strom abwärts getrieben und indem ihn das Wasser sehr weit von der Stadt ab nach dem untern Ufer hingeführt hatte: so faßte er einen Tamarinden-Zweig und hielt an. Nach göttlicher Fügung hatte der Tigris in dieser Gegend ein jähes Ufer, welches man nicht ersteigen konnte und wo niemals Menschen hingekommen waren.

Während daß Fettich darüber ganz niedergeschlagen war, so schaute er um sich und entdeckte am Abhange ein Loch, was vom Wasser ausgehöhlt worden. In dies Loch begab er sich und saß da, um zu sehen, wie es am Ende werden würde, indem er sagte: „endlich bin ich für jetzt außer Lebensgefahr!" Auf der andern Seite hatten diejenigen, welche mit Fettichen zugleich am Ufer des Flusses gewesen, geglaubt, daß Fettich immer noch spiele. Als sie aber bemerkten, daß er ihnen ganz aus den Augen verschwunden sei: so rannten sie längs dem Ufer ihn zu suchen und da sie gar nicht entdecken konnten, was aus ihm geworden: so glaubten sie, daß er untergegangen sei. So gingen sie zurück und meldeten dem Chalifen Mutewekjil: „Fettich ist im Flusse ertrunken! Dein Leben aber daure lange!"

Als der Chalif diese Nachricht hörte, seufzte er, fiel vom Thron und warf sich auf die Erde; er weinte sehr, legte Trauerkleider an und wehklagte sieben Tage lang. Am Ende wünschte er, daß man nur seinen Leichnam finden möchte, damit er ihn sehen und das Feuer etwas dämpfen könne.*) Er ließ also Schiffer und Taucher holen und sagte ihnen: wer Fettichen todt bringen wird, dem will ich tausend Goldstücke geben.

*) Weil der Schmerz der Sehnsucht und Trennung etwas Brennendes an sich hat, so ist man gewöhnt, ihn schlechtweg ein Feuer zu nennen, um die Empfindung lebhafter auszudrücken.

Alsbald bestiegen die Schiffer die Schiffe und fingen an, ihn unterhalb des Flusses zu suchen. Unvermuthet kam einer von ihnen nahe an jenen Abhang und sah, daß Fettich in einem Loche frisch und gesund saß. Er sagte es Niemanden, sondern kehrte sein Schiff wieder aufwärts, ging zum Chalifen und sprach: „O Oberhaupt der Rechtgläubigen! Du hast tausend Goldstücke versprochen, wenn man Fettichen todt finden wird. Was wirst du denn geben, wenn man ihn lebendig findet?"

Der Chalif erwiderte: „Fünftausend Goldstücke!"

Der Schiffer ging fort und brachte Fettichn. Der Chalif sah ihn gesund und wohlbehalten, freute sich sehr und dankte Gott und gab dem Schiffer, was er ihm versprochen hatte. Außerdem aber befahl er dem Wesyr: „Geh die Thür der Schatzkammer zu öffnen und vertheile die Hälfte meines Schatzes zu Almosen. Nachher laß Essen bringen, da mein Fettich seit sieben Tagen keine Speise genossen hat.

Fettich sagte: „O Oberhaupt der Rechtgläubigen, ich bin nicht hungrig."

Chalif. „Hast du denn etwa das Wasser des Flusses Tigris gegessen?"

Fettich. „Nein, o Oberhaupt der Rechtgläubigen! sondern während der sieben Tage, daß ich am Abhange gesessen, sind mir täglich in einer Schüssel zwanzig Stück Brot zugekommen*). Von diesen Broten habe ich einige genommen und habe während der sieben Tage davon gelebt."

Chalif. „Ei! wer mag denn diese Brote in den Fluß geworfen haben?"

Fettich. „Wer es gethan, weiß ich nicht. Allein auf jedem Brote war geschrieben: Muhammed Sohn des Hassan Jskjasi."

Sogleich ließ der Chalif durch Ausrufer bekannt machen, daß, wer diesen Namen führe, erscheinen solle.

Der Mann erschien und sagte: „Mein Name ist Paschmakdschi Muhammed, Sohn des Hassan."

Der Chalif Mutewekjil fragte: „was hast du für ein Kennzeichen?"

Muhammed. „Auf jedem Brote ist mein Name geschrieben gewesen."

Chalif. „Es erhellt daraus, daß du die Brote in's Wasser geworfen. Aber wie lange ist es denn her, daß du diese Brote in's Wasser wirfst?"

Muhammed. „Es ist ein Jahr her."

Chalif. „Was hast du denn bei der Sache für Absichten gehabt?"

Muhammed. „O Oberhaupt der Rechtgläubigen! ich habe einmal Jemanden sagen gehört: Thue Gutes, wirf dein Brot in's Wasser, eines Tages wird's dir vergolten werden. Um dies zu erproben, habe ich's gethan, indem ich zu mir selbst gesprochen: ich will doch sehen, was mir widerfahren wird vom Guten, so ich dem Wasser erwiesen."

Chalif. „O frommer Mann! von jenem Wasser wird dir viel Gutes zur Wiedervergeltung widerfahren."

*) Man wird sich von selbst vorstellen, daß eine hölzerne Schüssel zu verstehen sei. Und unter den Broten sind eine Art von platten runden Fladen gemeint, wie noch jetzt das Brot im Orient gebacken wird.

Auf der Stelle gab ihm der Chalif fünf Dörfer vor dem Thore von Bagdad zum Eigenthum. Der Mann empfing darüber das Diplom, begab sich auf die Dörfer, und ließ sich daselbst nieder. So ward er wegen seines Guten von der Dürftigkeit befreit und ward reich.

23.

Die beiden Freunde.

Es wird erzählt, daß es zur Zeit der Samaniden zu Nissabur einen Fürsten gab, genannt Ebu Aly Simdschur, der zwar mit dem Munde sprach: „ich bin des Königs von Chorassan Statthalter!" allein wenn der Kaiser von Chorassan ihm zu sich entbot, so kam er nicht; nur allein Münze und Vorbitten ließ er auf den Namen des letztern ausgehn*) und schickte ihm jährlich einige Geschenke. Da die Letzten der Samaniden schwach waren, so hatte der Kaiser von Chorassan nicht die Macht, ihn mit Gewalt vor sich zu führen, sondern begnügte sich wider Willen von Seiten des Ebu Aly mit Vorbitte, Münzgepräge und jährlichen Geschenken. Nun befand sich in des Ebu Aly Simdschur Dienste ein Prediger mit Namen Abdul Dschebbar Chudschani, der ein vortrefflicher Gesetzverständiger, sehr gelehrt, Verfasser von Büchern, ein geschickter Kanzleibeamter, sehr scharfsinnig und schnellfassend war. Ebu Aly hatte ihn aus Chudschan mitgebracht und ihn an seinem Hofe zum Kanzleibeamten gemacht; er hatte ihm alle seine Angelegenheiten anvertraut und verließ sich so sehr auf ihn, daß er ohne seinen Rath nichts that.

Auf der andern Seite hatte der Kaiser von Chorassan einen vortrefflichen und angesehenen Mann zum Kanzleibeamten und Wesyr mit Namen Achmed Bin Nasi Eljakubi, der ein großer Feund von Chudschani war. Beide hatten sich zwar einander niemals gesehn; weil sie aber Beide von einander gehört hatten, daß sie vortreffliche und geschickte Männer seien: so liebten sie sich einander und schrieben sich wechselseitig Briefe. Auch wußte Jedermann, daß diese beiden schätzbaren Leute zusammen Freunde waren. Es fügte sich nun eines Tages, daß der Kaiser von Chorassan des Ebu Aly Simdschur erwähnte und zu seinen Beamten sagte: Ebu Aly läßt zwar Vorbitten und Münzen in meinem Namen ergehn und nennt sich meinen Untergebenen; allein da ich ihn berufen, hieher zu kommen, so ist er bis auf diesen Augenblick nicht erschienen. Ist es nicht eine Schande für mich, daß ich ihn nicht herholen lasse? Ich fordere also von euch Rath, um die Maaßregeln zu seiner Herkunft anzuzeigen.

Als der König von Chorassan dies sagte, war Achmed Bin Nasi in der Versammlung nicht zugegen. Indessen war einer von den Wesyren gegenwärtig, welcher antwortete: „O König! wenn Abdul Dschebbar Chudschani nicht des Ebu Aly Kanzleibeamter wäre: so hätte man des letztern wol habhaft werden können;

*) Auf Jemandes Namen Münze prägen und für ihn vorbitten oder Gebete in der Moschee thun lassen, heißt ihn für den Landesherrn erkennen.

denn des Ebu Aly Ungehorsam und Widersetzlichkeit gegen euch kömmt nicht von seiner eignen Stärke und Macht, sondern Alles rührt von des Abdul Dschebbars Maaßregeln und Anstalten her. Es bedarf nur eines Mittels, den letztern von ihm zu entfernen, um hernach den Ebu Aly uns leicht in die Hände fallen zu lassen."

König von Chorassan. „Was ist denn zu thun?"

Wesyr. „Dem Ebu Aly muß ein Brief geschrieben werden des Inhalts: „Wenn du wirklich Gehorsam gegen mich hast, so laß alsbald den Abdul Dscheb„bar hinrichten und übersende mir seinen Kopf, damit du deine Freundschaft be„währen mögest und ich Vertrauen zu dir fassen könne, sonst werde ich über dich „kommen und dir die Welt zu enge machen."

Der König von Chorassan billigte die Maaßregel des Wesyrs und befahl, den Brief zu schreiben.

Wesyr. „Es giebt noch eine Schwierigkeit, wie wird derselben abzuhelfen sein?"

Der König. „Worin besteht die Schwierigkeit?"

Wesyr. „Der zu schreibende Brief muß nothwendig von der Hand des Achmed Bin Nasi sein. Dieser aber ist des Abdul Dschebbars großer Freund. Ich fürchte also, daß er die Pflicht der Freundschaft beobachten, ihn davon benachrichtigen oder ihm sonst ein Zeichen übersenden werde, so daß jener auf irgend eine Art die Flucht ergreifen und nicht in unsere Hände fallen dürfte."

Der König von Chorassan. „Dafür werde ich ein Mittel finden. Geht nur und bringt den Achmed zu mir."

Man ging und holte Achmed Bin Nasi. Derselbe erschien und der König redete ihn so an: „Dem Ebu Aly Simdschur schreib einen Brief nach der Vorschrift, welche du aus meinem Munde hören wirst. Aber ich verlange von dir, daß du drei Tage und drei Nächte über nicht aus meinem Palaste gehst und daß von deinen Bedienten Niemand mit dir zu thun habe noch zu dir komme; denn da du des Abdul Dschebbars Freund bist, so würdest du, wenn er benachrichtigt werden und fliehen sollte, dafür angesehen sein, ihm die Sache entdeckt zu haben.

Als Achmed diese Rede hörte, ward er sehr traurig, nahm gezwungen die Feder zur Hand und schrieb den Brief und weinte. Im Herzen aber sprach er zu sich: o wollte Gott! daß ich nie Kanzleibeamter geworden wäre, damit ein solcher Freund nicht durch meine Feder umgekommen sein möchte! Was soll ich machen, da ich bei dieser Sache gar keinen Rath weiß! Während daß er in dieser Verwirrung schwebte, kam ihm unvermuthet der Spruch aus dem Koran in Erinnerung: Wahrlich, die Obern berathschlagen über dich und wollen dich tödten. Er dachte also bei sich: wenn ich diesen Spruch durch ein Zeichen bemerklich mache, so glaube ich zwar, daß jener es nicht sogleich verstehn wird; wenn er es aber versteht, so werde ich wenigstens die Freundschaftspflicht erfüllt haben.

Nachdem er also den Brief geschrieben und den Namenszug*) beigefügt und das Papier zusammengelegt hatte, so schrieb er auf den Umschlag des Briefes in

*) Unter Namenszug ist der Namenszug des Königs zu verstehn, womit statt der Unterschrift der Brief gezeichnet worden.

der Nähe der Zipfel mit einer sehr feinen Feder auf der einen Seite ein a und auf der andern Seite ein n. Hierauf las er den Brief dem König von Chorassan vor, welcher denn das Siegel aufdrückte und den Brief an sich nahm. Beide Buchstaben waren auf beiden Seiten des Siegels zu stehen gekommen und Niemand hatte es bemerkt. Auf der Stelle ward der Brief einem Dromedarreiter gegeben mit dem Befehle: „diesen Brief überbring nach Nissabur an Ebu Aly Simdschur und was er dir geben wird, nimm in Empfang und komm eiligst damit zurück."

Der Bote setzte sich auf und eilte zu Ebu Aly. Den Achmed Bin Rasi aber bewahrte man drei Tage und Nächte im Palaste und nach drei Tagen ließ man ihn nach Hause gehn. Auf der andern Seite war der Bote in Nissabur angekommen und hatte das Schreiben dem Ebu Aly überreicht, welcher es nach dem alten Gebrauch geküsst und an sein Haupt gelegt und sich nach dem Wohlbefinden des Königs von Chorassan erkundigt hatte. Da nun Abdul Dschebbar dabei zugegen war, so ward ihm der Brief zugestellt, um ihn vorzulesen. Indem aber Abdul Dschebbar das Siegel erbrechen wollte: so fielen seine Augen auf beide Buchstaben und als er sie zusammensetzte und a n herausbrachte: so kam ihm sogleich der Spruch in's Gedächtniß: Wahrlich die Obern u. s. w. Da er also hieraus begriff, daß der Brief ihn selbst betreffe, um ihn zu tödten: so legte er auf der Stelle den Brief aus der Hand, hielt mit der Hand seine Nase, gleichsam als ob ihm die Nase blute, stand eiligst auf, ging hinaus, nahm von da die Flucht und verbarg sich.

Ebu Aly geduldete sich eine Weile und erwartete den Abdul Dschebbar. Als er aber sah, daß der Mann zögerte und nicht zurückkam, so schickte er Leute ab, um ihn aufzusuchen. So sehr indessen die ausgegangenen Leute suchen mochten, so fanden sie ihn nicht und kehrten zurück. Ebu Aly ließ hierauf einen andern Kanzleibeamten holen, welcher den Brief eröffnete und vorlas, wobei der mit dem Dromedar gekommene Bote zugegen war. Sobald man des Briefes Inhalt vernommen hatte, so verwunderte man sich, wie Abdul Dschebbar, ehe einmal des Briefes Siegel eröffnet worden, begriffen habe, daß er ihn selbst betreffe, um mit so vieler Verschlagenheit zu verschwinden. Man untersuchte, wer ihn von dieser Sache benachrichtigt haben möchte. Es zeigte sich aber davon nicht die geringste Spur. Indessen Ebu Aly freute sich sehr über die Flucht des Abdul Dschebbar. Um jedoch vor dem gekommenen Boten gleichsam seinen Gehorsam an den Tag zu legen, bezeigte er sich sehr unruhig, zürnte und ließ es in der Stadt durch Ausrufer bekannt machen.

Da Abdul Dschebbar die Stimme der Ausrufer am Orte, wo er verborgen war, hörte: so sagte er zu sich selbst: „Gott bewahre, daß dem Glücke meines Wohlthäters ein Unfall zustoße, noch daß meine Verbergung ohne seine Bewilligung geschehe!" Zu seiner Tröstung und Beruhigung will ich mich selbst melden und anzeigen, an welchem Orte ich verborgen bin. Er schickte daher heimlich Jemanden an Ebu Aly ab, um ihn von seinem Zustande zu benachrichtigen und ihn um Erlaubniß zu bitten, vor ihn zu kommen, wenn er es wünschen sollte. Ebu Aly

ließ ihm heimlich melden, daß er nur an dem Orte, wo er sich aufhalte, einige Tage ohne Sorge bleiben möge.

Nach Verlauf einiger Tage machte er dem Dromedarreiter viele Geschenke und schrieb einen Entschuldigungsbrief, worin er den Vorgang der Sache meldete und sagte: „Abdul Dschebbar hat, ehe er im Diwan den Brief eröffnet und ehe er gewußt, was darin gestanden, mit so vieler Verschlagenheit die Flucht ergriffen, daß sich keine Spur von ihm gezeigt hat, so sehr er auch aufgesucht worden. Auch wird der Bote das, was ich sage, bezeugen. Ich bitte also, mich in dieser Sache auf alle Art für entschuldigt zu halten." Dies Entschuldigungsschreiben übersandte er mit dem Boten. Der Bote meldete, was vorgegangen war, und überreichte den Brief. Der König von Chorassan erstaunte und konnte das Räthsel zwischen Beiden nicht errathen. Indessen beschloß er, einen Vergebungsbrief zu erlassen, um dem Abdul Dschebbar anzudeuten, daß sein Vergehen verziehen sein sollte, mit der Bedingung, anzuzeigen, was Achmed Bin Rasi am Briefe für Künste oder Zeichen gebraucht, wodurch Abdul Dschebbar unterrichtet worden sei und sein Leben gerettet habe. Indem man diesen Befehl erlassen wollte, sagte Achmed Bin Rasi: „Wenn ihr mir Sicherheit und Gnade ertheilt, so will ich es selbst anzeigen."

Der König von Chorassan bewilligte ihm Verzeihung. Man holte hierauf den Brief und er zeigte jenes Zeichen an. Als man dies sah, so bewunderten alle die Kenntniß und den Scharfsinn des Abdul Dschebbar. Achmed aber sprach: „O König! ist es nicht Schade, einen so scharfsinnigen Mann unschuldig umkommen zu lassen? Dem König von Chorassan war dies außerordentlich angenehm, er beschenkte den Achmed mit dem Ehrenkleide und übersandte dem Abdul Dschebbar das Vergebungsschreiben.

24.

Die beiden Geizhälse.

Ein Geizhals aus Kufa hatte gehört, daß es in Bassora noch einen größeren Geizhals gäbe, bei dem er in die Schule gehen könnte. Er begab sich dahin, und führte sich selbst auf als einen Anfänger in der Kunst geizig zu sein, der von einem so großen Meister lernen wolle. „Willkommen!" sprach der Geizhals von Bassora, „wir wollen sogleich auf den Markt gehen, um einzukaufen." Sie gingen zum Bäcker: „Hast du gutes Brot?"

„Zu dienen, meine Herren, frisch und weich wie Butter."

„Du siehst," sprach der Mann aus Bassora zu dem aus Kufa, „daß Butter besser ist als Brot, das damit verglichen wird, und wir werden besser thun, uns mit Butter zu behelfen."

Sie gingen zum Greisler und fragten, ob er gute Butter habe?

„Zu dienen; Butter, frisch und schmackhaft, wie das köstlichste Olivenöl."

„Du hörst," sprach der Wirth zum Gaste, „die beste Butter wird dem Oel verglichen, das um vieles vorzüglicher sein muß."

Nun gingen sie zum Oelverkäufer: „Hast du gutes Oel?"

„Vom besten, klar und hell wie Wasser."

„Ei! ei!" sagte der Geizhals von Bassora zu dem von Kufa, „so ist also Wasser die beste Kost. Ich habe zu Haus eine ganze Kufe voll, wovon ich dich herrlich bewirthen will." Und wirklich setzte er seinem Gaste nichts als Wasser auf, weil es besser als Oel, wie Oel besser als Butter, wie Butter besser als Brot sei.

„Gottlob," sagte der Geizhals aus Kufa, „ich habe meine Reise nicht umsonst gemacht, sondern etwas Tüchtiges gelernt."

25.

Der Kläger und der Richter.

Zwei lustige Köpfe verabredeten sich, einen Richter, der ein Teriaki oder Opiumesser, und kein Freund von langen Prozessen war, zu narren. Der Kläger forderte hundert Dukaten, die er dem Beklagten geliehen haben wollte.

„Hast du sie empfangen?" fragte der Richter.

„Ja, Herr! aber ich kaufte in der Folge dafür auf des Klägers Rechnung Baumwollensaamen, den ich ihm richtig übergeben habe."

„Verhält sich die Sache so?" fragte der Richter den Kläger.

„Ja, Herr! als aber die Saatzeit herbeigekommen war, gab ich ihm wieder den ganzen Saamen zurück."

„Das ist wahr," wandte der Beklagte ein, „aber als die Erntezeit gekommen war, erntete mein Gegner den Ertrag des ganzen Feldes, worauf die hundert Dukaten Baumwollensaamen ausgesäet waren."

„Ist das richtig?" redete der Richter den ersten an.

„Ja so ist's," antwortete er, „aber ich belud mit der ganzen Wachsung auf des Gegentheils Rechnung ein Schiff, das damit nach Alexandrien segelte."

„Was ist damit geschehn? fragte der Richter den andern.

„Die Baumwolle ward dort verkauft und der reine Ertrag derselben, gerade hundert Dukaten, meinem Gegner eingehändigt."

„Was hast du darauf zu erwidern?" fuhr der Richter fort.

„Nichts," war die Antwort, „als daß ich um das Geld Rübesaamen kaufte."

„O, ihr abgefeimten Spitzbuben!" rief der Richter, „möchtet ihr nicht noch auch Rüben säen und ernten?" und jagte sie fort.

26.

Geschichte von dem Diebe und der Frau.

Ein sehr feiner Dieb hatte die Gewohnheit, sich stets von andern Dieben entfernt zu halten, damit er nie mit ihnen verwechselt würde; auch stahl er nie in seiner Nachbarschaft. Dieses Handwerk trieb er so im Verborgenen, daß Niemand den mindesten Verdacht auf ihn haben konnte. Da fügte es sich einstens, daß er bei Nacht zu einem bettelarmen Manne eindrang, den er aber für reich hielt. Da er indeß nicht das Mindeste bei ihm fand, und er sich fest vorgenommen hatte, heute noch einen guten Fang zu thun, weckte er in seinem Grimm den Mann, welcher neben seiner Frau schlief, auf, und verlangte von ihm, er möchte ihm seinen verborgenen Schatz anzeigen.

Dieser Mann hatte nun keinen verborgenen Schatz vorzuzeigen. Allein der Dieb glaubte ihm nicht, sondern drang in ihn mit Drohungen und Prügeln, so daß der Mann in seiner Angst ausrief: „Ich schwöre dir, daß ich meine Frau verstoßen will, wenn ich die Unwahrheit sage."

„Wehe dir," rief die Frau, „du willst mich verstoßen, da doch der Schatz in der Kammer ist?"

Sie nöthigte hierauf den Dieb, immer mehr auf den Mann loszuschlagen, damit er ihm den Schatz anzeigte. Der Dieb ließ sich nicht sehr bitten, sondern schlug zu, bis ihm der Mann die Kammerthür öffnete, in welche er sich mit ihm stürzte, um den Schatz heraus zu holen. Als er nun in der Kammer war, warf die Frau schnell die Thüre, welche zum Glück sehr fest war, hinter ihm zu, und schloß sie ab; dann rief sie dem Diebe zu: „Wehe dir, du Thor, du Bösewicht! Nun ist deine Stunde gekommen; denn nun werde ich die Polizei und die Häscher herbeirufen, damit sie dich ergreifen. Gewiß, es kostet dir dein Leben, du Satan."

Da sprach der Dieb zu ihr: „Laß mich los, daß ich heim gehe."

„Du bist ein Mann," rief sie ihm zu, „und ich eine schwache Frau. Du hast in deiner Hand ein Messer, und ich fürchte mich vor dir."

„Nimm mir das Messer ab," rief er, indem er es unter der Thür durchsteckte.

Als sie nunmehr das Messer hatte, und sie daher für das Leben ihres Mannes nicht mehr besorgt sein durfte, rief sie ihrem Manne, der mit in der Kammer war, zu: „Bist du denn ein Weib, und er ein Mann? Haue doch derb auf ihn zu, wie er auf dich zugeschlagen hat, und wenn er es wagt, nur die Hand gegen dich auszustrecken, so schreie ich, und rufe alle Häscher des Stadtviertels zusammen."

Nunmehr fing der Mann an, auf den Dieb zu schimpfen, und ihn mit einem Knotenstock derb durchzuhauen. Der Dieb dagegen schrie nach der Frau um Hülfe, und bat sie um Rettung. Doch sie rief ihm zu: „Warte nur, es wird noch ärger kommen."

Der Mann, welcher indeß nicht aufhörte zu schlagen, wurde nunmehr von seiner Frau befragt: „Wie viel sind wir wol Miethzins dem Hausherrn für unsere Wohnung schuldig? Wir haben nichts, und der Zins wird schon hoch angelaufen sein."

Bei diesen Worten hatte der Mann aufgehört, den Dieb zu schlagen, welcher sich, um nur loszukommen, jetzt nach dem Belauf der Miethe erkundigte. Der Mann meinte, sie könnte wol achtzig Drachmen betragen. „Das will ich dir bezahlen," rief der Dieb, „laß mich nur los."

„Lieber Mann," fuhr die Frau weiter fort, „wie viel sind wir nur dem Bäcker schuldig, und dem Grünzeughändler?"

„Auch das will ich bezahlen! Wie viel beträgt's? rief der Dieb.

„Hundert und zwanzig Drachmen," sprach der Mann.

„Das sind zweihundert Drachmen; laßt mich nur los."

„Ach, lieber Mann, fuhr sie fort, „und unsre liebe Tochter, die ist groß; wir müssen sie verheirathen und ausstatten."

„Wie viel brauchst du dazu?"

„Zum wenigsten hundert Drachmen."

„Das macht zusammen dreihundert Drachmen."

„Ach, lieber Mann," unterbrach ihn die Frau, „wenn die Tochter wird verheirathet sein, braucht sie doch Geld zu ihren Ausgaben für den Winter zu Kohlen, Holz und andern Bedürfnissen."

„Nun, was verlangst du denn dafür?" rief der Dieb.

„Hundert Drachmen," erwiderte sie.

„Nunmehr bin ich euch vierhundert Drachmen schuldig."

„Ach, du lieber Dieb," rief die Frau, „mein armer Mann braucht ein kleines Kapital, um Waaren zu kaufen, und einen Laden zu öffnen."

„Und wie viel macht das?" fragte der Dieb.

„Hundert Drachmen," war die Antwort.

„Ich will meine Frau dreimal verstoßen," schwur hier der Dieb, „wenn ich so viel besitze. Das sind überhaupt meine Ersparnisse seit zwanzig Jahren. Laßt mich nur los; ich will euch Alles geben!"

„Ach du Thor!" rief sie aus, „wie kann ich dich laufen lassen? das sind bloß leere Redensarten! Gieb mir ein sicheres Zeichen."

Sie rief hierauf ihre Tochter, und befahl ihr, so wie ihrem Mann, die Thür genau zu bewachen, bis sie zurückkommen würde, und sie selbst ging zur Frau des Diebes, und benachrichtigte sie von der Lage ihres Mannes, daß man ihn ohne siebenhundert Drachmen nicht loslassen würde. Zugleich übergab sie ihr das Zeichen ihres Mannes, und nunmehr zahlte diese die verlangte Summe aus.

Sie nahm die siebenhundert Drachmen in Empfang, und kehrte in ihr Haus zurück, wo sie bei anbrechendem Morgen anlangte, und dem Diebe seine Freiheit schenkte. „Liebster Freund," rief sie ihm im Weggehen zu: „wenn sehen wir dich wiederkommen, um den Schatz zu holen?"

„Du Schuldenbock," erwiderte er ihr, „wenn du wirst wieder siebenhundert Drachmen nöthig haben, um deine Schulden zu bezahlen, und die Angelegenheiten deiner Familie in Ordnung zu bringen." Hierauf machte er sich davon, und konnte kaum an seine Rettung glauben.

27.

Geschichte von den Listigen, die den Geldwechsler betrogen.

Vier abgefeimte Betrüger vereinigten sich einst, um einen reichen Geldwechsler zu überlisten. Einer von ihnen begab sich nämlich zu ihm, und zwar mit einem Esel, auf welchen er einen Geldsack geladen hatte, und verlangte, daß ihm der Geldwechsler für Silberdrachmen kleine Münze einwechseln sollte, wobei er ihm einen guten Gewinn ließ. In demselben Augenblicke, als er weggehen wollte, näherten sich wie von ungefähr die andern Betrüger, und gingen um den Esel herum. Zugleich sagte der eine von ihnen, so daß es der Geldwechsler hörte: „Er ist's."

„Halt," sagte der andere, „ich will ihn doch vorher untersuchen!" besah sich den Esel und strich ihn von der Mähne bis an seinen Rücken. Nun näherte sich auch der dritte, der ihn ebenfalls überall befühlte, und hinzufügte: „Wirklich, er ist es!"

Der zweite dagegen sagte: „Nein, er ist es nicht."

Sie hörten nicht auf, sich so lange scheinbar zu streiten, bis einer von ihnen den Besitzer des Esels fragte: „Wie theuer ist dein Esel?"

Jener antwortete: „Ich verkaufe ihn nicht unter 10,000 Drachmen."

Sie boten ihm sogleich tausend Drachmen dafür. Doch er weigerte sich und schwur, daß er ihn nicht anders, als um den benannten Preis weggeben werde. Sie handelten hierauf immerfort mit ihm, bis sie ihm bereits fünftausend Drachmen geboten hatten. Allein ihr Gefährte, der verkappte Eseltreiber, blieb bei seinem ersten Satze. Der Wechsler, der dieses angehört hatte, konnte nun nicht unterlassen, sich an ihn zu wenden, und ihm zu rathen, diesen Preis anzunehmen. Allein jener weigerte sich, und sagte: „Mein ehrwürdiger Herr, ihr verstehet euch auf meinen Esel nicht. Gold und Silber könnt ihr wol schätzen, auch vortheilhafte Wechselgeschäfte schließen, aber die Eigenschaften meines Esels sind euch verborgen. Daher sagt das Sprichwort sehr richtig: Jedes Geschäft will seinen Mann, und jeder Erwerb seinen Sachverständigen."

Als den Betrügern die Sache zu lange zu dauern schien, entfernten sie sich, gingen insgeheim zum Wechsler, und sagten zu ihm: „Wenn du uns den Esel für fünftausend Drachmen verschaffen kannst, so geben wir zwanzig vom hundert."

Der Wechsler antwortete ihnen: „Gehet nur weg, und entfernt euch; ich will die Sache schon bewerkstelligen." Sie gehorchten ihm, und der Geldwechsler begab sich zu dem Besitzer des Esels, dessen Habsucht er auf alle mögliche Weise rege zu machen suchte. Zugleich stellte er ihm vor, daß jene nun weggegangen wären, und daß er seinen Esel nun wol nicht mehr loswerden würde; indeß wollte er ihm den Esel abkaufen, und ihm den gebotenen Preis von fünf-

tausend Drachmen dafür geben. Allein sie wurden nicht eher eins, als bis der Wechsler ihm 5500 Drachmen bot, die er ihm auch sogleich auszahlte. Beim Weggehen beschwor ihn der Eseltreiber, daß er den andern seinen Esel nicht anders, als um zehntausend Drachmen ablassen möchte. „Denn," fügte er hinzu, „sie kaufen ihn nur wegen eines verborgenen Schatzes, zu welchem dieser Esel allein sie hinzuleiten vermag. Darum sei fest, und folge mir, denn sonst wird es dich gereuen."

Als der Eseltreiber weggegangen war, kamen seine drei Gefährten zum Wechsler, und sagten: „Empfange unsern Dank dafür, daß du ihn gekauft hast. Wie können wir dir dafür dankbar sein?"

Der Wechsler erwiderte indeß: „Unter zehntausend Drachmen bekommt ihr ihn nicht." Sie gingen hierauf nochmals zum Esel, betasteten und befühlten ihn, und sagten endlich zum Wechsler: „Wir haben uns doch geirrt, das ist gar nicht der rechte Esel. Dieser taugt zu unserm Zweck nicht, und ist für uns nicht fünf Drachmen werth." Mit diesen Worten gingen sie murrend davon. Der Wechsler rief ihnen aber nach, und gerieth in einige Angst. „Ihr habt mich ja gebeten, ihn für euch zu kaufen, und da ich es gethan habe, so sagt ihr: Wir haben uns geirrt; der ist für uns nicht fünf Drachmen werth."

Sie antworteten indeß ganz gleichgültig: „Es schien uns wol, als hätte er die Eigenschaften, die wir wünschten; allein wir finden das Gegentheil, er hat viele Fehler, und überdieß auch einen viel zu kurzen Rücken." Sie gingen mit diesen Worten davon, und trennten sich. Doch der Wechsler glaubte, daß sie den Esel nur zum Schein tadelten, um ihn desto billiger zu kaufen. Als sie aber lange ausblieben, merkte er wol, daß er überlistet sei. Er erhob daher ein großes Klagegeschrei, und zerriß sich seine Kleider, so daß sich um ihn eine große Menge Leute versammelte, denen er sein Unheil klagte. Allein ein großer Theil derselben lachte ihn aus und wunderte sich, daß er so thöricht sein konnte, unbekannten Leuten so zu trauen, daß er sein Geld für Sachen hingab, deren Werth er nicht kannte.

28.

Die vier Harthörigen.

Ein Schäfer, der mit Taubheit behaftet war, hütete seine Heerde in geringer Entfernung von seinem Dorfe; wiewol die Mittagsstunde heranrückte, hatte ihm seine Frau das Frühstück noch nicht gebracht. Er getraute sich nicht seine Schafe zu verlassen, weil er fürchtete, während seiner Abwesenheit möchte ihnen irgend ein Unfall zustoßen. Nachdem er noch einige Zeit gewartet, entschloß er sich jedoch, vom Hunger gedrängt, zu folgendem Auswege.

Ein Flurschütze war damit beschäftigt, an dem Ufer eines in der Nähe vorbeifließenden Baches Gras für seine Kuh zu mähen. Der Schäfer begab

sich zu ihm, wiewol mit einigem Widerwillen: denn die Leute dieses Gewerbes sind zwar als Wächter des öffentlichen und Privat-Eigenthums angestellt, um jeden Diebstahl zu verhüten, sie pflegen aber selbst meistens große Spitzbuben zu sein. Er bat den Flurschützen, während der kurzen Zeit, die er brauchen würde, um zu Hause zu frühstücken, ein wachsames Auge auf seine Heerde zu haben, und versprach bei seiner Zurückkunft ihn reichlich für die übernommene Mühe zu belohnen.

Der Flurschütze, der eben so taub war als der Schäfer, antwortete mit Heftigkeit und in einem zornigen Ton: „Was hast du für ein Recht an das Gras, das ich hier mähe? Muß meine Kuh hungern, damit deine Schafe sich nach Belieben mästen können? Mache dich fort, und laß mich in Frieden!“ — Er begleitete diese Anrede mit einer ausdrucksvollen Geberde der Hand, welche der Schäfer als ein Zeichen der Einwilligung in den gethanen Vorschlag auslegte.

Dieser lief also eilig in das Dorf, entschlossen, seine Frau so nachdrücklich zu züchtigen, daß sie sich in Zukunft eine solche Nachlässigkeit nicht wieder sollte zu Schulden kommen lassen. Als er sich aber seinem Hause näherte, sah er, daß sie auf der Thürschwelle lag und sich in heftigen Zuckungen am Boden wälzte. Sie hatte nämlich eine allzugroße Menge roher Bohnen gegessen, sich eine Unverdaulichkeit zugezogen, und litt an gewaltigem Bauchgrimmen.

Der Zorn des Schäfers wurde durch den Anblick der Leiden seiner armen Frau besänftigt, wiewol er nicht ohne Ungeduld bedachte, daß die Nothwendigkeit ihr Beistand zu leisten, und sein Frühstück nun selbst zuzubereiten, ihn viel längere Zeit von seiner Heerde entfernt halten würde, als er anfangs gedacht hatte. Denn er verließ sich eigentlich gar wenig auf die Redlichkeit des Flurschützen, dem er unterdeß seine Heerde anvertraut hatte. Deswegen beeilte er sich so sehr als möglich. Sobald er wieder bei seinen Schafen war, welche in geringer Entfernung von dem Orte, wo er sie verlassen hatte, ruhig weideten, so ließ er es seine erste Sorge sein, sie genau zu überzählen; er war außer sich vor Freuden, als er sich überzeugt hatte, daß kein einziges Schaf fehlte. „Der Flurschütze,“ rief er aus, „ist doch ein braver Mann, die Perle der Leute seines Standes! Ich habe ihm eine Belohnung versprochen: er verdient wol sie zu empfangen.“

Der Schäfer hatte in seiner Heerde ein lahmes Schaf, das aber sonst gesund und fett war. Er nahm es auf die Schulter, trug es zu dem Flurschützen hin, und sagte: „Du hast während meiner Abwesenheit meine Heerde treulich gehütet: sieh! hier ist ein Schaf, das ich dir schenken will.“

Der Flurschütze, als er das lahme Schaf sah, rief mit großer Lebhaftigkeit aus: „Was beschuldigst du mich doch, ich hätte deinem Schafe das Bein zerbrochen? Ich kann schwören, daß ich, seit du weg warst, keinen Schritt von der Stelle gethan habe, wo ich jetzt stehe. Ich bin deiner Heerde gar nicht einmal nahe gekommen.“

„Das Schaf ist gesund und fett,“ erwiderte der Schäfer: „du kannst es schlachten, und dir und den Deinigen etwas damit zu gute thun.“

„Ich habe dir schon gesagt,“ antwortete der Flurschütze, „daß ich von Deinen Schafen weit weg geblieben bin, und doch beschuldigst du mich immerfort, ich

hätte dir dieses lahm geschlagen. Packe dich, oder ich versetze dir eins!" — Und bei diesen Worten machte er Anstalt, seine Drohung in's Werk zu stellen.

Der Schäfer, der sich so ungerechter Weise bedroht sah, ohne daß er den Grund errathen konnte, machte sich ebenfalls auf die Gegenwehr gefaßt. Sie waren eben im Begriffe handgemein zu werden, als ein Mann zu Pferde zufällig bei ihnen vorbeikam. Sie hielten ihn an, der Schäfer griff dem Pferde in die Zügel, und sagte zu dem Reiter: „Ich bitte euch, hört uns einen Augenblick an, und entscheidet, ob in dem Streite, worin ihr uns begriffen findet, das Unrecht auf meiner Seite ist. Ich bringe diesem Menschen für einen kleinen Dienst, den er mir geleistet hat, ein Schaf zum Geschenk; und für allen Dank will er mich mit Schlägen anfallen."

Der Flurschütze nahm seinerseits das Wort und sagte: „Dieser Tölpel von Schäfer hat die Unverschämtheit, mich zu beschuldigen, ich hätte einem seiner Schafe das Bein zerbrochen, da ich doch seiner Heerde nicht einmal zu nahe gekommen bin."

Der Mann, den sie zum Schiedsrichter genommen hatten, war noch tauber als Beide, und hatte von allem, was sie ihm vortrugen, nicht ein einziges Wort gehört. — „Ich muß gestehn, daß das Pferd mir nicht gehört. Ich habe es an der Landstraße gefunden, wo es Jemand hatte stehen lassen; ich war in Eil, und habe mich darauf gesetzt, um geschwinder fortzukommen. Gehört es euch? So nehmt es wieder, und laßt mich meine Reise fortsetzen: ich habe keine Zeit zu verlieren."

Der Schäfer und der Flurschütze hatten, jeder seinerseits, sich in den Kopf gesetzt, der Mann zu Pferde gebe seinem Gegner Recht.. Sie fingen also an, noch stärker als zuvor gegen einander zu schreien, und verwünschten Beide gemeinschaftlich den erwählten Schiedsrichter, den sie unverholen der Ungerechtigkeit beschuldigten.

In diesem Augenblick kam ein alter Brahmane vorbei, der ihnen der rechte Mann zu sein schien, um ihren Streit zu schlichten. Sie hielten ihn also auf, und baten ihn, sie einen Augenblick anzuhören: hierauf trugen sie ihm ihre Händel vor, indem sie alle Drei zugleich sprachen, und begehrten, er solle entscheiden, wer von ihnen Unrecht habe."

Der Brahmane, der eben so taub war als die übrigen, erwiderte: „Ja, ja! ich merke wol, meine Frau hat euch abgeschickt, um meine Abreise zu verhindern. Ihr wollt mich überreden, zu ihr zurückzukehren, aber mein Entschluß ist gefaßt, ihr mögt nur eure Reden sparen. Kennt ihr sie: meine Frau? Sie ist ein eingefleischter Teufel! Es ist mir unmöglich noch länger mit einer solchen Furie zu leben! Seit ich sie zu meinem Unglücke geheirathet habe, hat sie mich zu mehr Sünden angereizt, als ich in hundert Wiedergeburten abbüßen kann. Ich gehe jetzt auf eine Pilgerfahrt nach Kasi: in dieser hochheiligen Stadt will ich mich in den segensreichen Fluthen des Ganges baden, um mich von den unzähligen Sünden zu reinigen, wozu ihre Bosheit mich gedrängt hat. Ich bin entschlossen, in fremden Ländern von Almosen zu leben, und niemals wieder zu meiner Frau zurückzukehren."

Während sie Alle so gegen einander schrien, ohne sich verstehen zu können, erblickte der Reiter in der Ferne Leute, die mit starken Schritten näher kamen. Er fürchtete, es möchten die Eigenthümer des Pferdes sein, das er entwendet hatte: er stieg also in aller Eile ab, und machte sich aus dem Staube.

Der Schäfer bedachte, daß es schon spät gegen Abend wurde: er machte sich also ohne weiteres Zögern auf den Weg zu seiner Heerde, die mittlerweile ziemlich weit fortgewandert war. Unterwegs konnte er nicht umhin, gegen die Schiedsrichter zu fluchen: er war innerlich empört darüber, daß es gar keine Gerechtigkeit mehr auf Erden gebe. Uebrigens schrieb er die Verdrießlichkeiten, die ihn den ganzen Tag über verfolgt hatten, dem Umstande zu, daß früh morgens eine Schlange vor ihm über den Weg gekrochen war.

Der Flurschütze kehrte zu seinem Heuhaufen zurück; da er das lahme Schaf noch dort liegend fand, lud er es auf seine Schulter und trug es nach Hause, um, seiner Meinung nach, den Schäfer für den ungerechter Weise angefangenen Zank zu bestrafen.

Der alte Brahmane setzte seine Reise bis zu dem nächsten öffentlichen Rasthofe fort, wo er ein Obdach fand und die Nacht zubrachte. Die Ruhe und der Schlaf besänftigten sein aufgeregtes Gemüth. Am nächsten Morgen kamen die Brahmanen seines Ortes, Verwandte und gute Freunde, ihm nach. Diese beruhigten ihn vollends und überredeten ihn nach Hause zurückzukehren, indem sie ihm versprachen, ihre besten Ermahnungen anzuwenden, damit seine Frau in Zukunft weniger zanksüchtig sein und sich zum Gehorsam fügen möchte.

29.

Der Löwe und der Sijahgusch.*)

In einer Wüste wohnte ein Löwe, der einen Affen als seinen Liebling bei sich hatte. Es fügte sich, daß der Löwe nach einem gewissen Ort auf die Reise ging; vor seiner Abreise übergab er dem Affen seine Wohnung zur Verwahrung. Während der Abwesenheit des Löwen nahm ein Sijahgusch Besitz von seinem Wohnplatz, weil es eine gute Stelle war, und wählte sich ihn zu seiner Behausung. Der Affe sagte zum Sijahgusch: „dies ist die Residenz des Löwen, wie kannst du dir anmaßen, ohne seine Erlaubniß hier dein Obdach zu nehmen?" Der Sijahgusch erwiderte: „Diesen Platz habe ich als Erbtheil von meinem Vater bekommen; was weißt du davon?" Der Affe schwieg still. Der weibliche Sijahgusch sagte zum Männchen: „Es ist nicht rathsam, hier zu bleiben, denn einem Löwen sich widersetzen, heißt mit seinem eignen Blut scherzen. Das Männchen erwiderte:

*) Der persische Luchs.

„Ei nun, Frau, wenn der Löwe kommt, so will ich ihn durch eine Kriegslist von hier vertreiben.“ Kurz, nach einigen Tagen traf die Nachricht ein, der Löwe käme. Der Affe ging aus, um dem Löwen entgegenzugehn, und erzählte ihm alle Umstände wegen des Sijahgusch und sagte: „Ich machte Vorstellungen, worauf er antwortete: Der Platz ist ein Theil meines Erbguts.“ Der Löwe sagte: „O Affe, es kann kein Sijahgusch sein; wie könnte ein solches Thier sich meinen Platz zueignen? Es scheint wol, daß es eine wilde Bestie sei, die stärker ist, als ich.“ Der Affe antwortete: „Er ist nicht stärker als du.“ Der Löwe sagte: „Wie du sprichst! es giebt viele Thiere, die mich an Stärke übertreffen.“ Der Löwe war erschrocken, machte sich auf den Weg nach seinem Hause, und kam bei dieser Stelle an.

Vor der Ankunft des Löwen gab der Sijahgusch seinem Weibchen folgende Weisung: „wenn der Löwe in die Nähe der Wohnung kommt, so bringe deine Jungen zum Schreien, und wenn ich fragen sollte: „Warum schreien die kleinen Wichter? so mußt du sagen: Sie wollen heute frisches Löwenfleisch haben, und wollen das von gestern Abend nicht fressen.“ — Kurz, der Löwe näherte sich der Wohnung, und die Jungen fingen an zu schreien. Der Sijahgusch fragte: „Warum schreien die kleinen Wichter?“ Die Alte antwortete: „Weil sie hungrig sind.“ Der Sijahgusch fuhr fort: „Was! ist nichts mehr übrig von dem Vorrath an Löwen- und Menschenfleisch, das ihnen gestern gegeben wurde?“ Das Weibchen sagte: „Sie wollen kein Fleisch von gestern fressen, sie wollen frisches haben. Der Sijahgusch sagte zu der jungen Brut: „Beruhigt euch, und habt ein wenig Geduld; ich habe gehört, daß der hiesige Löwe heute angekommen sei, und wenn diese Nachricht wahr ist, dann sollt ihr, so Gott will, frisch Fleisch die Menge zu verzehren haben.“ Der Löwe ward bestürzt, als er diese Worte von dem Sijahgusch hörte, da er nicht wußte, daß es ein Sijahgusch sei. Er entfloh darauf von dieser Stelle und fragte den Affen: „Habe ich's dir nicht gesagt, daß ein gewaltiges Thier in meiner Wohnung ist?“ Der Affe sagte: „Sei nicht erschrocken, denn dieses Thier ist sehr schwach und winzig, und es spricht diese Worte, um zu betrügen. Der Löwe näherte sich noch einmal seinem Wohnplatz, und das Sijahgusch-Weibchen ließ wiederum ihre Jungen schreien. Der Sijahgusch rief dem Weibchen zu: „Beruhige die Jungen; heute werde ich Löwenfleisch finden, denn der Affe, der mein Freund ist, hat mir versprochen, und mir zugeschworen, den Löwen durch List und Trug heute hierher zu bringen; warte ein wenig, und bringe die kleinen Wichter zum Stillschweigen — leide es nicht, daß sie Lärm machen; wenn er meine Stimme entdecken sollte, so wird er nicht hierher kommen.“ Als der Löwe diese Worte vernahm, packte er sogleich den Affen, und nachdem er ihn in Stücke gerissen, ergriff er die Flucht, und kam nie wieder nach diesem Ort zurück.

Amerikanische Märchen.

1.

Beboan und Siegwun, oder Winter und Frühling.

Einsam saß in seiner Hütte an den Ufern eines gefrornen Stroms ein Greis. Das Ende des Winters war nahe und sein Feuer fast erloschen. Der Greis schien so alt und er war so verlassen. Seine Locken waren von der Zahl der Tage weiß, und jedes seiner Glieder zitterte. Ein Tag nach dem andern ging in Einsamkeit an ihm vorüber, und er vernahm nichts, als das Heulen des Sturmes, der den neugefallenen Schnee vor sich her scheuchte.

Eines Tages, als sein Feuer eben erlöschen wollte, näherte sich ihm ein schöner Jüngling und trat in seine Hütte. Seine Wangen waren von dem Blute der Jugend geröthet, seine Augen strahlten im Glanze der Kraft, und Lächeln spielte um seine Lippen. Sein Gang war leicht und schnell. Um seine Stirn schlang sich ein Kranz von wohlriechendem Grase, nicht das Stirnband des Kriegers, und in seiner Hand hielt er einen Blumenstrauß.

„O, mein Sohn," redete der Greis ihn an, „wie freut es mich, dich zu sehen. Tritt herein, tritt herein und erzähle mir deine Abenteuer, erzähle mir, welche fremde Länder du gesehen. Laß uns diese Nacht zusammenbleiben. Auch ich will dir von meiner Stärke und von meinen Thaten erzählen und was ich Alles vollbringen kann. Du sollst dasselbe thun und die Nacht wird uns schnell verstreichen."

Nun zog er aus seinem Beutel eine merkwürdig geschnitzte, alte Pfeife, füllt diese mit Taback, den er durch gewisse Blätter milderte, die er beimischte, und reichte sie seinem Gaste. Als sie geraucht, fingen sie an zu sprechen.

„Ich hauche meinen Athem aus," begann der Greis, „und die Ströme stehen still. Das Wasser wird fest und hart, wie durchsichtiger Stein."

„Ich athme," erwiderte der Jüngling, „und Blumen sprossen von der Ebene auf."

„Ich schüttele meine Locken," fuhr der Greis fort, „und Schnee verbirgt das Land. Auf mein Geheiß fallen die Blätter von den Bäumen, und mein Athem treibt sie vor sich her. Die Vögel erheben sich von dem Wasser und ziehen

in ein fernes Land; die Thiere verbergen sich vor meinem Hauche, und der Boden wird so hart wie Feuerstein."

„Ich schüttele meine leichten Locken," antwortete der Jüngling, „und warme, milde Regenschauer benetzen die Erde. Die Pflanzen erheben ihre Köpfe über die Oberfläche des Bodens, wie die Augen der Kinder, die vor Freude strahlen. Meine Stimme ruft die Vögel zurück. Die Wärme meines Athems entfesselt die Ströme; wo ich auch wandele, überall erfüllt Musik den Wald, und die ganze Natur jubelt."

Da erhob sich die Sonne; milde Wärme verbreitete sich über die Gegend. Die Zunge des alten Mannes verstummte. Das Rothkehlchen und das Blaukehlchen erhoben ihre Stimme auf dem Dache der Hütte. Vor der Thür begann der Strom zu murmeln und auf den Frühlingslüften wurde der Wohlgeruch der wachsenden Pflanzen dahergetragen.

Als das Licht des Tages sich verbreitete, erkannte der junge Mann, wer sein Wirth gewesen; denn als er ihn anblickte, hatte er das eisige Gesicht Peboan's (des Winters) vor sich, und Ströme ergossen sich aus seinen Augen. Je höher die Sonne stieg, um so kleiner wurde sein Wirth, — bald war er ganz verschwunden. An der Stelle seiner Hütte blieb nichts zurück, als die Miskodid, eine kleine weiße Blume mit blaßrothem Rande, die früheste Blüthe des Nordens.

2.

Der rothe Schwan.

Drei Brüder hatten in früher Jugend ihre Aeltern durch den Tod verloren; selbst der älteste von ihnen war noch nicht einmal im Stande, vollkommen für den Unterhalt seiner jüngern Brüder zu sorgen, obschon er Alles that, was in seinen schwachen Kräften stand, damit diese keinen Mangel litten. Daß sie aber dennoch nicht verhungerten, schien mehr durch übernatürlichen Beistand, als durch seine Hülfe, und die Nahrungsmittel, die ihnen ihr Vater hinterlassen, verhindert zu werden. Ihr Vater aber war ein Einsiedler gewesen, hatte seine Hütte fern von den Dörfern seines Stammes aufgebaut und seine Kinder waren daher, als er und sein Weib gestorben, ohne Verwandte, ohne Freunde zurückgeblieben; ja, jene wußten nicht einmal, ob es noch andere Menschen außer ihnen gäbe, wußten nicht, wer ihre Aeltern gewesen, denn als diese gestorben, war der Aelteste noch zu jung, um sich jetzt ihrer erinnern zu können. Ungeachtet sie nun so einsam und verlassen lebten, so verzweifelten sie doch nicht, sondern gebrauchten ihre schwachen Kräfte, so weit es gehen wollte, und lernten so nach und nach jagen und Thiere tödten.

Der älteste Bruder wurde bald ein gewandter Jäger und nimmer war von da an Mangel an Nahrungsmitteln in ihrer Hütte. Vorzüglich aber zeichnete er

sich durch seine Gewandtheit im Erlegen des Büffels, des Elenn und des Hirsches aus, in welcher Kunst er seine Brüder gar treulich unterrichtete, sobald diese ihm nur auf die Jagd folgen konnten. Nachdem diese nun selbst jagen und für ihren Unterhalt sorgen konnten, faßte der Aelteste den Entschluß, sie zu verlassen und andere Wohnungen aufzusuchen, versprach ihnen aber zugleich, sobald es möglich, zurückzukehren und ihnen Weiber mitzubringen.

Seine Brüder waren jedoch damit nicht einverstanden und sagten, sie könnten sich nicht von ihm trennen. Manjeekewis, der zweite der Brüder, lehnte sich laut gegen diesen Vorschlag auf und sagte: „Was willst du denn eigentlich mit denen, die du zu holen beabsichtigst, machen? — wir haben so lange ohne sie gelebt darum können wir es auch fernerhin." Seine Worte wurden gehört und die drei Brüder blieben wieder einige Zeit bei einander.

Eines Tages kamen sie unter einander überein, daß Jeder von ihnen ein Männchen von der Art Thiere erlegen sollte, in deren Jagd er die meiste Geschicklichkeit besäße, um sich aus der Haut des erlegten Thieres Köcher zu machen. Was sie beschlossen, führten sie aus und verfertigten sich dann eine Menge Pfeile, um ihre Köcher damit zu füllen und so für jeden Vorfall vorbereitet zu sein. Bald darauf gingen sie auf die Jagd, um zu versuchen, wer am ersten mit einem erlegten Wild nach Hause kommen würde und dieses dann noch so zubereiten könnte, als ob er die andern bewirthen wollte; Keiner aber sollte ein anderes Wild erlegen, als ein solches, das er gewöhnlich zu jagen pflegte.

Sie gingen nun auf verschiedenen Wegen fort.

Noch war Odjibwa, der Jüngste, nicht tief in den Wald gedrungen, als er auch schon auf einen Bär stieß, ein Thier, das er jedoch nach ihrer gegenseitigen Uebereinkunft nicht erlegen durfte. Dessenungeachtet verfolgte er ihn, schoß einen Pfeil ab und tödtete damit den Bär. Wider ihre Wette, begann er augenblicklich der Beute das Fell abzuziehen, als plötzlich etwas in seiner Nähe die ganze Luft röthete. Er rieb sich die Augen, denn er glaubte, er täusche sich; doch alles Reiben änderte die Sache nicht, die rothe Färbung blieb dieselbe. Endlich vernahm er aus der Ferne ein fremdartiges Geräusch. Anfänglich hielt er dies für den Ton einer menschlichen Stimme, doch nachdem er dem Geräusch eine Strecke gefolgt war, erreichte er die Ufer eines großen See's und entdeckte den Gegenstand bald genug, den er suchte. Etwas vom Ufer ab saß auf dem Wasser des See's ein wundervoll schöner, rother Schwan, dessen Gefieder vielfach in den Strahlen der Sonne wiederglänzte und der dann und wann jenes Geräusch hervorbrachte, das er vorher gehört.

Da sich der Schwan dem Anschein nach noch nicht außer dem Bereich des Pfeils befand, so zog er die Bogensehne mit Kraft und Ueberlegung an, — fort flog der Pfeil, aber ohne Wirkung fiel er vor dem Schwan nieder. Pfeil folgte nun auf Pfeil, bis endlich der Köcher leer war. Ruhig blieb der Schwan auf seiner früheren Stelle, schwamm im Kreise herum, streckte den langen, schlanken Hals aus oder tauchte den Schnabel in das Wasser, als habe er die Pfeile, die nach ihm geschossen, gar nicht bemerkt.

Odjibwa eilte nach Hause, raffte alle Pfeile, die ihm gehörten, zusammen, vergaß auch die seiner Brüder nicht, sprang zum See zurück, verschoß aber auch diese gleich vergeblich. Dann stand er still und schaute traurig nach dem schönen Vogel. Da erinnerte er sich plötzlich, daß seine Brüder gesagt, in dem Medicinbeutel ihres verstorbenen Vaters befänden sich auch drei magische Pfeile. Fort eilte er; denn die Begierde, den Schwan zu tödten, hatte alle Einwürfe gegen die beschlossene Handlung beschwichtigt. Zu jeder anderen Zeit würde er es für einen Frevel gehalten haben, nur den Medicinbeutel seines Vaters zu öffnen; jetzt aber ergriff er mit Hast selbst die drei Pfeile, warf alle übrigen Gegenstände desselben in die Hütte und eilte athemlos nach dem See zurück. Noch schwamm der Schwan auf diesem herum. Er nahm seine Stellung, schoß den ersten Pfeil mit großer Genauigkeit ab, ohne aber den Vogel zu treffen. Der zweite Pfeil kam jedoch dem Vogel viel näher; als er nun den letzten Pfeil auflegte, fühlte er seinen Arm kräftiger und sicherer und indem er die Sehne mit großer Festigkeit anzog, sah er, wie der Pfeil den Hals des Schwans unmittelbar über der Brust durchbohrte. Doch der Vogel breitete jetzt langsam seine Flügel aus, schlug diese mehrmal auf und nieder, erhob sich dann vom Wasser in die Luft und zog gegen die sinkende Sonne. Getäuscht in seinen Hoffnungen, stand Odjibwa einige Augenblicke traurig da, denn er fühlte wol, daß seine Brüder gerechte Ursache hätten, mit ihm zu rechten. Plötzlich sprang er in das Wasser, sicherte zuerst die beiden zurückgebliebenen magischen Pfeile, denn den dritten trug der Schwan mit sich davon, und eilte diesem dann nach, da er hoffte, daß dieser nicht weit mehr würde fliegen können, — den Pfeil mußte er wieder haben.

Fort flog er; seine Schnelligkeit im Laufen war bekannt, denn er konnte einen Pfeil abschießen und ihm dann so schnell nachlaufen, daß dieser noch weit hinter ihm zur Erde fiel. Ich kann schnell laufen, dachte er in seinem Herzen, und muß den Schwan früher oder später auffinden. So eilte er über Berge und über Prairieen, immer gegen Westen, bis fast zur Nacht, ruhte nicht, sondern wollte sich erst später einen Platz zur Ruhe während der Nacht aussuchen. Plötzlich hörte er in einiger Entfernung ein verworrenes Geräusch, das von Menschen zu kommen schien, da es ganz klang, als fällten Einige Bäume, wobei die Streiche der Art durch den Wald tönten. Als er aus dem Wald heraustrat, stieg eben die Sonne ihrem Ruheplatz zu, und gern hätte auch er jetzt einen Ruheplatz gefunden, wo er schlafen und etwas zu essen finden konnte, denn ohne einen Bissen hatte er die Heimath verlassen. Alle diese Wünsche konnten aber den Eifer in der Erreichung seines Zweckes nicht dämpfen, da er wohl fühlte, daß er diesen nur dann erreichen würde, wenn er standhaft dabei verharrte.

Unerwartet bemerkte er plötzlich in einiger Entfernung auf einer Anhöhe eine große Stadt. Er richtete seine Schritte dahin und hörte bald den Wächter, Mudjee-Kokokoho, der noch etwas höher stand, um sogleich Nachricht zu geben, wenn sich ein Freund oder Feind näherte, ausrufen: „Es kommt ein Fremder!“

Ein lauter Schrei verkündete, daß sie es Alle vernommen. Der junge Mann kam zur Stadt und wurde daselbst von dem Wächter in die Hütte des Häupt-

lings hinein gewiesen. „Hier mußt du hineingehen," sagte Jener und verließ ihn dann wieder.

„Komm herein, komm herein," rief ihm der Häuptling zu, „setze dich dorthin, und wies dabei auf die Stelle, wo seine Tochter saß, „das ist der Ort, wo du dich niedersetzen mußt."

Bald gaben sie ihm etwas zu essen, fragten ihn aber nur wenig, denn er war ein Fremder. Nur wenn er sprach, antworteten ihm die Andern. Nachdem es dunkel geworden, sagte der Häuptling: „Tochter, nimm die Moccasins unseres Schwiegersohnes, sieh, ob sie zerrissen, und ist dies der Fall, dann bessere sie aus und bring sein Bündel herein."

Dem jungen Mann kam es ganz befremdend vor, daß er so freundlich aufgenommen wurde und er nahm, ohne daß er es gewollt, die Tochter zur Frau, obschon das junge Mädchen schön war. Sie nahm aber seine Moccassins, die er abgelegt hatte, nicht sogleich auf, und es mißfiel ihm, daß sie so lange zögerte. Als sie diese endlich aufhob, nahm er sie aus ihrer Hand und hing sie selbst auf. Dann legte er sich nieder, dachte an den Schwan und entschloß sich, mit Tagesanbruch wieder aufzubrechen. Mit dem frühesten Morgen erwachte er, redete die junge Frau an, erhielt aber keine Antwort. Da berührte er sie leise: „Was fehlt dir?" fragte sie und wandte ihm den Rücken zu.

„Sage mir," redete er sie nun an, „wann ist der Schwan hier vorübergeflogen? ich verfolge ihn; komm daher mit hinaus und zeige mir die Richtung, in welcher er fortzog."

„Glaubst du etwa, ihn fangen zu können?" erwiderte sie.

„Ja," antwortete er.

„Thorheit," entgegnete sie wieder; doch trat sie mit vor die Hütte und zeigte ihm die Richtung, die er einschlagen müsse.

So lange die Sonne noch nicht aufgegangen war, ging der junge Mann auch nur langsam, als dies aber geschehen, eilte er mit seiner früheren Schnelligkeit vorwärts. So lief er den ganzen Tag, und als die Nacht hereinbrechen wollte, war er nicht wenig erfreut, sich abermals in der Nähe einer andern Stadt zu befinden, wo er wieder den Wächter verkünden hörte: „Es kommt ein Fremder!"

Schnell hatten sich die Männer des Ortes versammelt, um den Fremden zu sehen. Auch hier hieß man ihn in die Hütte des Häuptlings treten, wo er ganz auf dieselbe Weise empfangen wurde, wie in der vorhergehenden Nacht; nur daß die junge Frau noch schöner war und ihn viel freundlicher behandelte. Obschon sie ihn dringend bat, etwas zu verweilen, so konnten seine Gedanken doch nicht von dem Ziele seiner Reise abgezogen werden. Ehe der Morgen anbrach, fragte er die junge Frau, wann der rothe Schwan vorübergezogen und bat sie zugleich, ihm den Weg zu zeigen. Sie that dies und sagte: „Gestern als die Sonne zwischen Mittag und ihrem Ruheplatz stand."

So lange die Sonne noch nicht aufgegangen, setzte er seinen Weg wieder langsam fort, als sich diese aber erhoben, stellte er seine Schnelligkeit erst auf die Probe, schoß einen Pfeil ab und eilte ihm nach. Der Pfeil fiel immer noch hinter

ihm zur Erde. So lief er den ganzen Tag, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Als die Nacht hereinbrach, bemerkte er die Hütte eines alten Mannes, und als es dunkel geworden, sah er einen hellen Schein, der aus jener kleinen, niederen Hütte hervorbrach. Er ging diesem vorsichtig entgegen und lugte durch die Thür, wo er einen alten Mann in der Hütte wahrnahm, der seinen Rücken an dem Feuer wärmte und sein Haupt auf die Brust gebeugt hatte. Er glaubte daher, der alte Mann wüßte es nicht, daß er in der Nähe der Thür stände, aber er täuschte sich; denn sobald er in die Thür schaute, rief ihm Jener zu: „Tritt herein, Nosis (mein Enkel); nimm deinen Sitz mir gegenüber, trockne deine Sachen, denn du mußt ermüdet sein, ich will dir daher etwas zu essen bereiten."

Odjibwa that, wie ihm geheißen. Darauf sagte der alte Mann, den er bald für einen Zauberer erkannte: „Mein Kessel mit Wasser steht am Feuer," und augenblicklich erschien auf sein Geheiß ein kleiner eherner Kessel am Feuer. Dann nahm der alte Mann ein einziges Korn Mais, ebenso eine einzige Heidelbeere und warf sie beide in den Kessel. Da der junge Mann sehr hungrig war, so dachte er bei sich: Die Aussichten auf das Abendessen sind sehr kümmerlich. Aber weder ein Wort noch ein Blick verriethen seine Gedanken. Bald kochte es in dem Kessel und der alte Mann befahl ihm, diesen etwas vom Feuer zu rücken. „Nosis," sagte er, „nimm dir selbst," und damit reichte er diesem einen Teller und einen Löffel aus demselben Metall wie der Kessel.

Der junge Mann nahm Alles, was in dem Kessel war, und fühlte sich tief beschämt, als er bedachte, was er gethan; doch ehe er sprechen konnte, sagte der alte Mann: „Nosis, iß, iß;" und bald darauf sagte er abermals: „Nimm dir selbst aus dem Gefäße."

Odjibwa war aber nicht wenig erstaunt, als er den Kessel wieder gefüllt sah; er nahm nochmals den ganzen Inhalt heraus, und schnell war der Kessel wieder gefüllt, bis er endlich seinen Hunger vollkommen gestillt, worauf der Zauberer zum Kessel sprach und dieser seine gewöhnliche Stelle in der Hütte einnahm. Der junge Mann lehnte sich nun gemächlich zurück und lauschte den Worten seines Wirthes, der ihn ermahnte, zu beharren, da er so sein Ziel erreichen würde. „Dir mehr mitzutheilen," fuhr er fort, „ist mir nicht erlaubt; fahre so fort, wie du begonnen, und du wirst dich nicht täuschen. Morgen wirst du abermals die Hütte eines alten Mannes erreichen, aber der, den du nach diesem sehen wirst, wird dir Alles sagen, was du zu thun hast, um zum Ziele deiner Reise zu gelangen. Oft schon ist der rothe Schwan hier vorübergeflogen, aber die, welche ihm folgten, sind nicht wieder zurückgekehrt; sei fest in deinem Entschluß, sei auf Alles vorbereitet."

„Das will ich," antwortete Odjibwa, und Beide legten sich nieder, um zu schlafen. Früh am Morgen stand schon der Kessel des alten Mannes bereit, damit sein Gast sich noch stärken könnte, bevor er aufbräche. Ehe dieser den alten Mann verließ, gab Letzterer ihm noch seinen Rath mit auf den Weg.

Zufriedener, als er es, seitdem er die Heimath verlassen, gethan, trat Odjibwa heute seine Reise an. Die folgende Nacht fand ihn wieder in der Gesellschaft eines alten Mannes, der ihn freundlich empfing und ihm auch seinen Weg

zeigte. Da er hoffte, daß er nun den Mann treffen würde, der ihm sagen sollte, was er thun müsse, um den rothen Schwan in seine Gewalt zu bekommen, so verfolgte er heute mit einem immer leichteren Herzen seinen Weg. Bei Einbruch der Nacht erreichte er die Hütte des dritten alten Mannes. Ehe er aber noch an der Thür angekommen, hörte er diesen schon rufen: „Nosis, tritt herein." Er trat daher unmittelbar hinein und fühlte sich ganz wie in der Heimath. Der alte Mann bereitete ihm sein Abendessen vollkommen auf dieselbe Art wie die frühern, wie auch dessen Kessel ganz von eben demselben Metall und von eben derselben Größe war.

Als Odjibwa gegessen, redete ihn Jener an: „Junger Mann, das, was du zu vollbringen gedenkst, ist schwierig. Eine Menge junger Männer sind in derselben Absicht an mir vorübergeeilt; Keiner aber ist jemals zurückgekehrt. Sei auf deiner Hut, und wenn deine Schutzgeister mächtig sind, dann kann dir es doch vielleicht gelingen. Der rothe Schwan, den du verfolgst, ist die Tochter eines Zauberers, der von jedem Dinge vollauf hat, seine Tochter aber höher als Wampum*) schätzt. Einst trug er eine Mütze von Wampum, die seinem Skalp angewachsen war, aber es kamen mächtige Indianer, Krieger eines entfernt wohnenden Häuptlings, und sagten ihm, daß die Tochter ihres Häuptlings am Rande des Grabes stände; sie verlange daher nach seinem Skalp von Wampum, um zu genesen. „Wenn ich diesen nur sehen kann, so wird dies mich schon heilen," sind die Worte, die sie fortwährend spricht, und wir sind daher gekommen, um ihn von dir zu erbitten."

Nachdem sie den Zauberer lange Zeit gedrängt, gab er endlich nach, sich von ihm zu trennen, da er wirklich glaubte, daß Jene ihn nur in der angegebenen Absicht von ihm forderten; — als er ihn jedoch abnahm, blieb sein Haupt kahl und blutig zurück. Viele Jahre sind seitdem verronnen, das Haupt aber ist noch nicht geheilt. Die Krieger waren aber nur in betrügerischer Absicht zu ihm gekommen und treiben jetzt Hohn und Spott mit dem Skalp, den sie tanzend von Dorf zu Dorf tragen, und bei jeder Verhöhnung, die dem Skalp widerfährt, muß der alte Mann vor Schmerzen tief aufstöhnen. Die Indianer sind aber viel zu mächtig für den Zauberer und zahllose junge Männer haben sich bereits geopfert, um ihm den Skalp wieder zu verschaffen; — doch alle ohne Erfolg. Wie dich, hat der rothe Schwan schon Manchen verlockt, den Entschluß zu fassen, den Skalp wieder zu gewinnen. Wem es aber gelingt, der wird den rothen Schwan als Preis erhalten. Am Morgen wirst du deinen Weg fortsetzen und gegen Abend zur Hütte des Zauberers kommen; ehe du dich dieser ganz genähert, wirst du bereits sein tiefes Stöhnen hören. Dieser wird dich nun augenblicklich hereinrufen: außer ihm wirst du Niemand sehen. Dann wird er dich nach deinen Träumen fragen

*) Der Wampum ist ein hieroglyphischer Schmuck der Indianer, der früher aus der bekannten Art einer Seemuschel bestand, an deren Stelle nach dem Eindringen der Europäer bunte Porzellanstückchen traten, die auf eine höchst künstliche Weise in ihre Gürtel geflochten werden und so die Stammtotems bilden. Es ist das Werthvollste, was ein Indianer besitzen kann, daher dient er auch als Unterpfand u. s. w.

für den Morgen und über die Macht deiner Schutzgeister. Er wird dich bitten, zu versuchen, ihm seinen Skalp wieder zu verschaffen; wird dir die Richtung angeben, die du einzuschlagen hast, und wenn du, wie ich sicher glaube, dich dazu bereit finden lässest, dann, mein Sohn, schreite muthig vorwärts; beharre auf dem Vorsatz deines Herzens und ich hoffe, du wirst siegen."

„Ich will es wagen," sagte der junge Mann. Nachdem er am Morgen aus dem magischen Kessel gegessen, setzte er seine Reise fort. Wie ihm vorhergesagt, am Abend erreichte er jene Hütte und vernahm das Stöhnen des Zauberers. „Komm herein," rief dieser, schon ehe noch der junge Mann die Thür erreichte. Als er in die Hütte trat, sah er das blutige Haupt und hörte das schmerzliche Stöhnen. „Setz dich nieder, „setz dich nieder," redete ihn der alte Mann an, „ich will dir unterdeß was zu essen bereiten." Er that dies ebenfalls ganz auf dieselbe Weise wie die früheren. „Du siehest, wie arm und verachtet ich bin," fuhr er fort, „ich muß alle meine Bedürfnisse selbst zubereiten.

Er sagte dies aber nur, um es zu verheimlichen, daß der rothe Schwan hier war. Odjibwa aber bemerkte bald, daß die Hütte in zwei Theile getheilt war und hörte auch dann und wann ein raschelndes Geräusch in jenem Theile, welches ihn fest überzeugte, daß sich Jemand dort befinden müßte. Nachdem er seine Lederstrümpfe und Moccasins abgelegt und gegessen, erzählte ihm der alte Mann, wie er seinen Skalp verloren; erzählte ihm von dem Spott und Hohn, den jener erdulden müsse, von den Schmerzen, die er deswegen auszustehen, von seinem brennenden Verlangen, jenen wieder zu besitzen, von all den erfolglosen Versuchen, die er bereits gemacht, und von der Zahl und Macht, die Diejenigen besäßen, welche jetzt den Skalp in Besitz hätten. Dann zeigte er ihm den Weg, auf dem er am besten und wahrscheinlichsten wieder zu erlangen sei, stachelte durch Erzählung der Gefahren, die dabei zu überstehen, den Stolz und das Ehrgefühl des jungen Mannes auf, und erwähnte endlich auch solche Gegenstände, die einen Indianer reich und glücklich machen müßten. Dann und wann unterbrachen tiefes Stöhnen und Seufzen seine Rede, wo er dann ausrief: „O, wie verächtlich behandeln sie ihn!" Odjibwa hörte mit feierlicher Aufmerksamkeit seinen Worten zu. Endlich fragte ihn der Alte nach seinen Träumen, nach den Träumen aus jener Zeit, als er gefastet und sein Gesicht schwarz gefärbt, um sich Schutzgeister zu gewinnen.

Der junge Mann erzählte ihm einen seiner Träume; der Zauberer aber seufzte: „Nein, das ist er nicht!"

Der junge Mann theilte ihm einen anderen mit. Jener seufzte wieder: „Das ist er nicht!"

Der junge Mann erzählte ihm noch zwei oder drei. Bei jedem aber stöhnte der Zauberer und sagte mürrisch: „Nein, nein, das sind sie nicht!"

Da dachte der junge Mann in seinem Herzen: Wer bist du denn? seufze und stöhne so viel du willst, ich erzähle dir keinen meiner Träume mehr. Bald darauf redete ihn aber der Zauberer abermals in einem bittenden Tone an: „Hast du keine Träume mehr von anderer Art zu erzählen?"

„Ja," erwiderte der junge Mann und erzählte ihm einen. „Das ist er, das ist er!" rief Jener aus, „du wirst mir das Leben zurückbringen. Das ist es, was ich wünschte, daß du es sagen möchtest," und er freute sich sehr. „Willst du aber auch nun gehen und es versuchen, mir meinen Skalp wieder zu verschaffen?"

„Ja," antwortete der junge Mann, „ich will gehen und den Tag nach morgen*), wenn du das Geschrei des Kakak**) hörst, so sagt dir dieses, daß mein Unternehmen geglückt; sei daher bereit mit deinem Kopfe, stecke ihn augenblicklich durch die Thür, damit ich dir ohne Zögern den Skalp aufsetzen kann."

„Ja, ja," antwortete der Zauberer, „wie du sagst, so soll es geschehen." Früh am Morgen brach Odjibwa zu seinem gefährlichen Abenteuer auf und um die Zeit, wo sich die Sonne gegen ihre Heimath neigt, hörte er das Gelärm vielen Volkes. Er befand sich jetzt gerade in einem Walde und bemerkte, wie er aus diesem heraustrat, anfänglich nur wenig Menschen, je weiter er aber vorschritt, um so zahlreicher wurden diese. Als er nun vollends auf die Ebene trat, waren ihrer Köpfe so viel, als Blätter der Bäume. Im Mittelpunkt der Ebene sah er einen Pfahl und an diesem einen Gegenstand, der sich hin und her bewegte; — dies war der Skalp. Dann und wann erzitterte die Luft von dem Sa–sa–quan, denn sie tanzten den Kriegstanz um den Skalp. Ehe sie ihn noch bemerken konnten, verwandelte er sich in einen No–noskau–si (Kolibri) und flog auf den Skalp zu.

Als er an einigen von Denen vorüberflog, die herumstanden, berührte er fast ihre Ohren und machte das summende Geräusch nach, das dieser Vogel hervorbringt, wenn er fliegt. Diese sprangen auf die Seite und fragten sich unter einander, was dies wol gewesen sein könnte. Unterdessen hatte er beinahe den Skalp erreicht; da er aber befürchtete, man möchte ihn bemerken, sobald er diesen vom Pfahl losbände, verwandelte er sich in ein Me–sa–be–wa–an (jedes leichte Ding, das von der Luft getragen wird) und ließ sich langsam und leicht zum Skalp tragen. Er band diesen los und flog langsam damit fort, denn er war ihm zu schwer. Daher konnte er ihn auch kaum halten und es beinahe nicht verhindern, daß ihn die Indianer wieder herabrissen. Als diese sich den Skalp fortbewegen sahen, erfüllten sie die ganze Luft mit ihrem Geschrei: „Er ist von uns genommen, er ist von uns genommen!" Der Skalp selbst bewegte sich noch immer bloß einige Fuß über ihren Köpfen hin. Das Gelärm und Geschrei des Volkes war gleich den zerschellenden Wogen nach einem Sturme. Bald aber hatte Odjibwa über sie den Sieg davongetragen, worauf sie es aufgaben, ihn fernerhin zu verfolgen. Nachdem er sich noch eine Strecke von ihnen entfernt, verwandelte er sich in einen Kakak und flog schnell mit seinem Preise davon, wobei er das Geschrei erhob, das jener Vogel ausstößt.

Auch der Zauberer war unterdessen allen jenen Vorschriften nachgekommen, hatte augenblicklich, so wie er das Geschrei vernommen, seinen Kopf zur Hütte hinaus gesteckt und hörte bald den Flügelschlag des Vogels. Plötzlich stand Odjibwa vor ihm und gab ihm mit dem Wampumskalp einen heftigen Schlag; die

*) Der indianische Ausdruck dafür ist Awuss-Waubung, — der Tag jenseits morgen.
**) Eine Habichtart.

Glieder des Zauberers reckten sich aus und zuckten von der Wirkung des Schlages; der Skalp saß fest und der junge Mann trat in die Hütte. Er setzte sich hier nieder und fühlte sich ganz heimisch. Da nun der Zauberer eine sehr lange Zeit brauchte, ehe er sich wieder erholte, so glaubte der junge Mann, er habe ihn getödtet und als er nun endlich die Zeichen des zurückkehrenden Lebens bemerkte, war er sehr froh. Zuerst bewegte sich Jener hin und her und setzte sich dann in die Höhe. Wie sehr erstaunte Odjibwa aber, als er in ihm nicht einen alten Mann, vorgerückt an Jahren und Hinfälligkeit, sondern den schönsten jungen Mann vor sich stehen sah! „Dank dir, mein Freund, redete dieser ihn an; „du siehst, daß du mir durch deine Bereitwilligkeit und deine Tapferkeit meine frühere Gestalt wieder verschafft hast. Wie es bestimmt war, so ist es geschehen; — du hast den Sieg davongetragen."

Der junge Zauberer nöthigte ihn nun, einige Tage bei ihm zu bleiben und sie wurden warme Freunde. Niemals erwähnte aber der Zauberer in ihren Gesprächen des rothen Schwans. Endlich kam der Tag herbei, an welchem Odjibwa seine Rückreise antreten wollte. Der junge Zauberer vergalt ihm seine Bereitwilligkeit und Tapferkeit reichlich; er gab ihm verschiedene Arten Wampum, Kleider und lauter solche Sachen, die ihn zu einem einflußreichen Mann machen mußten. Obschon nun Odjibwa's Neugier in Bezug auf den rothen Schwan auf das Höchste gestiegen war, so beherrschte er doch seine Gefühle und erwähnte diesen mit keinem Worte, denn er fühlte wol, daß sich dies nicht schicken würde, da der Andere, dem er einen so großen Dienst erwiesen, dessen Gastfreundschaft er jetzt genoß, der ihn so reichlich beschenkt, bisher noch kein Wort über den rothen Schwan gesprochen, sondern ihn auf das Eifrigste verborgen hatte.

Odjibwa's Reisebündel war fertig und er eben damit beschäftigt, die Abschiedspfeife zu rauchen, als ihn der junge Zauberer so anredete: „Freund, du kennst die Absicht, in welcher du so weit herkamst. Du hast dein Vornehmen ausgeführt und mir dadurch eine große Schuld auferlegt. Deine Beharrlichkeit darf nicht unbelohnt bleiben; wenn du aber alle deine Unternehmen mit gleichem Muthe wie dieses auszuführen suchst, so wirst du sie alle vollbringen. Meine Pflicht hält mich hier zurück, obschon ich sehr glücklich sein würde, wenn ich mit dir gehen könnte. Ich habe dir bereits Alles gegeben, was du bedarfst, so lange du leben wirst; doch ich sehe, du scheuest dich, von dem rothen Schwan zu reden. Ich gelobte, daß ich Den, welcher mir meinen Skalp wieder verschaffen würde, durch den Besitz des rothen Schwans belohnen wollte."

Er rief dann und pochte an die Scheidewand der Hütte. Die Thür öffnete sich und der rothe Schwan trat den feurigen Blicken Odjibwa's entgegen. Dieser war eine wunderschöne Frau und als sie in all ihrer Schönheit vor ihm stand, würde es ihm unmöglich gewesen sein, ihre Reize zu beschreiben, denn diese schienen nicht dieser Erde anzugehören. „Nimm sie mit dir, sagte der junge Zauberer, „es ist meine Schwester; behandle sie gut, denn sie ist deiner werth und was du für mich gethan, verdient eigentlich noch mehr. Sie ist bereit, mit dir zu deinen Verwandten und deinen Freunden zu gehen und ist dies immer gewesen, so lange

du hier warst; geh, meine guten Wünsche begleiten euch Beide." Dann blickte sie ihren Mann sehr freundlich an, der nun von seinem Freunde wirklich Abschied nahm und begleitet von dem Gegenstande aller seiner Wünsche, wandte er seine Schritte rückwärts.

Sie wanderten gemächlich den Weg zurück und erreichten nach zwei oder drei Tagen die Hütte jenes dritten alten Mannes, der Odjibwa aus seinem Zauberkessel gespeist hatte. Dieser war ebenfalls sehr freundlich und sagte: „Du siehst jetzt, was dir deine Beharrlichkeit genützt; handle immer so und du wirst in Allem, was du unternimmst, glücklich sein."

Als sie am folgenden Morgen im Begriff waren, aufzubrechen, nahm der alte Mann einen Beutel von der Wand der Hütte, gab diesen dem jungen Mann und sagte: „Nosis, ich gebe dir diesen; er enthält ein Geschenk für dich und ich hoffe, du wirst bis in dein hohes Alter glücklich sein;" dann sagten sie ihm Lebewohl und setzten ihre Reise fort.

Bald erreichten sie die Hütte des zweiten alten Mannes und auch hier war ihre Aufnahme ganz wie bei dem ersten; auch er gab ihnen ein Geschenk und sprach den Wunsch aus, daß sie glücklich leben möchten. Dann gingen sie fort und kamen in die Stadt, die der junge Mann bereits auf seiner Reise besucht. Der Wächter zeigte ihre Ankunft an und Odjibwa wurde in die Hütte des Häuptlings gewiesen. Dieser wies ihn auf einen Platz in der Nähe seiner Tochter und sagte: „Setze dich hier nieder, mein Schwiegersohn. Und auch du," fuhr er fort und wandte sich an den rothen Schwan.

Die Tochter war eben mit etwas in der Hütte beschäftigt und suchte auf jede Weise ihre Gleichgültigkeit über das, was in der Hütte vorging, an den Tag zu legen; denn sie erhob nicht einmal ihren Kopf, um sich nach denen umzusehen, die eben gekommen waren. Bald darauf sagte der Häupiling: „Bringe Jemand das Bündel meines Schwiegersohns herein."

Als dies geschehen, öffnete der junge Mann einen der Beutel, die er von den alten Männern bekommen. Er enthielt Wampum, Kleider und verschiedene andere Sachen; diese schenkte er seinem Schwiegervater und Alle waren über den Werth und Reichthum der Geschenke erstaunt. Nun erst sah die Tochter des Häuptlings empor, warf einen verstohlenen Blick auf das Geschenk, auf Odjibwa und sein wunderschönes Weib, hörte auf zu arbeiten, blieb aber den ganzen Abend schweigsam und nachdenkend. Sie sprachen dann unter einander über Odjibwa's Abenteuer, bis diesem der Häuptling sagte, daß er am Morgen seine Tochter mit sich nehmen möchte; der junge Mann erwiderte: „Ja;" dann redete der Häupling auch seine Tochter laut an und sagte: „Tochter, sei am Morgen bereit, mit ihm zu ziehen."

Unter den Versammelten befand sich aber auch ein Manjikewis, der schon lange in seinem Herzen gewünscht hatte, das junge Weib zu seiner Frau zu nehmen. Erzürnt sprang er daher auf und rief laut: „Wer ist denn dieser Fremdling (womit er den jungen Mann meinte) eigentlich, daß ihm diese da für ein paar Geschenke folgen darf? Ich will ihn tödten," und damit hob er ein Messer, was er in seiner Hand hatte, hoch empor, verwundete den jungen Mann aber nicht,

sondern wartete, bis ihm Einige den Arm hielten und setzte sich dann wieder nieder: denn er war ein zu großer Feigling, als daß er das ausgeführt, was er drohte. Früh am Morgen brachen sie unter den Wünschen ihrer neuen Freunde auf und erreichten gegen Abend die andere Stadt. Der Wächter gab das Zeichen und eine Menge Männer, Weiber und Kinder versammelten sich, um sie zu sehen. Auch hier wurden sie wieder in die Hütte des Häuptlings gewiesen, der sie willkommen hieß und zugleich sagte: Schwiegersohn, du bist willkommen." Dann wies er diesem seinen Platz neben der Tochter an, und hier setzten sich auch die beiden Frauen nieder.

Nachdem man geraucht und gegessen hatte, bat der Häuptling den jungen Mann, die Abenteuer seiner Reise zu erzählen, damit sie von Allen, die in der Hütte jetzt versammelt wären und die noch kommen würden, um ihn zu sehen, gehört würden. Aller Augen aber waren mit Staunen und Verwunderung auf den rothen Schwan gerichtet, denn sie war so schön. Odjibwa theilte ihnen seine ganze Geschichte mit. Später erzählte ihm der Häuptling, daß seine Brüder in der Stadt gewesen, um ihn hier zu suchen, daß sie aber wieder zurückgekehrt wären und schon alle Hoffnung aufgegeben hätten, ihn jemals wieder zu sehen. Da er nun so glücklich und so tapfer gewesen, so möchte er nur seine Tochter mit sich nehmen. „Denn," fuhr er fort, „obgleich deine Brüder hier waren, so hatte sich doch Traurigkeit und Kummer auf ihre Herzen gelagert; sie traten daher in keine unserer Hütten, fragten nur nach dir und kehrten wieder zurück. Nimm du daher meine Tochter, — behandle sie gut und dies wird uns noch enger mit einander verbinden."

In den Städten muß es immer etwas Albernes und Plumpes geben, so auch hier. Unter den in der Hütte Versammelten befand sich auch ein Maujikewis. Nachdem nun der junge Mann seinem Schwiegervater Geschenke gegeben, wie er es auch in der ersten Stadt gethan, sprang dieser Maujikewis in Zorn auf und fragte höhnisch: „Wer ist denn dieser Fremde eigentlich, daß er die besitzen soll, die ich haben will?"

Der Häuptling gebot ihm Stillschweigen und untersagte ihm, Streit zu beginnen, am wenigsten aber mit dem, der sein Gastfreund sei.

„Nein, nein," rief Jener, versuchte aber, Odjibwa zu schlagen. Dieser jedoch verachtete seine Drohungen und achtete ihrer nicht. Da schrie Jener immer lauter: „Ich will, ich muß sie haben;" bis ihn ein Schlag des Häuptlings mit der Kriegskeule zur Erde warf. Als er wieder zu sich kam, schalt ihn der Häuptling über seine Thorheit und befahl ihm, hinauszugehen und den alten Weibern Geschichten zu erzählen.

Odjibwa traf nun seine Vorbereitungen und lud eine Anzahl Familien ein, mit ihm auf seine Jagdreviere zu gehen, denn dort gäbe es Wild in Fülle. Sie waren dazu bereit und am Morgen hatte sich eine große Anzahl versammelt, um den jungen Mann dahin zu begleiten; auch gab ihm der Häuptling mit vielen Kriegern eine weite Strecke das Geleit. Als dieser nun umkehren wollte, hielt er an Odjibwa eine Rede und erbat den Segen des großen Geistes für seinen Schwiegersohn.

Nachdem Odjibwa mit seinen Begleitern mehrere Tage gewandert war, kam er in die Gegend seiner Heimath; er ging nun allein nach der Hütte; die Andern

aber ruhten aus. Als er in diese eintrat, fand er Alles in der größten Unordnung und mit Asche bestreut. Auf der einen Seite saß sein ältester Bruder mit geschwärztem Gesicht und weinend mitten in Asche, — auf der andern aber sein Bruder Manjikewis, ebenfalls mit geschwärztem Gesicht. Den Kopf aber hatte dieser mit Federn und Schwanendaunen bedeckt und sah dabei so wunderlich aus, daß der junge Mann das Lachen nicht unterdrücken konnte, denn er stellte sich so vom Schmerz und Kummer ergriffen, daß er nicht einmal die Ankunft seines Bruders bemerkte. Der Aelteste dagegen sprang auf, schüttelte Odjibwa die Hand, herzte und küßte ihn und war ungemein glücklich, ihn wieder zu sehen.

Nachdem Odjibwa gefunden, daß Alles gut war, sagte er seinen Brüdern, daß er Jedem ein Weib mitgebracht. So wie Manjikewis das Wort „Weib" hörte, sprang er plötzlich auf und rief: „Was, bist du eben zurückgekommen?" Dann eilte er nach der Thür, um hinaus nach den Frauen zu sehen, sprang lachend herum und jubelte: „Frauen! Frauen!" Das war der einzige Willkommen, den er seinem Bruder gab. Odjibwa sagte ihnen nun, daß sie sich waschen und zurecht machen sollten, denn er wolle jetzt hingehen und die Frauen hereinführen. Manjikewis sprang immer noch herum, fing an sich zu waschen, sah aber jeden Augenblick zur Thür hinaus, ob die Frauen schon kämen. Als diese hereingetreten, rief er: „Ich muß diese haben, — nein, diese," wußte aber eigentlich gar nicht, welche. Jetzt setzte er sich einen Augenblick nieder, sprang wieder auf, sah sich die Frauen abermals an, lachte und geberdete sich wie ein Thor.

Sobald die Ruhe wieder hergestellt war und sich Alle gesetzt hatten, übergab Odjibwa die eine der Frauen seinem ältesten Bruder und sagte: „Diese Frauen wurden mir gegeben, ich überlasse aber Jedem von euch eine, denn dies war meine Absicht von Anfang an." Manjikewis aber räusperte sich und sprach: „Ich glaube auch, drei Weiber würden zu viel für dich gewesen sein." Der junge Mann führte dann die eine zu Manjikewis und sagte: „Mein Bruder, hier ist eine Frau für dich, lebe glücklich."

Manjikewis beugte sein Haupt nieder und stellte sich beschämt, warf aber doch dann und wann einen verstohlenen Blick auf seine Frau und vergaß dabei auch die beiden andern Frauen nicht. Endlich beschäftigte er sich bloß mit seinem Weibe und that, als ob er schon Jahre lang mit ihr verheirathet sei. „Weib," sagte er, „ich will hinausgehen und jagen," und fort eilte er.

Einige Zeit lebten sie Alle glücklich und in Frieden; ihre Stadt nahm zu, die Bewohner vermehrten sich und es gab Alles in Fülle unter ihnen. Eines Tages aber entstand Streit unter den beiden ältern Brüdern, weil Odjibwa die verzauberten Pfeile ihres verstorbenen Vaters genommen; dies warfen sie ihm vor, schalten ihn und meinten, er müßte nun andere herbeischaffen. Dabei beabsichtigten sie aber weiter nichts, als daß er sich entfernen sollte, damit einer von ihnen dann den rothen Schwan erhalten könnte. Als sie nun eines Tages wieder davon anfingen, sprang er auf und sagte: er wolle gehen. Manjikewis und er begaben sich daher in eine Hütte, um zu schwitzen und sich zu reinigen. Doch selbst an diesem Orte, der doch geheiligt war, schalt ihn Manjikewis

wegen der Pfeile. Er erwiderte abermals, daß er gehen wolle, und seinen Worten getreu, verließ er sie am folgenden Morgen.

Als er nun lange, lange gegangen, kam er an eine Oeffnung in der Erde, und indem er in diese hinabstieg, erreichte er die Wohnungen der Verstorbenen. Das Land war schön, verlor sich aber in weiter, weiter Ferne, und er sah verschiedene Thiere in großer Menge. Die ersten, an denen er vorüberkam, waren Büffel, die ihn zu seinem großen Erstaunen wie Menschen anredeten. Sie fragten ihn, warum er gekommen, wie er herabgestiegen und was ihm die Kühnheit gegeben, die Wohnungen des Todes zu besuchen. Er aber sagte ihnen, daß er nach verzauberten Pfeilen suche, um seine Brüder dadurch zu beschwichtigen.

„Recht schön," antwortete der Anführer der Büffel, der aus lauter Knochen bestand, „ja, ja, wir kennen das," und damit sprang er mit seinen Begleitern etwas auf die Seite, als wenn sie erschrocken wären. „Du bist zu einem Orte gekommen," fuhr der Büffelgeist dann fort, „den bisher noch kein Lebender betreten. Du mußt aber augenblicklich zu den Deinen zurückkehren, denn deine Brüder drängen deine Frau, um ihr Unehre anzuthun; du aber wirst viele Jahre sehen und glücklich leben und glücklich sterben; in unsern Wohnungen darfst du jedoch nicht weiter vorwärts gehen."

Odjibwa sah jetzt, wie er glaubte, nach Westen und bemerkte ein helles Licht, gleich als wenn die Sonne in ihrem Glanze scheint, konnte aber keine Sonne wahrnehmen. „Was für ein Licht ist dies dort?" fragte er.

Der Büffel, welcher aus lauter Knochen bestand, antwortete: „Es ist der Ort, wo diejenigen wohnen, die gut waren."

„Und die dunkle Wolke?" fragte Odjibwa weiter.

„Mudji-izzhi-whabe zewin (Thorheit)" antwortete der Büffel.

Odjibwa fragte nun nicht mehr und stand unter dem Beistande seiner Schutzgeister wieder auf der Erde; sah die Sonne ihr Licht verbreiten wie immer und athmete die reine Luft. Alles Andere aber, was er in den Wohnungen des Todes und auf seiner Reise dahin sah, wie auch das, was er auf dieser kurz vor seiner Rückkehr vollbrachte, ist unbekannt. Nachdem er lange herumgewandert, um zu erfahren, wie er sein Volk glücklich machen könnte, traf er eines Abends wieder in der Nähe seines Dorfes oder seiner Stadt ein, und nachdem er an allen Wohnungen vorübergegangen und bei der seinigen angekommen war, hörte er seine Brüder in hochmüthigen Worten mit einander sprechen, denn sie stritten sich um den Besitz seines Weibes. Diese aber war immer treu geblieben und hatte die Abwesenheit oder den Verlust ihres Mannes beklagt; aber sie hatte ihn mit dem Stolz der Tugend beweint. Der edle Mann hörte ihnen so lange zu, bis er von ihren bösen Gesinnungen überzeugt war. Dann trat er mit der strengen und selbstbewußten Würde eines braven und tapferen Mannes in die Hütte. Er sprach kein Wort, sondern legte die verzauberten Pfeile auf einen Bogen, zog diesen ihrer ganzen Länge nach an und streckte beide Brüder todt zu seinen Füßen nieder.

So endete der Streit zwischen den Söhnen des Einsiedlers und Odjibwa lebte ein glückliches Leben mit dem rothen Schwan.

Afrikanische Märchen.

1.

Der Mord des Maßiloniane.

Zwei Brüder verließen eines Tages die Hütte ihres Vaters, um ihr Glück zu suchen. Der ältere hieß Maßilo, der jüngere Maßiloniane. Nach einigen Tagen kamen sie zu einer Stelle, wo zwei Wege sich ihnen boten: der eine führte nach Osten und der andere nach Westen. Der erste Weg war mit Fußspuren von Weidevieh bedeckt, der andere mit Fußspuren von Hunden. Maßilo folgte dem letzteren Wege; sein Bruder ging in der andern Richtung.

Nach einigen Tagen kam Maßiloniane bei einem Hügel vorüber, der ehemals bewohnt gewesen war, und staunte nicht wenig, eine Menge verkehrt stehender Töpfe auf demselben zu finden. Er bekam Lust, die Töpfe umzukehren, um zu sehen, ob nicht unter einem derselben ein Schatz versteckt wäre; und schon hatte er mit einer großen Anzahl Töpfe so verfahren, als ein Topf von ungeheurem Umfang an die Reihe kam. Maßiloniane gab ihm einen tüchtigen Stoß, allein er blieb unbeweglich. Der junge Reisende verdoppelte seine Anstrengung — vergebens. Zweimal ist er genöthigt, seinen geborstenen Gürtel wieder zu knüpfen; der Topf scheint im Boden festgewurzelt. Aber plötzlich weicht er, wie durch Zauber, einem sehr gelinden Drucke, und ein unförmlicher Riese erscheint vor dem jungen Maßiloniane, der voll Schrecken zurückbebt.

„Was störst du mich," fragte das Ungethüm, „dieweil ich meinen Ocker anreibe?"

Maßiloniane betrachtete ihn genauer und bemerkte mit Grausen, daß eines von seinen Beinen so dick war wie ein starker Baumstamm, während das andere die gewöhnliche Proportion hatte.

„Zur Strafe für deinen Frevel sollst du mich tragen, Söhnlein," sagte das Ungeheuer und schwang sich in demselben Augenblick auf den Rücken des Unglücklichen; dieser knickte zusammen, erhob sich wieder, that ein paar Schritte vorwärts, wankte und stürzte wieder auf den Boden. Seine Kräfte verließen ihn gänzlich; aber der Anblick eines Stückes Rothwild in der Ferne gab ihm ein Mittel ein, zu entrinnen. „Väterchen," sagte er mit zitternder Stimme zu dem Scheusal, „setz'

dich einen Augenblick an die Erde; ich kann dich nicht tragen, weil ich keinen Riemen habe, um dich auf meinem Rücken festzubinden; ich will schnell ein Laama erlegen, und aus seiner Haut wollen wir Riemen schneiden."

Sein Gesuch ward ihm bewilligt und er verschwand mit seiner Meute in der Ebene. Nachdem er sehr weit gelaufen war, versteckte er sich in einer Höhle; aber der dickbeinige Unhold, des Wartens müde, folgte ihm bald nach und rief, so oft er eine Fußstapfe des Jünglings erblickte, mit seiner rauhen Stimme: „Sieh da, den kleinen Fuß des Maßiloniane — sieh da, den kleinen Fuß meines Kindleins."

Maßiloniane hörte ihn kommen und fühlte, wie der Boden unter seinem Tritte bebte. Von Verzweiflung ergriffen, verläßt er die Höhle, ruft seine Hunde herbei und hetzt sie gegen den Feind, indem er ihnen sagt: „Tödtet ihn, verzehret ihn ganz, aber laßt sein dickes Bein übrig!"

Die Hunde gehorchten und ihr Herr nahte bald dem unförmlichen Beine ohne Besorgniß. Er hieb es mit einer Art in Stücke und — o Wunder! — es kam eine ungeheure Heerde schöner Kühe daraus hervor. Eine von ihnen war so weiß wie der gefallene Schnee. Vor Freuden außer sich, treibt Maßiloniane das Vieh vor sich her und begiebt sich wieder auf den Weg nach der Hütte seines Vaters.

Der ältere Bruder kam mit einer Hundeheerde, der Frucht seines Zuges, zurück. Beide Brüder begegneten einander da, wo sie sich getrennt hatten. Der jüngere sagte, weil er das größere Glück gehabt, zu dem älteren: „Nimm aus meiner Heerde so viel Vieh als dir gefällt; nur wisse, daß die weiße Kuh Niemanden gehören kann, außer mir."

Aber dem Maßilo war es eben um diese allein zu thun; er bat seinen Bruder wiederholt, sie ihm abzutreten — vergebens. Die Brüder übernachteten zweimal, und am dritten Tage kamen sie bei einer Quelle vorüber. „Laß uns hier verweilen," sprach Maßilo; „der Durst verzehrt mich. Wir wollen ein tiefes Loch graben und Wasser hineinleiten, damit es frisch werde."

Als die Arbeit vollendet war, suchte Maßilo auf dem benachbarten Berge einen großen, platten Stein, den er auf das Loch legte, um das Wasser vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Nachdem sich das Wasser genugsam verkühlt hatte, trank Maßilo zuerst. Sein Bruder wollte ein Gleiches thun; aber im Augenblick, als er sich in dieser Absicht über das Loch bückte, faßte ihn Maßilo an den Haaren und hielt ihm den Kopf so lange unter dem Wasser, bis er erstickt war. Dann schöpfte er das Wasser wieder aus dem Loche, steckte den Leichnam hinein und bedeckte ihn mit dem Steine.

Als Herr der ganzen Heerde ging nun der Mörder gesenkten Kopfes weiter; aber kaum war er einige Schritte vorwärts, da setzte sich ein kleiner Vogel auf das Horn der weißen Kuh und sang in klagenden Tönen: „Tsiri! tsiri! Maßilo hat den Maßiloniane getödtet wegen der weißen Kuh, die er so sehr liebte!"

Der Mörder entsetzte sich und tödtete den Vogel mit einem Steinwurf; aber kaum schickte er sich an, weiter zu gehen — da saß der kleine Sänger wieder auf dem Horne der weißen Kuh und wiederholte dieselben Worte. Maßilo warf ihn

von Neuem mit einem Steine todt und zerschmetterte ihn dann gänzlich mit seiner Keule. Aber in geringer Entfernung von der Stelle erschien das Vöglein zum dritten Mal auf dem Horne der Kuh und sang dieselben Worte.

„Ha, Zauberer!“ — rief Maßilo, außer sich vor Wuth — „werd' ich dich endlich zum Schweigen bringen?“ Darauf schleuderte er einen Stock gegen den verhaßten kleinen Mahner, zündete ein Feuer an, verbrannte das Vöglein darinnen und streute die Asche in den Wind. Verhoffend, der Spuck werde nicht wiederkehren, zog Maßilo stolz und keck in sein väterliches Dorf, dessen Bewohner sich schaarten, um die reiche Beute zu betrachten, die er mit sich führte. Man rief ihm von allen Seiten: „Wo ist Maßiloniane?“

Er antwortete: „Ich weiß es nicht — wir sind verschiedene Wege gegangen.“

Eine Menge Neugieriger umringte die weiße Kuh. „O wie schön ist sie!“ rief man um die Wette; „wie fein ist ihr Haar! wie rein ihre Farbe! Glücklich der Mann, der sie besitzt!“

Da trat mit einem Mal tiefe Stille ein .... auf das Horn des bewunderten Thieres setzte sich ein kleiner Vogel und sang: „Tsiri! tsiri! Maßilo hat den Maßiloniane getödtet um seiner weißen Kuh willen, die er so sehr liebte!“

„Wie! Maßilo hätte seinen Bruder getödtet?“ .... Die Menge stob voll Entsetzen aus einander und war unfähig, sich Rechenschaft von dem abzulegen, was sie gesehen und gehört. In diesem Augenblicke der Verwirrung flog der kleine Vogel zu der Schwester des Opfers und sagte ihr: „Ich bin das Herz des Maßiloniane. Maßilo hat mich getödtet; mein Leichnam ist bei dem Quell in der Wüste.“

2.

Der kleine Hase.

Eine Frau bekam Lust, von der Leber des Niamatsane*) zu essen. Ihr Mann sagte ihr: „Weib, du bist toll; das Fleisch des Niamatsane ist gar nicht eßbar und außerdem ist dieses Thier sehr schwer zu jagen, da es in einem Sprunge drei Tagereisen zurücklegt.“

Aber die Frau ließ nicht nach und ihr Mann ging, da er fürchtete, sie würde krank werden, wenn ihr Gelüste keine Befriedigung fände. Er sah in der Ferne eine Heerde Niamatsane's; Rücken und Beine dieser Thiere waren wie glühende Kohlen. Er verfolgte sie mehrere Tage und endlich gelang es ihm, sie zu erreichen, als sie eben in der Sonne schliefen. Er warf einen starken Zauber auf die Thiere, tödtete das schönste von ihnen, schnitt ihm die Leber aus und brachte seiner Frau die ersehnte Speise. Sie aß mit großem Appetit; aber bald darauf fühlte sie ihre Eingeweide wie von Feuer verzehrt. Nichts konnte ihren Durst

*) Eines fabelhaften Thieres.

stillen; sie lief an den See der Wüste, trank alles Wasser und blieb dann, jeder Bewegung unfähig, am Boden liegen.

Am andern Morgen erfuhr der Elephant, der König der Thiere, daß sein See ausgetrocknet sei. Er rief den Hasen und sagte ihm: „Du bist ein großer Läufer, eile und sieh', wer mein Wasser getrunken hat."

Der Hase lief mit Windesschnelle und kam bald wieder, seinem Könige anzuzeigen, daß es eine Frau gewesen. Der Elephant ließ einen Rath der Thiere berufen: da erschienen Löwe, Hyäne, Leopard, Rhinoceros, Büffel, Antilope — und alle sprangen und hüpften um ihren König herum, daß die Wüste erbebte. Der Elephant rief zuerst die Hyäne auf und sagte zu ihr: „Du, deren Zahn so scharf ist, geh' und durchbohre den Magen des Weibes."

Die Hyäne antwortete: „Nein, Herr; du weißt ja, daß ich gewohnt bin, die Menschen nur in offenem Kampfe anzugreifen."

Dann rief er den Löwen und sagte ihm: „Du, dessen Klaue so stark ist, geh' und zerreiße den Magen des Weibes."

Der Löwe entgegnete: „Nein; du weißt, daß ich nur denen ein Leid anthue, die mich zuerst angreifen."

Dann rief der Elephant den Strauß und sagte: „Du, der so gewaltige Schläge versetzen kann, geh' und hole mein Wasser."

Der Strauß rennt fort, mit den Flügeln im Winde rudernd, und wirbelnder Staub bezeichnet seinen Weg; endlich naht er der Frau und stößt sie so heftig mit dem Fuße, daß alles eingeschluckte Wasser aus ihrem Munde sprudelt und in einem ungeheuren Bogen zurück in das Bett des Sees fällt. Die Thiere tanzten einen Reigen um ihren Gebieter und schrien freudig: „Das Wasser des Königs ist wieder da!"

Schon hatten sie drei Nächte geschlafen, ohne zu trinken; sie lagerten sich um den See und wagten es doch nicht, daß Wasser des Königs zu berühren. Nur der Hase erhob sich in der Nacht und trank; dann nahm er etwas Schlamm und beschmierte damit das Maul und die Knie des Springhasen, der neben ihm schlief. Am Morgen bemerkten die Thiere, daß das Wasser sich etwas vermindert hatte und schrien alle: „Wer hat von dem Wasser des Königs getrunken?"

Der Hase sprach: „Seht ihr nicht, daß es der Springhase war?" Seine Kniee sind kothig, weil er sich beim Trinken gebückt hat, und er hat so viel getrunken, daß Schlamm an seinen Lippen klebt."

Da fuhren alle Thiere in die Höhe, tanzten um den Elephanten und riefen: „Der Springhase hat den Tod verdient, er hat sich vermessen, das Wasser des Königs zu trinken!"

Ein paar Tage nach der Hinrichtung des Springhasen fing der Hase, als er sich allein glaubte, zu singen an: „Häschen, wie bist du verschmitzt! Dein Nachbar hat für dich sterben müssen!" Man hörte es und verfolgte ihn; er entkam aber und hielt sich verborgen. Nach einiger Zeit begab er sich zum Löwen und sagte: „Freund, du bist sehr abgemagert; die Thiere fürchten dich und es gelingt dir selten, eines zu erlegen; mach' ein Bündniß mit mir und ich werde dich mit Wild versorgen."

Der Bund wurde geschlossen; nach Anleitung des Hasen umzog der Löwe einen großen Raum mit starkem Pfahlwerk und grub in der Mitte ein ziemlich tiefes Loch. Der Hase ließ den Löwen in das Loch kriechen und bedeckte es so weit mit Erde, daß nur die Zähne hervorsahen. Dann lief er und schrie in die Wüste: „Ihr Thiere! kommt, ich zeige euch ein Wunder; ihr könnt eine Kinnlade sehen, die aus der Erde wächst!"

Die Thiere kamen von allen Seiten herbei; zuerst erschienen die Gnu's, nach ihnen die dummen Kuagga's, dann die verzagten Antilopen. Auch der Affe stellte sich ein, sein Junges auf dem Rücken tragend; er ging auf das Loch zu, nahm einen spitzen Stab, räumte etwas Erde weg und sagte: „Kind, halte dich fest an meinem Rücken — dieser Todte ist noch furchtbar!"

Mit diesen Worten kletterte er behend das Pfahlwerk hinan und eilte fort. In demselben Augenblick entstieg der Löwe dem Loche; der Hase verschloß den Eingang der Verpfählung und alle Thiere wurden erwürgt. Die Freundschaft zwischen Beiden war jedoch nicht von Dauer; der Löwe machte seine überlegene Stärke geltend und sein kleiner Verbündeter beschloß, sich zu rächen. „Mein Vater," sprach er einst zum Löwen, „wir sind dem Regen und Hagel ausgesetzt, bauen wir uns eine Hütte."

Der träge Löwe überließ dem Hasen die ganze Arbeit; dieser nahm des Löwen Schwanz und flocht ihn so geschickt in die Pfähle und das Rohr der Hütte, daß er für immer darin stehen blieb. So hatte der Hase die Freude, seinen starken Gegner vor Hunger und Wuth sterben zu sehen: darauf schund er ihn und steckte sich in seine Haut. Von allen Seiten brachten die Thiere ihm zitternd Geschenke; man fiel vor ihm nieder und überhäufte ihn mit Ehren. Der Dünkel des Hasen wuchs immer mehr; er vergaß endlich seine Verlarvung und prahlte mit seiner List. Von dem Augenblicke an wurde er verfolgt, von allen Seiten bedroht, von allen Thieren verwünscht und verabscheut. So oft er sich zeigte, rief man: „Siehe da, der Mörder des Springhasen, der Erfinder der Zahngrube, der grausame Sklave, der seinen Herrn verhungern ließ!"

Um in seinen alten Tagen einige Ruhe zu genießen, mußte er sich endlich ein Ohr abschneiden, und erst nach dieser schmerzhaften Operation darf er es wagen, unter seinen Mitbürgern zu erscheinen, ohne die Besorgniß, erkannt zu werden.

Druck von Eduard Haenel in Berlin.

Anhang.

Literarische Anmerkungen.

Band III.

Mongolische Märchen.

Die hier aufgenommenen Märchen — Nr. 1: „die Vogelfrau," 2: „die sechs Gefährten," 3: „Chan Kindersinn," 4: „der Maler und der Holzkünstler," 5: „der Wundermann," 6: der Talisman," 7: „die mißgünstige Stiefmutter," 8: „die treuen Thiere," 9: „die Krokodillfrösche" — sind zuerst mitgetheilt in Benjamin Bergmann's Nomadischen Streifereien unter den Kalmücken in den Jahren 1802 und 1803. Thl. I. Riga 1804. Sie sind Erzählungen des „Ssiddi-Kür" (Kür bedeutet im Mongolischen einen Todten oder eine Leiche) einer Art Gespenstes, das ein Chanssohn zur Reinigung von seinen Sünden aus dem Todtenhain dreizehnmal einige Tagereisen weit trägt. Unterwegs erzählt Ssiddi-Kür dem Prinzen eine Geschichte; läßt sich dieser jedoch nur zu einem Wort verleiten, so stürmt der Todte aus dem Sack, in welchem ihn der Chanssohn trägt, nach dem Todtenhain zurück und die Wanderung beginnt von neuem. Man sehe auch im **Quarterly review XLI** die „**Relations of Ssidi Kur.**" Auch in der Mongolischen Chrestomathie von Kowalewsky, Kasan 1836 und 1837. 2 Bände, sind aus dieser bei den Steppenbewohnern sehr beliebten Märchensammlung mehrere mitgetheilt, in deutscher Uebersetzung in Lehmanns Magazin der Literatur des Auslandes 1838, Nr. 3. ff. — Ein eigenthümliches Kalmückisches Märchen „Das Schreckliche, welches Geborenwerden und Sterben begleitet," ist von Bergmann im 2. Jahrgang der Petersburger Zeitschrift, 1823, erzählt, s. auch Morgenblatt 1824, Nr. 16—19.

Indische Märchen.

Nr. 1: „Harasvami,„ 2: „Geschichte des Siva und Madhava," 3: „des Holzhauers Tochter" — sämmtlich aus der Märchensammlung des **Somadeva Bhatta** aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit in's Deutsche übersetzt von **Dr. Herm. Brockhaus.** 2 Thle. Leipz. 1843. — In A. W. v. Schlegels Indischer Bibliothek Band II. Hft. 3. sind zwei ganz märchenhafte Erzählungen „die vier Harthörigen" und „die vier einfältigen Brahminen," von denen erstere am Schluß der morgenländischen Erzählungen mitgetheilt ist. — Auch die vortreffliche uralte und weit verbreitete Fabelsammlung des Bidpai, die sich indeß von dem Märchencharakter schon entfernt und auf moralische Lehren abzweckt, stammt ursprünglich aus dem Indischen. Näheres über jene Fabelsammlung findet man bei Silvestre de Sacy in seiner Ausgabe der arabischen Uebersetzung von Ebn el mokaffa: **Calila et Dimna, ou Fables de Bidpai, en arabe. Paris 1816.** — Eine deutsche Uebersetzung der Bidpaischen Sammlung aus dem Arabischen erschien von **Dr. Phil. Wolff. Stuttg. 1837.**

Malayisches Märchen.

„Die Prinzessin von Ledang," aus einem der früheren Jahrgänge des Morgenblattes hier aufgenommen.

Jüdische Märchen.

Die drei jüdischen Märchen 1: „die gebrochnen Eide," 2: „der Muhel," 3: das Mazikpferd" sind aus der schon öfter erwähnten und für dies Werk benutzten Mythologie der Feen und Elfen, (Th. 2.) entlehnt. Moses Edrehi, ein gelehrter Jude aus Marekko, hat mehrere der Mazinkinmärchen, die sich im Talmud und den rabbinischen Schriften befinden, für den Herausgeber der Mythologie in das Spanische übersetzt. Aus ihnen sind jene drei Märchen gewählt. Ueber die Mazikin wird a. a. O. noch erwähnt, daß sie genau mit den arabischen Dschinns übereinstimmen. Es sind männliche und weibliche Dämonen, die der Sage nach von Adam und Eva abstammen aus der Zeit ihres Bannes, der 130 Jahr, nachdem sie vom Baum der Erkenntniß gegessen, dauerte. Diese Mazikin gleichen den Engeln in drei Stücken. Sie können nicht gesehen werden, haben Flügel und können fliegen und wissen das Zukünftige. In drei Sachen sind sie den Menschen ähnlich; sie essen und trinken; verheirathen sich, haben Kinder und sind dem Tode unterworfen. — Es ist überraschend, wie viel Uebereinstimmung Nr. 2: „der Muhel," mit einer deutschen Sage hat.

Morgenländische Märchen.

Die Bezeichnung „Morgenländische Märchen" kann und soll natürlich nicht als ein besonderes Unterscheidungszeichen der hier folgenden Märchen gelten, im Gegensatz zu den früheren, denn auch sämmtliche Märchen des 3. Bandes bis hieher sind ja Morgenländische: aber ich wählte diesen allgemeinen Titel, weil mehrere dem Orient überhaupt angehören. — Nr. 1: „Amin der Kluge" ist in Kisseh-Khûn, der persische Erzähler, (Berl. und Stettin, 1829) nach den Sketches of Persia mitgetheilt. —

Nr. 11: „Geschichte des Prinzen Kalaf" ist aus der Sammlung Persischer Märchen „Tausend und Ein Tag" übersetzt (nach dem Französischen des Petis de la Croix, der sie 1675 aus dem Persischen Manuscript des Derwisch Mekles in's Französische übertrug). Die Erzählungen des Tausend und Ein Tages sind nach Art der Tausend und Eine Nacht zusammengefügt. Beider Inhalt bildet aber, so wie schon ihre Ueberschrift, einen Gegensatz. In Tausend und Eine Nacht ist es ein Fürst, der gegen die Frauen und in Tausend und Ein Tag ist es eine Prinzessin, die gegen die Männer eingenommen ist. Der Werth dieser Märchensammlung steht im Ganzen dem der arabischen nach, wenn auch die Geschichte des Prinzen Kalaf zu den vortrefflichsten Märchen des ganzen Orients gerechnet werden darf. — Eine schätzenswerthe, reichhaltige Sammlung morgenländischer Erzählungen aus dem Persischen, Türkischen und Arabischen übersetzte F. G. von der Hagen unter dem Titel „Tausend und Ein Tag," nach Petis de la Croix, Galland, Cardonne, Chawis und Chazette, dem Grafen Caylus u. A., . 11 Bdchn. Prenzlau 1827 ff.

Nr. 5: „der Goldschmied und der Zimmermann," Nr. 8: „der Prinz, der Frosch und die Schlange," Nr. 9: „der Kaufmann und die Stute," Nr. 10: „der Brahmine und das Meer," Nr. 24: „der Löwe und der Sijahgusch" sind entlehnt aus: Tuti-Nameh. Eine Sammlung Persischer Märchen von Nechschebi. Deutsche Uebersetzung von C. J. L. Iken. Mit einem Anhange von demselben und von J. G. L. Kosegarten. Stuttg. 1822. — „Tuti-Nameh" heißt in wörtlicher Uebersetzung Papageienbuch. Einem klugen Pagageien sind eine Reihe von Erzählungen in den Mund gelegt, mit denen er, in der Abwesenheit seines Gebieters, die Frau desselben von einer Untreue zurückzuhalten sucht. Es sind Märchen und Thierfabeln, doch ohne eigentlich didaktischen Endzweck, wie solcher an Bidpai's Fabeln bemerkbar ist (s. den Anhang „Ueber den Charakter des Tuti-Nameh."

Von Iken). Es giebt ein älteres und ein neueres Tuti-Nameh. Das ältere enthält 52 Erzählungen und ist in einem weit blühenderen und kunstreicheren Styl abgefaßt. Nechschebi vollendete es 1329, (s. daraus Nr. 10: der Brahmine und das Meer) und bearbeitete in demselben ältere Erzählungen indischen Ursprunges, die schon einmal in's Persische übersetzt waren. Eine einfache kürzere Bearbeitung des Tuti-Nameh mit 35 Erzählungen erschien im 17. Jahrhundert von Mohammed Kaderi. (S. den Anhang „Ueber die Geschichte des Tuti-Nameh." Von Kosegarten.) Den prosaischen Text dieser Bearbeitung mit englischer Uebersetzung gab Gladwin 1801 zu Calkutta heraus.

Nr. 19: „Fetisch" und Nr. 20: „die beiden Freunde" sind mitgetheilt in dem von Göthe hochbelobten morgenländischer Weisheit reichen: Buch des Kabus, oder Lehren des Persischen Königs Kiekjawus für seinen Sohn Ghilan Schach. Ein Werk für alle Zeitalter. Aus dem Türk.-, Pers.-, Arabischen übersetzt von Heinr. Fr. v. Diez. Berl. 1811.

Aus der arabischen Märchensammlung der Tausend und Eine Nacht sind (nach dem Französischen des Galland) übersetzt: Nr. 12: „Geschichte des Aly Baba und der vierzig Räuber," Nr. 13: „Geschichte Sindbads des Seefahrers," Nr. 14: „Geschichte Aladdin's oder die Wunderlampe" — entlehnt aus dem 14. und 15. Bdchn. der Habichtschen Uebersetzung der Tausend und Eine Nacht (beide Bändchen Ergänzungen aus einer Tunesischen Handschrift) sind: Nr. 3: „der König und sein Sohn," Nr. 4: „das Land der Betrüger," Nr. 21: „Geschichte von dem Diebe und der Frau," Nr. 22: „Geschichte von den Listigen, die den Geldwechsler betrogen."

Ueber den hohen Werth der in der Mitte des 16. Jahrhunderts zusammengefügten Erzählungen der Tausend und Eine Nacht noch etwas zu sagen, nachdem sich die urtheilsfähigsten Stimmen — bis auf Göthe herab — in ihrem Lobe erschöpft haben, erscheint überflüssig. Allerdings sind nicht alle von gleichem Werth; „bei weitem die größte Anzahl aber," urtheilen die Brüder Grimm a. a. O., „besteht aus Märchen, die dem Inhalt nach trefflich, der Darstellung nach reizend und von zarter Schönheit sind. Man kann die glühenden Farben, den Duft einer ungestört aufblühenden Phantasie, das überall durchathmende Leben nicht genug loben." Was die Literatur dieser Märchensammlung, die Abweichungen der verschiedenen Handschriften, Uebersetzungen (von Galland, Chavis und Cazotte, Coussin de Perceval, Hammer) anlangt, so verweise ich auf die gründlichen und ausführlichen Vorberichte zu der von Mar. Habicht, Fr. H. von der Hagen und Carl Schall besorgten Verdeutschung der Tausend und Eine Nacht (15 Bdchn. 4. Aufl. Breslau 1836) in Bd. I. V. VI. X—XIV.

Nr. 2: „Heldenthaten und Tod des Hauptmann's Bergspalter und seiner tapfern Genossen" ist aus der von Chavis und Cazotte gegebenen Fortsetzung der Tausend und Eine Nacht (Cabinet des Fées T. 39.) übersetzt. Das deutsche Märchen „Sechse kommen durch die Welt," „der Dummling" im Pentamerone des Basile, so wie „Belle — Belle ou le chevalier fortuné" der Gräfin Aulnoy, stimmen damit überein.

Aus Türkischen, Arabischen und Persischen Quellen ist die reichhaltige und treffliche Sammlung entnommen, die uns J. v. Hammer im „Rosenöl, oder Sagen und Kunden des Morgenlandes" (2 Bdchn. Stuttg. 1813) gegeben hat. Ich habe für dieses Buch aus ihr benutzt: Nr. 6: „Geduldvater," Nr. 15: „Suleiman" (vgl. damit „Salomon und die Königin von Saba," in „Biblische Legenden der Muselmänner." Aus arabischen Quellen zusammengetragen und mit jüdischen Sagen verglichen von Dr. G. Weil (Frankfurt a. M. 1845) Nr. 16: „Wer ernstlich will, kann viel," Nr. 17: „die beiden Geizhälse," Nr. 18: „die Kläger und der Richter."

Nr. 7: „der arme Teufel" ist aus Lehmanns Magazin für die Literatur des Auslandes entlehnt. In einem bekannten Gedicht Rückerts, „der betrogene Teufel," findet sich das nämliche Märchen.

Nr. 21: „die vier Harthörigen" s. Indische Märchen.

Nordamerikanische Märchen.

Die beiden schönen amerikanischen Märchen Nr. 1: „Beoban und Siegwun oder Winter und Frühling" und Nr. 2: „der rothe Schwan" befinden sich in dem von Schoolcraft unter dem Titel Algic Researches herausgegebenen Märchenkranze der Indianer Nord-Amerika's. Mehrere Proben desselben (darunter die hier mitgetheilten, stehen in Lehmann's Magazin für die Literatur des Auslandes 1844. Nr. 89. ꝛc.

Afrikanische Märchen.

Die zwei hier mitgetheilten sind Märchen der Betschuana's in Südafrika. „Das Volk der Betschuana's hat einen Schatz von alten Märchen und Erzählungen, die größtentheils sehr lang sind. Man nennt sie Schumo's oder Ueberraschungen, ein Titel, der sehr passend ist. Diejenigen, die der Missionair Casalis gesammelt, sind fast alle eine unzusammenhängende Häufung von außerordentlichen Begebenheiten und von Beschreibungen fabelhafter Thiere, ähnlich unseren Harpyien und Hippogryphen — mit einem Worte, das Groteske und das Ungeheure sind die wesentliche Grundlage derselben. Doch findet man hin und wieder sehr kostbare moralische Lehren, rührende Züge und musterhafte Beispiele in diesen Schöpfungen des südafrikanischen Geistes. Der Stil ist sehr lebhaft und gewöhnlich dem Gegenstand angemessen; die pathetischen Stellen haben einen Charakter, der nur in den Ländern, wo man Alles sagt, was man denkt, nicht übertrieben erscheinen kann."

Ueber das Märchen „der Mord des Massiloniane" bemerkt Casalis: „Diese Erzählung ist eine der besten von den mir bekannt gewordenen. Das Vorhandensein der Seele, ihre Unsterblichkeit und das Gewissen, welches den Mörder verfolgt, was er auch aufbieten mag, um seine Stimme zu betäuben, sind hier klar angedeutet. Man wird beim Lesen der Erzählung an den Vogel Manah der alten Araber erinnert, welcher nach ihrem Glauben aus dem Gehirne des Menschen flog, sobald dieser seinen Geist aufgab."

Die vorstehenden Notizen, wie die Märchen selbst sind entnommen dem „Magazin für die Literatur des Auslandes von Lehmann. 1842. Nr. 19. und 20. In Nr. 20. befindet sich auch noch ein drittes Märchen „Kammaga und Litaolane", eine sehr eigenthümliche Legende, die vielleicht auf eine verworrene Sage von der Erlösung der Menschheit durch Christum gegründet ist. Denn Alles ist der Geschichte unsers Heilandes analog.

Berichtigung. Von Nr. 4. der Morgenländischen Märchen ab ist aus Versehn eine falsche Nummer gesetzt, statt Nr. 4. Nr. 9. u. s. f.

Nachtrag zu den literarischen Anmerkungen des II. Bandes.

Polnische Märchen.

Große-Polens Nationalsagen von San-Marte sind mit dem 4. Hft., 1844, geschlossen.

Irische Märchen.

Die Arthur Sage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest. Herausgegeben von San-Marte. Quedlinburg. 1842.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

brief
PN
0041962
v.3

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 12 13 025 2